



Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

I. II.

Jahrgang 1870 und 1871

redigirt von

Professor **C. Semper** in Würzburg.

III. IV.

Jahrgang 1872 und 1873

redigirt von

Dr. **A. v. Frantzius** in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1874.

I N H A L T.

Jahrgang 1870.

Jahrgang 1871.

Nr. 6 bis 10. Juni bis October.

Nr. 11. November.

Jahrgang 1872.

Bericht

über die dritte allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Stuttgart am 8. bis 11. August 1872.

Jahrgang 1873.

Nr. 1. Januar.

Nr. 2. Februar.

Nr. 3. März.

Nr. 4. April.

Nr. 5. Mai.

Nr. 6. Juni.

Nr. 7. Juli.

Nr. 8. August.

Nr. 9. September.

Nr. 10. October.

Nr. 11. November.

Nr. 12. December.

Bericht

über die vierte allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Wiesbaden am 15. bis 17. September 1873.

Erste Sitzung am 15. September.

Zweite Sitzung am 16. Sept.

Dritte Sitzung am 17. September.

Anhang.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 1. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Januar 1873.**

Am 1. Januar 1873.

So wie der Einzelne beim Beginn eines neuen Jahres gern noch einmal einen Rückblick auf das verflossene wirft und dann erwägt, was ihm die Zukunft bringen könnte, nnd was er zu thun nnd zu erstreben hat, so geziemt es anch uns, noch einmal auf das alte Jahr zurückanblicken nnd Alles dasjenige zusammenzufassen, was wir für das nene Jahr als nnsere Aufgabe nnd als nächstes Ziel zu betrachten haben.

Der Rückblick liegt in dem gedruckten Berichte über die Stuttgarter Versammlung vor nns, der soeben in die Hände dar Mitglieder gelangt ist; es wird daher nur nöthig sein, nns über dasjenige klar zu werden, was wir thun sollan und thun können.

Die Aufgaben, welche die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit zu lösen übernommen hat, die den verschiedenen Commissionen zugetheilten Arbeiten, werden gegenwärtig, nachdem auf der letzten Generalversammlnng dnrch gegenseitigen Mainungsaustausch über die zweckmässigste Methode der Ausführung eine Vereinbarung erzielt wurde, dnrch gemeinsames Zusammenwirken vieler Mitarbeiter ihrer Vollendung entgegengeführt.

Die glückliche Wahl des Versammlnngsortes für die diesjährige allgemeine Versammlung und das Zusammentreffen anderer günstiger Umstände lässt anch in diesem Jahre eine zahlreiche Betheiligung an derselben voranssehen. Möchte daher auch diesmal wieder, wie im vorigen Jahre, der Hauptzweck dadurch erreicht werden, dass durch gegenseitigen Austausch der Meinungen über streitige Punkte und dnrch geeignete Answahl wichtiger wissenschaftlicher Fragen ein wesentlicher Fortschritt und eine Erweiterung unseres Wissens auf dem weiten Gebiete der Anthropologie erzielt werde.

Leider ist vorauszusehen, dass die behnfs Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten einzelner Mitglieder nnd Zweigvereine zu vertheilenden Geldmittel trotz der Znnahme der Mitgliederzahl in diesem Jahre in weit spärlicherem Maasse als bisher für den genannten Zweck zur Verwendung kommen werden, da bei der znnehmenden Thätigkeit der Gesellschaft zu den wachsenden Verwaltungsunkosten noch verschiedene andere grössere Ausgaben hinzugekommen sind.

Wie ans den Sitzungsberichten der verschiedenen Zweigvereine während der vergangenen Jahre zu ersehen ist, so haben sich dieselben hauptsächlich mit der ihnen am nächsten liegenden Anfgabe, nämlich mit der Erforschung der Urgeschichte ihrer Umgegend beschäftigt. Bei der sich allmählich steigernden Theilnahme für diesen Gegenstand haben sich natürlich anch die urgeschichtlichen Funde in fast allen Theilen Deutschlands in unerwarteter Weise vermehrt und zwar ganz besonders dadurch, dass man die Reste aus vorgeschichtlicher Zeit theils planmässig aufsuchte, theils die aufällig gefundenen unter Mitwirkung der Regierungen von vornherein vor Zerstörnng zu schützen suchte und sie den Händen Sachverständiger übergab.

In Folge des sich schnell anhäufenden Materials macht sich jetzt aber fast überall der Mangel an passenden Ränmlichkeiten für archäologische Sammlnngen nnd nicht nur dies, sondern anch der Mangel an tüchtigen Conservatoren und Vorstehern in hohem Grade fühlbar. Nicht genug zu beachten sind daher die Worte, mit welchen der in den letzten Nummern dieses Blattes enthaltene Bericht über den archäologischen Congress zu Brüssel schliesst. Wir sehen darans, dass auch

für Deutschland die Zeit herangekommen ist, in der die Fortschritte der urgeschichtlichen Forschungen so bedeutende Erfolge geliefert haben, dass wir ernstlich auf Mittel und Wege sinnen müssen, wie am besten für eine würdige und zweckmässige Aufbewahrungsweise der der Nation heiligen Erinnerungszeichen aus der ältesten Vergangenheit zu sorgen sei. Liegt die Lösung dieser Aufgabe nicht aber gerade unserer Gesellschaft am meisten ob? —

Mit Recht können wir jetzt erwarten, dass durch die uns jüngst von dem Chef der Admiralität in Aussicht gestellte und durch denselben angeordnete Mitwirkung der Officiere und Aerzte unserer deutschen Reichsschiffe zur Vergrösserung unserer ethnologischen Sammlungen, gleichzeitig mit der Bereicherung dieser auch unsere ethnologischen Kenntnisse in einer Weise erweitert werden dürften, dass sich an die in letzter Zeit auf diesem Gebiete erschienenen Werke von **Waitz**, **Gerland** (die Anthropologie der Naturvölker) und **Fritsch** (die Eingeborenen Südafrikas) noch andere anschliessen werden, die der deutschen Nation nicht minder zum Ruhm gereichen werden als jene.

Zum Schlusse habe ich noch zu erwähnen, dass es der Redaction des Correspondenzblattes zwar auch in Zukunft nicht an gutem Willen fehlen wird, dass jedoch auch künftig wie bisher der Werth des Blattes und sein rechtzeitiges Erscheinen fast ganz allein von der Mitwirkung derjenigen abhängig sein wird, welche sich als Geschäftsführer der Zweigvereine verpflichtet haben, der Redaction die auf ihre Vereine bezüglichen Mittheilungen zu liefern, sowie auch von der Betheiligung derjenigen, welche durch eingesendete freiwillige Beiträge die Leser des Blattes zu bestem Dank verpflichten werden.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 12. October 1872.

Vorsitzender: Herr **Virchow**. Herr **Gruntzkow** überreicht eine dem Herrn General von **Michaelis** gehörende, auf dem Gute Bromkau gefundene Urne. Es sind eingegangen verschiedene Mikronesier-Photographien, Geschenke des Herrn **Franks** in London, sowie eine Mumie und vier Schädel von Guanches, Geschenke des Don **Spinoza Ibello** in Teneriffa. Der Vorsitzende theilt die traurige Nachricht mit, dass der ausgezeichnete Anthropologe Prof. **Finzi** in Florenz, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, gestorben ist. Herr Ministerresident **von Brandt** übergiebt hierauf alte Steinwaffen von ausgezeichneter Arbeit von **Oshee** in Japan, und erläutert eine Reihe grosser, von ihm geschenkter japanischer Abbildungen von **Aines** in ihren verschiedenen Beschäftigungen. Der Vorsitzende stattet alsdann Herrn **Theodor von Bunsen**, Ministerresidenten in Peru, der zugegen ist, den Dank ab für zwei von demselben geschenkte peruanische Mumien aus Pankatambo, in der Nähe von Cuzco. Er berichtet ferner, dass der Chef der Admiralität, Herr **von Stosch**, auf den Antrag des Vorstandes sich bereit erklärt hat, die Aufgaben der Gesellschaft durch die Marine zu fördern, und dass derselbe zu diesem Zwecke Vorschläge, wenn möglich besondere Fragebogen wünscht. Der Vorstand wird dieselben ausarbeiten.

Hierauf wird ein Bericht des Herrn **Renner** in Schwerin a./W. über Gräber und Gräberfunde auf dem Gute Alt-Lanske verlesen; unter den Funden, welche vorliegen, findet sich abermals die räthselhafte Combination des von Herrn **Virchow** so genannten Eier- und Käsesteins, welche zuerst vor einiger Zeit gleichfalls in der Provinz Posen in Grahurnen von Zaborewo gefunden worden sind. Herr **Bastian** bemerkt hierzu, dass diese Combination an den Lingam erinnere.

Herr **Friedel** hält sodann einen Vortrag über vorhistorische Entdeckungen in der Nähe Berlins. Bei den Vorbereitungen zu neuen Villenanlagen in der Nähe von Wilmersdorf stiess man auf Brandstätten mit altem Thongeräth und geschlagenen Steinen, sowie auf Mühlsteine und andere, die Wohnsitze von Menschen anzeigende Ueberreste. Nachdem schon Herr **Münter** die Funde gesammelt hatte, wurde die Stelle von den Herren **Friedel** und **Virchow** untersucht und die Richtigkeit der Beobachtung constatirt. Letzterer fand dabei eine Reihe ähnlicher Stellen auf dem Südabhange des Höhenrückens, der von Schöneberg nach Wilmersdorf zieht, dicht hinter der Windmühle. Herr **Friedel** legt ausserdem zahlreiche Urnenstücke, Thierknochen und Ueberreste eines menschlichen Skeletes aus der Gegend von Grünau vor.

Herr **Virchow** berichtet über die beiden grossen anthropologischen Versammlungen zu Stuttgart und Brüssel, unter besonderer Berücksichtigung der prähistorischen Höhlenbewohner Mitteleuropas. Er macht Mittheilungen über die zuerst von **Leibnitz** beschriebene und neuerlich von ihm untersuchte Einhornhöhle bei Scharzfels am Westharze, und legt eine grössere Zahl von Knochen des Höhlenbären aus derselben vor. Einige davon tragen Eindrücke, wie sie auch in den Höhlen Schwabens und Belgiens vielfach beobachtet sind und von denen es kaum zweifelhaft ist, dass sie durch die Eckzähne des Bären hervorgebracht

sind. Herr Fraas betrachtet dieselben als Spuren menschlicher Einwirkung, indem er annimmt, dass jene Urbevölkerung sich des Unterkiefers des Bären als Schlaginstrument bedient habe. Der Vortragende findet gerade in dem von ihm vorgezeigten Knochen mehr Wahrscheinlichkeit, dass die Löcher von dem Bisse des Bären herrühren, lässt jedoch die Möglichkeit einer anderen Deutung zu. Unabhängig davon hat er in der Einhornhöhle Scherben von alten Thongeräthen und in vier Fuss Tiefe unter und zum Theil zwischen Tropfsteinschichten einen Kohlenheerd gefunden, so dass er es als sicher betrachtet, dass diese mächtige Höhle, welche zu den grössten Mitteldeutschlands gehört, in alter Zeit bewohnt gewesen sei.

Nach Mittheilungen des Herrn Gerh. Rohlfs und des Herrn Dr. L. Pfeiffer sind kürzlich im Tuffsand bei Weimar Menschenknochen neben Rhinoceros, Biber und Feuersteinmessern gefunden worden.

Herr Dr. Schwalbe schenkt eine flache Schale aus einem Gräberfelde bei Kl.-Rietz (Kr. Beeskow).

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 9. November 1872.

Nachdem der Vorsitzende, Herr Virchow, in seinem Verwaltungsbericht den blühenden Zustand der Gesellschaft hervorgehoben, und nachdem einige Statutenänderungen, betreffend die Ueberführung des bisher mit dem November beginnenden Geschäftsjahres in das Kalenderjahr, erledigt waren, schritt man zur Wahl des neuen Vorstandes für das Verwaltungsjahr 1872/73. Es wurden gewählt:

Herr Bastian als Vorsitzender.
„ Virchow u. } als Stellvertreter.
„ Braun }
„ Hartmann als Schriftführer.
„ M. Kuhn u. } als Stellvertreter.
„ Fritsch }
„ Deegen als Schatzmeister.

Der Vorsitzende verliest hierauf eine Mittheilung des correspondirenden Mitgliedes, Herrn d'Omalius d'Halloy, über Finnenschädel, worin derselbe erklärt, dass er niemals die bekannte Mongoloidentheorie angenommen habe.

Herr Hartmann verliest einen Vortrag über Malerei und Bildhauerei im Dienste der Ethnologie. Gross und allseitig anerkannt sind die Verdienste der alten Aegypter um naturgetrene Darstellung ethnologischer Typen, deren noch lebende Repräsentanten ohne Mühe wieder zu erkennen sind, wie z. B. nigritische Stämme des weissen und blauen Nilgebietes. Während nun die älteren europäischen Maler sich um die ethnologische Seite ihrer sonst vielfach so herrlichen Schöpfungen wenig oder gar nicht bekümmert, z. B. holländische Bauern und venetianische Hafenarbeiter ohne Weiteres zur Staffirung ihrer biblisch-morgenländischen Darstellungen benutzt, ist man in dieser Hinsicht gegenwärtig sorgfältiger geworden. Vortragender hob nach dieser Richtung Gemälde von H. Vernet, Schopin, Gérome, Alma-Tadema, G. Richter, W. Gentz u. A. rühmend hervor, indem er dieselben als wahre Fundstätten für das Studium der vergleichenden Physiognomik bezeichnete. Zur Illustrirung des Vortrages dienten Photographien nach Vernet'schen und nach Gentz'schen Gemälden, welche letzteren als Geschenke des Gesellschaftsmitgliedes Herrn Maler W. Gentz übergeben wurden.

Der Vorsitzende erstattet Bericht über die diesjährige Excursion einiger Gesellschaftsmitglieder nach Brandenburg a. H. und übergiebt ein Verzeichniss der dortigen Stein- und Bronzealterthümer, welches Herr Schillmann verfasst hat.

Sodann stellte Herr Virchow das hermaphroditische Individuum Katharina Hohmann vor und erläuterte im Allgemeinen die modernen Erfahrungen über Hermaphroditismus überhaupt.

Herr Dr. Hostmann hat die von Herrn Virchow begonnenen Grabungen in der Einhornhöhle bis zu einer Tiefe von 14 Fuss fortgesetzt und immer noch Bärenknochen gefunden. Er sendet dieselben der Gesellschaft ein.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 14. December 1872.

Vorsitzender: Herr Virchow.

Herr Heine trägt über moderne Culturbestrebungen der Japanesen vor. Während das Land früher hermetisch verschlossen war, eigne es sich jetzt mit Riesenschritten europäische Bildung an. Ueberall errichte man Schulen, zu denen man selbst ausländische Kräfte hinzuziehe. Schon gegenwärtig könnten Europäer in vielen Stücken von Japanesen lernen. Eine Reihe von colorirten und schwarzen Bildern, sowie die nach denselben ausgeführten und zur Veröffentlichung bestimmten Photographien führen japanesische Verhältnisse verschiedener Art vor die Augen.

Unter den eingegangenen Geschenken zeichnet sich das Prachtwerk des Herrn Dr. Fritsch „Ueber die Eingeborenen Süd-Afrikas“ aus. Herr Virchow spricht die Hoffnung aus, dass dasselbe epochemachend für die Ethnographie sein werde.

Herr v. Erxleben übergiebt zwei Bronzefibulen aus einem Urnen-Grabfelde bei Selbelang (Mark), welche nach der Meinung des Vorsitzenden dem dritten und vierten Jahrhundert (römischer Einfluss) angehören.

Herr Witt-Bogdanowo hält einen Vortrag über einen von ihm in Alt-Görzig (Posen) gefun-

denen Pfahlbau und legt eine Menge aus demselben stammender Topfscherben und Knochen vor.

Herr **Alex. Braun** berichtet über einen räthselhaften Schlackenwall in Thüringen. Derselbe befindet sich auf der Hünenkuppe bei Blanckenburg. Auf der Spitze des aus Grauwackenschiefer bestehenden Berges befindet sich eine grosse Masse zum Theil blasiger, mit Holzabdrücken versehener Schlacken, welche aus demselben Gestein hervorgegangen sind, und da man nicht annehmen kann, dass eruptive Ursachen vorliegen, so ist es höchst wahrscheinlich, dass auch hier ein durch Menschen beabsichtigter, aber nicht vollendeter Wall besteht. Einzelne sehr charakteristische Schlackenstücke werden vorgelegt.

Herr **Walter Kaufmann** berichtet in einem Briefe über einen unweit Hull gemachten, sehr merkwürdigen Fund, indem er auf einem Hügel, Castle Hill genannt, zwei menschliche Skelete fand, welche mit Austernschalen ummauert waren. Dieser Fall, bemerkt Herr **Virchow**, steht einzig da, wenn man nicht vielleicht die Muschelberge Brasiliens hierher ziehen wolle.

Herr Dr. **Pfeiffer** schreibt, dass der früher angezeigte Fund von Menschenknochen neben Mammuth- und Rhinocerosknochen in der Nähe von Weimar auf einer Täuschung beruhe.

Herr **Virchow** hält einen Vortrag über die Urbevölkerung Belgiens. Er zeigt, dass die Behauptung des Herrn **Dupont**, die Urbevölkerung Belgiens sei eine mongoloide Race gewesen, nicht bewiesen ist, dass vielmehr in der prähistorischen Höhlenbevölkerung Belgiens mindestens drei verschiedene Typen zu unterscheiden sind. Die Annahme des Herrn **Dupont** bezieht sich lediglich auf die Schädelform der Bewohner einiger Höhlen, namentlich des Trou Frontal bei Furfooz. Diese ist aber ganz verschieden von der langköpfigen Bevölkerung von Engis, ebenso von der ausgezeichnet kurz- und grossköpfigen der Bewohner der Höhlen von Sclaigneaux. Wie schwer es sei, direct von der Schädelform auf die Physiognomie zu schliessen, beweist Herr **Virchow** dadurch, dass er in der Sammlung der Université libre zu Brüssel Schädel und Gypsabgüsse der ganzen Köpfe hingerichteter flamändischer Verbrecher fand, deren Schädel denen von Furfooz höchst ähnlich waren, ohne dass die Physiognomie mongoloid genannt werden könnte. Andererseits fand er in Lüttich brachycephale moderne Schädel, welche denen von Sclaigneaux sehr ähnlich waren. Dolichocephale Formen kommen später in den Frankengräbern vor, in welchen fast beständig sich Feuersteingeräthe finden, ein Beweis, dass man nicht sofort von Steingeräthen auf Steinzeit schliessen darf. Schliesslich schildert er ein vorhistorisches Feuersteinbergwerk auf den Feldern von Spiennes und Mesvin in der Nähe von Mons, wo eine grosse Werkstätte von Steingeräth bestanden zu haben scheint.

Auswärtige Correspondenz.

Aus Italien.

Rom, den 17. November 1872.

Nachdem ich mehrere Wochen im ewigen und immer unerschöpflichen Rom verweilt habe, bin ich vielleicht im Stande — und Sie erwarten es allenfalls — über die „**Racenhaftigkeit**" der **heutigen Römer** einiges für die Zwecke der deutschen anthropologischen Gesellschaft Brauchbare mitzutheilen. Leider! besteht hier noch kein ähnliches Unternehmen, so dass ich an verwandte und bereits zu Ergebnissen gelangte Bestrebungen anknüpfen könnte, weshalb meine Bemerkungen vor der Hand einen fragmentarischen Charakter tragen müssen. Allein die in Aussicht stehende Erhebung des Instituto archeologico zu einer deutschen Reichsanstalt lässt uns — da archäologische und prähistorische, d. h. anthropologische Forschungen in einem unzertrennlichen Zusammenhange stehen — die Hoffnung hegen, dass vaterländische Gelehrte hier, wo so unendliches Material aufgehäuft vorliegt, in nicht gar ferner Zukunft auch unserer neuen Wissenschaft des Menschenthums — der jüngsten und doch zugleich ältesten Schwester der bisherigen Humanitätsdisciplinen — eine bleibende Stätte bereiten dürften.

Die Sonne Homer's und des der Sage nach hierher geflüchteten Aeneas lacht gleich dem blauen Himmel noch immer über den lieblichen Gefilden Hesperiens. Die Aegyptologie hat uns in jüngster Zeit eine weitere Perspective in den Horizont des Exodus eröffnet, indem auf einem Siegesdenkmale des Pharao Meneptah, unter dem die **Apriu** (Ebräer) aus Aegypten auszogen, als Verbündete der **Lebu** (Libyer) folgende Völker des Mittelmeeres angegeben sind: Schakalasch, Oaschasch, Luca, Tuirscha, Schardana, Aqaiwasch, in denen man unschwer die Prototype der Singularformen Siculus, Oscus, Luca (bos Lucae bei Livius), Tursce (Etrusker), Sardinia und Achivus (Ἀχαιϝός) erkennen wird. Ihre Verluste, Waffen, zum Theile sogar ihre Porträts sind mit statistischer Treue verzeichnet. Wie in den Tagen des lauriger Horatius fliesst der flavus Tiberis an den dunkelbelaubten Gebüschen blühender Citronen, goldiger Orangen vorüber und es ragt der Lorbeer neben den classischen Pinien und Cypressen: ein düsterer Hintergrund, auf dem sich um so heiterer das Gelände stets duftender Rosen abhebt. Steigt man auf einen dominirenden Punkt, wie z. B. Palazzo Caffarelli, wo die deutsche Gesandtschaft wohnt und thront, so erscheinen alle Dächer mit einem

gelblichen Pilze uniform überzogen, welche Eintönigkeit durch die Fächer der Palmen, die riesigen oft Blüthenstengel von anderthalb Stockwerken treibenden Aloen und durch Alleen fast schwarz zu nennender Eichen in den Ziergärten und Anlagen angenehm unterbrochen werden.

Eine andere Höhe: der Scherbenberg (monte testaccio) zeigt uns, im Gegensatze zu dem Beharren der Natur, die Spuren des menschlichen Schaffens seit vielen Jahrhunderten. Mögen dies die zerbrochenen Gefässe sein, in denen die Völker des Erdkreises der Reihe nach dem allmächtigen Rom ihre Tribute darbrachten, wie Einige meinten; oder sind es die natürlichen Kökkenmödings, die sich aus unbrauchbar gewordenem Geschirre hier anhäuften — was etwas wahrscheinlicher klingt — jedenfalls deutet die Thatsache des 160 Fuss hohen Scherbenberges auf eine lange Entwickelung, wie das historische Rom sie anerkanntermaassen gesehen hat. Die Industrie hat sich seiner seit geraumer Zeit bemächtigt: zahlreiche Gewölbe und Keller sind in dem lockeren Gefüge angelegt; eine Reihe von Wirthschaften (tratterie und osterie) haben sich dort angesiedelt und es erblüht auch hier aus Ruinen ein neues Leben.

Dasselbe lässt sich behaupten von den übrigen Höhen der Sieben-Hügelstadt, wo bekanntlich das antike Rom zumeist pulsirte. Zwar ist diese Gegend fast gänzlich von alten Bauten der Könige, der Republik und der Kaiser, d. h. von den resp. Trümmern bedeckt und wenig bevölkert. Allein die Wissenschaft hat auch hier durch ihren Zauberstab neues Leben geweckt, indem die Ausgrabungen, besonders auf dem Palatin und im Forum, Arbeiter und Wissbegierige in Menge beschäftigen. Bedenkt man, dass das Pflaster des alten römischen Marktplatzes z. B. an dem umbilicus, der columna aurea, der rostra etc. um 15 Fuss unter dem heutigen liegt, so erhält man einen Maassstab für die Zerstörungen, die Rom erlitten, da der Schutt älterer Gebäude vorzüglich in diese Niederung geschafft wurde. Auch auf diesem Moder, sowie auf den meist brachliegenden Gehängen der Campagna, könnte, wie im Alterthume, ein üppiger Land- und Gartenbau gedeihen, wenn es den Principi und Nobili gefiele, etwas gesundere Ansichten über Volkswirthschaft zu gewinnen. Ist es nicht charakteristisch und betrübend zugleich, dass Italien, wo der Weinstock fast überall reichlich wuchert, noch importirte Weine gebraucht?

Gehen wir die langgestreckte via Appia mit ihrem massiven - Pflaster in die Stadt zurück. Auch diese erfreut sich einer guten Pflasterung, Dank dem spröden Materiale, das in der Nähe zu haben ist, wenn auch wegen der Schmalheit der Strassen eigentliche Trottoirs nur ausnahmsweise z. B. im Corso, der ehemaligen via lata, getroffen werden. Analog sind die Privathäuser, im schreiendsten Gegensatze zu den Monumentalbauten und den Palästen, ihren Nachahmungen, meist von sehr bescheidenen Dimensionen, offenbar in ihrer Anordnung die altrömischen fortsetzend, wie ich in Partenkirchen, vor zwanzig Jahren noch, bei der Post eines besuchte, das durch den späteren Brand vernichtet wurde.

Und die Menschen, die auf diesen Strassen wandeln und in solchen Häusern wohnen? Sie rechtfertigen noch immer Cäsar's Ausdruck brevitas (romana) im Gegensatze zur proceritas und immanitas Germanorum, besonders, wenn solche Exemplare, wie H. Schmidt, der Schweizer des Conservatoriums, seine baumlangen Söhne und meine Wenigkeit (hier *κατ' ἀντίφρασιν* zu fassen) neben den Sprösslingen der Welteroberer auftreten. Dabei eignet ihnen die echt römische gravitas, welche besonders die strenge und geputzte Façade hervorkehrt, mag es im Innern noch so sehr gähren und von Spinngeweben wimmeln.

Die römischen Matronen und Mädchen zeigen im Allgemeinen nicht das Berechnende und Pfiffige in den Gesichtszügen, wie die Männer, denen man deshalb mit ihren Nachbarn vom Ghetto einen semitischen Ursprung zuzuschreiben sich geneigt fühlen möchte. Ihr Auftreten ist ein durchaus würdiges, gemessenes; ihr Anzug durchschnittlich geschmackvoll, wenn auch manchmal nothdürftig, abgesehen natürlich von den Modepuppen, die auch hier eine gewohnte Erscheinung mit fusshohen Chignons geworden sind. Aber die einfachere Classe trägt ihr eigenes Haar in ungezwungener, schöner und classisch zu nennender Weise. Unter der Fülle dieses rabenschwarzen Haares und einer nicht gar hohen Stirn öffnet sich ein wunderbares Augenpaar, von gleich dunkler Farbe und unergründlicher Tiefe. Es ist das objective Organ des Gesichtssinnes, nicht der subjective Blick, durch Bildung vergeistigt, was so viele Beobachter und Künstler angezogen hat. Und wahrlich, man kann es den Malern nicht verübeln, dass sie an dem Auge der Römerinnen immer neue Schönheiten zu entdecken glauben, wenn es träumerisch gleichsam zu schwimmen scheint; erinnere ich mich recht, so haben die alten Griechen diese Eigenschaft das Feuchte, *τὸ ὑγρὸν*, genannt und als eigenthümlichen Reiz betrachtet. Nimmt man dazu eine untadelige Büste, den züchtigen Gang und die ebenmässige Haltung des Körpers, so meint man jene Figuren der alten Sculpturen, die bekanntlich von den Römern der Kaiserzeit meisterhaft porträtirt wurden, leibhaftig und lebendig vor sich zu sehen. Der gründliche Alterthümler wird diesen Liebreiz als Angebinde der Ahnmutter Venus genetrix erklären und eine tiefsinnige Beziehung zwischen Roma und seinem Palindrom Amor ahnen. Doch da gewahre ich, dass ich in das Revier Ovid's und unseres Alt-

meisters Goethe gerathen bin (vergl. seine römischen Elegien), dem der Senat und das römische Volk unlängst an seiner Wohnung im Corso eine Gedenktafel hat setzen lassen. Er mag sich die naturwüchsigen Scenen an der Piazza di Spagna, wo die reizenden und malerisch gekleideten Albaneserinnen nebst Sabinerinnen ihre bambini mit rührender Naivetät öffentlich zu säugen pflegen, so recht behaglich angeschaut haben — war er doch selbst eine unendlich naive Natur! Vor und nach ihm hat dort mancher Künstler sich Motive und Modelle geholt und man glaubt die Originale vieler berühmten Madonnenbilder jetzt noch vor sich zu haben.

Die Sprache anlangend, ist das heutige Italienische, oder genauer bezeichnet, lingua toscana in bocca romana eine sehr getreue Tochter des altrömischen Idioms, nicht gerade der durch die Classiker vertretenen Schriftsprache, sondern der aus den Komikern herausklingenden rustica. Dieses an sich lange Capitel will ich hier nicht eingehend behandeln; es genüge, darauf hinzuweisen, dass der Wortschatz im Allgemeinen derselbe geblieben, von den Flexionen viele erhalten und alle Abänderungen auf sprachgeschichtlichem Wege erfolgt sind. Dass man zum Ausdruck des Dankes gratiae sagt, kommt auch anderwärts vor; aber dass an zu vermiethenden Häusern oder Wohnungen est locanda auf einem Täfelchen allgemein verständlich prangt, lässt sich mit Hinsicht auf Pompeji doch nur aus fortgesetzter Ueberlieferung erklären. Die christlichsten Bewohner Roms gebrauchen ihr corpo oder cospetto di Baccho; manche schwören noch per la Diana und was eine junge Römerin in der Kirche Ss. Cosma e Damiana vor nicht langer Zeit gebetet haben soll, wird nur durch die Annahme erklärlich, dass dort ehemals ein Priapeum gestanden.

Eine ununterbrochene Tradition erkennt man auch in der Schrift und dem Inschriftenwesen überhaupt. Der Lapidarstyl, wie er am Grabe des ältesten Dichters Ennius, in sepulcbro Scipionum sich kund giebt, ist im Wesentlichen bis auf die Jetztzeit derselbe geblieben, nur dass die Inschriften immer zahlreicher, wegen der Beziehungen auf die lange Vergangenheit weitläufiger und rücksichtlich des Inhaltes andere geworden sind. Es ist eine erfreuliche mit Beifall zu begrüssende und nachahmungswerthe Erscheinung, dass die Benennungen der Plätze und Strassen, ja sogar der Privathäuser, in durchaus untadeligen, ja schönen Charakteren auf soliden Stein, meist Marmor, eingemeisselt sind. Ebenso befleissigen sich die verschiedenen Geschäfte sehr deutlicher, oft prächtiger Schilder. Dass dabei Manches mit unterläuft, was die Satyre herausfordert, auch wenn man kein Persius oder Juvenal ist, versteht sich von selbst. So z. B. wenn der hochwohlweise Magistrat nicht bloss an der Spitze seiner amtlichen Erlasse an die Romani! sondern auch auf den Karren, die den Unrath führen, oder auf den kleinen Stühlchen auf dem Pincio für das Publicum — der Münchener würde sie Hockerln nennen — sein gravitätisches S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanus) anbringt.

In der Crypta der Kirche S. Maria della Concezione, die den Capucinern gehört, sind vier Todtencapellen aufs Schauerlichste mit Knochen Verstorbener ausgeschmückt und am Allerseelentage beleuchtet. Wenn solche Sammlungen noch wenigstens die Schädel absonderten, wie die in Sendling (bei München) und in Altötting (Oberbaiern), so liesse sich für die Zwecke der Craniometrie eine Ausbeute erhoffen; in ihrem gegenwärtigen Zustande sind sie dafür unbrauchbar, auch wenn der Permesso, sie zu messen, erwirkt wäre.

Dass auch in Italien Pfahlbauten existiren und man eine Stein-, Bronze-, Eisenzeit unterscheidet, ist anerkannt. Betrachtet man vom Janiculus, einem der lohnendsten dominirenden Punkte, die Tiberinsel, so möchte man auf den Gedanken gerathen, dass sie, gleich der Roseninsel (Wörth) im Starnberger See, eine künstliche Anlage dieser Art gewesen und dass es ausser dem pons sublicius (der Pfahlbrücke) auch eine insula sublicia gegeben hat. Ja die ganze Campagna erscheint, von hier aus gesehen, wie eine grossartige Niederung, von den Apenninen und den Albaner Bergen halbkreisförmig eingeschlossen, aus der die einzelnen Hügel inselartig hervorragen. Jedenfalls haben wir hier ein ungeheures Amphitheater der Natur vor uns, in dessen Vordergrund, so recht in den Mittelpunkt hingestellt, die mächtige Roma ihre wechselnden Schicksale abgespielt hat.

Bei aller Beharrlichkeit der Bewohner in ihrer Eigenart, die sie von den Vorvordern ererbt, zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter doch zugleich deutliche Spuren der Vermischung mit den Stämmen des Nordens, die im Laufe der Jahrhunderte hier ihren Besuch abgestattet haben. Nicht bloss in den blondlockigen blauäugigen Köpfen, die man hin und wieder antrifft, sondern auch in den Namen. Abgesehen von dem Nizzaner Garibaldi, der mit dem ersten baierischen Herzog gleichnamig erscheint, sowie von den aus Kalenderheiligen entstandenen Eigennamen, z. B. des Kronprinzen Umberto (Humbert), giebt es eine erkleckliche Anzahl von Familiennamen, die nur aus alten Invasionen, friedlicher oder feindlicher Natur, von jenseits der Berge, wie der gefürchtete Nordwind (tramontana), erklärlich werden.

Wenn man die Museen und Sammlungen Roms besucht, wird man als Deutscher freudig überrascht von der Thatsache, dass die Mehrzahl der Wissbegierigen auf Leute germanischen Stammes entfällt. Sie kommen nicht, um, wie die Vandalen, gebrandmarkten Andenkens, zu zerstören, sondern

zunächst, um sich an einer grossen Vergangenheit, die bis auf den Waldmenschen Bahnino (Strasse, nach dem Pavianshilde an einem Brunnen benannt) zurückreicht, sowohl selbst zu erbauen, als auch in der Folge die Uebrigen zu heben. Der Umstand, dass die drei schönsten Punkte: Palazzo Caffarelli, P. Venezia und Villa Malta, in deutschen Händen sich befinden, lässt dieser menschheitlichen Aufgabe ein günstiges Prognostikon stellen.

Prof. Dr. Lauth.

Aus Spanien.

Einem Privatbriefe eines hervorragenden spanischen Anthropologen entnehmen wir folgende Stelle, welche über die Thätigkeit auf dem Gebiete der Anthropologie und Urgeschichte in Spanien handelt, und die um so schätzenswerther ist, je schwieriger bei dem leider noch immer gar zu sehr erschwerten Verkehr mit demselben ein Einblick in das dortige wissenschaftliche Leben zu erlangen ist.

Madrid, den 9. Juli 1872.

Die Urgeschichte fängt auch bei uns an immer mehr Boden zu gewinnen, trotz der grossen Hindernisse, die sich der freien Entwickelung derselben entgegenstellen. Man hat auch hier manche wichtigen Funde gemacht und ein prächtiges Museum für Alterthümer eingerichtet, unter welchen die Stein- und Bronzegegenstände einen nicht geringen Platz einnehmen. Es werden Bücher, Abhandlungen und Flugschriften veröffentlicht, die darüber handeln, und im Athenäum ist sogar ein besonderer Lehrstuhl für dieses Fach errichtet worden; die hier gehaltenen Vorträge werden vom Publicum sehr fleissig besucht, sowohl wegen der Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes, als auch wegen der geistreichen und anziehenden Art, wie derselbe vorgetragen wird.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Römische Funde in Skandinavien.

Die zahlreichen Funde römischer Alterthümer in Mecklenburg, welche durch die von dem Geheimen Archivrath Lisch so trefflich beschriebenen Gräber von Häven in ein ganz neues Licht gestellt sind, haben zunächst die Folge gehabt, dass wir alle ähnlichen Funde in noch weiter nördlich gelegenen Gebieten mit grösserer Aufmerksamkeit und erhöhtem Interesse verfolgen.

Das Kopenhagener Museum erhält alljährlich neuen Zuwachs seines bereits colossalen Reichthums an Erzeugnissen classischen Kunst- und Gewerbestyls, welche die Funde aus der sogenannten älteren Eisenzeit zu begleiten pflegen, und besonders ist es die Südostecke der Insel Seeland, welche wahrhaft kostbare Gegenstände liefert. Die Ortschaften Himlingöie und Warpeled, welche durch die nach ihnen benannten schönen Funde bekannt sind, liegen beide in dem Amte Prästö, und erst kürzlich berichtete die „Berlingsche Zeitung" über eine neue Ausgrabung in demselben District, deren Resultate mit Hinblick auf Warpeled und Häven von desto grösserem Interesse sind, als hier eine verschiedene Bestattungsweise sich offenbart. Schon vor mehreren Jahren wurden auf dem sogenannten Mühlenberge bei Wallöby (Stevenscharde, Amt Prästö) ein schönes Gefäss von feinem rothen Thon (terra sigillata?) gefunden, das erste dieser Art in Dänemark, nebst zwei silbernen Bechern von altnordischer Arbeit, mit vergoldeten Ornamenten, die an die Figuren der bekannten goldenen Hörner von Mögeltondern erinnern. In demselben Districte waren schon früher zwei ähnliche silberne Becher gefunden, weshalb man eine systematische Nachgrabung auf dem Mühlenberge bei Wallöby für geboten hielt. Dieselbe wurde von Herrn Prof. Engelhardt geleitet und ergab folgende Resultate.

Auf einer natürlichen Anhöhe lag ein mit Steinen umsetzter Hügel von 25 Fuss Durchmesser. In demselben fand man eine 9 Fuss lange, 2 Fuss breite und 2 Fuss hohe Grabkammer, ein Rechteck in der Richtung von N. S., von welchem durch eine quer über das Grab ziehende Steinreihe ein Stück abgeschnitten war, so dass das Grab in einen Haupt- und einen Nebenraum getheilt ward. Dasselbe hatte ferner eine $1^1/_2$ Fuss breite Einfassung von Granit und war mit Rollsteinen zugedeckt. In dem Hauptraume lag auf einem Brette von Eichenholz der bekleidete Leichnam mit seinen Grabgeschenken. Die Knochen waren gänzlich vermodert, an Schmuck und anderen Beigaben fand man: 1. Ein spiralförmig gewundenes, in Thierköpfe endendes prächtiges Goldarmband. 2. Drei breite goldene Fingerringe. 3. Eine silberne Fibula, deren Form nicht angegeben. 4. Eine Menge schwarzer und weisser Spielsteine von Glasfluss oder Porzellan. 5. Mehrere bronzene Eimer mit Handgriffen und ein Bronzegefäss mit gerippter Aussenseite. In dem Nebenraume waren die vor einigen Jahren ausgehobenen eben genannten beiden silbernen Becher, das Gefäss von terra sigillata (?) und Fragmente von Glas- und Bronzegefässen gefunden worden.

Die dänischen Funde verleihen auch einem kürzlich von dem Stockholmer Museum angekauften Funde aus Schonen höhere Bedeutung. In dem westlich von Ystad gelegenen Fischerdorfe Abbekas waren von einem Landmanne (ob in einem Grabe oder frei in der Erde liegend ist nicht gesagt) die nachbenannten Gegenstände gefunden

worden: Ein grösserer Bronzeeimer mit doppelter Handhabe, am Raude, wo die Henkel einfassen, mit menschlichen Gesichtern von barbarischem Typus geschmückt; eine Bronzeschöpfkelle mit dazu gehörendem Sieb; zwei ganz gleiche Glasbecher; Bruchstücke von Thongefässen, welche den mecklenburgischen nicht ähnlich sind; eine eiserne Ringbrünne (Fragment); zerbrochene eiserne Waffen; Stücke von feinem gewebten Zeug; die beiden letztgenannten Gegenstände in das Panzerhemd eingewickelt. Eine ausführliche Beschreibung dieses Fundes wird eine der nächsten Nummern des Manadshlad bringen, die obige beruht auf einer brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. Hildebrand.

Auch in Norwegen mehren sich die Funde römischer Alterthümer mit jedem Jahr und zeigen uns, wie weit die Producte einer classischen Cultur, die nachweisbar grossen Einfluss auf die unserige geübt, nach dem Norden hinaufgekommen sind. Nach einer brieflichen Mittheilung wurde diesen Sommer in einem Grabe am Ufer des Mjösen ein schönes Bronzegefäss gefunden, dessen römischer Ursprung durch eine lateinische Inschrift verbürgt ist. Dies Gefäss war, laut der Inschrift, ursprünglich dazu bestimmt, die Asche eines Römers zu bewahren. Ob dies geschehen, d. i., ob die Urne von einem nordmännischen Wiking aus dem Grabe geraubt, oder ob sie entwandt wurde, als sie eben aus der Werkstatt hervorging und bevor die Begräbnissceremonie stattgefunden, etwa wie wenn heutigen Tages ein bestellter Sarg gestohlen würde, ehe die Leiche, für die er bestimmt, hineingelegt worden, lässt sich schwerlich bestimmen. Thatsache ist, dass dies Gefäss später in Norwegen seine ursprüngliche Bestimmung als Todtenurne erfüllte, sei es, dass sie die irdischen Ueberreste des kecken Räubers oder eines seiner Genossen oder Anverwandten in sich aufnahm.

Urgeschichtlicher Fund in Westpreussen.

Auf einem unbedeutenden Hügel, unweit des Bahnhofes, Telegraphenstange 37, stiess man bei $1^1/_2$ Meter Tiefe auf zwei menschliche Skelete, die mit den Köpfen in der Richtung von Ost nach West unmittelbar neben einander gebettet waren und eine kranzförmige Einfassung von kleinen, theils flachen Feldsteinen hatten. Zur Rechten des einen Gerippes befand sich ein circa 12 Centimeter langes und 2 Centimeter breites spitz zulaufendes Messer oder auch Lanzenspitze aus schwarzem Feuerstein in roher Bearbeitung. Die Knochenreste waren merkwürdig sämmtlich noch sehr gut conservirt, wozu wohl der leichte Humusboden mit einer dazwischen lagernden Schicht Wiesenkalk beigetragen haben mag. Leider konnte aber von beiden Skeleten der Wissenschaft nur ein Schädel vor der Zerstörungswuth der Arbeiter bewahrt werden und dies auch nur durch das dankenswerthe Einschreiten des Bauunternehmers Herrn Busse-Rehden.

Dieser Schädel nun ist von einer so prägnanten Schönheit, so ohne jegliche Verletzung, wie ihn wohl selten eine Sammlung aufzuweisen haben dürfte, und seine Abnormität von der Schädelbildung der kaukasischen Race ist so gross, dass sie selbst einem Laien auffallen muss.

Der sogenannte Camper'sche Gesichtswinkel beträgt wohl wenig mehr denn 70°, die Stirn ist flach und zurückgedrängt, das Ohr hinaufgerückt und die Partie der Kiefer erstreckt sich weit nach vorn. Das Gebiss selbst ist fast ganz vollständig vorhanden, weicht aber wieder insofern von den jetzt lebenden Völkerschaften der Gegend ab, dass die kerngesunden Zähne auffallend klein sind und enggereiht stehen, besonders die Schneidezähne, und durch die abgeschliffenen Kauflächen beweisen dürften, dass das Individuum viele harte, vegetabilische Nahrung zu sich genommen hat. Der ganze Typus des Schädels zeigt etwas Thierisches, und in Anbetracht des augenscheinlich kleinen Gehirnraums möchte man auf geringe geistige Begabung schliessen.

Der betreffende Mensch hat jedenfalls in Rücksicht des aufgefundenen Steinwerkzeugs auf der ersten Stufe der Cultur gestanden — in der Steinperiode —, also in einer Zeit gelebt, von der uns die Geschichte Aufschluss zu geben nicht im Stande ist, die aber, um nicht zu hoch zu greifen, mindestens 2000 Jahre hinter uns liegt.

Ob wir es bezüglich dieses Schädels aber mit einem Autochthonen zu thun haben, oder ob er der Repräsentant des finnischen, lettischen oder celtischen Volksstammes ist, dies zu erforschen möchte ich den geneigten Craniologen unserer Provinz überlassen, denen ich im Interesse der Wissenschaft das Exemplar zur Verfügung zu stellen bereit bin.

Briesen, 7. Novbr. 1872.

Ruhehn.

(Thorner Ztg. 9. Novbr. 1872.)

Anzeige.

// Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 2. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. Februar 1873.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Würtembergischen anthropologischen Gesellschaft in Stuttgart am 26. October 1872.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Fraas, berichtete über den archäologischen Congress zu Brüssel, welchen auch er besucht hatte. Da wir in den letzten Nummern des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift einen ausführlichen Bericht jenes Congresses, von Frl. J. Mestorf, mitgetheilt haben, der Bericht des Prof. Fraas überdies bereits im Archiv für Anthropologie (Bd. V, Seite 477 bis 483) abgedruckt ist, so glaube ich auf den Inhalt dieses Vortrages nicht weiter eingehen zu dürfen. — Ausserdem machte der genannte Vorsitzende Mittheilung über eine Höhlennachgrabung, welche der Alterthumsverein zu Riedlingen in der Höhle von Rechtenstein (an der Donaubahn) veranstaltet hatte. Mit 3 Fuss Tiefe kamen Scherben und Aschenlagen in Menge zum Vorschein, welche erstere als terra sigillata auf römisch-germanische Zeit hinwiesen; Bronzeknöpfe, auch eine römische Münze bestätigten dieses Zeitalter. Höchst auffallender Weise grub man mit diesen historischen Resten auch mehrere Renthierreste und Fussknochen vom Höhlenbär aus. Steinmesser fehlten, die übrigen Knochenreste gehörten unserer Fauna an.

Sitzung der Würtembergischen Gesellschaft am 30. November 1872.

Das Mitglied Abegg, lange Jahre auf der Insel Euboea stationirt, schilderte seinen Besuch der alten Bäderstadt Aedepsos, am Nordende jener Insel gelegen. Es knüpften sich an diesen Vortrag verschiedene Besprechungen über begrabene historische und prähistorische Denkmale. — Hierauf sprach das kürzlich aus Bahia zurückgekehrte Mitglied, Dr. Wucherer, welcher dort eine lange Reihe von Jahren als praktischer Arzt gelebt hat, über die Sprache der Nagô-Neger. Dr. Wucherer ist seitdem wieder nach Rio Janeiro zurückgekehrt und beabsichtigt die Ergebnisse seiner in jenem Welttheile anzustellenden anthropologischen Forschungen künftig von Zeit zu Zeit der Gesellschaft mitzutheilen.

Sitzung der Würtembergischen Gesellschaft am 28. December 1872.

Prof. Haakh sprach anlässlich der Tragödie am baltischen Meere über alle ihm bekannten zahlreichen Besprechungen der von Strabo für Mythe erklärten Sturmfluth, welche den Anstoss gab, dass die Cimbern ihre Wohnsitze verliessen und sich über Europa verbreiteten.

Sitzung der Würtembergischen Gesellschaft am 25. Januar 1873.

In dem weiten Haine deutschen Vereinswesens, das ein so charakteristisches Merkmal germanischen Lebens bildet, steht als einer der jüngsten aber kräftigsten Stämme die deutsche anthropologische Gesellschaft da; und an diesem Baume bildet der würtembergische Zweigverein einen stattlichen Ast. Dies des Näheren auseinanderzusetzen, war die Aufgabe, die sich der Vorstand des Vereins Prof. Dr. Fraas in einem längeren, vor der Generalversammlung gehaltenen Vortrage gestellt.

Eine Vergleichung mit Vereinen von ähnlicher Richtung innerhalb und ausserhalb Deutschlands

zeigt, dass der würtembergische Verein, was Mitgliederzahl und geistige Productivität betrifft, sich schon manchem anderen an die Seite stellen kann. Und nicht bloss am Sitze des Zweigvereins, in Stuttgart, sondern auch in seinen Verästelungen im Lande herrscht reges Streben; der Verein von Riedlingen hat in der Höhle des Rechtensteins (s. oben Sitzung am 26. October) Entdeckungen gemacht, die mit den im Hohlefels erzielten Aufschlüssen in völliger Uebereinstimmung stehen und über eine ferne Vergangenheit wichtige Anhaltspunkte geben. Wir wissen jetzt mit Bestimmtheit, dass der Mensch und das Mammuth Zeitgenossen waren. Gelegentlich des Eisenbahnbaues wurden hart an Balingen Reihengräber aufgedeckt, im Ganzen deren etwa 24. Der Inhalt der Gräber an Gebeinen, metallenen Geräthen etc. wurde an Obermedicinalrath Dr. v. Höldar gesendet und dieser hielt darüber der Versammlung einen sehr ansprechenden Vortrag. Es steht fest, dass diese Reihengräber aus der Zeit der Völkerwanderung bis Karl den Grossen stammen. Die darin gefundenen Schädel haben unter sich eine so grosse Aehnlichkeit, dass sie fast eine Familienverwandtschaft anzudeuten scheinen; während die Schädel der jüngsten Generationen eine ungemein grosse Formverschiedenheit zeigen. Die bezüglich der Körpergrösse angestellten Messungen ergaben interessante Resultate, bei den männlichen Leichen eine Länge von 5 Fuss 8 Zoll bis 6 Fuss 6 Zoll, also erheblich mehr als in der Gegenwart; das Militärmaass beträgt wie bekannt 5 Fuss 5 Zoll. Auch die Frauen jener Zeit waren von höherer Statur als heute, sie hatten durchschnittlich Militärmaass. Die Chirurgie scheint vor 1000 und 1500 Jahren keineswegs so tief gestanden zu haben, wie unsere Eitelkeit von heute gern annehmen möchte. Es zeigten sich an den Knochen- und Schädelüberresten Hiebwunden und Brüche so kunstgerecht geheilt, dass einem Chirurgen über dem Anblick dieser Heilwunder das Herz überwallt. Ja sogar Zahnärzte, die für unsere Zeit kecklich als geprüfte gelten könnten, muss es damals schon gegeben haben. Das geht aus den von dem Redner an solchen Kiefern entdeckten kunstgerechten Kuren unwiderleglich hervor. Es folgte noch ein Vortrag des ersten Vorstandes über den Astarte- oder Astarotcultus; es wurden dabei Abbildungen von Statuen und Geräthen vorgezeigt, die durch den Forschungseifer der Neuzeit und insbesondere durch Generalconsul Duisberg in Jerusalem ans Tageslicht gezogen und durch Zeichnung vervielfältigt werden. Es stehen diese Darstellungen mit den christlichen und modernen Begriffen von Sittlichkeit in einem grellen Gegensatz; sie finden ihre beste Erklärung, wenn sich der Geschichtsforscher auf den Standpunkt des Hirtenvolkes stellt, dem jener Cultus eigenthümlich war.

Es ist Thatsache und es ist eine erfreuliche Thatsache, dass die Bestrebungen der anthropologischen Gesellschaften lebhafte Theilnahme und Unterstützung in den weitesten Kreisen finden; eine ihrer wesentlichsten Aufgaben ist die Erforschung vorhistorischen Lebens. Damit ist die Gesellschaft im Stande, das Interesse aller Stände und Bildungsstufen zu erwecken. Nachdem noch eine Neubestellung der Gesellschaftsorgane vorgenommen (Prof. Dr. Fraas als erster Vorstand wiedergewählt, als zweiter Vorstand Obermedicinalrath Dr. v. Hölder gewählt, auf den Vorschlag von Prof. Dr. Ables, der dieses Amt bisher verwaltet), und nachdem noch die Versammlung die Mittheilung ihres Cassirers, Fabrikant Schober, entgegengenommen, dass ihre ökonomischen Verhältnisse günstige seien, war die Tagesordnung dieses Abends erschöpft.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig am 10. December 1872.

Der Vorsitzende, Dr. Lissauer, berichtet über eine neue Abhandlung von Dr. Berendt aus Königsberg „über Gesichtsurnen", welche das ganze bis dahin bekannte Material zusammenfasst. Die Sammlung der Gesellschaft besitzt acht Exemplare dieser seltenen Todtengefässe. Aus einer brieflichen Mittheilung des Herrn Major Kasiski geht hervor, dass das Fundgebiet der Gesichtsurnen sich bis nach Pommern ausdehnt, da bei einer in der Umgegend von Neu-Stettin von ihm angestellten Ausgrabung unter vielen anderen interessanten Gegenständen auch eine gut erhaltene Gesichtsurne gefunden wurde.

Darauf hielt Herr Dr. Marschall einen Vortrag über die heidnischen Funde in Alyem. Der von den alten Pruzzen Alyem, Aljent oder Alga benannte Gau gehörte zu der Landschaft Pomesanien und entspricht heutzutage dem landräthlichen Kreise Stuhm und einem kleinen Theil des Marienburger Kreises, der sogenannten Höhe. Zur Zeit der ersten Ansiedelung mag der Ort wohl ein Küstenort gewesen sein; indem aber später nach und nach durch gemeinschaftliches Zusammenwirken der Weichsel und der See eine Versandung stattfand, die sich immer weiter nach Norden ausdehnte, wurde der ursprüngliche Küstenort zu einem Binnenorte.

Die äusserst günstige Lage als Handelsplatz und als Grenzort gaben demselben offenbar schon früh eine grosse Bedeutung. Als der deutsche Orden nach Preussen kam, um die Bewohner jenes Landes zu unterjochen und zum Christenthum zu bekehren, fand er besonders in zwei Gauen einen ungemein hartnäckigen Widersand, nämlich in Resien (Riesenburg) und Alyem. Die Zerstörung des letzteren Ortes war eine so vollständige, dass

nichts weiter als der Name desselben, der sich his heute erhalten hat, übrig blieb. Um so werthvoller ist daher diese Entdeckung, weil wir auf diese Weise in den alten Begräbnisstätten der einstigen Bewohner Pomesaniens eine reiche Fundgrube besitzen, die uns eine ungeahnte Einsicht in die alte Cultur jenes ganz und gar vertilgten Stammes und seiner Voreltern eröffnet.

Die Leichenverbrennung scheint bei den alten Preussen allgemeine Sitte gewesen zu sein; Beerdigung fand nur ausnahmsweise und in einer sehr späten Zeit statt. Bei der Verbrennung kamen zwei Formen in Anwendung: bei der einen steht das Todtengefäss in einem sogenannten Stein- oder Steinkistengrabe, bei der anderen wurden die Gefässe nur mit kleinen Steinen umstellt. Die erste Form findet sich zwar im ganzen Gau, doch ist das Vorkommen ein sehr isolirtes; es scheint der germanischen Race eigen gewesen zu sein. Die zweite Form bildet grosse gemeinsame Begräbnissplätze, auf denen sich Hunderte und Tausende von Todtengefässen befinden; sie finden sich auch durch ganz Deutschland und zwar da, wo einst slavische Stämme ansässig waren.

Die Todtengefässe zeigen eine ungemeine Verschiedenheit, sowohl in Bezug auf Material, Farbe, Stärke, Grösse und Härte, am meisten jedoch in Bezug auf die Form; **diese ist immer die Nachahmung des landesüblichen Kessels oder Kochtopfes.** Gewiss sind wohl die meisten jener Gefässe einheimisches Fabrikat, doch scheinen einige in der Sammlung des Vortragenden befindliche Flaschenformen aus hartem, weissem Thon mit verglastem Oeffnungsrand jedenfalls ausländischen Ursprungs zu sein.

Es zeigt sich ein entschiedener Unterschied in den Gefässen der Steingräber und der Massengräber, indem jene entschieden besser geformt, von besserem Material und mit einfacher Zeichnung versehen sind als diese. Jedes Todtengefäss trägt einen Deckel, der entweder aus einem platten Feldstein oder aus einer dicken Thonplatte besteht; diese, in den wunderbarsten Formen ausgezogen, stellt in ihrer vollkommensten Form den Gesichtsdeckel dar. Dieser — eine einheimische Nachbildung eines ausländischen Modells — ist jedenfalls auf etrurischen Ursprung zurückzuführen.

Interessant sind auch die mit einer Menge Löcher durchbohrten schüsselartigen Deckel in Form von schönen grossen Schalen, wahrscheinlich waren es Durchschläge zum Durchseihen der Milch (altpr. Dalptan).

Ausser diesen eigentlichen Todtengefässen finden sich nun neben ihnen auch eine Menge kleiner Thongefässe, die wahrscheinlich als Trinkgefässe benutzt wurden.

Von Glasgefässen finden sich leider nur Scherben, auf denen sich eingeschliffene Blätter und Zweige finden oder zu Figuren ausgezogene Glasfädchen.

Ein aus Eichenholz verfertigter Behälter in Gestalt eines Kahnes von circa 8 Zoll Länge, mit einer Steinplatte bedeckt, enthielt ebenfalls Knochenüberreste.

Die den Verstorbenen beigegebenen Liebesgaben bestehen aus sehr verschiedenem Material. Die ältesten scheinen die aus Knochen verfertigten Gegenstände zu sein; als solche sind zu erwähnen: Stricknadeln, Lanzenspitzen, Bohrnadeln. In einem Grabe (bei Hoppenbruch) fand sich als Beigabe ein Menschenschädel.

Steingegenstände finden sich aus Feuerstein, Hornblende und Muschelschiefer, in Gestalt von Pfeil- und Lanzenspitzen, Messern, Feilen, Beilen, Aexten, Hammern u. s. f., sowohl in roher Gestalt als auch fein polirt, unter welchen ein Keil aus Achat mit feiner Politur Erwähnung verdient. Auch Mahlsteine zum Zerkleinern von Samenkörnern fehlten nicht.

So gross die Menge der Bronzegegenstände ist, die daher ein besonders beliebter Artikel bei den alten Bewohnern Pomesaniens gewesen zu sein scheinen, so ist das gänzliche Fehlen des Bronzeschwertes und des Celtes eine auffallende Erscheinung. Die Schmucksachen verrathen einen guten Geschmack; die schönsten derselben sind die mit Gold- und Silberplättchen belegten und mit eben solchen Fädchen verzierten Schmucksachen. Gussformen wurden bis jetzt noch nicht aufgefunden.

Das zu gleicher Zeit bekannt gewordene Eisen ist nach allen Richtungen vertreten, zusammengebogene Schwerter und den Bronzesachen nachgebildete Gegenstände fehlten nicht. Silber findet sich vielfach in Form von Münzen aus der ersten römischen Kaiserzeit, bis zum zehnten und elften Jahrhundert. Unter den Goldsachen verdient die arabische Münze, Fontuk, Erwähnung, indem sie auf die Handelsverbindung mit dem schwarzen Meere hinweist.

Glasperlen jeder Grösse und Form, besonders häufig von blauer und grüner Farbe, zeigen einen hohen Grad der technischen Ausbildung ihrer Verfertiger, ganz besonders die geblümten Mosaikperlen und die mit eingelegten Goldplättchen.

Bernsteinschmuck findet sich in grosser Menge, besonders die flaschenförmigen Stücke (wie ähnliche aus Aegypten) und in Gestalt eines kleinen Steinhammers; eine andere Form hält der Vortragende für die Nachahmung einer Keule, der eigenthümlichen Waffe der Pruzzen.

Unter den Thonsachen, Spindelsteinen, Netzsenkern, Thonkorallen, finden sich auch sehr zierlich gearbeitete Gegenstände, das schönste Stück ist eine viereckige Mosaikkoralle, deren vordere Fläche vier, deren hintere drei Blümchen zeigt.

Die erwähnten Gegenstände fanden sich nur

zum Theil in den Steingräbern selbst, der bei weitem grösste Theil, und zwar die besten und schönsten, sowie auch die rohesten und ältesten wurden auf einem und demselben Felde gesammelt, zerstreut im Sande oder auch mitunter wohlverwahrt in einem Zeugstückchen.

An diesen Vortrag schloss sich ergänzend die Demonstration mehrerer sehr interessanter Gegenstände aus der Stein- und Bronzezeit an, welche Herr Freitag vorlegte, darunter sehr grosse Bernsteinperlen (Löblau) und ein Paar Celte aus der Umgegend von Tempelburg.

Darauf folgte ein längerer Vortrag des Herrn Dr. Oehlschläger, der eine Schilderung des Museums nordischer Alterthümer in Kopenhagen zum Gegenstand hatte. Es ist dies bekanntlich eine der wohlgeordnetsten und reichhaltigsten Sammlungen ihrer Art. Die etwa 20000 Nummern derselben sind in einer Reihe von neunzehn Sälen im „Prinzenspalais" aufgestellt und fast täglich dem Publicum zur Besichtigung zugänglich *). Wohl kein Land Europas ist so genau nach seinen Alterthümern durchforscht worden wie das kleine Dänemark. Der Regierung ist nach dieser Richtung kein Opfer zu gross gewesen. So ist z. B. der Moor von Vimose bei Odense auf der Insel Fühnen in den Jahren 1859 bis 1865 vollständig ausgegraben und man machte dabei namentlich reiche Funde aus der Eisenzeit. Auf der Insel Bornholm hat man 34 Begräbnissplätze mit vielen Tausenden von Gräbern planmässig untersucht und auch hier viele Funde an Alterthümern gemacht.

Das Museum der Alterthümer in Wiesbaden.

Je zahlreicher bei dem sich steigernden Eifer für die Auffindung urgeschichtlicher Ueberreste das Material anwächst, desto ernster tritt an uns die Frage heran: wie sollen wir die von allen Seiten herbeiströmenden Schätze bergen? Es ist daher gewiss schon an der Zeit, dass auch wir die nöthigen Schritte thun, um nicht hinter anderen Nationen zurückzubleiben, die schon seit Jahren selbstständige und wohlgeordnete, von wissenschaftlich gebildeten Vorstehern und Conservatoren geleitete urgeschichtliche Sammlungen besitzen. Zwar fehlt es, wie gesagt, auch bei uns nicht an einem reichen wissenschaftlichen Material, doch ist dasselbe so ausserordentlich über alle Theile Deutschlands zerstreut, und zum Theil in so verschiedenartigen Sammlungen versteckt, dass es für denjenigen, welcher es zum Studium benutzen will, sehr schwer, ja fast unmöglich wird, sich einen Ueberblick über dasselbe zu verschaffen. Man pflegt bei uns leider noch immer die neugefundenen urgeschichtlichen Gegenstände, abgesehen von denen, die im Privatbesitz bleiben und verloren gehen, in anatomischen, zoologischen, geologischen, archäologischen oder auch sogar in Kunstsammlungen abzulagern, wobei der betreffende Vorsteher der Sammlung sich nur selten für die neuen Gegenstände interessirt; in der Regel pflegt er dagegen, nicht sehr erfreut über den neuen Eindringling, ihm einen wenig anmuthigen Platz in einem staubigen Winkel seiner Sammlung anzuweisen. Auf diese Weise geschieht es, dass planmässig aufgestellte urgeschichtliche Sammlungen nur an sehr wenigen Orten Deutschlands anzutreffen sind.

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft ist jetzt bekanntlich mit den übrigen Mitgliedern der in Schwerin erwählten Commission damit beschäftigt, einen Catalog des ganzen in den verschiedenen Sammlungen Deutschlands vorhandenen anthropologischen Materials zusammenzustellen. Bis diese mühevolle und zeitraubende Arbeit beendet und die Frage: wo befinden sich denn unsere anthropologischen Sammlungen? gelöst und den Mitgliedern der Gesellschaft im Druck vorgelegt werden kann, wird es den Lesern dieses Blattes gewiss lieb sein, gelegentlich über die bedeutendsten, am besten geordneten und aufgestellten anthropologischen und archäologischen Sammlungen einige Mittheilungen zu erhalten.

Ohne Zweifel gehört zu diesen auch das Museum der Alterthümer in Wiesbaden. Durch die Bemühungen und den Eifer der Mitglieder des dortigen Vereins für nassanische Alterthumskunde und Geschichtsforschung erhält diese Sammlung von Jahr zu Jahr einen bedeutenden Zuwachs an Gegenständen, unter denen die römischen und vorrömischen im vergangenen Jahre einen nicht geringen Theil bilden. Nach dem in der Generalversammlung im December vorigen Jahres abgestatteten Bericht wurde das Museum im verflossenen Jahre durch eine namhafte Anzahl von Geschenken bereichert, unter welchen ich nur diejenigen aufzählen will, welche sich auf die älteste Geschichte der Bewohner der dortigen Gegend beziehen.

Herr Ingenieur Moldenhauer schenkte Glasperlen aus den Frankengräbern in Heddernheim; Oberförster Wohmann eiserne Aexte, Pfeilspitzen und Schwertklingen aus dem Lorcher Wald; auch

*) S. Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. Wegweiser für die Besuchenden von C. Engelhardt, Kopenhagen 1872.

Der mit grosser Sorgfalt und Sachkenntniss zusammengestellte Catalog ist mit vortrefflichen Holzschnitten ausgestattet und enthält genaue Angaben der Fundorte und kurze Beschreibungen der wichtigsten Gegenstände; auf diese Weise erleichtert er in äusserst zweckmässiger Weise das Aufsuchen und genauere Studium der einzelnen Gegenstände.
Anm. d. Red.

Herr Knuz in Hochheim schenkte Glasperlen aus daselbst befindlichen Frankengräbern. Ein werthvolles Geschenk von Herrn Hofgerichtsrath Schellenberg zu Höchst ist ein rohbearbeiteter unfertiger Hirschzinken, welcher 12 Fuss tief in einer unberührten Kiesschicht gefunden wurde und sich auch durch die Art der Bearbeitung als der Steinzeit angehörig erwiesen hat. Herr Apellrath Dr. Petri übergab einen durchbohrten Hammer aus schwarzem Basalt von Herrn Bergverwalter Moser in Limburg, welches Stück lange als Flussgeschiebe bewegt wurde; Generallieutenant v. Rödar eine wichtige Zusammenstellung wendischer Grabfunde.

Durch Kauf erwarb das Museum als der vorrömischen Zeit angehörig bronzene Hals- und Armringe aus Worms, Kreuznach und Langenbonsheim, und goldene Zierplatten, eine Bronzenadel und ausgezeichnete Thongefässe aus Gräbern bei der Liebfrauenkirche bei Worms; aus römischer Zeit Bronze- und Thongegenstände aus Heddernheim, Bingerbrück, Worms und Trier; auch fränkische Gräber am Michelsberge und in Bierstadt lieferten einige Gegenstände.

Durch die Untersuchung der alten Grabhügel im Kammerforst zwischen Rüdesheim und Lorch, über welche in Bd. XII der Annalen berichtet werden wird, kam das Museum in den Besitz einer Anzahl vorrömischer Alterthümer aus Bronze und Eisen.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Eine Mahnung zur Vorsicht.

Der freundlichen Aufforderung des Herrn Redacteurs Folge leistend, theile ich die nachfolgenden Zeilen in diesem Blatte mit.

Seit vielen Jahren mit dem Studium des Lösses *) und seiner Fauna beschäftigt, habe ich oft Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie in diese beweglichste aller Gesteinsarten eine Menge von Gegenständen gelangen, die ihr ursprünglich durchaus fremd sind. Dies geschieht auf sehr verschiedene Weise, wie ich kurz entwickeln werde.

Von den fast senkrechten Wänden des Lösses stürzen häufig grosse Massen ab, welche dann die verschiedenartigsten, zufällig am Abhange gelegenen Gegenstände bedecken und für lange Zeit verbergen, da die Grenzen zwischen dem abgestürzten Stücke und dem ursprünglich am Platze anstehenden Gesteine durch Regengüsse so vollständig ausgeebnet werden, dass Niemand mehr den Unterschied entdeckt, welcher nicht mehrere Fuss tief aufhackt. Ueberaus häufig werden die an den Lössabhängen zahlreich lebenden Conchylien, besonders Bulimus detritus Müll., Pupa frumentum Drap., Helix candidula Stud., bei Aufwühlung des Lösses durch den Regen in ihn eingeschwemmt, verlieren sehr bald ihre Epidermis und werden weiss, und nur bei aufmerksamer Beobachtung bemerkt man, dass sie noch lange nicht die brüchige Beschaffenheit echter Lössconchylien besitzen. Keine der drei Arten ist in tieferen Lagen, bis wohin die Wirkung des Regens nicht mehr reicht, gefunden worden und ebenso wenig in anderen Ablagerungen von diluvialem Alter. Sie und mancherlei andere von ähnlicher Beschaffenheit sind mir demungeachtet schon sehr häufig als echte Lössconchylien eingesendet worden. Die Conchylienfauna des Lösses, eines typischen Hochwasserabsatzes, enthält aber überhaupt nur solche Formen, welche auf dem Lande oder in Altwassern hart am Strome gelebt haben und unter denen Helix arbustorum, hispida, Succinea oblonga, Pupa muscorum und columella niemals fehlen. Diese kommen selbstverständlich mit den oben erwähnten Bewohnern trockener grasiger Abhänge, wie sie der Löss bildet, in der jetzigen Periode niemals zusammen vor.

Reste von grösseren und kleineren Wirbelthieren finden sich im Löss sehr häufig und sind unter ihnen besonders Mammuth, Rhinoceros tichorhinus, Rennthier (meist die kleinere Form Cervus Guettardi) charakteristisch. Ihre Knochen sind stets von äusserst brüchiger Beschaffenheit und haften beim Belecken fest an der Zunge; Dendriten sind auf ihnen ebenso wenig selten als auf den Conchylien.

Ich habe viele Hunderte solcher Knochenstücke, die sich z. B. dicht bei Würzburg in der am westlichen Fusse des Marienbergs gelegenen Lössbucht massenhaft finden, sorgfältig auf Spuren etwaiger Bearbeitung durch Menschenhand untersucht, aber niemals solche wahrgenommen, ebenso wenig traf ich neben ihnen in unverritztem Terrain Steinwaffen oder Werkzeuge. Man wird es daher erklärlich finden, dass ich vorläufig an das ursprüngliche Zusammenvorkommen menschlicher Gebeine mit den bekannten diluvialen Wirbelthieren im Löss nicht glaube, sondern die ersteren entweder für durch Regengüsse eingeschwemmt oder für letzte Reste roher Grabstätten halte. Solche sind an vielen Orten des Rheingebiets, z. B. bei Wiesbaden, im Löss bekannt, aber immer in sehr geringer Tiefe unter dem Boden. Mit geringster Mühe liessen sich solche im Löss aushöhlen, was den Menschen gewiss bald auffiele, wühlen doch heut zu Tage die Füchse mit Vorliebe ihre Baue in dem Löss aus, wie man sich z. B. an vielen Stellen des Guttenberger Waldes bei Würz-

*) Vergl. Hannoversches Journal f. Landwirthschaft 1870. S. 213 ff.

burg überzeugen kann, und vermeiden den härteren steinigen Boden des Muschelkalks. Werden solche Höhlen in Jahr und Tag durch Regengüsse wieder zugeschlämmt, so finden sich dann die Abfälle der Mahlzeiten des Raubthieres im Lössschlamm, und zwar je nach der Zeitdauer in einem mehr oder weniger den Knochen von Diluvialthieren ähnlichen, aber nie gleichen Zustande.

Es sind nun wiederholt menschliche Reste im Löss angegeben worden, z. B. von Boué bei Lahr, wo ich selbst besonders auf Spuren von menschlichen Gebeinen oder Werkzeugen geachtet und nichts davon gefunden, und auch von anderen Personen nichts über derartige Funde erfahren habe. Dann wurden menschliche Reste aus dem Löss von Colmar von Scheurer-Kestner erwähnt, die mit solchen von Pferd (Eq. primigenius) und Mammuth zusammen lagen. Seine Analysen weisen für erstere bedeutend mehr lösliches Ossein nach als für die anderen, und seine Resultate haben durch E. de Beaumont schwer zu widerlegende Einwürfe erfahren. Der neueste Fall ist der von Luschan (Mittheil. d. anthropol. Gesellsch. in Wien 1872) beschriebene Schädel von Nagy Sap in Ungarn. Herr v. Hantken hat in dem dort citirten Briefe die Möglichkeit einer Täuschung nicht ausgeschlossen, führt aber an, Szabo habe später ausser allem Zweifel gefunden, „dass die (5 bis 6 Fuss unter der Oberfläche gelegenen) Knochen der Lösszeit angehören“. Aber was dabei lag, wird nicht angegeben, kein zweifelloses Diluvialthier, nicht einmal echte Lössconchylien werden erwähnt, und obendrein ist der Schädel brachycephal, wie Luschan selbst hervorhebt. Auch in diesem Falle glaube ich daher nur an zufällige Verschüttung, resp. Einschlämmung, und sehe noch immer keinen unumstösslichen Beweis für die Existenz des „Lössmenschen“ hergestellt. Ist es doch weder mir, noch, so viel ich weiss, Anderen bis jetzt gelungen, auf deutschem Boden in einer unter dem Löss gelegenen Geröllablagerung Feuersteinwerkzeuge oder menschliche Gebeine zu finden, wie sie in Frankreich und England bekannt sind, und beschränken sich alle solche Dinge in Deutschland durchaus auf die Höhlen! Das kann Zufall sein, aber gewiss ist die Mahnung nicht überflüssig, die aus dem Löss herrührenden Menschen- und Thierreste auf das Gewissenhafteste zu untersuchen, da sich an sie ungewöhnlich schwer wiegende Folgerungen knüpfen.

Würzburg, 28. Jan. 1873.

F. Sandberger.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Spuren von Pfahlbauten bei Leipzig.

Leipzig, den 21. Januar. In unmittelbarer Nähe von Leipzig, bei Plagwitz, stiess man bei der Anlage eines neuen Flussbettes in einer Tiefe von 3 Meter auf senkrecht stehende Hölzer. Dr. Alfred Jentzsch, der gründliche Kenner der Quartärbildung jener Gegend, berichtet darüber Folgendes: Unter dem Rasen findet sich eine 2,3 Meter mächtige Lehmschicht ohne bemerkenswerthe Einschlüsse; darunter ein grauer fetter Thon, ebenso wie der Lehm eine Süsswasserbildung, er ist nach oben zu sandig, nach unten dagegen sehr fett und plastisch. In diesen Thon ist eine Anzahl runder, nach unten meist vierkantig zugeschärfter Pfähle eingetrieben, deren Anordnung eine gewisse Regelmässigkeit zeigt. Im Niveau der oberen Enden der Pfähle liegt eine Anzahl horizontaler Stämme — ein Umstand, der mit ziemlicher Sicherheit darauf hinzuweisen scheint, dass die Pfähle niemals wesentlich höher waren und daher vor der Ablagerung der gelben Lehmschicht eingetrieben wurden. Das ganze Vorkommen erinnert vielfach an die Pfahlbauten der Schweiz. Ob die Pfähle ebenso wie bei jenen als Unterlage von Wohnungen dienten, ist noch zu erforschen, bis jetzt wurden indessen zwischen den Pfählen und in ihrer Nähe noch keine menschliche Kunstproducte angetroffen. Eine sorgfältige Untersuchung, welche während der fortschreitenden Ausgrabungen fortgesetzt wird, dürfte vielleicht bald weitere Anhaltspunkte liefern, um ein klares Bild über den Culturzustand der Erbauer dieses Pfahlbaues zu gewinnen.

Aus Spanien.

In Madrid wurde im Laufe des vergangenen Jahres unter dem Namen „Spanische naturhistorische Gesellschaft“ ein Verein gegründet, welcher bereits zwei Hefte seiner Annalen veröffentlicht hat. Das zweite Heft enthält eine längere Studie über die Urgeschichte der iberischen Halbinsel von Vilanova. Die Zahl der spanischen und fremden Mitglieder jener Gesellschaft beläuft sich schon auf mehr als 300; der jährliche Beitrag beträgt 16 Frcs. Die Gesellschaft ist bereit, ihre Annalen mit den Schriften anderer gelehrten Gesellschaften des Auslandes einzutauschen.

Auch in Spanien wird gegenwärtig der Darwinismus vielfach discutirt besonders von den an der Universität durch den jetzigen Rector Moreno Nieto angestellten Professoren. Die Revista de la Universidad central enthielt kürzlich einen Artikel, betitelt: „Der Darwinismus und die Paläontologie“ von dem äusserst thätigen oben erwähnten, um die

Urgeschichte seines Vaterlandes sehr verdienten Professor J. Vilanova.

Man geht mit der Idee um, unter Leitung von Sachverständigen photographische Abbildungen von Typen der verschiedenen sehr zahlreichen Nationalitäten und Racen der Bewohner Spaniens anfertigen zu lassen, welche Bilder später gegen ähnliche von anderen anthropologischen Gesellschaften eingetauscht werden sollen. Das Museum in Madrid besitzt bereits die Photographien von ethnologischen Bildern, welche die verschiedenen Kreuzungen zwischen amerikanischen Racen und Spaniern darstellen.

Verzeichniss

der

seit Juli 1872 neu eingetretenen Mitglieder. (Corresp.-Bl. 1872, S. 54 bis. 56.)

Berliner Localverein.

Albrecht, Stud. med., Berlin.
Grunert, F., Buchhändler, Berlin.
v. Gagern, Kammergerichts-Referendar, Berlin.
Lewin, Dr. Professor, Berlin.
Mendel in Pomgo.
Schwannecke, E., Berlin.
Schlüter, Fabrikant, Berlin.
Trettin, Seminarlehrer, Cöpenick.
Wilski, Director, Rummelsburg.
Zuelzer, Dr. Professor, Berlin.

Leipziger Localverein.

Abendroth, Dr. ph.
Barth, H., Buchhändler.
Berneck, Müller von, Hauptmann im Stabe der 24. Infanterie-Division.
Hausen, Freiherr von, Hauptmann im 107. Regiment.
Jörg, O., Dr. med.
Krauss, Schuldirector.
Leskien, Professor.
Mönich, Kaufmann.
Seydel, L., Opern-Regisseur.
Spann, Dr. jur., Assessor.
Struve, Dr. phil.
Steyer, Ober-Postinspector.
Tscharmann, Advocat.
Verlohren, Hauptmann im 107. Regiment.
Weiss, Joh., Dr. med.

Freiburger Gruppe.

Borell, Dr., Illenau.
v. Bodmann, Freiherr, Bodmann.
Czerny, Professor, Freiburg.
Gageur, R., Kaufmann, Lahr.
Gans, Dr. med., prakt. Arzt, Baden.
Habich, Dr. med., Freiburg.
Kerber, Culturingenieur, Freiburg.
Langerhans, Dr. med., Prosector, Freiburg.
v. Langsdorff, Freiburg.
Lehmann, Assistenzarzt, Illenau.
v. Lotzbeck, Freiherr, Lahr.
Vogel, Dr. med., Durmersheim.

Hamburger Gruppe.

Ackermann, E. D. J., Buchdruckereibesitzer.
Dammann, C., Photograph.
v. Freeden, W., Director der nordd. Seewarte.
Friedrichsen, L., Land- und Seekartenhandlung.
Halberstadt, J., Dr med., Arzt.
Joop, O. R. T., Photograph.
Lyen, Nic., Kaufmann.
May, Anton, Kaufmann.
Meissner, Otto, Buchhändler.
Ratjen, E., Dr. med., Arzt.
Rössler, A. F., Kaufmann.
Haase, G., Dr. med.

Niederrheinische Gruppe.

Kollmann, Hüttendirector, Niederschelden.
v. Lasaulx, Dr. Privatdocent, Bonn.
Schmölter, Dr., Siegen.
v. Seydewitz, P. Freiherr, Dr., London.
v. Viebahn, Carlshütte bei Altenhunden.
Virchow, Hans, Stud. med., Bonn.

Mainzer Gruppe.

Birnbaum, Dr. med., Mainz.
Klingelhöfer, Dr. med., Mainz.

Heidelberger Gruppe.

Bartsch, Prof., Hofrath.
Eisenlehr, Adam, Dr.

Danziger Localverein.

Bertling, Prediger.
Bramson, Dr. med., Arzt.
Eichhorst, Director in Jenkau bei Danzig.
Höne, Rittergutsbesitzer auf Pempau.
Holze, Administrator in Leesen.
Marschall, Dr. med., in Marienburg.
Moller, Dr. phil.
Ollendorf, Kaufmann.
Rickert, Stadtrath.
Sielaff, Gerichtssecretär.
Schneller, Dr. med., Arzt.
Steimig jun., Kaufmann.
Striowski, Maler.

Isolirte.

Boruttau, C. Ludwig, Dr. med., Genf.
Paustian, F., Bramstedt bei Wrist in Holstein.
Büchner, L., Dr. med., Darmstadt.
Wattenbach, Kaufmann, London.
Ramelow, Privatier, München.
Buchner, Otto, Dr., Giessen.
Zais, Ernst, Wiesbaden.
Witting, W., Münzdirector in San José de Costarica.
Luschan, Felix, Stud. med., Wien.
Paulsen, O., Dr. med., Altona.

Lebenslängliche Mitglieder.

Schaafhausen, Th., Prof., Bonn.
Wurmbrand, G., Graf v. Aukenstein, bei Pettau, Untersteiermark.

Modelle, welche nach Anleitnng des bewährtesten Fachmanns, Herrn Professor Dr. Keller in Zürich, construirt, sich besonders als Ergänzung für die Sammlungen von Pfahlbau-Funden empfehlen dürfen. Der Preis eines Modells von 50 Centimeter Länge und 40 Centimeter Breite beträgt 120 Franken, grössere Exemplare nach Verhältniss bis zu 250 Franken. Auf der internationalen Arbeiter-Ausstellung in London 1870 wurden diese Modelle mit dem zweiten Preise, der silbernen Medaille, prämiirt.

Als ich im Januar 1871 meine Sammlung Photographien von **Afrikanern** der „Anthropologischen Gesellschaft in Berlin" abgeliefert hatte, ahnte ich nicht, dass ich in den darauf folgenden 3 Monaten, die Serie nach 15 Museen, Universitäten und gelehrten Gesellschaften Deutschlands und Englands zu liefern haben und dringend aufgefordert werden würde, die Sammlung zu vergrössern, wozu sich hier insbesondere Gelegenheit böte. Letzteres hat sich denn auch schon bewahrheitet und habe ich z. B. Gelegenheit gefunden, eine hier weilende japanesische Gesellschaft, ganz nach derselben Weise wie die Afrikaner aufzunehmen, so, dass die Bilder für Anthropologie instructiv sind. Ich besitze nun neuerdings an Typen von

Japanesen

10 Cabinetbilder en face und en profil, davon
6 männl. u. 4 weibl. à 15 Sgr. 5 Thlr.
u. 6 Visitenbild. männl. à $7^1/_2$ „ 1 „ 15 Sgr.
die ich für . . . 6 Thlr. 15 Sgr.

abzulassen bereit bin; sollten sich Abnehmer für beide Sammlungen, Afrikaner und Japanesen, finden, dann bin ich erbötig, dieselben resp. für 20 Thlr. und 6 Thlr. 15 Sgr. = 26 Thlr. 15 Sgr. zusammen für 25 Thlr. zu überlassen.

Es sind mir gleichzeitig Tausch-Anerbietungen gemacht, und bin ich bereits darauf eingegangen, indem die Besitzer und Sammler von Typen solcher Völkerracen, welche nicht in meiner Sammlung aufgeführt sind, mir dieselben zusenden mit der Erlaubniss sie copiren zu dürfen, wogegen ich gerne bereit bin, von meiner Sammlung dagegen umzutauschen, was gewünscht werden sollte.

Ich besitze ausser den bereits angeführten Bildern

Sibirische Typen in Cabinetgrösse:

1. *Starost*, Bürgermeister der Giliatten.
2. *Giliatten*, Vater und Sohn, Landleute.
3. *Giliattinnen*, Urbewohnerinnen am Amurflusse, Mutter und Tochter.
4. *Giliatten und Golen*, von der Amurmündung.
5. *Wohlhabende Giliattin*, im Fellanzuge.
6. *Giliatte*, wohlhabender Kaufmann.
7. *Giliatte*, Urbewohner am Amurflusse, Fischer.
8. Nach dem Amur verbannte *Chinesen.*
9. *Giliatte*, Urbewohner am Amurflusse, wohlhabender Pelzhändler.
10. *Giliattin*, Urbewohnerin am Amurflusse, wohlhabende Pelzhändlerin.
11. Eine Gruppe von Südsee-Insulanern von den Carolinen-Inseln und anderen Inseln im stillen Ocean.

Nebst 12 interessanten Ansichten von Nicolajefsk, Schinnerach etc.

Ferner sind in meinem Besitze Typen von

1. **Eranier**, darunter 1 Klingknabe — Klings und Malaiin — Armenische Jüdin — Malacca Kling (Singapore) — Sepoys (Native Artillery) — Bengalesen — Madras Kling — Singapore Official — Bengalees — Sepoy — Bengalee und Armenische Jüdin.
2. **Hinterindische** Typen. Cambodja Zwerge. — Siamesischer Priester — Siamesin — Vornehme Siamesen — Siamese.
3. **Malaiische Stämme.** Jacoons von Jehore, Malacca.
4. **Neu-Caledonier.** 5 Typen.
5. **Bugis.** 3 Typen, in einem Bilde.
6. **Dajaks** von Saravàk, Borneo, 3 Typen in einem Bilde.
7. Der verstorbene **König von Siam** seinen majorenn gewordenen Sohn empfangend. Portraitähnlichkeiten.
8. **Kronprinz von Siam.**
9. **3 Parsees Hongkong.** (Dirtybboy, Naughtybhoy und Comp.)
10. **Chinesischer Compradore.** (Makler) Hongkong. Cabinetgrösse.
11. **2 japanesische Daimios.** (Fürsten) mit 2 Schwertern.
12. **Laos-Mann.** Cabinetgrösse.
13. **Laos-Weib.** Cabinetgrösse.
14. **Diverse Landschaften** in Cabinetgrösse.

Die Copien in Cabinetgrösse, auf das Sauberste ausgeführt, erlasse ich für 10 Sgr. per Stück, die in Visitgrösse für 5 Sgr. pr. Stück.

Es ist dringend nothwendig, dass bei jedem Typenbilde, das mir zugesandt wird, eine möglichst genaue doch kurzgefasste Beschreibung, ähnlich wie oben, beigefügt wird. Die mir zum Copiren anvertrauten Bilder werden in demselben Zustande retournirt, wie ich dieselben empfangen. remittirt

Hochachtungsvoll

ganz ergebenst

Hamburg,
Gr. Johannisstrasse 4.

C. Dammann
Photograph.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 3. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **März 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Danziger Localverein.

Dem Danziger Localverein wurde aus dem Dispositionsfond der deutschen anthropologischen Gesellschaft die Summe von 150 Thlr. zur Verfügung gestellt, um die im vorigen Jahre bei Marienburg begonnenen Ausgrabungen fortzusetzen. Dieselben werden auch in Zukunft von Dr. Marschall in Marienburg geleitet werden, der die gefundenen Gegenstände dem Danziger Verein übergeben und über die Ergebnisse der angestellten Nachgrabungen später berichten wird (siehe Correspondenzblatt 1872, S. 70, u. 1873, S. 10).

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzungen des Vereins für Anthropologie in Leipzig in Verbindung mit dem Verein von Freunden der Erdkunde.

Sitzung am 30. October 1872.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Bruhns, macht die Mittheilung, dass das Comité für das „Deutsche Centralmuseum für Völkerkunde", wiederum reich unterstützt durch die Freigiebigkeit einer wohlwollenden Freundin der geographischen Wissenschaft, ein Local für die Aufstellung der Klemm'schen Sammlung erworben habe.

Professor Gosche aus Halle sprach über die Entwickelung der indischen Kunst, namentlich in der Sculptur und Architektonik. Kein indisches Bauwerk geht, wie es scheint, über das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück.

Sitzung am 20. November 1872.

Prof. Dr. Peschel hielt einen Vortrag über die Entwickelungsgeschichte der stehenden Gewässer der Erde. — Darauf gab Dr. A. Meinert einen Bericht über seine im vergangenen Sommer ausgeführte Reise nach Norwegen.

Sitzung am 18. December 1872.

Unter dem Vorsitz des Prof. Peschel sprach Dr. O. Delitsch über das in Hochasien jüngst entstandene Reich Kaschgar, worauf der General W. Heine seine von ihm selbst in Oel gemalten Bilder aus Japan und deren Photographien, welche jetzt in Farbendruck veröffentlicht werden, ausstellte. Derselbe sprach darauf über die von ihm während der Jahre 1851 bis 1862 in Japan beobachteten Veränderungen, welche durch die Einführung europäischer Sitten und Einrichtungen hervorgerufen worden sind.

Sitzung am 22. Januar 1873.

Dr. H. Obst berichtete über die bei Plagwitz gemachten alterthümlichen Funde (s. Corr. Bl. S. 14). Nach Aufzählung der beim Graben angetroffenen Erdschichten sprach er über die darin enthaltenen Thier- und Pflanzenreste, über letztere berichtet daranf Hofrath Schenk, welcher dieselben genauer untersucht hatte. Nachdem auch Architekt Methes seine Beobachtungen an den bei Plagwitz gefundenen Pfählen mitgetheilt und auf andere früher in der Nähe von Leipzig gemachte Funde aufmerksam gemacht hatte, kommen sämmtliche drei Redner darüber überein, dass über die Bestimmung der aufgefundenen Balken- und Pfahlreste sich jetzt noch nichts Sicheres feststellen lasse, weshalb es daher noch unentschieden bleiben muss, ob es Reste von Niederlassungen (eigentlichen Wohnungen, wie man sie in den Pfahl-

banten findet) seien, oder von Brücken- oder anderen Wasserbauten.

Dr. R. Andree sprach darauf über das neuentdeckte Land im Innern von Südafrika, und der Vorsitzende Professor Dr. Bruhns über Sternschnuppen.

Sitzung am 12. Februar 1873.

Nachdem Herr Dr. Wild über die deutschen und schweizerischen Colonien in den Argentinischen Provinzen gesprochen hatte, theilte Herr Dr. Delitsch einen Bericht eines deutschen Colonisten Namens Scheide aus Fulton in Missouri vom 16. Decbr. 1872 mit. Der Verfasser jenes Berichtes, mehr als 20 Jahre in jener Gegend ansässig, hat seit Jahren mit Vorliebe die Steinwerkzeuge gesammelt, die von der erst seit Kurzem ganz ausgestorbenen indianischen Bevölkerung herrühren, und gegenwärtig als die letzten Spuren zu betrachten sind, welche die Bewohner dieser Gegend zurückgelassen haben. Die am häufigsten gefundenen Gegenstände sind Pfeilspitzen, die an denjenigen Stellen, wo sie einst verfertigt wurden, zwischen ganzen Haufen abgeschlagener Splitter und missrathener unbrauchbarer Exemplare angetroffen wurden; zuweilen findet man aber auch unter einem flachen Steine 20 bis 30 fehlerlose Spitzen bei einander, die offenbar hier aufbewahrt und später vergessen wurden. Die Pfeilspitzen sind aus rothem, röthlichem oder weissem Flintstein gearbeitet und wurden mit Hickerybast an einem etwa drei Fuss langen Schaft aus weichem Holz befestigt. Je nachdem die Federn (Schwanzfedern der Raubvögel) am Ende des Schaftes gerade oder schräg befestigt wurden, flog der Pfeil entweder ohne sich zu drehen oder in rotirender Bewegung wie die Kugel aus einer gezogenen Büchse. Die Pfeile werden mit ungemeiner Schnelligkeit nach einander abgeschossen, indem der Schütze fünf bis sechs derselben auf einmal in die rechte Hand nimmt und jede halbe Secunde einen Pfeil abschiesst, der dann in einer Entfernung von 100 Fuss sein handgrosses Ziel mit Entsetzen erregender Genauigkeit erreicht. Schon früh beginnen die Knaben sich im Schiessen mit dem Bogen zu üben; auch diese treffen ein Ziel von der Grösse eines Silbergroschens in einer Entfernung von 30 bis 40 Fuss mit wunderbarer Sicherheit. Eine Pfeilwunde pflegt sehr schwer zu heilen. Heutzutage gebrauchen diejenigen Indianer, welche sich noch des Bogens bedienen, statt der Pfeilspitzen aus Flintstein eiserne Spitzen.

Tomahaks finden sich viel seltener; sie sind gewöhnlich aus einem grünen sehr harten Stein, dort „talk" genannt, bereitet. Statt des Loches für den Stiel haben sie eine Rinne, in welche der Stiel hineinpasst und mit Hickerybast befestigt wurde. Ihr Gewicht betrug 2 bis 14 Pfund, demnach bildeten sie eine furchtbare Waffe.

Sehr selten findet man die sogenannten Friedenspfeifen, welche aus einem rothen sehr harten Stein verfertigt wurden, ein kräftiger Indianer soll mehr als ein halbes Jahr gebraucht haben, um eine solche Pfeife auszuhöhren.

Handgrosse ovale flache Steine mit ziemlich scharfer Kante scheinen von den Indianerfrauen zum Schaben und Gerben der Felle benutzt worden zu sein.

Die Spuren fester Lagerplätze findet man stets in der Nähe einer guten Quelle; sie sind kreisrund und ihr Durchmesser beträgt ungefähr 1000 Schritt. Ringsum das Dorf lief eine Rennbahn, zwischen den Hütten ist der Erdboden so fest getreten, dass heute noch fast nichts als kurzes Gras auf demselben wächst, während die Stellen, welche die Hütten einnahmen, mit Gehüsch bewachsen sind.

Begräbnissplätze findet man äusserst selten. Bei den verschiedenen Indianerstämmen herrschten sehr verschiedene Beerdigungsweisen; die meisten scharrten die Leichen in loser Erde ein, so dass sie von Füchsen und anderen Raubthieren bald zerstört wurden; viele Leichen wurden auch verbrannt, besonders die der Häuptlinge.

Das Quellwasser pflegten die Indianer in steinernen Becken zu sammeln, diese Becken, deren Aushöhlung in der Regel zwei Fuss im Durchmesser beträgt, liegen meist sehr versteckt, das Wasser in denselben pflegt aber nie zu versiegen.

Gegenwärtig sind die Rothhäute in Missouri so vollständig verschwunden, dass auch die Kämpfe der Ansiedler mit denselben nur noch der Sage angehören; bald werden auch diese vergessen sein, da Niemand sich die Mühe nimmt, sie aufzuschreiben.

Dr. Delitsch ging sodann auf die Pfahlbauten der Schweiz über und legte eine von Dr. Thiessing in Pruntrut erhaltene Sendung von Pfahlbautenresten von Lüscherz (Locras) am Bieler See vor, welche bei den grossen Entwässerungsarbeiten im vorigen Jahre zum Vorschein kamen. Es lagen vor: rohe Knochenstücke vom Ochs, Hirsch, Hund, ein Höhlenbärenzahn, eine zu einem Werkzeug verarbeitete Rippe, ein Stück von einer Hechel und zwei Nadeln von Horn, zwei Bruchstücke von Töpfen, eins von einem Nephritbeil nebst dem dazugehörigen Griff von Knochen u. a. m. Redner zeigte an einer Kartenskizze die Verbreitung der Pfahlbauten in der Schweiz, schilderte die Art und Weise dieser Niederlassungen, und die Art, wie man jene Ueberreste auffinde. Von besonderer Bedeutung für die Geschichte der Pfahlbauten sind die Werkzeuge aus Nephrit, einem harten, dunkelgrünen, nur in Asien vorkommenden Stein, welchen die Pfahlbautenvölker aus ihrer asiatischen Heimath mitgebracht haben müssen.

Sitzungsbericht der anthropologischen Gesellschaft in München.

In der Decemberversammlung 1872 hielt Herr Landrichter v. Schab in Starenberg den nachfolgenden Vortrag über die Geschichte und Urgeschichte der Roseninsel im Würmsee.

Eine Mittheilung der Herren Professoren von Siebold und Desor im Frühjahr 1864, dass sie an der Roseninsel Ueberreste von Pfahlbauten aufgefunden hätten, gab mir die Anregung, hierüber sowie über die Geschichte der Roseninsel Nachforschungen anzustellen.

Die Roseninsel ist eine natürliche Insel des Starenbergersees, die sich gegen Süden an eine nicht unbedeutende Geröllbank anlehnt. Sie führte früher den Namen „der innere Wörther" im Gegensatze zu einem auf dem linken Seeufer gelegenen Anwesen, welches „der äussere Wörther" hiess.

Bei der im Jahre 1812 stattgefundenen Landesvermessung hatte die Insel einen Flächeninhalt von 3 Tagewerken, 73 Dez.; auf ihr befand sich damals das 1848 abgebrannte Wohnhaus der Fischerfamilie Kugelmüller, welche durch Verabreichung von Bier, Brod, Butter, Käse, Kaffee und Fischen, seltener Hühnern eine Wirthschaft ausübte; sie schlachteten niemals zum Detailverkauf Vieh, was ich deshalb erwähne, weil mehrseitig behauptet wurde, die im See aufgefundenen Knochentheile rührten von der Ausübung dieser Wirthschaft her. Ausser dem Fischerhause waren noch die vier Umfassungsmauern eines Gebäudes vorhanden, 47 Fuss lang und 25 Fuss breit, das der Sage nach in frühester Zeit ein Heidentempel gewesen, aus welchem dann später die Pfarrkirche für die nächstgelegenen Bewohner des Festlandes entstanden sei. Weiter berichtet die Sage, dass sich dort ein Gottesacker befunden habe und man früher öfter auf demselben nächtlicher Weile einen Pfarrer in Begleitung eines Ministranten habe umgehen sehen.

Die Erfahrung, welche auch ich wiederholt gemacht habe, dass derartigen Sagen sehr häufig historische Thatsachen zu Grunde liegen, bestätigte sich auch bezüglich dieser Sagen der Roseninsel. Thatsache ist nämlich, dass in der im Jahre 1401 eingeweihten Pfarrkirche des benachbarten Feldaffing, obwohl deren Patron das Apostelpaar Peter und Paul ist, bis vor ungefähr 8 Jahren der heilige Michael als Patronus primarius und Peter und Paul nur als Patronus secundus gefeiert wurde, und dass vor 1800 der Taufname Michael sehr häufig vorkommt. Da nun Freiherr v. Leoprechting in seinem Stammbuch von Possenhofen u. s. w. sagt, dass über eine Pfarrkirche in Feldaffing aus früheren Zeiten nichts bekannt sei und die Kirche dieser Gegend sich sogar in ältester Zeit auf der Insel Wörth (Roseninsel) befunden habe, so bin ich zu der Annahme berechtigt, dass dies wirklich der Fall gewesen und der heilige Michael deren Schutzpatron war.

Da der heilige Michael mit Vorliebe an solchen Stätten zum Patron gewählt wurde, wo vorher heidnische Götzen oder Altäre gestanden, und die Erfahrung lehrt, dass eine einmal errichtete religiöse Stätte fortbestand, wenn auch in anderer Form, so ist schon hieraus anzunehmen, dass die Pfarrkirche an die Stelle eines Heidentempels getreten ist. Alte Leute aus der Gegend von Feldaffing erzählten mir, dass an der Zeit, als sich die Pfarrkirche auf der Insel befand, es noch keine Kirche in Possenhofen, Tutzing und Pranhing gegeben haben solle und man die Todten von dort auf der Insel begraben habe. Leider bin ich ausser Stand den Beweis für die Wahrheit dieser Tradition durch Urkunden zu liefern; jedenfalls aber wurde der alte Branch, die Todten in und neben der Kirche zu begraben, auch hier geübt, denn Peter Kugelmüller, der frühere Besitzer der Insel, hat an vielen Stellen ungefähr 2 bis 3 Fuss unter der Erde leicht zerreihbare, menschliche Gerippe von gelblicher Farbe uneingesargt aufgefunden, und als er im Jahre 1844 den in der Kirchenruine aufgehäuften Schutt entfernte, stiess er auf einen von rothgebrannten Ziegeln gelegten Boden, in dem sich auf einem 3 Fuss langen und $2^1/_2$ Fuss breiten Stein eine für ihn unleserliche Schrift eingegraben fand. Unter diesem Boden nun lagen lediglich mit Erde bedeckt wenigstens 20 menschliche Gerippe von auffallender Grösse mit ausgestreckten Armen, den Kopf nach Westen, mit guterhaltenen, schneeweissen Zähnen. Neben ihnen standen wenigstens eben so viele beschädigte Krüge und Urnen aus schwarzem, leicht zerreihbaren Thon gefertigt, mit einer aschenähnlichen Masse gefüllt; eine Art und Weise des Begräbnisses, wie sie der vorchristlichen Zeit angehört.

Nachdem im Jahre 1850 die Insel in königlichen Besitz übergegangen war, erhielt sie den Namen Roseninsel. Es wurden nun Neubauten vorgenommen und eine Gartenanlage geschaffen, wobei wiederum eine Reihe von Gerippen und zahlreiche archäologische Gegenstände aufgefunden wurden und zwar einige aus der keltischen Vorzeit stammende, aus freier Hand gearbeitete, schlechtgebrannte, breitbauchige Töpfe mit Strichornamenten und ein paar Feuersteinwaffen. Die grössere Anzahl der Gegenstände aber gehören der römischen Culturperiode an, Töpfe, Vasen und mehrere Balsamarien, zwei verzierte Lampen von besonderer Schönheit, drei andere Terracotten von gleichfalls grosser Schönheit, zwei Friese und ein Giebelstück mit dem Ornamente von Opferstieren, die wahrscheinlich einem Tempel angehört haben, schliesslich zwei männliche Figuren, von denen die eine

mit der Toga bekleidet, die andere ohne Toga, im Mantel mit über den Kopf gezogener Capuze dargestellt ist. Diese letztere, ein Telesphorus, in der charakteristischen Darstellung Kranker, ist sicher als ein Votivbild aufzufassen, und lässt vermuthen, dass der erwähnte Tempel auf der Insel dem Aesculap geweiht gewesen sei. Diese Funde, sowie eine Anzahl römischer Münzen und Bronzegegenstände, liefern den sichern Beweis, dass sich auf der Insel eine römische Colonie befand.

Die fernere Thatsache, dass die Insel durch zwei Brücken, deren Ausgangspunkte ungefähr eine halbe Stunde von einander entfernt waren, mit dem festen Lande verbunden gewesen ist, spricht ebenfalls für die besondere Bedeutung der Insel in früherer Zeit. Die Ueberreste dieser Brücken, einzelne Wiederlager, sowie der Charakter der Pfähle, von denen viele erst im Jahre 1832 abgestemmt wurden, machen es wahrscheinlich, dass sie zu einer Zeit hergestellt wurden, in der man sich bereits eiserner Werkzeuge bediente; sie sind somit jünger als Pfahlbauniederlassungen und halte ich diese Ansicht aufrecht, wenn auch, wie Herr Prof. Wagner in seinem 1866 gehaltenen Vortrage erwähnt, ähnliche Brückenstege bei einigen Pfahlbauten im Bieler- und Neuenburgersee existirten, und wenn auch, wie Herr Dr. Rückert mittheilt, zu den an der Insel des Persanzigsees in Hinterpommern aufgefundenen Pfahlbauten zwei Brücken führten. Ausser diesen Pfahlresten der Brücken finden sich noch viele, von abgebrochenen Schiffshütten und Anländestegen herrührende Pfähle, die aber alle nicht, als zu Pfahlbauten gehörend, betrachtet werden dürfen, auch eine um die ganze Insel laufende, vom Ufer 15 bis 30 Fuss entfernte schwarze Pfahlreihe scheint mehr zur Abwehr als zum Unterbau von Wohnungen gedient zu haben. Dagegen fand ich schon im Jahre 1864 am nordwestlichen Ufer eine grössere Anzahl, sehr nahe an einander stehender Pfähle, dem Anscheine nach der Unterbau eines Gebäudes, das durch einen Steg mit der Insel in Verbindung gewesen zu sein scheint; auch Herrn Prof. Wagner gelang es im Jahre 1866, an der Westseite der Insel gleiche Pfähle in grösserer Anzahl zu entdecken. Zum Zwecke der genaueren Nachforschung nahm ich im Jahre 1864 und 1865 an sechs verschiedenen Plätzen und zwar auf der westlichen, südlichen und östlichen Seite, ungefähr 15 bis 30 Schritte von der Insel entfernt, Ausgrabungen und Ausbaggerungen vor. Es wurden keine weiteren Pfähle sichtbar, aber es gelang mir, eine Reihe von Gegenständen auszuheben. Diese lagen in der Fundschicht, welche in der Regel 1' mächtig war und über der meistens der Seeboden in einem Durchmesser von 1 bis 1½ Fuss lag. Es waren dies einige Bronzegeräthe, Thonscherben und vor allem Knochen und Knochenfragmente. Die grössere Zahl dieser Knochen gehörte dem Schweine, dem Rinde und dem Edelhirsch an, von welchem sich ausser den Knochen auch eine Anzahl von mehr oder weniger bearbeiteten Geweibstücken vorfanden. Die übrigen Knochen gehören dem Schafe, der Ziege, der Gemse, dem Rehe, dem Pferde und einer grösseren Hundeart an.

Der letzte Zweifel an die Existenz von Pfahlbauten an der Insel ist übrigens erst jetzt vollkommen beseitigt, nachdem die Stürme im Laufe dieses Monats den Seeboden aufgewühlt und Tausende von Pfählen abgedeckt haben. Diese Pfähle ziehen sich bereits um die ganze Insel herum und sind die äussersten derselben im Westen und Nordwesten bis zu 60 Fuss, im Nordosten 30 Fuss, im Osten sogar bis an 200 Fuss vom Ufer entfernt; von wo sie sich nach Süden in der Richtung gegen die obere Brücke hinziehen; sie sind meist rund, von schwarzer Farbe und stehen 5 bis 18 Fuss unter dem Wasser. Schon im Juli 1865 entdeckte ich südlich von der Insel, ½ Fuss unter dem Seeboden einen hölzernen Rost, 25 Fuss lang und 20 Fuss breit; er war von Rundhölzern gefertigt und mit hölzernen Nägeln zusammengefügt; jetzt sind noch drei weitere Roste 5 bis 10 Fuss unter Wasser auf dem Seegrunde liegend sichtbar geworden; diese Roste scheinen die Böden von Gehänden gewesen zu sein.

Nachdem ich das Resultat meiner bisherigen Forschungen mitgetheilt, will ich noch versuchen, zwei sich hieraus ergebende Fragen zu beantworten: 1) Was war die Ursache, dass sich Menschen über dem Wasser wohnlich niederliessen? Und 2) welcher Zeitperiode gehören die Pfahlbauniederlassungen der Roseninsel an?

So lange den Menschen in vorhistorischer Zeit, in welcher undurchdringliche Wälder und Sümpfe vorherrschend waren, nur aus Stein und Bronze gefertigte Instrumente zu Gebot standen, waren sie nicht im Stande, jene Wälder zu lichten, um dort grössere Niederlassungen zu errichten; ihre Werkzeuge waren nicht geeignet, grosse, hartstämmige Bäume zu fällen, und da die Jagdbeute einen wesentlichen Theil ihrer Nahrung bildete, so unterliessen sie es wohl, den Wald durch Feuer zu zerstören. Sie mussten daher für ihre Wohnungen Plätze aufsuchen, die ihnen derartige Hindernisse nicht entgegenstellten; da nun den Sümpfen meist eine feste Unterlage fehlt und ihr der Gesundheit nachtheiliger Einfluss früh schon bekannt war, so bot der See von wenig Tiefe die geeignetste und gesundeste Stätte für Niederlassungen. Ausserdem reichte ihnen das Wasser einen Theil der Nahrung und verlieh mehr Schutz gegen feindliche Angriffe als der Wald. Der Ansicht, dass bei der Pfahlbauniederlassung an der Roseninsel auch die Insel bewohnt gewesen sei oder auf derselben die Feuerstätten errichtet waren, kann ich nicht beipflichten,

wohl aber halte ich es für möglich, dass die Insel schon damals als Begräbnissplatz diente und eine Cultusstätte, vielleicht auch die Priesterwohnung sich daselbst befunden habe.

Die Beantwortung der zweiten Frage, das Alter dieses Pfahlbaues betreffend, kann erst nach weiteren Forschungen mit Bestimmtheit gegeben werden. Da unter den bisherigen Funden kein Eisen vorkommt, so kann mit Sicherheit die Eisenzeit ausgeschlossen werden; ob aber Stein oder Bronze vorherrscht, bleibt noch zu entscheiden.

Es ist daher ein berechtigter Wunsch, dass um die Zeitperiode dieser Niederlassung zu bestimmen, sowie die Geschichte der Insel genauer erforschen zu können, weitere systematische Ausgrabungen und Durchforschungen vorgenommen werden mögen. —

In Folge dieser Anregung hat die baierische Regierung dem Herrn v. Schab Mittel für weitere Nachforschungen bewilligt, mit deren Hülfe er in jüngster Zeit bereits die reichsten und interessantesten Funde, hauptsächlich in Bronzegeräthen und Knochen zu Tag gefördert hat.

Archiv für Anthropologie.

Das im December 1872 erschienene 4. Heft des V. Bandes enthält: von Originalaufsätzen:

1) Eine Arbeit von Dr. v. Ihering in Göttingen: „Ueber das Wesen der Prognathie und ihr Verhältniss zur Schädelbasis," in welcher nach sorgfältiger kritischer Würdigung der bisherigen Arbeiten über diesen Gegenstand der Nachweis geführt wird, dass der einzig richtige Ausdruck für den Grad des Prognathismus durch die grössere oder geringere Neigung der Profillinie des Gesichts (von der Nasenwurzel zur Mitte des Alveolarfortsatzes des Oberkiefers gezogen) gegen die Horizontallinie oder den durch diese beiden Linien gebildeten Profilwinkel gegeben ist. Die Horizontallinie aber zu finden, d. h. die Ebene, in welcher der Schädel im Leben auf der Wirbelsäule aufruht, ist bekanntlich eine Aufgabe, deren Lösung schon sehr verschiedene Forscher beschäftigt hat. Verfasser glaubt sie in einer Linie nachweisen zu können, die von der Mitte des porus acusticus zum unteren Rand der Orbita verläuft.

2) Eine zweite Arbeit von Dr. Lissauer in Danzig: „Ueber die Ursachen der Prognathie und deren exacter Ausdruck," eine Untersuchung, deren Resultate nicht in kurzen Worten auszudrücken sind, und wegen welcher wir daher auf das Original verweisen müssen.

3) Eine kleine Arbeit: „Ueber Knochenpfeile aus Deutschland" von Dr. Friedel. Der eine derselben stammt aus einem Torfmoore nahe Bagow bei Brandenburg a. H. und stellt einen walzenförmigen, einerseits mit einer Rinne versehenen, an beiden Enden zugespitzten Körper dar. Vier ähnliche Stücke aus ostpreussischen Torfmooren aus Elennknochen finden sich in der Berliner Sammlung. In die Rinnen sind Feuersteinsplitter eingekittet.

4) Morphologische Erläuterung eines mikrocephalen Gehirns (mit 1 Tafel) von Schüle.

Von kleineren Mittheilungen folgen dann: „Ethnographische Notizen über den Kindermord und die künstliche Fruchtabtreibung" von Dr. Stricker, und den Schluss bilden Referate:

I. Ueber Bücher und Zeitschriften:

1) Quetelet, Anthropométrie.
2) Broca, revue d'anthropologie, Heft 1 u. 2.
3) Bischoff, Gehirn eines Mikrocephalen.

II. Ueber die Verhandlungen gelehrter Gesellschaften in Versammlungen, und zwar:

1) der Société d'anthropologie de Paris, März bis Juni 1872;
2) des anthrop. Institute of Great Britain;
3) der Versammlung der association française pour l'avancement des sciences zu Bordeaux (Sept. 1872);
4) der British association zu Brighton am 14. August;
5) des prähistorischen Congresses zu Brüssel (22. bis 30. Aug. 1872), und endlich folgt:
6) der stenographische Bericht über die dritte allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Stuttgart, vom 8. bis 11. August 1872.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ueber Unio sinuatus Lam. und seine archäologische Rolle.

Von Professor F. Sandberger.

Unio sinuatus Lam., die grösste und dickschaligste europäische Art der Gattung, ist gegenwärtig auf Südfrankreich*) beschränkt und bewohnt nach freundlicher Mittheilung des Herrn Prof. Noulet in Toulouse namentlich die Flüsse Tarn, Charente, Dordogne und den oberen Theil der Garonne. In der Ande, in welcher er, nach seinem Vorkommen im alluvialen Kalktuffe von Narbonne

*) Wenigstens sind die meisten Angaben über sein Vorkommen nördlich von der Saône der Art, dass sie gerechte Zweifel erregen und vermuthen lassen, dass Verwechselungen mit grossen Stücken von Unio litoralis vorliegen. Im Rhein kommt U. sinuatus sicher nicht vor und ist seit Lamarck von Niemand aus demselben citirt worden.

zu schliessen, früher auch gelebt haben muss, ist er nach Noulet jetzt ausgestorben. Er kann daher als Beispiel einer streng localisirten Art gelten, wenn man nur seine jetzigen Stationen berücksichtigte, doch liefern die im Folgenden vorzuführenden Thatsachen den Beweis, dass er in vorhistorischer und vielleicht auch noch in römischer Zeit auch in Deutschland existirt hat und also hier erst seit etwa 2000 Jahren erloschen ist. Unter den zahlreichen merkwürdigen Gegenständen aus der Steinzeit, welche von Lindenschmit im III. Bde. der anthropologischen Zeitschrift (S. 101 ff.) vom Hinkelstein in Rheinhessen beschrieben worden sind, befand sich neben einem aus Thierzähnen verfertigten auch ein origineller, aus Bruchstücken von Muschelschalen hergestellter Schmuck, eine Art Perlschnur-Kette in rohester Form, zwischen deren kurz cylindrischen Gliedern eigenthümliche schuhhornartig gestaltete und am dünneren Ende durchbohrte eingeschoben erscheinen*). Ein ganz analoger Schmuck aus Nassau liegt in der schönen Sammlung des nassauischen Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung und wurde mir von Herrn Oberst Cohausen durch Herrn Conservator August Römer mit der Bitte mitgetheilt, zu untersuchen, aus welcher Muschel er verfertigt sei. Die runden Glieder erwiesen sich als aus den Buckeln eines grossen enorm dickschaligen Unio senkrecht herausgeschnittene Stücke, welche zu kurzen Cylindern abgerundet worden waren; die schuhhornartigen erkannte ich als Bruchstücke des Schlosses eines eben solchen Unio. Da die natürliche Form dem rohen Geschmacke der Steinzeit offenbar genügte, so wurden die das knopfförmige dickere Ende bildenden Schlosszähne meist nur schwach abgerundet und an vielen Stücken blieb der pyramidale stark gefurchte Hauptzahn und die dem der entgegengesetzten Klappe entsprechende breite Grube völlig intact. Begreiflicher Weise sah ich mich zunächst unter den noch in deutschen Flüssen lebenden Unio-Arten nach einer um, welche zur Herstellung dieses primitiven Schmucks hätte gedient haben können, aber vergeblich. Weitere Nachforschungen liessen aber in einer einzelnen Schale eines grossen Unio aus dem Kalktuffe von Homburg am Main **) eine Form erkennen, deren Buckel hinlänglich dick war, um die fraglichen cylindrischen Glieder herauszuschneiden, und deren Schlosszähne mit den an den schuhhornartigen Gliedern der Kette noch sichtbaren genau übereinstimmten. Da der Tuff von Homburg ausser diesem Unio nur solche Conchylien und Pflanzen enthält, welche auch noch lebend in Franken vorkommen *), und als grosse Seltenheit auch Topfscherben, welche ich der jüngeren Steinzeit zuschreiben zu müssen glaube, so ist der Beweis geliefert, dass auch der fragliche Unio während dieser Zeit noch in Franken gelebt hat. Zugleich ergab die Vergleichung mit Unio sinuatus Lam. völlige Uebereinstimmung des Schlosses, und blieb nur zu bedauern, dass der für diesen besonders charakteristische buchtige Unterrand nicht vollständig erhalten war. Unterdessen hatte man auch in Wiesbaden weitere Nachforschungen angestellt und fand unter den Muschelschalen, welche im Jahre 1854 in dem Römer-Castell auf dem Heidenberge **) in Wiesbaden als Küchen-Abfälle haufenweise zusammenlagen, neben der gemeinen Auster (Ostrea edulis) und der ebenfalls essbaren stacheligen Herzmuschel (Cardium aculeatum) einen riesigen Unio in grosser Menge ***). Auch dieser wurde mir in mehreren Exemplaren übersendet und stellte sich alsbald als identisch mit der im Tuffe von Homburg und den in den Muschelschnüren der Steinzeit gefundenen Arten heraus. Wäre ich noch über seine Beziehungen zu dem lebenden Unio sinuatus im Zweifel gewesen, so hätten diese besonders mit der Form aus der Charente auf das Genaueste stimmenden Stücke ihn heben müssen. Die Muschel hat offenbar den Römern zur Nahrung gedient und war vielleicht ein aus weiter Ferne bezogener Leckerbissen, wie die Austern und Cardien. Zur Herstellung von Schmuck wurden aber die leeren Schalen wohl nicht benutzt, da an den vielen Stücken, welche mir Herr Oberst Cohausen in Wiesbaden zeigte, keine Spur eines Versuchs zur Bearbeitung zu entdecken war. Bei Wiesbaden hat Unio sinuatus zur Römer-Zeit gewiss nicht gelebt, da die fast kalkfreien kleinen Gebirgswasser, welche sich vom Taunus her in den Wiesbadener Kessel ergiessen (Wellritz, Rambach, Kieselborn), ein Kalk in so grosser Menge zum Bau seiner Schale beanspruchendes Conchyl nicht hätten ernähren können; ist

*) Lindenschmit a. a. O. Taf. II. Fig. 8. 10, leider in stark verkleinertem Maassstabe dargestellt.

**) Durch den Salpeterreichthum des Tuffs und die in diesem befindliche Burkardshöhle bekannte Oertlichkeit bei Wertheim am Main, aber noch auf bayerischem Gebiete.

*) Helix hortensis, pomatia, arbustorum, fruticum, strigella, obvoluta, lapicida, hispida (diese sehr selten), Bulimus montanus, Clausilia biplicata, dubia, Succinea putris, Hyalina nitidula, Limnaeus ovatus, Unio sinuatus (1 Stück), U. batavus (1 Stück); Scolopendrium officinarum, Phragmites communis, Petasites officinalis, Salix capraea, Acer pseudoplatanus, Alnus glutinosa, Carpinus betulus, Fagus sylvatica, Quercus robur, Corylus avellana, Cornus sanguinea.

**) Das Römer-Castell auf dem Heidenberge. Festschrift des nass. Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Wiesbaden 1871.

***) v. Martens, Sitzung naturf. Freunde in Berlin vom 17. Dec. 1872, S. 102, fügt als neuen Fundort Ladenburg hinzu, wo die Art ebenfalls mit römischen Alterthümern vorkam. Er verwechselt mehrmals, wo er auf eine briefliche Mittheilung von mir Bezug nimmt, Wiesbaden mit Mainz, was ich berichtigen muss.

doch gegenwärtig nicht einmal der sonst in kleinen Bächen so häufige Unio batavus in ihnen zu finden! Woher die Römer U. sinnatus bezogen haben, ob aus Aquitanien, wo er jetzt noch lebt, oder aus den kalkhaltigen Gebirgswassern des oberen Maingebiets, wo er sich von der Periode der Steinzeit her bis in ihre hätte erhalten haben können, das sind Fragen, welche sich jetzt noch nicht beantworten lassen. Das reiche Material aus Diluvialbildungen, welches ich behufs meiner Monographie, „Land- und Süsswasser-Conchylien der Vorwelt“, durchgearbeitet habe, enthielt die Art nicht und auch in der Literatur fand ich keine Angabe über die Existenz der Art in Deutschland während der Diluvialzeit. Sie ist also erst in jüngster (prähistorischer) Zeit in diesem Lande aufgetaucht und ebenso bald wieder erloschen. Nur äusserst wenige Conchylien hatten in der Diluvialzeit gleichfalls ihren Aufenthalt in Deutschland, welche jetzt auf Frankreich beschränkt sind, Unio litoralis Lam., welcher im Diluvialsande von Mosbach und Bythinella marginata Mich. sp., welche in den Diluvialkalktuffen Thüringens vorkommt. Es ist sehr schwer zu begreifen, warum sie bei der geringen Verschiedenheit des Klimas, in welchem sie jetzt noch leben, von dem Mitteldeutschlands in letzterem Lande erloschen sind, während die übrigen erloschenen Arten des Diluviums hochalpine, hochnordische oder osteuropäische sind.

Die gegenwärtigen Zeilen sind hauptsächlich in der Absicht geschrieben, zu ferneren Nachforschungen über die Conchylien aufzufordern, welche bei archäologischen Arbeiten zu Tage gefördert werden, da voraussichtlich durch solche noch eine grosse Anzahl von Thatsachen geboten werden wird, welche auf die Bedingungen, unter welchen die jetzige deutsche Binnen-Fauna sich entwickelt hat, ein helleres Licht werfen *).

*) Die vorstehende Notiz war bereits im August 1872 an die Redaction der malakozoologischen Blätter gesandt, erschien aber in denselben erst vor wenigen Tagen. Die in derselben entwickelten Schlüsse glaube ich auch heute noch gegen v. Martens aufrecht halten zu sollen. Würzburg, 12. März 1873.

Ueber Parallelwälle.

Eine vorläufige Mittheilung.

Im Laufe des vorigen Sommers lernte ich in der Nähe von Schwäbisch-Hall eine Localität kennen, welche sich durch eigenthümliche Befestigungsanlagen von grossartiger Ausdehnung auszeichnet. Dieselben bestehen aus einer wechselnden Zahl (3 bis 6) von dicht hinter einander liegenden parallelen Langwällen, welche dazu dienen, einen weniger steilen Abhang des sogenannten „Wartberges“ bei dem Dorfe Rinnen für Truppen schwer passirbar zu machen. An demselben Abhange führt die sogenannte „alte Strasse“, vielleicht eine alte Römerstrasse, in der Richtung auf Hall in die Ebene des Rosengartens abwärts; theilweise verläuft sie sogar in den Wällen selbst. Im Volksmunde wird die Localität „die Rinnen“ genannt und führt wahrscheinlich das in der Nähe gelegene Dorf Rinnen, früher auch „zu der Rinnen“ genannt, von ihr seinen Namen. Das Material der Wälle besteht, je nach der Beschaffenheit des angrenzenden Bodens, aus Erde, Gerölle und Sandsteinbruchstücken. Die zwischen den Wällen gelegenen schmalen, laufgrabenähnlichen Intervalle communiciren in unregelmässigen Entfernungen mit einander und bilden die Fortsetzungen von schmalen Fusswegen, welche ebenso in nicht ganz regelmässigen Abständen von dem Plateau des Wartberges in schräger Richtung ziemlich steil abwärts führen, so ist sie zum Hinuntersteigen sehr bequem, für das Hinaufsteigen aber mit ziemlich bedeutender Anstrengung verbunden. Wäre das Material der Wälle ein weicheres und nachgiebigeres, so würde man die Anlagen für zufällige, im Laufe der Zeit entstandene communicirende Hohlwege halten können, so aber wird diese Annahme an jenen Stellen, wo die Wälle, bei einer Höhe von etwa 6 bis 8 Fuss, fast ausschliesslich aus scharfkantigen, quaderförmigen Sandsteinbruchstücken ganz steil aufgeführt sind, durch den ersten Anblick widerlegt. Vielleicht ist uns in ihnen eine Art jener labyrinthartigen fossae multifidae erhalten, welche dazu dienten, den Feind irre zu leiten und seine Reihen aufzulösen. Diesen Zweck würden die Anlagen sehr gut erfüllen und zugleich die bequemste Gelegenheit bieten, mit gewaltiger Wucht sich auf die ordnungslosen Schaaren des Feindes herabzustürzen.

Durch diese Anlagen, auf welche Herr Kreisrichter Hauff in Hall mich aufmerksam machte und unter dessen liebenswürdiger Führung ich dieselben besichtigte, wurde ich an ein ähnliches System von dicht hinter einander gelagerten Parallelwällen erinnert, welches ich im Jahre vorher in der Nähe von Wiesbaden, am nördlichen Abhange des Neroberges, gesehen hatte. Da mir damals aber keine Analogien bekannt waren, die Wälle auch im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Gestalt etwas verloren hatten, so glaubte ich nur die Form irgend einer früheren Art von Bodencultur vor mir zu sehen. Es waren ebenfalls 4 bis 6 niedrige Wälle (etwa 3 bis 4 Fuss hoch), welche in horizontaler Richtung parallel mit einander längs des Abhanges sich hinzogen. Ich möchte sie auch jetzt noch nicht mit Bestimmtheit

für eine alte Befestigungsanlage erklären, da hierzu noch genauere Untersuchungen erforderlich sind, sondern nur auf sie hinweisen, um möglicherweise bei dieser Gelegenheit bessere Auskunft als damals über sie zu erhalten.

In der Literatur fand ich folgende ähnliche Anlagen beschrieben. Zunächst giebt Dr. Keller im siebenten Hefte VII. Bandes der Mittheilungen der antiq. Ges. in Zürich die ausführliche Beschreibung eines Befestigungswerkes, welches namentlich mit den Schanzen bei Wiesbaden grosse Aehnlichkeit zeigt. Es sind dies die Verschanzungen bei Herdern gegenüber der Mündung der Glatt in den Rhein, genannt „in den Gruben". Die Anlage besteht aus sieben Wällen, in unmittelbarer Nähe des Rheines angelegt und mit demselben parallel verlaufend. Sie werden von einem grossen Graben eingefasst in der Weise, dass derselbe ein mit der offenen Seite nach dem Rheine gekehrtes Hufeisen bildet. Ausserhalb dieses Grabens sind in nächster Nähe desselben an der stromabwärts gelegenen Seite einige hundert Mardellen angelegt. Der Beschreibung dieser Localität hat Dr. Keller zwei Beurtheilungen von militärischen Sachverständigen über den Zweck dieser Anlage beigefügt. Dieselben sprechen sich zwar einstimmig für den militärischen Zweck des Werkes aus, divergiren aber in ihren specielleren Ansichten.

Ferner beschreibt O. Schuster („die alten Heidenschanzen Deutschlands," Dresden 1869) einen dreifachen Langwall bei Weissig in der Lausitz, welcher von einem Sumpfrundwalle ausgehend, in horizontaler Richtung am Abhange eines Hügels verläuft. Ausserdem erwähnt Dr. Riecke („Die Urbewohner und Alterthümer Deutschlands". Nordhausen 1868) zweier Befestigungen, von denen die Eine, die Arminsburg (Hermannsburg) bei Pyrmont, der beigefügten Profilzeichnung nach zu urtheilen, grosse Aehnlichkeit mit der Anlage am Wartberge zeigt, die andere, die Monraburg (Mundraburg) bei Burgwenden in der Nähe von Eckartsberga, Regierungsbezirk Merseburg, wegen des Systems von sechs hinter einander gelegenen Wällen, durch welches ein Terrainabschnitt (Bergrücken) isolirt wird, wohl auch hierher zu rechnen ist.

Wie viel Räthselhaftes sich noch an unsere alten „Heidenschanzen" knüpft, ist nicht nöthig zu erwähnen. Um aber hier Licht zu schaffen, muss man mehr specialisiren, als dies bisher meistens geschehen ist. Dies ist aber nur möglich durch genaue Vergleichung auf Grund einer detaillirten Kenntniss des Materials. Schon die wenigen oben angeführten Beispiele zeigen bei Aehnlichkeit des Systems bedeutende Abweichungen in der Anwendung desselben. Zur Erlangung von weiteren Anhaltspunkten für die Forschung über die in Rede stehenden Parallelwälle dürfte es geboten sein, auch die doppelten und mehrfachen Rundwälle sowie die doppelten Ringwälle (Wallburgen auf Bergvorsprüngen) mit Vorwällen in Betracht zu ziehen. Auf die Wichtigkeit des Fundmaterials bei Nachgrabungen im Bereiche der alten Befestigungen, namentlich aber der bisher so wenig gewürdigten Knochen von Hausthieren, und der, wenn auch nur kleinen Urnenbruchstücke, namentlich der Rand- und Bodenstücke, habe ich wohl nicht nöthig ausführlicher einzugehen. Hoffentlich gelingt es recht bald durch eine rege Bethätigung der Forscher und Freunde prähistorischer Forschungen das erwähnte Material soweit zu vervollständigen, um für sichere Schlussfolgerungen Anhaltspunkte zu gewinnen und so, wenn auch vorsichtig und bedächtig, allmälig doch zu dem Ziele zu gelangen, auch diese Zeugen der Vorzeit ethnographisch verwerthen zu können. Jedenfalls wird der Unterzeichnete einschlägige Mittheilungen, wo möglich mit einer kleinen topographischen Skizze versehen, behufs weiterer zweckentsprechender Verwerthung mit grösstem Danke entgegennehmen.

Berlin, im Februar 1873.
(Alte Jacobsstrasse 167.) Dr. Voss.

Auswärtige Correspondenz.

Stockholm, d. 13. März 1873.

„Hier wird in diesen Tagen auf Anregung des Dr. Gustav Retzius (Sohn von Andres Retzius) eine anthropologische Gesellschaft gestiftet. Die Statuten werden soeben revidirt und am 15. März wird die Gesellschaft ihre erste Sitzung halten."

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,

Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 4. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **April 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 11. Januar 1873.

Der zeitige Vorsitzende, Herr Bastian, widmete den Bemühungen des bisherigen Vorsitzenden, Herrn Virchow, welcher nach dreijährigem Turnus seine Stellung dem Wortlaute der Statuten gemäss niedergelegt hatte, Worte der Dankbarkeit und Anerkennung. Derselbe sprach alsdann über die wichtigsten Aufgaben der neueren Anthropologie. Afrika, Amerika, Polynesien und der indische Archipel wurden als diejenigen Gebiete charakterisirt, in welchen sich die Fragen von der Herstammung vieler Urvölker mit denen ihrer späteren Wanderungen zu den interessantesten Problemen gestalteten. Asien rage nach dem ihm territoriell verbundenen Europa hinein und letzteres habe von ersterem gewaltige Anstürme jener wilden Steppenreiter zu erdulden gehabt, deren erste Veranlassungen in den von der chinesischen Mauer durchzogenen Districten gesucht werden müssen.

Herr Jagor legt geschlagene Steine aus dem Valencianischen vor, welche daselbst unter Brettern befestigt und zum Auszerren des reifen Getreides benutzt werden. Die Herren Koner und Wetzstein erwähnten ähnliche Dreschvorrichtungen bei den Alten, den neueren Bulgaren und den Syroarabern.

Herr Virchow theilte mit, dass gewisse Lineamente an einer dänischen Urne, welche von Fräulein J. Mestorf für Augenzeichnungen gehalten worden, nach der Meinung des Herrn Lisch nur Kreisornamente darstellten, wie sie auch an Gefässen der östreichischen Pfahlbauten vorkämen.

Derselbe berichtete über eine vom Herrn Cultusminister gemachte Mittheilung über einen unfern Danzig bei Ellernitz gefundenen Granitstein mit den rohen erhabenen Darstellungen eines Reiters und zweier Fussgänger. Einige seien, offenbar etwas enthusiastisch, geneigt, diesen Stein mit assyrischen Culturresten in Verbindung zu bringen. Das Vorkommen eines solchen Steins neben Urnen und zwar gerade im räumlichen Gebiete der Gesichtsurnen, verdiene grosse Aufmerksamkeit.

In Folge der Aufforderung des Cultusministers an die Regierungen, den Delegirten der deutschen anthropologischen Gesellschaft Kenntniss der vorkommenden Alterthumsfunde zu geben, ist die Mittheilung gemacht worden, dass der Kreistechniker Herr Schulz bei Wegeleben auf eine Fundstätte von Urnen, vermuthlich ein Grabfeld, gestossen sei.

Herr Meitzen sprach über die schlesische Prsescka, welche er im Einverständniss mit Herrn G. Freitag für einen alten, das Land sichernden Waldverhau mit ineinander gekoppelten Bäumen betrachtet.

Der als Gast anwesende Professor Roepell aus Breslau möchte dagegen die Prsescka für einen Gegendurchhau halten, welcher mit Unterholz versehen für heilig erachtet wurde.

Herr Meitzen machte hiergegen geltend, dass jenes polnische Wort ebensowohl ein Zerhauen als auch ein Durchhauen bedeuten könne. Die Prsescka werde aber in den alten Documenten durchaus als eine Befestigung dargestellt.

Nach etlicher weiteren, die Streitfrage nicht entscheidenden Discussion zwischen den Herren Meitzen und Roepell bemerkt Herr v. Mayer,

dass Gan, Kau soviel wie Band, Diadem, Einfriedigung, Einfassung oder Hecke bedeute. Dies spreche aber für Herrn Meitzen's Ansicht.

Herr v. Martens sprach über die Naturgeschichte der Terramaren, nach Strebel's neuesten Forschungen insbesondere über die darin gefundenen Schalen von Unio. Darnach sind diese Muscheln nicht als Nahrungsmittel benutzt, sondern finden sich natürlich daselbst vor, im Gegensatze zu den Paraderos in Patagonien, wo sie als Nahrungsmittel dienten.

Herr Friedel bemerkte, dass Anodonten und Unionen noch jetzt bei Bukow in der Mark, Mytilus edulis auf Sylt als Schweinefutter benutzt würden, und er regt die Frage an, ob nicht auf diese Weise Schalen in die Erdwälle hätten kommen können.

Herr v. Martens fand denselben Gebrauch im Nassauischen. Nach Appuhn geniessen die Indianer Venezuelas nach Gastmählern eine Ampullaria behufs ihrer Restaurirung.

Herr Jikely, als Gast anwesend, sah die Spitze einer Avicula bei Massaua zum Schwärzen der Augenliderränder (statt Kohle) benutzen.

Sitzung am 25. Januar 1873.

Vorsitzender Herr Bastian. Herr Bauinspector Geiseler von Brandenburg a. H. legt ein ungemein grosses und wohlerhaltenes Bronzeschwert vor, welches bei Briest 5 bis 6 Fuss unter einer Torfschicht im Thon gefunden ist. An der Besprechung darüber, welche sich namentlich auf die Natur der verloren gegangenen Theile des Griffes bezieht, betheiligen sich die Herren v. Quast, Siemens, Bastian und Virchow. Eine vergleichende Beschreibung der Bronzeschwerter des Museums wird in Aussicht genommen.

Herr v. Meyer spricht in eingehender Weise über den Ursprung von Rechts und Links, wobei er namentlich auf linguistische und religiöse Gesichtspunkte eingeht. Er sucht darzuthun, dass der Lauf der Sonne und die Himmelsgegenden in beiden Beziehungen als die Grundlage für die psychologische und darnach auch für die körperliche Bevorzugung der rechten Seite angesehen werden müssen.

Herr Virchow ist geneigt, aus Gründen der Entwicklungsgeschichte des Menschen einen physischen Grund für die vorzugsweise Ausbildung der rechten Seite anzunehmen, was nicht ausschliesse, die psychologische Betrachtung des Hrn. v. Meyer wenigstens als eine secundäre anzuerkennen. Dieser sowohl als Herr Goldschmidt suchen dagegen in der Gewöhnung den Grund, warum schon Kinder überwiegend den rechten Arm gebrauchen.

Herr Siemens bemerkt, dass, wenn der Lauf der Sonne entscheidend sei, die Völker der südlichen Halbkugel den linken Arm bevorzugen müssten. Herr v. Meyer erkennt diese Consequenz nicht an, weil den südlichen Völkern die höhere Entwickelung fehle.

Herr Bastian erwähnt, dass auch in Südamerika der Linken der Nebenbegriff des Verkehrten und Misslichen anzuhaften scheine. Auf die Bemerkung des Herrn Jagor, dass die südlichen Völker mit dem linken Fusse zu Pferde steigen, entgegnet Herr Deegen, dass dies auch in Tyrol vielfach vorkomme. Herr Wetzstein endlich bestreitet die aus den semitischen Sprachen hergenommenen Argumente des Vortragenden.

Herr Virchow übergiebt im Namen des Grafen Gozzadini Photographien der Schädel aus der Nekropole Marzabotto und berichtet über die ausgedehnten Ausgrabungen des Herrn Zannoni in Bologna, welche allmählich die altetruskische Stadt Felsina in ihrer ganzen Ausdehnung blosszulegen scheinen.

Derselbe meldet ferner altgriechische Schädel aus Athen und melanesische aus Neu-Guinea an.

Herr v. Richthofen spricht ausführlich über die Ursachen des gleichmässigen Racentypus in China und über die örtlichen Schwankungen desselben. Er zeigt, dass der erste Eindruck der absoluten Gleichheit der physischen Beschaffenheit der Chinesen, von welchem der europäische Reisende ergriffen wird, bei einer eingehenderen Betrachtung, namentlich an verschiedenen Orten verschwindet. So tritt ein sehr beträchtlicher Unterschied hervor zwischen den Cantonesen und der Bevölkerung der nördlichen Provinzen Schantong, Schansi und Tschili, welche eine fast schwärzliche Hautfarbe, dunkelbraunes Haar, schlankern Wuchs, grössere Magerkeit und weniger schiefe Augen haben. Nicht minder gross sind die intellectuellen Verschiedenheiten. So sind die Schansi die ausgezeichnetsten Finanzleute, und fast in allen Städten Chinas befinden sich in ihren Händen die grössten Bankhäuser. Andere Provinzen liefern die meisten Soldaten, andere die meisten Gelehrten. An manchen Orten tritt dazu ein unzweifelhaft fremdes Element. Dahin gehören die Mantschu und die Uiguren (Chwichwi, später gleichbedeutend mit Mohamedanern), von welchen letzteren die grosse Rebellion ausgegangen ist.

In den Gebirgen des Südwestens leben Aboriginerstämme, die Lolo, Mian-tse und Man-tse. Indess die Gesammtheit dieser fremden Elemente verschwindet vor der grossen einheitlichen Nation der Chinesen. Schon vor 4000 Jahren liess der Kaiser Yau eine grosse geographische Aufnahme des Landes vornehmen; der Mann, welcher dieselbe ausführte, Namens Yü, wurde später der Nachfolger des nächsten Kaisers Schun und gründete die erste erbliche Dynastie. Aus seinem Werke geht hervor, dass die Chinesen vom Nord-

westen her in das Land einwanderten und sich über die Ackerbaudistricte verbreiteten. Erst später gewannen sie auch die Gebirgsländer, und gleichwie sie auch die Urbevölkerung hier allmählich absorbirt haben, so schieben sie sich noch gegenwärtig immer weiter gegen die Mongolei vor. Hier geschieht eine fortwährende Vermischung, deren Producte Chinesen werden in Sprache und Sitten. Aber neben dieser friedlichen Vergrösserung des Gebietes geht jene gewaltthätige Vernichtung der Bevölkerungen einher, von welcher die letzte Rebellion der Taiping die schrecklichsten Beispiele geliefert hat. Herr v. Richthofen hat die verwüsteten Provinzen selbst bereist; er schätzt die Zahl der verlorenen Menschenleben auf 30 Millionen. Diese Provinzen werden der Sitz einer von allen Seiten zuströmenden Einwanderung und es entsteht eine neue Mischbevölkerung mit gemeinsamen Eigenschaften. Aehnliche Beispiele bietet die Geschichte Chinas mehrere. Aber das immense Culturelement, welches der chinesischen Race beiwohnt, hat es ihr möglich gemacht, trotz der grössten Missgeschicke doch immer wieder zu triumphiren. Immer zahlreicher beginnen sie sich in dem tropischen Asien, ja selbst in Amerika festzusetzen. Der einzige Punkt, von dem aus das gigantische Werk ihrer starren Cultur wird erschüttert werden können, liegt in der praktischen Entwickelung der europäischen Bildung. Nicht die Missionäre, sondern Handel und Industrie werden die Mittel finden, um auch China wieder auf den Weg des Fortschritts zu leiten.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig am 27. März 1873.

Nachdem der Vorsitzende, Dr. Lissauer, über den Stand der Vereinsangelegenheiten — der Verein zählt jetzt 62 Mitglieder — und über die seit der letzten Sitzung erschienenen literarischen Novitäten berichtet, wurden die Geschenke und die Mittheilungen der auswärtigen Mitglieder, welche neuerdings eingegangen waren, der Gesellschaft vorgelegt.

Herr Dr. Brandt hatte dem Verein zwei japanesische Karten geschenkt, deren eine (von Yekuhama) durch eingedruckte englische Namen sich auszeichnet, während die andere (von einer Insel) ebenso wie der gleichzeitig vorgelegte vollständige japanesische Atlas nur japanesische Schrift zeigt. Man erhält so eine Vorstellung von der japanischen Chartographie überhaupt, welche bei der rein perspectivischen Darstellung stehen geblieben ist und daher trotz einer gewissen Vollendung im Detail sowohl einen Vergleich japanischer Karten unter einander als besonders mit unseren fast unmöglich macht.

Von Herrn Apotheker Scharlock aus Graudenz war eine grosse Sammlung von Gypsabdrücken solcher Alterthümer aus der Stein- und Bronzezeit dem Vereine geschenkt worden, deren Originale in Privatsammlungen zerstreut sind. Die Copieen sind sowohl der Form als der Farbe nach geradezu vollendet und gewähren jedem Museum die Möglichkeit, etwaige Lücken leicht auszufüllen. Herr Scharlock selbst erklärte sich zwar nur zum Austausch bereit, allein Herr Florkowski, welcher unter seiner Aufsicht arbeitet, liefert dieselben Abgüsse mit gleicher Vollendung für einen billigen Preis.

Herr Scharlock hatte ferner in einer besonderen Arbeit ein Gräberfeld in Pscinno und Bieganowo in Polen, 4 Meilen westlich von der Weichsel, nicht weit von Inowraclaw beschrieben, welches sich durch eigenthümliche Steinsetzungen auszeichnet, wie sie in unserer Gegend bisher nicht bekannt waren und an die Wieking-Gräber Schwedens erinnern. Wir verweisen auf die Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, welche diese Arbeit nebst einer Skizze des Gräberfeldes ausführlich veröffentlichen wird; hier wollen wir nur erwähnen, dass die Form der Steinsetzungen dreieckig oder elliptisch war, dass die Seiten der Dreiecke aus mehreren Kreisen bestanden, welche sich abwechselnd aus Aschenkrügen und Steinen um einen grossen Stein herum zusammensetzten, während von den Ecken aus lange Reihen von Steinen strahlenförmig ausliefen. Aus der sich hieran knüpfenden Discussion, an welche die Herren Mannhardt, Marschall und Schück sich betheiligten, ergab sich, dass ähnlich zusammengesetzte kreisförmige Steinsetzungen schon häufiger beobachtet, dass aber solche dreieckige nur einmal, in der Nähe von Culm, also auch im Weichselgebiet, bekannt geworden, dass daher die Gräber von Pscinno durch ihre Eigenthümlichkeit allerdings ein besonderes Interesse verdienen.

Herr Major Kasiski machte ferner in einer grösseren Arbeit Mittheilung von fortgesetzten Untersuchungen zweier Burgwälle und vieler Gräber in der Nähe von Neustettin. Besonders interessant war die Auffindung von drei neuen allerdings nicht mehr vollständigen Gesichtsurnen und von einem alten Brennofen, welcher mitten unter heidnischen Gräbern gelegen, zum Brennen von Thongefässen in der heidnischen Zeit bestimmt gewesen. Wegen der Einzelheiten müssen wir auf die Beschreibung und Zeichnung in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft verweisen.

Herr Helm trug die Resultate seiner chemischen Untersuchung von Grabnrnen vor, welche er zur Prüfung der in den preussischen Provinzialblättern von Friederici veröffentlichten Ansicht unternommen, dass die Urnen der alten Preussen nicht aus Thon, sondern aus Asche und Blut an-

gefertigt worden, eine Ansicht, welche durch die chemische Untersuchung von Klütz unterstützt wurde. Herr Helm weist nun durch seine Analyse von Urnenscherben nach, dass die hier gefundenen Urnen aus demselben Thon zusammengesetzt seien, wie er noch heute in der Gegend vorkommt, dass besonders die schwärzliche Farbe im Innern von schwarzem Eisenoxydnloxyd und nicht von Kohle, wie Klütz angieht, während die rothe an der äusseren Oberfläche von rothem Eisenoxyd aus unseren Thonen herrühre. Dagegen erwies sich, dass in den Urnenscherben, deren äussere Fläche schwarz gefärbt war, diese Farbe durch Verkohlung wahrscheinlich von Fett oder Oel, mit welchem der Thon vor dem Brennen bestrichen wurde, entstanden war, während eine Urne aus Strigan mit Graphit, eine andere von hier mit natürlich vorkommendem Eisenoxyd gefärbt waren. Phosphorsäure, Fett oder Harz waren aber in keinem Falle nachzuweisen, ein Ergehniss, welches jeden organischen Ursprung der Urnenbestandtheile entschieden ausschliesst. Auch diese Arbeit wird in den Schriften der Gesellschaft erscheinen.

Ferner berichtete Hr. Helm über ein Urnenfeld in Straschin, welches derselbe in Gemeinschaft mit Hrn. Landschaftsrath Heyer untersucht hatte. Es waren dort am nordöstlichen Abhange eines Berges zwei mit grösseren platten Steinen wohl ummauerte Gräber nahe unter der Oberfläche des Ackers durch den Pflug blossgelegt worden, von denen ein jedes sechs mit Knochenasche oder Erde gefüllte reihenweise aufgestellte Urnen enthielt. Ausser kleinen Bronzesachen fand sich nichts von Bedeutung in denselben.

Hierauf erläuterte der Vorsitzende an den ausgestellten westpreussischen Gräberschädeln der Sammlung die anatomischen Charaktere der reinen Typen und der Mischformen unserer Bevölkerung. Nach Hölder's zahlreichen Untersuchungen wurde der dolichocephale germanische (nicht deutsche) und der brachycephale ligurische oder slavische Typus anatomisch geschildert, und nachgewiesen, dass die ursprüngliche, rein germanische Schädelform im Laufe des Mittelalters bis zum völligen Verschwinden immer mehr der breiteren deutschen Form gewichen sei, welche aus der Vermischung jener beiden reinen Typen entstanden ist. Bei dieser Gelegenheit wies der Vortragende auf ein altes Portrait von Kopernikus an der Wand des Sitzungssaales hin, aus dessen langem, schmalem Gesicht, aus dessen spitzem, hervortretendem Kinn unleugbar folge, dass germanisches Blut in den Adern des grossen Astronomen geflossen sei.

Ausser den schon früher beschriebenen Schädeln des rein germanischen Typus von Krissau und Meisterswalde hat die Sammlung — Dank dem regen Interesse des Herrn Landrath Manwe — gerade aus dem Carthäuser Kreise, von Filschkau und von Jamen her, drei ganz gleiche Schädel aus heidnischen Gräbern erhalten, welche man nach ihren anatomischen Charakteren nur auf eine alte, germanische Bevölkerung dieser Gegend beziehen kann, eine Ansicht, welche durch die ältesten historischen Quellen in der That bestätigt wird.

Ebenso tragen eine Reihe von Gräberschädeln, welche der Verein dem Interesse des Herrn Freytag in Mewa verdankt, so ausgesprochen die Charaktere der slavischen reinen oder Mischform an sich, dass dieselben schon aus anatomischen Gründen — abgesehen von den Nebenumständen — für slavische erklärt werden müssen.

Dagegen bieten zwei altpreussische Gräberschädel aus Liebenthal bei Marienburg, welche Hr. Davidsohn der Sammlung geschenkt, die Charaktere einer Vermischung des germanischen mit dem slavischen Typus dar, so zwar, dass sie dem germanischen näher stehen, als dem slavischen. Es führen daher auch diese, wie die übrigen bisher bekannt gewordenen Schädel aus altpreussischen Gräbern, z. B. aus Deutsch Eylau, aus Fürstenwalde bei Königsberg aus anatomischen Gründen zu der Annahme, dass die alten Preussen zwischen Memel und Weichsel ein germanisch-slavisches Mischvolk waren. L.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Steinkisten mit Aschenurnen im Kurgland in Ostindien.

(Aus dem „Manual of Coorg, a Gazetteer of the natural features of the Country and the social and political condition of its inhabitants", by Rev. G. Richter, Inspector of the Coorg Schools, übersetzt und mit Zusätzen versehen von dem Verfasser dieser Schrift.)

Auch in dem dichtbewaldeten, einst schwerzugänglichen und vom Dschangelfieber heimgesuchten Gebirgsland Kurg, auf der östlichen Abdachung der West-Ghats zwischen 11° 55′ und 12° 50′ nördl. Breite in Südindien gelegen, haben sich Steinkisten, jene mysteriösen, vorgeschichtlichen Hünengräber, gefunden, die auch an anderen Orten der alten Welt von Skandinavien bis in den fernen Osten angetroffen werden, und über deren Erbauer der einfache Landmann wie der scharfsinnige Archäologe sich oft vergeblich den Kopf zerbricht. Bei näherer Untersuchung dieser Gräber ergieht sich, dass sie nach Structur und Inhalt ähnlich sind jenen Steingräbern, die sich so zahlreich im

Königreich Mysore, in Coimbatore, Salem, Madura und anderen Districten Südindiens vorfinden.

Der erste Fund in Kurg von Hünengräbern in grösserer Anzahl, denn ein einzelnes Grab wurde schon im Jahre 1856 von Dr. H. Mögling bei Almanda in Beppunad geöffnet, geschah durch Lieutenant F. S. J. Mackenzie, Assistent des Oberbeamten der Provinz, auf einem freien Grashügel nahe bei dem modernen Landstädtchen Virajendrapet; doch bald fanden sich noch viel mehr und in besser erhaltenem Zustand bei dem ebenfalls neuen Städtchen Fraserpet auf der Mysore Seite des Flusses Kavéri. Die Sache wurde mit Begeisterung von dem englischen Oberbeamten Capt. Cole aufgenommen, und die Ausgrabungen lieferten erfreuliche Resultate. (Schreiber dieses war bei mehreren Ausgrabungen zugegen und nahm photographische Ansichten von den Gräbern und ihrem Inhalt auf. Ein Theil der daselbst ausgegrabenen Gegenstände befindet sich gegenwärtig in der grossherzoglichen Sammlung von Alterthümern in Karlsruhe.)

Alle aufgefundenen Gräber sind entweder vom Boden leicht überdeckt, oder ragen mit der Deckplatte und den sie umgebenden Steinblöcken etwas hervor. Sind sie blossgelegt, so bieten sie dem Blick des Beschauers eine steinerne Kammer dar, etwa 7 Fuss lang, 4 Fuss weit und 4 Fuss hoch, aus vier aufrechtstehenden 7 bis 8 Zoll dicken Granitplatten gebildet, die von einer noch grösseren Platte, tischförmig die Seiten überragend, gedeckt sind; der Boden ist gleicherweise von Stein. Die enge Frontplatte hat nach oben eine unregelmässige, rundliche Oeffnung, fast zwei Fuss im Durchmesser und ist gewöhnlich nach Osten gerichtet. Ein passender Deckel ist zum Verschluss des Loches vorgelegt. Durch dasselbe scheinen die Urnen und Gefässe beigesetzt worden zu sein.

Zuweilen ist eine grössere Kammer durch eine Scheidewand in zwei Abtheilungen getheilt. Diese Steingräber finden sich bald einzeln, bald in kleineren Gruppen, bald in langen Reihen von einem offenen Raum wie eine Strasse durchschnitten. Andere sind umringt von einem einfachen oder doppelten Kreise von 2 bis 3 Fuss hohen unbehauenen Granitstücken. Manche scheinen von den Eingeborenen um der Platten willen oder in der Erwartung, verborgene Schätze daselbst zu heben, bereits in Anbruch genommen zu sein.

Der Inhalt der Steinkammern, die gewöhnlich mit einer homogenen Erdschicht fast ausgefüllt sind — wohl durch das Eingewaschenwerden der sie umgebenden Erde —, besteht aus eigenthümlich geformten, irdenen Gefässen. Diese enthalten Erde, Sand, calcinirte Knochen, Stückchen von Kohle, eiserne Pfeil- und Speerspitzen und Perlen. Die Thongeräthe sind theils enghalsige, bauchige Gefässe mit kugelförmigem Boden, theils zierlich gestaltete Urnen und Schüsseln aus gebranntem Thon und von röthlicher oder schwarzer Farbe. Manche der Gefässe gleichen den Hausgeräthen, wie sie noch jetzt bei den Hindus im Gebrauch sind; die meisten der Urnen sind einen bis zwei Fuss hoch, mit weitem Halse versehen, etwas ausgebaucht, aber gestreckt, nach unten sich verengend und auf drei oder vier kurzen Füssen ruhend. Einige noch kleinere Urnen sind wie römische Amphoren geformt, doch ohne Henkel oder Fussgestell; ihre Oberfläche ist glatt und glänzend, obwohl unglasirt. Mit Ausnahme einiger Linien um den Rand herum tragen sie keine Verzierungen; ihre Gestalt ist schön proportionirt, ja manche sind wirklich classisch elegant zu nennen. Etliche der Gefässe sind in Miniatur wie Kinderspielwaaren von 23 bis 78 Millimeter im Durchmesser.

Die Erde, womit die Gefässe gefüllt sind, ist dieselbe wie die in den Kammern, und scheint sich nach und nach eingefüllt zu haben; Beinstücke, Asche und Kohlenfragmente finden sich gewöhnlich auf dem Boden der Urnen. Ragikörner — Cynosurus coracanus —, das gewöhnliche Nahrungsmittel der Landleute in Mysore, wurden auch schon in den Gräbern gefunden; aber es ist wahrscheinlich, dass irgend ein praktischer Kuruba*) sich eine solche Grabstätte zu seiner Vorrathskammer erwählte, wie dieser Volksstamm es auch sonst im Gebrauch hat, in verdeckten Erdlöchern seinen Feldertrag aufzubewahren.

In den kleineren Gefässen finden sich zuweilen radförmige oder cylinderartige Perlen von Achat oder Carneol, der Längenaxe nach durchbohrt und mit geraden oder zickzackförmigen Parallellinien verziert, die in den Stein eingeritzt und mit einer weissen Substanz ausgefüllt sind.

Die eisernen Geräthe, die Pfeil- und Speerspitzen sind zu sehr verrostet, als dass ihre ursprüngliche Form deutlich erkannt werden könnte.

Es würde zu keinem befriedigenden Resultat führen, wollte ich auf die Frage nach den Erbauern dieser Steingräber näher eingehen. Die Eingebornen des Landes nennen sie Pându-pare „Wohnungen der Pandu", aber alle Vorkommnisse in ihrem Lande, welche über ihre historische Kenntniss hinausgehen, schreiben die Kurgs den Pandu zu. Die höchst mangelhafte indische Geschichte der frühesten Zeit berührt die Frage über diese Gräber gar nicht, hat also dafür auch keine Antwort. So viel aber ist gewiss, dass die Structur derselben in keiner Beziehung zu dem Leben, den Gebräuchen und der Geschichte der jetzigen Be-

*) Name eines wandernden Volksstammes, der sich in den Bergwäldern umhertreibt, auf einer abgebrannten Waldstelle in höchst primitiver Weise den Acker bebaut, von Jagd und wildem Honig lebt und zu den Ureinwohnern des Landes gerechnet wird.

wohner*) von Kurg steht; auch können sie nicht, wie Manche fälschlich annehmen, die Wohnungen von einer Zwergrace, einer Art Troglodyten, gewesen sein, sondern sind wohl ohne Zweifel die Ruhestätten der irdischen Ueberreste eines Geschlechtes, welches verschieden von der jetzigen Bevölkerung vor derselben hier lebte, von dessen Vorhandensein uns aber die Geschichte keine Kunde giebt.

Karlsruhe im April 1873.

G. Richter.

Anmerkung: Eine eingehendere Arbeit mit Illustrationen über die vorgeschichtlichen Todtenfelder in Südindien hofft der Unterzeichnete in Dr. O. Delitsch's Illustrirten Monatsheften: „Aus allen Welttheilen" erscheinen zu lassen.

Die Pfahlbauten der östreichischen Gebirgsseen.

Im Anschluss an die in einer früheren Nummer dieses Blattes (Nro. 11, 1871, S. 86) gegebenen vorläufigen Mittheilungen über die in Oestreich aufgefundenen Pfahlbauten können wir heute über die weiteren Ergebnisse der Nachforschungen berichten, welche seither von dem Grafen F. v. Wurmbrand und von Dr. M. Much angestellt worden sind. Der Erstere, durch seine unermüdliche Thätigkeit bei der Auffindung und Untersuchung der ersten Pfahlbauten uns rühmlichst bekannt, hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen der an den verschiedenen Orten gemachten sehr reichen Ausbeute an Fundgegenständen in drei Berichten niedergelegt, welche in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien (Bd. I, Nro. 13, S. 321, Bd. II, Nro. 1, S. 1, und Nro 8, S. 249) veröffentlicht sind. Eine werthvolle Ergänzung derselben bilden die Berichte des Dr. M. Much (ebendaselbst Bd. II, Nro. 6, S. 203 und 322) über den zuletzt von ihm entdeckten Pfahlbau im Mondsee, auf welche wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Trotz der sehr eifrigen und sorgfältigen Nachforschungen, welche von den genannten Forschern auch in anderen Seen Oestreichs angestellt wurden, hat man bis jetzt dennoch ausser in dem Attersee, in welchem eine grosse Zahl von Pfahlbauten gefunden wurde, nur noch in dem in unmittelbarer Verbindung mit ihm stehenden Mondsee und in dem nicht fernegelegenen Gmundener See solche angetroffen. Ob die übrigen Seen durch die Beschaffenheit ihrer Ufer der Anlage von Pfahlbauten nicht günstig waren, so dass sie wirklich daselbst fehlen, oder ob sich der Auffindung derselben bisher zu grosse Hindernisse in den Weg gestellt haben, wird wohl die Zukunft entscheiden.

In dem durch das Hochgebirge der Tauernkette vollständig von den genannten Seen geschiedenen kleinen Keutzschacher See, welcher nahe bei Klagenfurt gelegen ist, hat man vor einigen Jahren ebenfalls Pfahlbauten aufgefunden und zwar, nachdem man die Ufer des ausgedehnten Wörther Sees vergebens danach durchforscht hatte. Nachweislich war indessen der Wasserstand in diesem See ehemals ein weit höherer als jetzt, wodurch das Fehlen der Pfahlbauten an dem heutigen Uferrande wohl eine einfache Erklärung findet. Da man aber aus demselben Grunde die zahlreichen kleineren höher gelegenen Seen und Moore, welche den Wörther See rings umgeben, als Ueberreste des alten Wörther Sees in seiner ehemaligen Ausdehnung betrachten kann, so ist die Hoffnung des Grafen v. Wurmbrand in diesen Seen, die er künftig zu untersuchen beabsichtigt, Pfahlbauten aufzufinden, gewiss eine sehr begründete.

Sehr beachtenswerth ist die Bemerkung des Grafen v. Wurmbrand über die Verschiedenheit der hier gefundenen Gegenstände von den am Attersee gefundenen; die Verzierungsmethoden der Thongeräthe ist nämlich eine wesentlich andere als die bei den Gefässen in den oberöstreichischen Seen; sie sind ähnlich den Verzierungen, welche sich auf einigen Topfscherben in Wangen finden. Auch die Formen der kleineren Gefässe sind flacher, schalenartig ausgearbeitet und dadurch zierlicher als sie in der Steinzeit gewöhnlich vorkommen. Graf v. Wurmbrand glaubt daher diesen Pfahlbau in eine spätere Zeit versetzen zu müssen und hofft, dass seine Ansicht durch das Auffinden von Bronzegegenständen sich als eine richtige herausstellen werde.

Wie oben erwähnt, wurden am Attersee bis jetzt schon eine grössere Anzahl von Pfahlbaustationen nachgewiesen und zwar bei Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer. Die reichste Ausbeute an Gegenständen lieferten die Pfahlbauten Seewalchen und Weyeregg; sie bestand aus Stein-, Horn-, und Knochengeräthen und aus gebrannten Thonwaaren. Graf v. Wurmbrand ist der Ansicht, dass alle diese Pfahlbauten in die Steinzeit zu verlegen sind, da von metallenen Gegenständen sich nur zwei ahleförmige Nadeln, eine einfache Nadel und ein gesplittertes Nadelfragmant gefunden haben. Obgleich nun im Pfahlbau am Mondsee von Dr. Much auch noch Schmelztiegel gefunden wurden, in deren Ritzen sich Bronzemasse befand, so glaubt Graf v. Wurmbrand seine Ansicht, dass diese Pfahlbauten wesentlich der Steinzeit angehören, dennoch nicht ändern zu dür-

---

*) Die jetzigen Bewohner des Coorglandes gehören zu den Dravidas und sprechen die kanaresische Mundart.

fen. Auch die im Gmundener See gefundenen Gegenstände gleichen ganz den übrigen, welche wiederum mit denen von Jeitteles bei Olmütz gefundenen und von ihm beschriebenen die grösste Aehnlichkeit zeigen.

Ein besonderes Interesse, schon allein wegen der oben erwähnten Schmelztiegel, verdient der zuletzt aufgefundene Pfahlbau im Mondsee, welcher bis jetzt der grösste von allen in Oestreich bekannten ist.

Dr. M. Much, der das Verdienst hat, zuerst auf die im Attersee gefundenen Pfahlbaustätten die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben (s. Mittheil. d. anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. I, S. 108 und S. 148), hat diesen Pfahlbau im März v. J. entdeckt. Dieselben Anzeichen, welche demselben im Attersee einen Pfahlbau vermuthen liessen, fand er am Mondsee und so wurde es ihm bei der wundervollen Klarheit des Wassers jenes Sees nicht schwer, die Anwesenheit eines ausgedehnten Pfahlbaus festzustellen.

Derselbe befindet sich unmittelbar vor dem Abflusse des Sees und nimmt eine Fläche von ungefähr 3000 Quadratmetern ein. Sehr auffallend ist die ungewöhnliche Tiefe, in der sich die Pfähle befinden, welche an einigen Stellen 4 Meter beträgt. Wegen der grossen Zahl der Pfähle, die nach einer sehr mässigen Berechnung mindestens 5000 beträgt, muss man diesen Pfahlbau wohl als den grössten der bis jetzt in den oberöstreichischen Seen aufgefundenen betrachten.

Unter den zwischen den Pfählen gefundenen Gegenständen fanden sich polirte Steinhämmer aus Serpentin von vollendeter Arbeit; weniger lässt sich dies von den Aexten oder Keilen ohne Schaftloch sagen. Zahlreich fanden sich Mahlsteine, bei denen, wie bei anderen Mahlsteinen aus allen alten Ansiedelungen in Niederöstreich und aus den Schweizer Pfahlbauten nur die Peripherie abgenutzt und abgerieben ist.

Auf dem Grunde des Sees liegen zwischen den Pfählen zahlreiche platte Steine, die als Schleifsteine und Polirsteine dienten und aus einiger Entfernung herzustammen scheinen, da das benachbarte Gestein sich nicht derartig in Platten spaltet, sondern unregelmässig zerbröckelt. Auch die anderen plattenförmigen grösseren Steine, welche keine Spur von Abnutzung zeigen, scheinen daher ebenfalls nicht auf natürlichem Wege und nicht ohne Absicht in den Bereich der Pfähle gekommen zu sein, wahrscheinlich dienten sie als Herdplatten.

Von den Thongefässen sind die grösseren ohne Ornamentirung und ihre Thonmasse ist reichlich mit Kalksand gemengt, sie konnten daher nicht bis zum Glühen erhitzt werden, da sonst auch der Kalk zum Glühen gebracht worden wäre, und die Gefässe selbst später in feuchter Luft hätten zerfallen müssen.

Sehr interessant ist die Ornamentirung an kleinen krugförmigen Gefässen, die aus Kreisen und anderen mannigfaltigen, abgeschlossenen geometrischen Figuren besteht, welche durch mehrfache concentrische oder parallele Linien gebildet werden. Die Krüge sind zwar aus freier Hand gearbeitet, jedoch von sehr schöner, vollendeter Form.

Am bedeutungsvollsten unter den Thongeräthen sind unstreitig jene oben erwähnten eigenthümlichen löffelähnlichen Tiegel mit massiver Handhabe, aus ungemischtem Thon. Sie zeigen sämmtlich die Einwirkung eines bedeutenden Hitzegrades, da die Thonmasse ganz verschlackt ist. Jeder Zweifel, dass diese Gebilde Schmelztiegel waren, fällt durch den Fund eines Bruchstückes weg, in dessen Ritzen vollständig patinirte Körner von Bronze oder Kupfer wahrnehmbar sind.

Ohne noch weitere Funde abzuwarten lässt sich daher jetzt schon feststellen, dass man es hier mit einer Pfahlbaustation zu thun hat, welche, obwohl der Steinzeit angehörend, dennoch zeigt, dass ihre Bewohner, wenigstens in der späteren Zeit ihres Bestandes, bereits die Bronze kannten und selbst zu verarbeiten verstanden haben.

Anthropologischer Verein in Göttingen.

Aller Orten in Deutschland regt sich das lebhafteste Interesse für eins der jüngsten Gebiete menschlichen Wissens, die Anthropologie. Es war daher gewiss ein zeitgemässes Unternehmen, auch in Göttingen, der Wiege dieser Wissenschaft, einen Verein zu ihrer Förderung ins Leben zu rufen. War es doch hier, wo Blumenbach zuerst den Versuch wagte, das Menschengeschlecht in ähnlicher Weise in den Kreis naturwissenschaftlicher Forschung hineinzuziehen, wie es nicht lange zuvor durch Linné und seine Schüler für das Thier- und Pflanzenreich mit so grossem Erfolge geschehen! Durch seine berühmte Dissertation „Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte" hat Blumenbach auf den Entwickelungsgang der anthropologischen Wissenschaft den nachhaltigsten Einfluss ausgeübt und schon 1777 las er hier vor einem zahlreichen Zuhörerkreise über Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Unter seiner Büste versammelte sich in einem von dem Vorstande des literarischen Museums gütigst zur Verfügung gestellten Saale am 22. Februar eine grössere Anzahl von angesehenen Männern aus Göttingen. Entsprechend der Vielseitigkeit

der Bestrebungen des Vereines, welcher nicht nur die Kenntniss der verschiedenen menschlichen Racen in das Gebiet seiner Thätigkeit zieht, sondern auch das Verhältniss, in welchem der Mensch zu der übrigen Thierwelt steht, sein erstes Erscheinen auf der Erde, die Anfänge und den Entwickelungsgang seiner Cultur, seiner Sprache und ähnliche Fragen von hohem und allgemeinem Interesse, — entsprechend der Mannichfaltigkeit dieser Aufgaben war auch die Gesellschaft aus den Vertretern der verschiedensten Wissenschaften zusammengesetzt. Nachdem der Verein sich constituirt und Herrn Prof. v. Seebach zum Vorsitzenden, Herrn Dr. v. Ihering zum Schriftführer erwählt, hielt Herr Prof. Unger einen längeren Vortrag, in welchem er mit besonderer Berücksichtigung der Gräberfunde die Frage nach dem Ursprung der Erzbehandlung besprach, deren Erfindung er nicht den Indogermanen, sondern den Mongolen zuschrieb. Herr Dr. v. Ihering legte sodann eine von ihm neu aufgefundene Pentas Blumenbach'scher Schädelabbildungen vor und Herr Spengel eine Anzahl Schädel von Fidschi-Insulanern, deren einer Veranlassung zu einer Bemerkung über das os Incae bot. Letzterem galt ein grosser Theil der am 15. d. M. abgehaltenen zweiten Sitzung, in welcher sich an einen grösseren Vortrag des Herrn Prof. L. Meyer eine lebhafte Debatte anschloss. Es zeigte sich dabei, dass es nicht mehr möglich ist, diesen Knochen für einen Race-Charakter der Peruaner zu erklären, dass aber auch durch die neueren französischen Arbeiten die Frage nicht erschöpft ist, und dass weitere und umfangreichere Untersuchungen nöthig sind, um zu entscheiden, ob nicht doch das Procentverhältniss seines Vorkommens bei den Peruanern ein grösseres ist. Hierauf legte Dr. v. Ihering eine kleine Sammlung von Culturresten aus einem schweizerischen Pfahlbau vor, und Herr Dr. Fick machte ausführliche Mittheilungen über die Kenntniss, welche die alten Griechen von Pfahlbauten hatten.

Der befriedigende Verlauf beider Sitzungen und die rege Betheiligung verbürgen die Lebensfähigkeit des jungen Vereines. Möge er recht Vielen Anregung und Belehrung verschaffen, möge aber auch die Hoffnung nicht zu Schanden werden, dass die übrigen hannoverschen Landestheile durch Mittheilungen und Schenkungen ausgegrabener oder ethnologischer Gegenstände den einzigen anthropologischen Verein unterstützen, welcher im hannoverschen Gebiete besteht!

(Göttinger Zeitung, 20. März 1873) v. J.

Erklärung.

Die Verlagshandlung der Herren Gebrüder von Schenk in Heidelberg hat sich ein Geschäft daraus gemacht, den Vertrieb des kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werkes von Dr. Caspari: „Die Urgeschichte der Menschheit“ in einer Weise zu fördern, dass es den Verdacht erregen muss, als geschehe dies im Auftrage und mit Wissen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Der autographirte und bereits an mehrere Mitglieder der genannten Gesellschaft versandte Brief beginnt mit folgenden Worten:

„Unterzeichnete Verlagshandlung hat es sich zur Aufgabe gestellt, die verehrlichen Mitglieder des über ganz Deutschland verzweigten Vereins für Urgeschichte mit denjenigen neuesten hervorragenden Werken in der Literatur bekannt zu machen, deren Anschaffung zur gemeinsamen Fortbildung der Vereinsmitglieder im Interesse dieser Wissenschaft als nützlich erscheint und erlauben wir uns etc.“

Der Schluss des Briefes ist folgender:

„Sollten Sie wider Erwarten nicht gesonnen sein, die Anschaffung dieses Werkes auszuführen oder sollten Sie diese neueste hervorragende Erscheinung auf diesem Gebiete bereits auf anderem Wege bezogen haben, so ersuchen wir Sie gütigst um eine umgehende Rückantwort, andernfalls werden wir uns erlauben, Sie in möglichster Kürze und in bequemer Weise in den Besitz derselben zu setzen, indem wir Ihnen in zwei monatlichen Raten die beiden Theile zugleich in Prachtband gebunden, franco übersenden.

Indem wir Sie freundlichst bitten, unsere Vereinsbestrebungen möglichst zu unterstützen

zeichnen wir etc.
Gebr. v. Schenk.“

Im Namen und Auftrage des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft erklärt der Unterzeichnete, dass derselbe den Herren Gebr. v. Schenk weder die Sorge „für die Fortbildung der Vereinsmitglieder im Interesse der Wissenschaft“ übertragen, noch sie beauftragt habe, „unsere Vereinsbestrebungen unterstützen“ zu helfen, am allerwenigsten aber in solcher Weise, wie es hier geschieht.

Von jenem Briefe erhielten wir erst dadurch Kunde, dass wir ihn von einigen Mitgliedern, die ihn von der genannten Verlagshandlung erhalten hatten, mit verschiedenen Aeusserungen des Befremdens und der Verwunderung zugeschickt erhielten.

Heidelberg, 10. April 1873.

Dr. A. v. Frantzius.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 5. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Mai 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Würtembergischen anthropologischen Gesellschaft in Stuttgart am 22. Febr. 1873.

Der Vorsitzende, Herr v. Hölder, sprach über die weiteren Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Balingen (s. S. 10). Die Zufahrtstrasse zum dortigen Bahnhof so wie der Bahneinschnitt selbst legten nach und nach 66 Gräber bloss, welche nach der dolichocephalen Schädelform und den Beigaben an Schmuck die früher geäusserte Ansicht bestätigen, dass die Gräber aus der Merovingerzeit stammen. Die Orientirung der Gräber ist stets nach dem wirklichen Sonnenaufgange, d. h. nicht nach dem astronomischen Osten, sondern dem mit der Jahreszeit wechselnden, so dass Woche und Monat des Begräbnisses nachgewiesen werden könnte. Eigenthümlich ist die vielfach verschobene Lage der Skelette, indem z. B. der Schädel am Becken, oder das Becken an den Fersenbeinen liegen kann, was mit dem dortigen Turnerithone, einer sehr beweglichen und in sich verschiebbaren Erdart, in der auch sonst Erdrutschungen leicht vor sich gehen, zusammenhängt.

Baron v. Troeltsch aus Constanz gab ein anschauliches Bild über die dortigen Pfahlbauten unter Vorlegung der Zeichnungen, wobei er die Lage der Pfahlköpfe nahezu 1 Meter unter dem mittleren Wasserstand als eine noch unerklärte, mit einer Niveauänderung des Sees in Verbindung stehende Erscheinung betonte. Die projectirte Rheinbettcorrection, welche den See tiefer zu legen beabsichtigt, dürfte wohl eine Antwort auf diese Frage geben.

Sitzung der Würtembergischen Gesellschaft am 29. März 1873.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Fraas, griff die von Virchow in der Sitzung des Berliner anthropologischen Vereins (s. Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie etc. 1872, S. 252 und 258) angeregte Frage nach den Menschenspuren an den Höhlenbärenknochen noch einmal auf. An einer ganzen Reihe von Knochen konnte er nachweisen, dass hier nur von Schlagmarken die Rede sein kann; die Bissmarken, die selbstverständlich ebenso häufig, ja noch häufiger sind als jene, zeigen stets den ausweichenden Strich, eine Marke, welche den über den Knochen gleitenden Zahn erkennen lässt. — Hofrath v. Veiel zeigte noch einige seiner neuesten Funde aus der römischen Niederlassung von Cannstatt vor, unter anderem ein Gewichtstück dem heutigen Kilo entsprechend.

Anthropologischer Verein in Göttingen.

In der am 19. d. M. unter zahlreicher Betheiligung abgehaltenen Sitzung des Vereins wurde zunächst der Anschluss an die deutsche Gesellschaft für Anthropologie beschlossen. Auch aus diesem Grunde ist es daher recht erfreulich, dass der hiesige Localverein nach der Art seiner Thätigkeit und der grossen Zahl seiner Mitglieder nur hinter wenigen anderen zurücksteht. Obgleich es nicht in der Absicht des hiesigen Vereins liegen kann, sich auf Originalmittheilungen zu beschrän-

ken, so waren doch die ersten Sitzungen in dieser Hinsicht besonders glücklich. In der letzten Versammlung brachte zunächst Hr. Prof. Unger einen Vortrag über die Entwickelung der Spirale in der Kunst und Architektur der verschiedenen Völker. Es ist bekannt, dass übereinstimmende Culturstufen bei getrennten Völkern nicht ohne Weiteres als ein Zeugniss für ihre ursprüngliche Gemeinschaft betrachtet werden dürfen. Es giebt Erfindungen, die so naheliegend, so einfach sind, dass sie zu den verschiedensten Zeiten bei weit getrennten Stämmen selbständig gemacht worden sind. So sehr man nun auch geneigt sein dürfte, auch die Anwendung der Spirale zu ornamentalen Zwecken hierhin zu rechnen, so ist doch ihre Verbreitung eine ziemlich beschränkte, und die Mittheilungen des Hrn. Prof. Unger scheinen zu der Vermuthung zu berechtigen, dass ihr Vorkommen auf die indogermanische Völkergruppe beschränkt ist.

Hieran schloss sich ein Vortrag des Hrn. Prof. Benfey, welcher zu einer angeregten Debatte Anlass bot. Die Aufgabe, welche Hr. Benfey sich gestellt, bestand in dem Nachweis, welchen Einfluss namentlich in den jugendlicheren Stadien der Sprache, den begleitenden Gesten, Mienen und Stimmmodulationen zukomme. Die Sprache ist das trennende, die Völker scheidende Element, während der Ausdruck der Mienen, die Modulationen in der Stimme und das Gestenspiel zwischen Angehörigen der verschiedensten Stämme und Racen leicht bis zu einem gewissen Grade eine Verständigung ermöglicht. So sehr der vergleichende Sprachforscher berechtigt und genöthigt ist, die abstracte Sprache, wie sie namentlich in der Schrift uns vorliegt, zum Hauptgegenstande seiner Studien zu machen, so lässt sich doch kaum leugnen, dass die bezeichneten accessorischen Hülfsmittel bei der lebendigen Sprache einen sehr beachtenswerthen Factor bilden, welchem bis auf die neueste Zeit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So lange noch die todten Sprachen der Griechen und Römer den einzigen oder wesentlichsten Gegenstand der Sprachforschung bildeten, war die Vernachlässigung des angeregten Punktes viel eher zu entschuldigen und in ihren Folgen viel weniger bemerkbar, als dies heutzutage bei dem Studium der modernen, auch der tiefer stehenden Sprachen der Fall ist. Manche Worte erhalten durch die verschiedene Betonung einen ganz anderen Sinn. So heisst z. B. bei den Malaien auf Java das Wort „tau“ je nach der Accentuirung bald: „ich weiss“, bald: „ich weiss nicht“. Eine sehr lebhafte Debatte entspann sich über die Frage, ob wohl die Gesten im Wesentlichen bei allen Völkern gleich, oder ob sie nur conventioneller Natur seien. Zahlreiche Beispiele sprechen für die letztere Auffassung. Zum Zeichen der Verneinung z. B. schütteln wir den Kopf, während die Türken und Italiener ihn dabei zurückwerfen, wogegen bei den alten Griechen das Herabnicken mit dem Kopf als Zeichen der Bejahung, das Aufnicken als Zeichen der Verneinung galt. So verbinden auch die Spanier mit demselben Händewinken, durch welches wir Jemanden zum Fortgehen auffordern, den entgegengesetzten Begriff der Ermunterung zum Näherkommen.

Weiter auf die interessanten Einzelheiten, welche sich bei der Debatte ergaben, einzugehen, ist hier um so weniger nöthig, als diese Frage zur weiteren Besprechung für die nächste Sitzung in Aussicht genommen worden ist. Da in Folge der langen Debatte wenig Zeit mehr übrig blieb, erledigte Herr Prof. v. Seebach seine Vorlegung aztekischer Steinwaffen und einiger Exemplare der bekannten, in drei Schlägen gefertigten Obsidianmesser ziemlich rasch, während Herr Dr. Ihering seine Mittheilungen über das Rossdorfer Gräberfeld zur nächsten Sitzung verschob.

v. J.

Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein zu Kiel.

Sitzung am 7. October 1872.

Nach Verlauf der üblichen Sommerferien hielt der Verein am 7. October wieder seine erste Sitzung. In derselben legte Dr. Pansch einen interessanten alten Menschenschädel vor, der auf dem Terrain des Kriegshafens bei Ellerbeck am Boden eines etwa 10 Fuss tiefen Moores aufgefunden wurde und jedenfalls einer längstvergangenen Zeit angehört. Der Schädel zeichnet sich durch ansehnliche Grösse, durch kräftigen Bau und grosse Schwere aus. Der Unterkiefer und Theile des übrigen Skelets waren in der Umgebung nicht aufzufinden.

Was das Moor betrifft, so dehnt sich dieses in der Länge und Breite von mehreren 100 Schritten aus, ist bis über 12 Fuss mächtig und füllt eine leicht wellenförmige Mulde des Diluvium aus.

Es wird nicht aus Moos gebildet, sondern meist aus Stämmen und Wurzeln, Aesten und Zweigen, sowie Schilfresten u. dergl. Man muss es deshalb als ein Lagunenmoor bezeichnen und hat sich zu denken, dass eine früher hier vorhandene Meeresbucht durch einen sich vorlagernden Landstrich mehr und mehr zu einem Binnenwasser umgewandelt wurde, in dem sich nun allmählich das Moor bildete.

Wie der Schädel in das Moor gekommen, lässt sich natürlich nicht beantworten; eben so wenig lässt sich die Zeit genauer angeben, in der dieses geschah, da weder die Beschaffenheit des Moores

noch die Anwesenheit irgend welcher Gegenstände dergleichen Schlüsse erlauben. Wenn wir jedoch erfahren, dass in ganz entsprechender Lagerung eine kleine Strecke davon entfernt zwei grob gearbeitete Steinkeile, sowie Knochen und Hörner vom Auerochsen (Bos primigenius Boj.) und ein Stück einer Stange vom Rennthier gefunden wurden, so dürfte es wohl mehr als wahrscheinlich sein, dass wir es mit Resten aus der prähistorischen Zeit, vielleicht wohl auch aus der Steinzeit zu thun haben.

Die Auskunft, die uns der Schädel selbst über sein Alter bietet, kann begreiflicher Weise nur eine unsichere sein, da man von einem einzigen Individuum nicht auf ein ganzes Volk, eine Race oder Nation schliessen darf. Indessen giebt uns der Schädel doch manche wichtige Andeutungen. Ausser durch seine ziemlich bedeutende Länge (Dolichocephalie) zeichnet er sich durch eine bedeutende Höhe aus, durch mächtig vorspringende Augenbrauenbogen, durch die eingedrückte Nasenwurzel und ein niedriges Gesicht. Obgleich der Schädel keinem älteren Manne angehört, sind die Zähne dennoch stark abgeschliffen. Der Schädel entfernt sich vollständig von dem Typus, der bei der heutigen Bevölkerung dieser Gegend vorherrscht, und ebenso auch von den Typen anderer nordeuropäischer Völker, von denen ja am leichtesten ein Fremdling über See hierher gelangt sein könnte.

Dieser Hinweis auf eine frühere Zeit wird wesentlich unterstützt durch die Aehnlichkeit des Schädels mit anderen alten Torf- und Gräberschädeln, die in Norddeutschland und Dänemark gefunden wurden und die theilweise nachweisbar der Steinzeit angehörten.

Conrad Dietrich Hassler.

Auf der sogenannten Ulmer Alb, am Rande des alten Tertiärmeeres, ward in dem stillen Pfarrhause des ulmischen Dorfes Altheim den 18. Mai 1803 Conrad Dietrich Hassler geboren. Pfarrer und Pfarrerin waren beide Ulmer Bürgerskinder, lebten aber in so bescheidenen Verhältnissen, namentlich unter dem Druck der Napoleonischen Kriegszeiten, dass es sehr zweifelhaft war, ob die Mittel zum Studium des Sohnes aufgebracht werden konnten. Der junge Hassler zeichnete sich aber im Ulmer Gymnasium bald in einer Weise aus, dass der Vater, der den Sohn ursprünglich zum Sattler bestimmt hatte, seine Einwilligung zum weiteren Studium nicht versagte. Im Jahre 1819 treffen wir den fleissigen Studenten im Stift und 1824 schon als Doctor der Philosophie, nachdem er ausser Tübingen noch ein Semester in Leipzig zugebracht hatte.

Schon früh zeigte der junge Theologe eine besondere Vorliebe nicht gerade für die Theologie selbst, als vielmehr für die orientalischen Sprachen. Er verliess daher bald das Vicariat zu Lorch und studirte mit grossem Eifer weiter in Paris unter de Sacy, so dass er 1826 zu Tübingen neben Ewald für die Universitätsprofessur der orientalischen Sprachen in Vorschlag kam. Ewald erhielt diese Stelle, Hassler dagegen die Professur für Philosophie, deutsche Sprache und Hebräisch am Gymnasium zu Ulm. Hier gründete er alsbald sein Haus, gegenüber dem Juwel deutscher Baukunst, dem Hauptportal des Ulmer Münsters, und begann eine unermüdliche Thätigkeit für Detailgeschichte seiner Heimathstadt. Heute noch ist dem Alterthumssammler in der alten Reichsstadt Ulm ein reiches Feld geboten, wie vielmehr vor 40 Jahren dem allgemein beliebten Mitbürger, dem geachteten Lehrer der Jugend, der wie Wenige es verstand, die Gemüther der Jugend zu begeistern. So fand denn Hassler in Ulm die reichsten Schätze an Handschriften, Holzschnitten, Holzstöcken und Druckwerken aus der Zeit der Reformation, worüber er 1840 beim Jubiläum der Buchdruckerkunst eine Schrift herausgab. Zugleich begann die Thätigkeit Hassler's für das Ulmer Münster, das er, man darf es offen sagen, vor dem Verfall bewahrt hat. Im Jahre 1844 begann ein neuer Abschnitt seines Lebens, der seiner öffentlichen Thätigkeit als Abgeordneter der Stadt Ulm, und wurde er damals zum Referenten in den Eisenbahnangelegenheiten bestellt, wobei er mit freiem, offenem Blick die neuen Verhältnisse überschaute, welche die Eisenbahn zu bringen berufen war. Das Jahr 1848 führte Hassler nach Frankfurt, wo der witzige, humoristische Ulmer Professor auch ausserhalb seines politischen Freundeskreises eine willkommene Erscheinung war. Die gründlichen Detailkenntnisse in der Geschichte der mittelalterlichen Kunst und Wissenschaft, die sich Hassler in seiner Vaterstadt angeeignet hatte, sollten bald ein grösseres Feld der Thätigkeit finden, indem er zum Landesconservator der württembergischen Alterthümer und zum Oberstudienrath ernannt wurde. Eben damit legte er seine Thätigkeit am Ulmer Gymnasium, dessen Ephorus er seit 1852 gewesen war, nieder, und wurde die Gründung der Landesalterthümer-Sammlung in seine Hände gelegt, welche heute noch ein sprechendes Zeugniss für die Kenntnisse und den Geschmack ihres Gründers ablegt. — So nahm das Leben dieses thätigen, rastlos arbeitenden Geistes eine weder gewollte noch geahnte Entwickelung, jedenfalls aber eine fruchtbringende Richtung, welche dem ganzen deutschen Vaterlande zu gute kam. Ausser der treuen Gattin und den liebenden

Kindern trauern fast zwei Generationen seiner Schüler um den geistvollen, belebenden Lehrer, und es bewahrt ausser der Vaterstadt Ulm das ganze schwäbische Land seinem trefflichen Kenner ein freundliches Andenken.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Das Steinzeitalter in Aegypten.

In den Sitzungen des ägyptischen Instituts *) zu Alexandria ist wiederholt von den Steinwerkzeugen die Rede gewesen, die von den Herren Lenormant, Hamy, Aslan und Anderen bei Silsilis und Biban-el-meluk gefunden und von Hrn. Arcelin in einem eigenen Werke besprochen worden sind. Die Grundansicht desselben geht dahin, dass diese aus Silex bestehenden Steinwerkzeuge dem sogenannten Steinzeitalter angehören und dass die Häufigkeit dieser zu Tausenden zerstreuten Funde gleichsam Fabriken zur Herstellung derselben andeute.

Gegen diese Ansicht erhob sich Lepsius sowohl bei seiner Anwesenheit im ägyptischen Institute, wo er von Colucci-Bey secundirt wurde, als in mehreren Artikeln der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde", indem er alle diese Funde für zufällige Ergebnisse der Zersplitterung des Gesteins durch solare und atmosphärische Einflüsse erklärte. Herr Dr. Ebers modificirte dies dahin, dass er wohl eine menschliche Thätigkeit hierbei annahm, die aber nur in einer ganz äusserlichen Behauung zu Zwecken von Bauten, nicht zur Herstellung von Geräthen und Waffen bestanden habe.

Eine vermittelnde Ansicht äusserte Mariette; ihm scheint es (und wohl Allen, welche diese Funde ohne Vorurtheil betrachten), dass diese unstreitig von Menschenhand bearbeiteten Steinwerkzeuge, eben wegen ihres bisher nur an der Oberfläche constatirten Vorkommens, der historischen und nicht der prähistorischen Zeit angehören. In der That, wenn man die Sammlung solcher Gegenstände im Museum zu Bulaq auch nur einmal gesehen hat, kann man füglich nicht mehr zweifeln, dass sie von Menschenhand absichtlich zu dem Zwecke, als Werkzeuge zu Sägen, Messer, Lanzen- oder Pfeilspitzen zu dienen, hergestellt worden sind. Herr Dr. Reil, der Begründer des früheren Clinicums in der Abbasieh und jetzt des Schwefelbades Helwan bei Cairo, hat in diesem seinen neuen Wohnsitze und Umgegend eine Menge ganz ähnlicher Werkzeuge gefunden, systematisch geordnet und bei dem Photographen Schoefft auf mehreren Tafeln facsimiliren lassen: ein einziger Blick auf diese facettirten Steinwerkzeuge genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass wir es hier nicht mit angeblichen Naturspielen, sondern mit wirklichen Geräthen, Waffen und Werkzeugen von menschlicher Thätigkeit zu thun haben. Nachdem ich in Artikel IV. meiner „Aegyptischen Reisebriefe" in der Augsburger Allgemeinen Zeitung bereits davon gesprochen, kann ich nach seitdem erfolgter mündlicher Rücksprache mit dem verdienstvollen Sammler, der seine in Wien zur Ausstellung kommende Sammlung mir bereitwilligst in photographischer Nachbildung zur Verfügung stellte, meine Ansicht dahin präcisiren, dass er mit Mariette ihren historischen Charakter behauptet, ohne indess die Frage für spruchreif zu halten.

Was vor Allem gegen Lepsius' Ansicht spricht, ist der Augenschein, und wenn derselbe in der Sitzung vom 10. December 1869 äusserte, dass er die Fundstätte bei Biban-el-moluk selber besucht, die von Silsilis aber nicht gesehen habe, mit dem Beifügen: „à raison même de l'endroit où ces objets auraient été trouvés, même au cas où ils seraient taillés de main d'homme, ce seraient simplement d'anciens instruments employés par les Egyptiens," so hat er eigentlich seinem Gegner Lenormant zuviel zugegeben; denn diese „alten von den Aegyptiern angewendeten Werkzeuge" könnten ja alsdann auch dem Steinzeitalter angehören, vorausgesetzt, dass wir mit dem Orakel des Jupiter alle diejenigen für Aegypter erklären, die aus dem Nil ihr Wasser beziehen.

In der zweiten Sitzung, wo diese Angelegenheit zur Sprache kam, bemerkte Herr Gaillardet mit vollstem Rechte, dass Lepsius' Ansicht als eine bloss theoretische gegen das Factum, wie es sich in den Silex des Bulaqer Museums unzweideutig und unverkennbar darstelle, nicht aufkommen könne. Er fügt hinzu, dass man die aus zufälligen oder natürlichen Ursachen entstandenen Gebilde leicht von den Manufacturen unterscheiden könne, indem erstere eine blosse Bruchfläche und durch die rollende Bewegung des Wassers abgestumpfte Kanten zeigten, während letztere den Schlag des zertrümmernden Hammers und entschieden absichtliche Formen aufwiesen. Solche Werkzeuge fänden sich in den Gräbern von Saqqarah aus der griechisch-römischen Periode, mit anderen Zierrathen aus Muschel und Stein zusammen, woraus man aber nur schliessen dürfe, dass der Gebrauch solcher Gegenstände sich bei bestimmten Volksclassen seit den urältesten Zeiten, neben dem Metalle, fortgesetzt habe, wie man denn noch heutzutage bei Nubierinnen und Negerinnen solche

*) Vergl. das Bulletin vom 10. Dec. 1869, 8. April 1870, 19. Mai 1870, 10. Nov. 1871.

Schmucksachen antreffe. Schon in den Gräbern der XII. Dynastie (2500 v. Chr.) treffe man Pfeilspitzen und Opfermesser aus geschnittenem oder gesplittertem Silex, womit freilich die Frage, ob ihr Ursprung bloss der historischen oder vielleicht auch der prähistorischen Zeit angehöre, noch nicht endgültig entschieden sei. Allerdings scheine die Thatsache, dass Hr. Figari-Bey solche Silex in einer Tiefe von 22 Fuss (unter der jetzigen Oberfläche) gefunden, die letztere Annahme zu empfehlen.

Hr. **Pereyra** wies auf die Stelle der Bibel hin, wo gesagt ist, dass die Frau (es steht irrig la mère) des Moses ihren Sohn in der Wüste mit einem Steine beschnitten habe, was den Gebrauch von Steinwerkzeugen in sehr alter (freilich historischer) Zeit darthue, wo übrigens die Metalle schon bekannt gewesen (vergl. Thubalqain). Wenn Herr **Colneci-Bey** dagegen replicirte, dass die alten Aegypter, eben wegen ihrer Kenntniss der Metalle, wovon die Etrusker einen so brillanten Gebrauch gleichzeitig mit denselben gemacht, doch unmöglich so primitive Werkzeuge aus Stein benutzt haben könnten, so übersah er eben die Kleinigkeit, dass die Thatsächlichkeit schwerer wiegt als alles Theoretisiren. Mit Fug erwiderte H. **Gaillardot**, dass das gleichzeitige Vorkommen steinerner und metallener Werkzeuge schon durch die Bergwerke des Sinai, sowie durch die hölzernen Waffen documentirt werde, die in den Gräbern noch zur sogenannten **Eisenzeit** sich fänden.

Mein gelehrter Freund und ehemaliger Studiengenosse auf der Universität München, Herr Doctor **Nernteos-Bey**, bemerkte hierzu, dass **Herodot** an zwei Stellen den Gebrauch von Steinwerkzeugen bei den alten Aegyptern ausser Zweifel setze: da wo er von dem Einschnitte der Weiche*) zum Behufe der Herausnahme der Eingeweide mit äthiopischem Steine spreche — es ist vielleicht der Obsidian gemeint — und bei Gelegenheit der medischen Kriege, wo ihm zufolge in der persischen Armee ganze Truppenkörper Steinwaffen geführt hätten.

In der Sitzung vom 19. Mai 1870 recapitulirte Herr **Mariette** als Ehrenpräsident die Wahrnehmungen in Betreff der gesplitterten Silex, die für Theben ein neues und sehr wichtiges Element der Gesammtarchäologie bildeten. Indem er, gestützt auf die Thatsachen und den Augenschein, die auffälligen Gebilde des in beiden Gebirgsketten, der lybischen sowohl als arabischen, unendlich häufig aufstossenden Silex bestimmt von den durch Menschenhand zum Zwecke der Benutzung hergestellten unterscheidet, constatirt er, dass man bei Biban-el-meluk in zwei Stunden eine ganze Kameelslast der letzteren Art auflesen könne, die sich durch la forme lancéolée et la trace des coups au moyen desquels on leur a donné cette forme bei allem Wechsel der Dimensionen sofort dem forschenden Auge ankündigten. Daraus dürfe man aber nicht mit einem Sprunge auf das Steinzeitalter schliessen; denn diese der historischen Zeit angehörigen, von den ältesten Dynastien bis zu den Ptolemäern reichenden steinernen **Pfeilspitzen** (XI. Dynastie Gurnah) — erst in den griechischen Gräbern kämen metallene (bronzene) vor —, steinernen **Messerklingen** in hölzernem Hefte, bisweilen en Sägen ausgezahnt; steinernen **Lanzenspitzen**, die wohl in den Körper eines Menschen eindringen gekonnt, da er in Abydos einen Araber mit einem solchen Silex sich den Kopf habe rasiren sehen; ferner die Oeffnung der Leichname mit äthiopischem Steine, dessen mehr zerreissende als schneidende Wirkung sich an allen Mumien constatiren lasse; endlich die Lostrennung der Fusssohlen an den Mumien ebenfalls mit einem Steinmesser: alle diese Anwendungen zusammengenommen erklärten hinlänglich die Häufigkeit der absichtlich gesplitterten Silex gerade bei Theben, wo so viele ((Millionen) Mumien zu behandeln gewesen, ohne dass man übrigens daraus etwas für das Steinzeitalter folgern dürfe. Denn alle bisher gefundenen Silex stammten von der Oberfläche des Höhenzuges von Biban-el-moluk, Gebel Silsilis, vom Sinaiberge und von einem Hügel bei Monfalut (Helwan nicht zu vergessen!). Um die Frage zur Entscheidung zu bringen, müssten erst die tieferen Schichten geologisch untersucht und die Thätigkeit des Geologen mit der des Archäologen verbunden werden, was bisher noch nicht geschehen sei.

Schliesslich machte Herr **Mariette** die feine Bemerkung, dass die bisher in Aegypten gefundenen Silex der patine blanchâtre ermangelten, die bei den ächten des Steinzeitalters durch die langsame Arbeit der Jahrhunderte bewirkt werde. Er habe zur Constatirung dieses Unterschiedes gewöhnliche Silex zertrümmern lassen: die Bruchflächen hätten dieselbe weissliche Kante gezeigt, wie die in Frage stehenden alten Silex (er wollte wohl sagen: die patine blanchâtre ist bei den historischen Silex durch Bearbeitung verschwunden).

Die Sitzung vom 10. Nov. 1871 war durch die Anwesenheit des Kaisers Don **Pedro II.** von Brasilien verherrlicht. Dieser sehr unterrichtete Monarch nahm lebhaften Antheil an der Discussion, wobei er einige treffende Parallelen zog, so z. B. zur Darstellung der Jagd auf das Nilpferd in einem Grabe von Saqqarah, den Vers Jobs über das Unthier Behemoth, und zur Weinpressung eine analoge Bereitung von Mehl aus einer Wurzel in Brasilien, worauf Hr. **Gaillardot** des Kaisers Verdienste um die Astronomie („die dritte Sonnenatmosphäre") hervorhob. Auf die wiederaufgeworfene Frage in

*) Vergleiche meinen letzten Vortrag im Münchener Zweigvereine der anthropologischen Gesellschaft über die **Mumien**. (Corrbl. 1872 S. 51.)

Betreff der Silex antwortete Don Pedro II. zurückhaltend, indem er bloss Mariette's Ansicht erwähnte. Alsdann brachte Hr. Gaillardot als neue Mittheilung, dass manche dieser Silex in wirklich alten Schichten entdeckt worden seien und Herr Hélonis wies auf die Denkmäler der syrischen Wüste hin, die mit Anwendung steinerner Werkzeuge gefertigt schienen, obschon ihre Masse aus sehr harten Lavablöcken bestehe, nämlich in dem sogenannten trachonitischen Hauran.

Nachdem ich die in Aegypten selbst ventilirte Frage den Lesern des Correspondenzblattes ausführlich dargelegt, wird es nicht unbescheiden erachtet werden, wenn ich zum Schlusse meine eigene Ansicht kund gebe. Mit gewissenhafter Beachtung aller einschlägigen Thatsachen lässt sich meiner Meinung nach das Steinzeitalter für Aegypten bei den vorhandenen Mitteln noch nicht wissenschaftlich behaupten oder gar nachweisen. Aber ebenso voreilig wäre es, das Steinzeitalter dem uralten Culturlande Aegypten bloss deshalb absprechen zu wollen, weil bisher noch keine rationellen Grabungen zu diesem speciellen Zwecke gemacht worden. Im Gegentheile: alle Spuren weisen auf dieses Steinzeitalter in Aegypten hin: die merkwürdige Zähigkeit der Tradition und die unendlich conservative Neigung seiner Bewohner, die jetzt noch, obschon sie volle Kenntniss der Percussionskapsel und des Hinterladers besitzen, doch ausschliesslich das Steinschloss bei ihren Gewehren anwenden, weil sie eben den Silex überall zur Hand haben. Da nun schon die alten Aegypter gerade bei religiösen Manipulationen, wie der Beschneidung und der Mumificirung, bis in die letzten Zeiten ihrer historischen Existenz fortwährend, mit Ausschluss des ihnen bekannten Metalls, den Stein angewendet haben, so muss dies in Folge einer prähistorischen Uebung geschehen sein. Dazu kommt, dass die Existenz einer Culturperiode der Steinwaffen sich mehr und mehr als eine allgemeine menschliche aufdrängt.

Sollen nun die Bewohner Aegyptens durch diese prähistorische Phase der Entwickelung um deswillen nicht gegangen sein, weil ihre historische Zeit an Alter die aller anderen Völker überragt? — Die endliche Constatirung des Steinzeitalters in Aegypten hat allerdings besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn man bedenkt, welche Schichten Schlammes der Nil in der Thalsohle nach und nach angehäuft hat — bei Bubastis fand der Armenier Hekekyan-Bey Töpfergeschirr*) in der Tiefe von 25 Fuss —, dass z. B. der grosse Androsphinx bei der Pyramide des Chafra, trotzdem dass ihn Caviglia und neulich Mariette ganz bloss gelegt hatte, jetzt wieder so vom Wüstensande beweht ist, dass ich mit meinem Stocke den Kopf desselben erreichen konnte: so wird man sehr gründlich, d. h. sehr tief graben und sich auf alle Fälle noch einige Zeit gedulden müssen. — Noch etwas Anderes möchte ich endlich zu bedenken geben; der sogenannte steinerne Wald beim Mokattam, wozu sich jetzt ein westliches Seitenstück eine Stunde hinter den Pyramiden gesellt — um die Fontaine des Rumelichplatzes in Cairo ist eine dreireihige Einfassung von versteinerten Baumstrünken von bis zu 1 Fuss Durchmesser aufgestellt —, ist offenbar aus einer Eindringung des Silicats in die Holzfaser der Nicolia aegyptiaca (oder des calamites) entstanden. Soll man nun annehmen, dass die Urbewohner Aegyptens allein keine Steinwerkzeuge gebraucht haben sollten, weil das Material hierzu bei ihnen gerade am häufigsten gewesen?

Alexandria, zu Ostern 1873.

Dr. Lauth.

*) Diese könnten allerdings auch durch klaffende Erdrisse, wie der Boden Aegyptens zur Zeit der Trockenheit bis zu beträchtlicher Tiefe sie bildet, hinabgefallen sein. Vergl. das χασμα bei Bubastis, das nach Mariette unter Bochos, dem ersten König der II. Dyn., viele verschlungen hat.

Centralamerikanische Hieroglyphen.

Die Geschichte der civilisirten Nationen, welche einstmals in Centralamerika lebten, ist für uns noch ein vollständiges Geheimniss. Wir wissen nichts über die Erbauer jener staunenerregenden Denkmäler in Yucatan, Chiapas, Guatemala und Honduras. Als stumme Zeugen einer uns unbekannten Vergangenheit sieht man dort Paläste in einem ganz eigenthümlichen Styl erbaut, mit Sculpturarbeiten in Stein versehen, welche mit einer Sorgfalt und Geschicklichkeit ausgeführt sind, die einen hohen Grad künstlerischer Entwickelung vermuthen lassen. Zahlreich sind die Theorien über das Volk, welches jene erbaute. Wissenschaftliche Untersuchungen und müssige Speculationen haben die Schränke unserer Bibliotheken in wahrhaft bedenklicher Weise mit Vermuthungen und Hypothesen angefüllt. Die Indianer selbst, welche vor drei und einem halben Jahrhundert von den Spaniern in diesen Ländern angetroffen wurden, glaubte man im Allgemeinen nicht mit in Rechnung ziehen zu dürfen. Man hielt den Bildungsgrad derselben zur Zeit der Eroberung nach den Berichten der Eroberer nicht im Einklange mit der vorgeschrittenen Cultur, wie sie auf den zurückgebliebenen Denkmälern ersichtlich ist, und der schnelle Verfall dieser Nationen unter der spanischen Herrschaft schien jene Zurücksetzung zu rechtfertigen. Es scheint indessen, dass dies ein schwerwiegender Irrthum war und dass die Erdwälle, Strassen, Pyramiden und Gebäude von den Vorfahren der Mayas,

Quiches und anderer zum selben Volke gehörigen Stämme erbaut waren, obgleich die Indianer dieser Gegenden durchaus keine Erinnerung darüber aufbewahrt haben. Diejenige Kenntniss der früheren Zeiten, die zur Zeit der Eroberer bei ihnen vorhanden war, wurde von rohen Soldaten unbeachtet gelassen oder von abergläubischen Mönchen, welche in Allem, was sich auf indianische Alterthümer bezog, nur das Werk des Teufels erblickten, absichtlich zerstört.

Wir wissen jedoch, dass geschichtliche Urkunden bei ihnen vorhanden waren; die ersten spanischen Schriftsteller geben uns Beschreibungen von solchen „Büchern", die auf lange Streifen Rinde oder Zeug geschrieben waren, die einen feinen glänzenden weissen Kalküberzug besassen und zusammengefaltet durch zwei Deckel aus Holz geschützt wurden.

Es wird behauptet, sie seien mit Schriftzeichen geschrieben, welche denen ähnlich sind, welche man an den Wänden und Treppen der alten Gebände erblickt. Die meisten dieser Bücher wurden von dem Fanatismus der Missionäre zerstört; den Indianern lehrte man alle Beziehungen aus alter Zeit als satanische Verblendungen und Fallstricke zu meiden, und nur wenige dieser kostbaren Documente entgingen der Zerstörung und wurden in europäischen Bibliotheken aufbewahrt. Wir wissen von drei solchen Handschriften, welche mit den Charakteren geschrieben sind, deren Form uns von den Wänden in Palenque und von den Monolithen von Copan bekannt sind. Die eine in der Dresdener Bibliothek wurde in der grossen Sammlung von Lord Kingsborough veröffentlicht; eine andere befindet sich in der Nationalbibliothek zu Paris und wurde im Jahre 1864 in einer kleinen Zahl von Exemplaren gedruckt; und die dritte, im Besitz eines spanischen Sammlers, wurde unter dem Titel „Manuscrit Troano" im Jahre 1870 vom Abbé Brasseur veröffentlicht. Dieser Schriftsteller gab im Jahre 1864 ein Werk des Bischofs Landa heraus, welches einen Schlüssel zu der Bilderschrift von Yucatan geben will, und der Bischof behauptet, wenigstens den Tro-Codex „von Anfang bis zu Ende" lesen zu können. Aber die gelehrte Welt schenkte seinen staunenerregenden Erklärungen wenig Vertrauen, und wenn wir sehen, dass er selbst in seiner letzten Veröffentlichung gesteht, den Anfang mit dem Ende verwechselt zu haben, und dass das ganze Manuscript in umgekehrter Richtung zu lesen sei, so glauben wir wohl, dass einiger Grund vorhanden ist, um an seiner Richtigkeit zu zweifeln. Wir dürfen dies nicht bedauern. Des gelehrten Abbés Erklärungen geben uns keine geschichtlichen Ueberlieferungen der alten Nationen, sondern ohne Anhalt an bestimmte Oertlichkeiten oder feste Zeitbestimmungen nur eine verworrene Erzählung von geologischen Vorgängen in jenem Welttheil, von Vulcanausbrüchen, Fluthen, versunkenen Ländern, Schlammvulcanen, Gletschern, die neben einander stürzen — in der That nur von Dingen, von denen jene Indianer wahrscheinlich viel weniger wussten, als unsere heutigen Fachgelehrten.

Wir hoffen indessen noch, dass eines Tages ein anderer Weg um diese geheimnissvollen Schriften zu lesen entdeckt werden wird, und dass sie uns näher liegende Thatsachen von mehr Interesse erschliessen werden. Unterdessen halten wir es für unsere Pflicht, das vorhandene Material für künftige Studien zu erhalten. Wir hoffen, dass Abgüsse und photographische Ansichten von den in den Ruinenstädten Centralamerikas vorhandenen Tafeln angefertigt und zum Besten derjenigen veröffentlicht werden sollten, welche Interesse für das Studium der frühesten Geschichte Amerikas besitzen.

Vor einigen Jahren wurde von einem mexikanischen Ingenieur, Don Secundino Orantes, welcher in einer Indianerhütte nahe bei Ocozingo übernachtete, ein merkwürdiger Stein gefunden, welcher von seinem Gastgeber als Heerdstein benutzt wurde. Der Besitzer sagte, dass der Stein von den Ruinen von Toniná (welches in der Tzendalsprache Steingebände bedeutet), nahe bei Ocozingo, ungefähr 80 Meilen südlich von Palenque, dahin gebracht worden sei. Es ist eine Platte von hartem Kalkstein von 26 bei 17 Zollen und 6 Zoll Dicke. Auf der einen Seite sieht man in Basrelief eine mit einem Federkopfschmuck gezierte zum Theil zerstörte Figur und die Spuren einer Reihe kleiner Hieroglyphentäfelchen. Spuren von blauer und rother Farbe zeigen, dass sie einst bemalt war. Die andere Seite ist besser erhalten. Wir sehen hier zwanzig Täfelchen, von denen ein jedes eine Gruppe verschiedener Elementarfiguren enthält. Viele von ihnen haben an der Seite oder oben Stäbe und Punkte (Kugeln), von denen wir wissen, dass es Zahlenbezeichnungen sind, indem eine Kugel eine Einheit, ein Stab die Zahl fünf bezeichnet. Man erkennt unter den Figuren der Täfelchen viele von denjenigen wieder, welche sich unter den Zeichnungen von Catherwood und Waldeck von den Ruinen von Palenque finden, und wenn man den in der Natur der Sache begründeten Unterschied zwischen dem Lapidarstyle auf den Steinsculpturen und der cursiven Manier der Handschriften oder Malereien berücksichtigt, so finden wir dieselben auch in Uebereinstimmung mit den Charakteren auf den drei erwähnten Handschriften.

(Frank Leslie's Ill. New York, 5. April 1873.)

Kleinere Mittheilungen.

Das ethnographische Museum in Oldenburg.

Dem Berichte über den am 6. April von dem naturwissenschaftlichen und historischen Verein von Bremen unternommenen Ausflug nach Oldenburg behufs Besichtigung der dortigen Museen und Kunstsammlungen entnehmen wir folgende Mittheilung:

In dem ethnographischen Museum fielen zuerst die Steinsärge vom Banter Kirchhof auf, deren Einrichtung und Bedeutung von den Führern, Herrn Oberkammerherrn Baron v. Alten und Herrn Inspector Wiehken, sehr treffend erklärt wurden. Das Wichtigste sind aber die grossen Reihen von Waffen und Werkzeugen, sowie Schmuckgegenständen aus der Stein- und Bronzezeit, die grösstentheils der Sammlung des verstorbenen Pastors Oldenburg in Wildeshausen entstammen; in dieser Reichhaltigkeit und Fülle erläutert ein Stück das andere und leitet oft zu den überraschendsten Folgerungen hin. — Völlig neu sind die auf den Watten, z. B. den Oberahn'schen Feldern und dem Hoheuwege kürzlich entdeckten „Brunnengräber", cylindrische Brunnen von 1 bis 2 Meter Durchmesser und 3 bis 4 Meter Höhe, welche aus keilförmigen Stücken von Darp aufgebaut und aussen mit Klei verstrichen sind. Diese Brunnen haben eine Fülle der interessantesten Gegenstände geliefert: Menschenschädel, welche die sehr charakteristische gewölbte oder gar zugespitzte Hinterhauptschuppe zeigen, Knochen einer sehr kleinen Race des Hausrindes, Urnenreste, Muschelschalen, Holzhaspel (wahrscheinlich am Webestuhl gebraucht), Spindelsteine, ja selbst ein ganzes Rad, auf dessen Nabe in höchst eigenthümlicher Weise eine Urne aufgestellt war. Herr v. Alten wird diese alten Reste in einer eigenen Schrift beschreiben; ihnen reihen sich manche Gegenstände aus der Marsch an, von denen der sehr thätige Inspector Wiehken noch soeben eine werthvolle Urne aus einer Wurth bei Rodenkirchen ausgegraben hat.

(Weserzeitung, 8. April 1873.)

„Heidengräber" bei Zeitz.

Zeitz, 25. April. Die Magdeb. Ztg. schreibt: „Wir haben schon früher berichtet, welch reichliches Ergebniss die Nachgrabungen ergeben haben, die in den Heidengräbern hiesiger Gegend angestellt worden sind. Auf die Vorstellung, welche Herr Lehrer Thärmann in Polzig unweit Zeitz an den Cultusminister gerichtet hatte, sind diese Nachsuchungen in den letzten Tagen in grösserem Umfange wieder aufgenommen worden, und zwar mit dem befriedigendsten Erfolge. Im Auftrage des preussischen Cultusministers leitet der Obermeister der Alterthumsforscher, Professor Dr. Klopfleisch aus Jena, die jetzt erfolgte weitere Ausgrabung dieser Hünengräber in der Umgebung des Dorfes Braunshain. Man fand wuchtige Steinkeulen und Steinmeissel von Grünstein und Feuerstein, einzelne Exemplare sogar von Achat, Urnen aus Cementmasse, schwach gebrannt, in Kelch-, Terrinen- und Vasenformen. An anderen Orten der Umgegend fanden sich Kriegshämmer und Pfeile von Feuerstein. In Henckewalde bei Zeitz ergab die Oeffnung des ersten Grabhügels sogleich eine Menge Urnen, Fäustel, Feuersteinmesser und 30 Schabfeuersteinstücke. Die ganze Ausbeute wird diesmal zur Verfügung des preussischen Cultusministers gestellt werden. Ein flüchtiger Versuch des Professors Dr. Klopfleisch ganz in der Nähe von Naumburg lieferte ebenfalls sehr interessante Dinge aus der Heidenzeit zu Tage. Besonders zahlreich wurden Knochentheile untergegangener Thiergeschlechter aufgefunden. Es sollen auch in der Umgegend von Naumburg die Nachsuchungen später in grösserem Maassstabe unternommen werden. Verschiedene sichere Anzeichen weisen darauf hin, dass hier die Mühe reichlich belohnt werden wird."

Der bekannte Forscher in der Urgeschichte, Sir John Lubbock, und Esq. Grant Duff, der gelehrte Staatssecretair für Indien, reisen gegenwärtig in Kleinasien. Wie verlautet, dürften diese Herren bei ihrer Rückkehr einige ebenso wichtige als interessante Ergebnisse ihrer Forschungen über die vorhistorischen Ueberbleibsel dieses Gebiets dem gelehrten Publicum mitbringen.

December 1872.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,

Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 6. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Juni 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 15. Februar 1873.

Der Vorsitzende, Herr Bastian, eröffnet die Sitzung und macht Mittheilung über den Afrikareisenden Dr. Nachtigal, welcher lange Zeit hindurch nichts hatte von sich hören lassen, dessen Diener aber Briefe nach Tripolis gebracht hat, deren Eintreffen in Berlin jeden Augenblick zu erwarten steht.

Herr M. Kuhn überreicht Photographien des Dr. Scheiber in Bukarest, moldo-walachische Typen darstellend.

Herr Bastian legt eine von zahlreichen photographischen Darstellungen begleitete Arbeit des bekannten Arztes Dr. W. Reil zu Cairo über Steingeräthe und Steinwaffen der alten Aegypter vor.

Der als Gast anwesende Marineprediger Herr Cramer hält einen Vortrag über die Fahrt Sr. Maj. Kriegsschiffes Hertha in den Gewässern von Ostasien und längs der Westküste von Südamerika. Insbesondere schildert er nach den Erfahrungen bei einer dreimaligen Landung die Einwohner von Korea, von denen er auch Photographien vorlegt. Er findet die mannichfaltigsten Beziehungen derselben zu den Chinesen.

Herr Fritsch sprach über schlesische Gräberfunde von den Gütern Niklasdorf und Paulsdorf am Riesengebirge. Es handelt sich dort um grössere Gräberfelder mit Urnen und gebrannten Menschenknochen. Ausser einigen eisernen Nägeln, welche vielleicht neueren Ursprungs sind, erwähnt der Vortragende besonders Klappersteine aus Thon unter dem Namen Eiersteine.

Herr Voss berichtet über einen eigenthümlich geformten Stein, welcher in der Gegend von Wildenhagen (Kreis Camin) in Pommern gefunden wurde, und vier tief eingeschnittene Rillen zeigt. Die Bedeutung und Benutzung des Steines ist nicht sicher zu stellen. Vielleicht hat derselbe zur Zerfaserung von Gespinnstpflanzen gedient, wie denn ähnliche Steine in mexicanischen Gräbern, andere auch auf Celebes gefunden worden sind, auf letzterer Insel sogar zu ähnlichen Zwecken dienende Geräthe aus Holz.

Sitzung der Hamburg-Altonaer Gruppe am 1. Februar 1873.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den vorsitzenden Geschäftsführer, Dr. Wibel, besprach zunächst Herr Dr. Th. Simon den interessanten Fund einer grösseren Anzahl Urnen auf den Ländereien der Filiale des Werk- und Armenhauses bei Fuhlsbüttel. Nachdem schon früher dort wiederholt Urnenscherben und auch später einzelne ganze, aber leider wieder zerstörte Urnen entdeckt worden waren, gelang es neuerdings durch die Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Verwalters Herrn Woltereck, eine solche Fundstätte, sowie die einzelnen Objecte in ziemlicher Vollkommenheit zu beobachten und zu erhalten. Auf einem der Aecker wird jetzt ein Weg abgestochen, an dessen Stelle früher ein mit grossen Bäumen (Eichen) besetzter Knick sich befand. Der Abstich zeigt oben eine etwa 2 Fuss dicke Schicht von grauer, sandiger Humuserde, unter welcher sodann ein gelber Sand

als Urboden lagert. Unmittelbar auf der Grenzfläche beider wurden nun mehrfache Anhäufungen angeschwärzter, leicht zerfallender Geröllsteine aufgedeckt, innerhalb welcher sich Urnen (im Ganzen etwa 6) vorfanden. Die Urnen enthielten ausser Sand und einer Menge kleiner menschlicher calcinirter Knochenfragmente, Eisen- und Bronzegegenstände. Unter diesen sind hervorzuheben: ein interessantes Eisenblech mit verziertem Bronzebeschlag, dessen Bestimmung noch fraglich ist, eine schön erhaltene eiserne Fibula (Heftspange) und eine eiserne Lanzenspitze. Bei dem Interesse, welches Herr Woltereck der Sache widmet, werden wir hoffentlich bald volle Aufklärung über diesen Fund gewinnen.

Bei der sich hieran anschliessenden Discussion sprach Dr. Wibel auf Grund mehrmaligen Besuches der Localität und mit Rücksicht auf dessen Gestattung die Ueberzeugung aus, dass hier wahrscheinlich ein Urnenfeld von grösserem Umfange vorliege. Gewissheit hierüber wie über das Alter desselben könne erst das weitere Aufdecken bringen. Hinsichtlich der Zeitfrage glaubte Frl. J. Mestorf nach dem Gesammtcharakter der Fundobjecte (Form, Arbeit und Ornamentik der Gefässe und Fibula) eine Versetzung in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, etwa bis 500 n. Chr., annehmen zu dürfen.

Alsdann berichtete Dr. F. Wibel über die von ihm in Gemeinschaft mit Dr. A. Schetelig angestellten Untersuchungen über den Pfahlbau bei Buxtehude, auf welchen Herr Director Winter die Geschäftsführer aufmerksam zu machen so freundlich gewesen war (s. vor. Sitzungsbericht, Corr.-Bl. 1872, S. 70). Beide sind zu dem übereinstimmenden Ergebnisse gelangt, dass trotz aller anfänglichen Bestätigungen doch kein eigentlicher Pfahlbau vorliege. Auf dem zwischen Ninoop und Neuenfelde an der Este gelegenen Terrain, dem sogenannten Haselwärder (Hasselwerder), wurde eine schwache aus Geestsand bestehende Wölbung behufs Verwendung zum Wegebau abgetragen und darunter in wasserreichem Moorboden eine allerdings auf den ersten Anblick überraschende regelmässige Pfahlsetzung aus Eichenstämmen und von beträchtlichem Umfange blossgelegt. Ebenso fanden sich stellenweise zwischen den Pfählen Thonscherben von roher Masse, Eisenfragmente (Nägel, Messer etc.), Holzgeräthe (Ruder, Milchschale etc.) und ausserhalb der Pfähle eine Masse Thierknochen (Rind, Hirsch etc.). Allein dem gegenüber ist auf verschiedene widersprechende Punkte aufmerksam zu machen. Eine eigentliche Fundschicht liess sich nicht nachweisen; die Eichenpfähle waren am unteren Ende sehr regelrecht behauen, aber nicht angespitzt; mitten zwischen den erwähnten Fundgegenständen fanden sich glasirte, offenbar jüngere Topfscherben, ein eiserner Spaten, richtige Schmiedeschlacken — also Dinge, die ein sehr hohes Alter nicht beanspruchen konnten, während die früher genannten ebensowenig einen deutlichen Beweis dafür liefern. Fragt man nun andererseits nach der Deutung für die immerhin auffallende Anhäufung, so erscheint es als beste und auch beweisfähige Erklärung für dieselbe, in ihr die Wirkungen (Zerstörung und Anschwemmung) eines Deichbruches zu finden. Thatsächlich ist das Gebiet, welches jetzt eingedeicht ist, früher Aussendeich gewesen, und ebenso wie die Reste des früheren Binnendeiches sich noch erkennen lassen, wird auch durch einen kleinen, dahinter liegenden See ein ehemaliger Durchbruch erwiesen.

Es wird immerhin lehrreich sein, wenn man auch die Irrthümer kennen lernt, denen man in unseren Gegenden bei der Auffindung solcher Reste unterliegen kann, und welche nicht in allen Fällen eine so deutliche Aufhellung gestatten wie hier.

Im Anschluss hieran gab Dr. A. Schetelig eine kurze Schilderung der aufgefundenen Knochenreste und betonte dabei, dass dieselben wesentlich gewöhnlichen Hausthieren (Pferd, Rind etc.) angehören. Bezüglich der früheren Beschaffenheit des geschilderten Gebietes wies er auf die Elbkarte von Melchior Lorichs (v. 1568) und deren Besprechung durch Dr. I. M. Lappenberg hin; wonach thatsächlich mehrere hier früher vorhandene Dörfer (Nienbusen, Velthusen) später verschwunden sind und die Kirche zu Nincop wahrscheinlich in den Sturmfluthen von 1412 oder 1470 untergegangen sei.

Hierauf referirte Herr Dr. R. Krause über das hervorragende Werk des Dr. G. Fritsch über die Völker Afrikas, welches von Herrn Friedrichsen zur Ansicht vorgelegt war, und hob als besondere Vorzüge desselben neben der anziehenden Darstellung die eingehenden wissenschaftlichen Messungsreihen der Körperverhältnisse und die wahrhaft künstlerische Ausführung der beigegebenen Tafeln hervor.

Zur Ansicht für die Mitglieder waren ferner ausgelegt: Eine Anzahl Photographien aus dem in einem Berliner Verlag erscheinenden grossen Völkeratlas und einem ethnographischen Schulatlas, welche der hiesige Photograph Herr Dammann herausgiebt; eine Reihe Schädel aus vorhistorischen Fundstätten aus der Sammlung des Herrn H. Schilling; ein eigenthümlicher, schön bearbeiteter Granitstein, eingesandt durch Herrn Dr. Andresen, Sophienbad bei Reinbeck; mehrere bei Quickborn gefundene und von Herrn Dr. Schetelig eingereichte Steingeräthe; ein Bronze-Kelt aus der Gegend von Hagenow.

Herr Dr. Schetelig sprach über sieben von Herrn Schilling vorgelegte Schädel. Zwei sind bei Ermsleben am Harz, zwei andere bei Frose in Anhalt zusammen mit Urnenscherben gefunden,

ein anderer bei Aschersleben, der sechste stammt von Maehringem und der siebente von Prag. Bei den spärlichen Notizen über die Fundstätten und dem differenten Charakter derselben muss auf eine eingehendere Bearbeitung des Materials verziehtet werden.

Zum Schluss legte Dr. Wibal eine ihm durch den Herrn Generalsecretair der Gesellschaft angesandte Erklärung des merkwürdigen Eisenmessers von Föhr (s. Corresp.-Bl. Nr. 3 1871) vor, welche Herr. Dr. Much in Wien unter Beifügung eines Modelles zu geben versucht. Herr Much hält dasselbe für ein Rasirmesser und die beiden Einkerbungen zum Zwecke der Arretirung innerhalb der Scheide (eine für den geöffneten, eine für den geschlossenen Zustand) angebracht. Der an sich sinnreichen Erläuterung widerspricht indessen der Umstand, dass auch der kürzere Theil des Messers eine scharfe Schneide besitzt, die bei vorliegender Deutung nicht nur zwecklos, sondern geradezu gefährlich wäre, da sie stets ausserhalb der Scheide (Heft) sich befindet.

Sitzung am 19. April 1873.

Herr Dr. Th. Simon giebt einen eingehenden Bericht über die Ausgrabungen des Urnenfeldes bei Fuhlsbüttel. Dieser Fund gewinnt mit jedem Tage an äusserem Umfange wie innerer Bedeutung, und Dank dem ganz ausserordentlichen Interesse und Eifer des Herrn Woltereck, welcher die Ausgrabungen mit vorzüglicher Vorsicht leitet, sind wir in der Lage, einen vollkommenen Einblick in die Lagerungsverhältnisse der Fundstätte und ein klares Bild sämmtlicher Fundgegenstände zu besitzen. Seit den letzten Tagen des Februar sind wiederum verschiedene Brandstellen (ca. 6 Fuss lange Steinpflasterungen mit zahlreichen Holzkohlenresten) aufgedeckt und etwa 65 Urnen gefunden worden, so dass die Gesammtzahl der letzteren schon über 120 beträgt. Leider sind von denselben nur verhältnissmässig wenige (circa 10) mehr oder minder erhalten geblieben, es lässt sich aber an mehreren von ihnen ein mit dem fortschreitenden Abgraben des Feldes zunehmender Reichthum von Ornamenten schon jetzt feststellen. Sehr viele der Urnen sind vollkommen leer, viele enthalten nur Knochenreste, aber eine nicht geringe Anzahl bietet auch neben diesen sehr verschiedene und höchst interessante Gegenstände aus Bronze oder Eisen oder beiden Metallen zugleich. Hervorzuheben sind prächtige Bronzefibeln und Nadeln, Bronzeringe mit Klammern, eiserne Bleche (Schienen) von eigenthümlicher Krümmung, Ringketten, Fibeln u. s. w., alles mehr oder minder reich verziert. Ein besonderes Interesse verdienen noch die eisernen Bleche, welche mit Bronzeblech, dessen Ornamente getrieben sind, überkleidet erscheinen, und ein trefflich erhaltener Gürtel ähnlicher Arbeit. In der That dürfte das bei Fuhlsbüttel erschlossene Urnenfeld noch eines der bedeutendsten und wichtigsten Norddeutschlands werden, wenn, wie zu hoffen, bei seiner weiteren Ausgrabung sich die Ausbeute in gleicher Weise ergiebig zeigt wie bisher.

Herr Dr. Wibel wies auf einige merkwürdige Erscheinungen der Fundstätte hin, wie z. B. die völlige Leere so vieler Urnen, das Auftreten so vieler in ihrer Deutung bisher noch räthselhafter gekrümmter Bleche, das fast gänzliche Fehlen aller Waffen und Schneidewerkzeuge neben dem verhältnissmässigen Reichthum an Zierrath (Nadeln, Fibula etc.). In Rücksicht auf das Alter hob er, unter Feststellung der Thatsache, dass weder Edelmetall noch Münzen bis jetzt gefunden seien, namentlich den Widerspruch zwischen der bewundernswerthen Technik der Metallobjecte und der Einfachheit und Rohheit der Ornamente an ihnen wie an den Urnen hervor. Die chemische Analyse zweier Bronzebleche hat, von Spuren abgesehen, die Abwesenheit von Blei und Zink ergeben. Ein entscheidendes Urtheil könne man erst von den weiteren Enthüllungen des Fuhlsbütteler Feldes erwarten.

Hierauf machte Herr Stud. med. J. W. Spengel einige kritische Bemerkungen über das von Herrn Prof. Schaaffhausen im Auftrage des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft veröffentlichte Schema der Schädelmaasse, nach dem ein Katalog sämmtlicher Schädel deutscher Sammlungen ausgearbeitet werden soll. Der Vortragende wandte sich namentlich gegen die ungenügende Redaction, und wies die Unmöglichkeit nach, unter einander vergleichbare Zahlen zu erhalten, wenn nicht von jedem Maasse genau Anfangs- und Endpunkt angegeben würde. Dies gelte vorzüglich von den drei Hauptmaassen, der Länge, Breite und Höhe, die von fast jedem Forscher auf verschiedene Weise genommen würden. Eine Messung der Höhe scheine überdies unmöglich ohne Zugrundelegung einer Horizontalstellung des Schädels. Für die Messung des Rauminhaltes sei Hirse nach den Versuchen des Vortragenden wie nach denen aller neueren Beobachter durchaus unbrauchbar. In Anschluss an diese Bemerkungen beschrieb Herr Spengel kurz einen von ihm construirten Apparat zur Messung der Länge, Breite und Höhe, sämmtlich mit Rücksicht auf die Horizontalstellung des Schädels (nach Merkel und von Ihering) gemessen. Eine Ergänzung des Apparates bildet eine Vorkehrung, um den „Profilwinkel“ von Ihering's, d. h. die Neigung des Gesichtsprofiles gegen die Horizontale, direct am Schädel zu messen.

In der darauf folgenden Discussion hob Herr Dr. M. Dehn hervor, dass er allerdings der negativen Seite der Kritik des Herrn Spengel im Ganzen beistimme, dass aber, was die positiven Vorschläge desselben beträfe, doch nicht zu vergessen

sei, dass erst die Zukunft darüber entscheiden werde, ob die von Merkel und von Ihering experimentell begründete, vom Vorredner befürwortete Horizontalstellung des Schädels wirklich für alle Fälle Geltung beanspruchen könne. Wenn man bedenke, dass es eine absolute Horizontale überhaupt nicht gebe, dass möglicherweise hier doch nicht unbedeutende Verschiedenheiten nach Race und Individualität obwalten, so thue man gewiss gut, etwas vorsichtig mit der Annahme jener als Grundlage eines neuen Messungssystems zu sein, um so mehr, da die für die Bestimmung der Horizontale vorgeschlagenen Punkte (Mitte der äusseren Ohröffnung und unterer Augenhöhlenrand) in keiner inneren Beziehung zu einander ständen.

Bis weitere experimentelle Prüfungen die Frage entschieden hätten, ob es überhaupt möglich sei, hier zu einem definitiven Resultat zu gelangen, käme es praktisch nur darauf an, die Messungen so anzustellen, dass vergleichbare Werthe gewonnen würden, also in absolut gleicher möglichst genau bestimmter Weise. Vorläufig meinte Herr Dr. Dehn den eigentlichen und zwar recht erheblichen Vorzug der Messungen vermittelst des Spengel'schen Apparates darin zu sehen, dass alle drei Dimensionen in derselben Stellung des Schädels gemessen, die erhaltenen Werthe demnach direct auf einander bezogen werden können.

Vorgelegt war der Versammlung neben den sämmtlichen Fundstücken aus Fuhlsbüttel auch eine Reihe bearbeiteter Flintsteine von den interessanten Feldern bei Spiennes, welche Fräulein J. Mestorf während ihres Besuches des internationalen Congresses zu Brüssel selbst gesammelt hatte und heute mit einigen erklärenden Mittheilungen begleitete. Ebenso hatte Fräulein J. Mestorf den stattlichen und mit vielen Tafeln versehenen Bericht der Verhandlungen jenes Congresses und ein umfangreiches, seltsames Werk des Grafen Lepic über die Waffen und Werkzeuge der vorhistorischen Erdbewohner zur Ansicht für die Mitglieder eingeliefert. Herr Dr. C. Krüger übergab Namens des Herrn C. E. Roeper ein sehr grosses, schöngearbeitetes Flintbeil aus dem Kong Skarres Hoi bei Skarregaard, Limfjord, als Geschenk. Herr Dr. F. Wibel lenkte die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf die von Herrn Professor H. Handelmann in Kiel kürzlich veröffentlichten Berichte über die Ausgrabungen auf Sylt (1870 bis 1872), welche einen schätzenswerthen Beitrag zu unserer Kenntniss der vorhistorischen Zustände des Eilandes liefern und einen nicht geringen Reichthum an schönen Bronzeobjecten bildlich darbieten. Derselbe Redner wies endlich noch auf einen Aufsatz des Prof. K. Zittel in der Augsb. Allg. Ztg. hin, in welchem die neuen Pfahlbauentdeckungen im Wurmsee besprochen sind, wonach wir jetzt in Deutschland ebenfalls Reste dieser Gattung besitzen, welche nicht mehr, wie bisher, den schweizerischen an Fülle und Mannigfaltigkeit des Inhaltes nachstehen.

Zum Schlusse wurden der Versammlung der Jahres- und Cassenbericht abgestattet, von derselben genehmigt, darauf die Herren D. A. Schetelig und Dr. F. Wibel zu Geschäftsführern wieder erwählt und aus den vorhandenen Mitteln Gelder für die Ausgrabungen bei Fuhlsbüttel, sowie für die beabsichtigten Untersuchungen der prähistorischen Reste Ritzebüttels bewilligt.

Sitzungen des Vereins für Anthropologie in Leipzig in Verbindung mit dem Verein von Freunden der Erdkunde.

Sitzung am 26. Febr. 1873.

Auch diesmal wurde die Sitzung wieder ausschliesslich mit Vorträgen und Mittheilungen geographischen Inhaltes ausgefüllt.

Sitzung am 2. April 1873.

Herr Paul Treutler, welcher von 1852 bis 1867 an der Westküste von Südamerika gelebt und dort in den Silberminen angestellt war, berichtete in äusserst anziehender Weise über seine erste Forschungsreise in das Araukanergebiet. Der Vortrag bildet einen Abschnitt aus dem von ihm verfassten grösseren Reisewerke, welches in Kurzem veröffentlicht werden wird.

Dr. Obst machte auf eine Chonosmumie aufmerksam, aus einer Höhle einer der südlich von Chiloë gelegenen Huaytecasinseln. Die Leiche ist von der Rinde eines Nadelholzes (Fitzroya patagonica), welche oben und unten zugebunden ist, umschlossen. Derartige Packete, in denen sich die Leiche in hockender Stellung befindet, stehen in trocknen natürlichen Höhlen, um sie herum ist eine Art Gewölbe von rohen Steinen gemacht und ausserhalb desselben der ganze übrige Raum der Höhle mit trocknem Sande ausgefüllt. Eine Höhle enthält nie mehr als eine Mumie.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Die Ergebnisse der neuesten Forschungen in den Pfahlbauten des Würmsees.

Wir berichteten bereits in der Märznummer dieses Blattes (Seite 21), dass Herr Landrichter v. Schab durch eine Unterstützung von der Staats-

regierung in den Stand gesetzt worden war, seine im Jahre 1864 begonnenen Nachgrabungen an der Roseninsel fortzusetzen, und dass dieselben ein äusserst reiches Material zu Tage gefördert hatten.

Der niedrige Wasserstand im Januar und Februar dieses Jahres hat die Arbeiten des Herrn v. Schab so begünstigt, dass der Erfolg alle seine Erwartungen übertraf.

Die an dem westlichen, der Roseninsel zunächst gelegenen Ufer angestellten Nachgrabungen führten in geringer Tiefe, unmittelbar unter dem jetzigen Seeboden, auf zwei von zerspaltenen Knochen und Artefacten strotzende Culturschichten, jede etwa 1 bis 1½ Fuss dick und beide durch eine leere schlammige Zwischenschicht von ½ bis 1 Fuss Mächtigkeit von einander geschieden. In der oberen Lage kamen hauptsächlich Bronzesachen zum Vorschein. Nicht weniger als fünfzig Nadeln liegen in der Sammlung des Hrn. v. Schab. Keine gleicht der anderen, jede hat ihre besondere Form, Grösse und Verzierung. Einige mit reizend geformten und gezeichneten Knöpfen schmückten ohne Zweifel das Haupt der Schönen des Pfahldorfes, andere mögen als Heftnadeln für die Gewänder getragen worden sein, wieder andere dienten sicherlich zum Stricken, und eine Anzahl der kleineren lässt sich an ihrem weit durchbohrten Oehr sofort als Nähnadeln erkennen. Die zierlichen Linien und Ringe, welche häufig Stiel und Knopf bedecken, verrathen bereits einen entwickelten Schönheitssinn. Etwas wesentlich Neues scheint sich übrigens unter dieser reichen Sammlung von Nadeln nicht zu befinden. Sie stimmen auffallend mit ähnlichen Funden aus den Pfahlbauten des Neuenburger und Bieler Sees überein. Es schliessen sich an die Nadeln einige Bronzestifte mit einem zugespitzten und einem abgeplatteten Ende an, zwei Bronzedrähte mit umgebogenem Ende könnten wohl als Angeln gedient haben. Von Schmuckgegenständen liegen mehrere Arm- und Ohrringe, sowie eine mit Kreisen versehene Bronzescheibe vor. Durch besondere Schönheit zeichnen sich eine Pfeilspitze und drei Bronzemesser aus, von denen das grösste etwa 20 Ctm. lange in der Nähe des Rückens die charakteristischen Linien und Kreise der keltischen (?) Waffen trägt. Zu den Schmuckgegenstäden gehören auch drei emaillirte bunte Glasperlen, zwei durchbohrte Eckzähne vom Torfschwein und eine runde, dünne, sorgsam geglättete Scheibe aus Hirschhorn, welche auf einer Seite mit einigen peripherischen Kreisen und einer Anzahl symmetrisch gruppirter kleiner vertiefter Ringe versehen ist. Eine zweite Scheibe derselben Art ist unvollendet geblieben, erst roh zugeschnitten und noch ohne Verzierung der Oberfläche.

Unter die Gegenstände, welche auch anderwärts in Pfahlbauten vorkommen, gehören ganze Reihen von Spinnwirteln, flache durchbohrte Thonscheiben, Kornquetscher und Schleifsteine. Auffallend selten sind Geräthe aus Stein. Eine einzige polirte kleine Axt aus Serpentin oder Jade (?) liefert wenigstens den Beweis, dass auch geglättete Steinwerkzeuge im Starnberger Pfahlbau im Gebrauch standen. Aus bläulichem Feuerstein, der möglicherweise dem Kelheimer Jura entstammt, sind eine roh behauene Lanzenspitze und ein schmales, dreieckiges, langes Instrument zum Sägen oder Schneiden angefertigt.

Von ganz besonderm Interesse und für den Pfahlbau der Roseninsel bezeichnender als alles bisher Genannte ist der Reichthum an Geräthen aus Hirschhorn. Weit über 100 Geweihstücke vom Edelhirsch sind bereits ausgegraben. Die meisten davon besitzen ungewöhnliche Grösse, und kaum einem einzigen fehlen Spuren von Bearbeitung. Die unteren Theile der stärksten Stangen wurden zu Hämmern, Feldhacken und Beilen verwendet. Das länglich viereckige Loch befindet sich fast immer unmittelbar über der meist abgeschnittenen oder abgeriebenen Rose. In ansehnlicher Zahl liegen verschiedenartige Handgriffe für Messer, Beile, Aexte, Meissel u. s. w. aus Hirschhorn vor, von denen einige ohne Zweifel wieder in einem hölzernen Stiel eingefügt waren. Zu den merkwürdigsten Sachen gehören fünf beiderseits glatt abgesägte, geglättete Geweihsprossen mit drei grossen ohlongen Löchern, von denen die beiden äusseren senkrecht, das mittlere wagrecht das Hornstück durchbohren. Man hat ähnliche Geräthe bei Möringen in der Schweiz, sowie in der Terramara von Castione gefunden, und deutet sie als Weberschiffchen. Dass Ahlen, Stechwerkzeuge und Speerspitzen nicht fehlen, lässt sich bei dem grossen Reichthum an Hirschhorngeräthen erwarten. Die Speerspitzen sind aus Endsprossen gefertigt, geglättet, scharf zugespitzt, an ihrem dicken Ende zur Aufnahme des Schaftes ausgehöhlt, und mit einem runden Loch durchbohrt, durch welches eine Niete getrieben war. Noch wären einige andere Hornsachen zu erwähnen, für welche ich zum Theil keine Deutung weiss.

An Thonscherben haben die neuen Ausgrabungen des Hrn. v. Schab etwa zwei Centner geliefert. Sie sind erst flüchtig sortirt, stimmen indess, soweit ersichtlich, genau mit denen der schweizerischen Pfahlbauten überein. Hoffentlich werden sich später aus den Trümmerhaufen einige ganze Gefässe wiederherstellen lassen.

Sieben Centner aufgespaltener Thierknochen bilden ein wahres osteologisches Museum. Bei flüchtiger Betrachtung des reichen Materials liessen sich Torfschwein und Torfkuh als die vorherrschenden Formen erkennen, etwas weniger häufig sind Hirsch, Pferd, Wildschwein, Hund, Reh, Ziege, Bär, Biber und Fuchs.

Vom Menschen selbst sind zwar keine vollständigen Schädel, wohl aber ein überaus dickes Stirnbein und die schön erhaltenen Scheitelbeine von zwei anderen ausgewachsenen Individuen aufgefunden worden.

Ueber eine neu aufgefundene Pentas Blumenbach'scher Schädelabbildungen.

Nur wenigen Gelehrten war es vergönnt, auf den Entwickelungsgang der Anthropologie und speciell der Craniologie einen so mächtigen Einfluss auszuüben, wie dies nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Autoren von Blumenbach gesagt werden muss. Unter den Hülfsmitteln, welche ihm dies ermöglichten, stehen seine berühmten Schädelabbildungen oben an. Blumenbach wählte aus dem reichen Schatze seiner Sammlung die charakteristischsten Schädel aus, und liess die Abbildungen derselben, begleitet von einem erläuternden Texte, in einzelnen Lieferungen, meist von 10 Tafeln, erscheinen. Solcher Decaden erschienen bis zum Jahre 1820 sechs und 1828 noch von einer siebenten die erste Hälfte als Nova pentas. Ihr sollte eine zweite folgen, wie aus Blumenbach's eigenen Worten hervorgeht. Bei Blumenbach's Tode, welcher die Herausgabe derselben verhinderte, waren nicht nur die Platten vollendet, sondern auch etwa 100 Abzüge schon von denselben gefertigt. Ein Text dagegen scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, und aus diesem Grunde unterblieb wohl auch zunächst die Herausgabe der Pentas. Die Existenz derselben war jedoch vielen Anthropologen, wie namentlich C. E. v. Baer, Davis und Keferstein, bekannt, welche auch einzelne der Tafelabzüge selbst gesehen haben. In der letzten Zeit war jedoch jede Kunde derselben so sehr verschwunden, dass weder Herr Obermedicinalrath Henle, noch die Verlagsbuchhandlung mehr Kenntniss davon besass. Durch die Literaturbelege auf dieselbe aufmerksam gemacht, bemühte ich mich sie wieder aufzufinden, was zu meiner Freude vollständig gelang. Es fanden sich im Besitze der Dieterich'schen Buchhandlung etwa hundert Exemplare derselben vor, wogegen die zugehörigen Platten nicht mehr existiren. Ich habe dieselben angekauft, die angehörigen Schädel in der hiesigen anthropologischen Sammlung aufgesucht, was ich an Text darüber aufzufinden vermochte zusammengestellt und so dafür Sorge getragen, dass das kostbare Werk der Wissenschaft nicht verloren gehe. Dasselbe ist soeben im Verlage der G. J. Manz'schen Buchhandlung in Wien erschienen unter dem Titel: „Jo. Fried. Blumenbachii nova pentas collectionis suae craniorum diversarum gentium tamquam complementum priorum decadum. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. H. v. Ihering in Göttingen."

Der Zweck dieser Zeilen ist es, die Aufmerksamkeit der Besitzer des ganzen Decadenwerkes, namentlich auch der Vorsteher und Besitzer von Bibliotheken auf diese letzte Pentas zu lenken, durch welche das unvollendete Lieferungenwerk des berühmten Anthropologen beendet wird. Da jedoch unzweifelhaft ein Theil der Exemplare ins Ausland gehen wird, so verfehle ich nicht, alle diejenigen, denen an der Completirung ihres Exemplares gelegen ist, möglichst rasche Bestellung zu empfehlen, weil die 90 vorhandenen Exemplare der Pentas vermuthlich ziemlich bald vergriffen sein werden.

Göttingen, 1. Juni 1873.

Dr. H. v. Ihering,
Assistent am zoolog. Institute.

Die Gräber der Bronzezeit auf der Insel Sylt.

Das von dem königl. Conservator der schleswigholsteinischen Alterthümer, Herrn Prof. Handelmann in Kiel, veröffentlichte Protocoll über die im Auftrage der Regierung von ihm unternommenen systematischen Ausgrabungen auf der Insel Sylt*) giebt den Ausweis, dass diese mehrere Jahre fortgesetzten, umsichtigen Untersuchungen die Alterthumskunde um ein werthvolles Material bereichert haben. Besonders interessant ist die vor Augen liegende merkwürdige Erscheinung, dass die Begräbnissweise in der älteren Bronzezeit an der Westküste Schleswigs eine andere war als in Jütland. Worin dieser verschiedene Brauch begründet war, ist noch nicht wohl einzusehen. In den schönen Gräbern der sogenannten Culturperiode in Jütland und dem nordöstlichen Schleswig, deren Kenntniss wir den dänischen Archäologen verdanken, lagen die Leichen in einem Baumsarge, in ein Thierfell gehüllt, mit reichen Kleidern angethan und mit kostbaren Grabgeschenken ausgestattet. Auf Sylt findet man weder Baumsärge noch Kleider. Die Leichen lagen, mit Rinde, Bast oder einem Bastgeflecht bedeckt (vielleicht darin eingehüllt), in einer grossen sargförmigen Steinkiste von 2 bis $2^1/_2$ Meter Länge und an dem westlichen Kopfende etwas breiter als an dem östlichen Fussende. Nun lässt sich das Fehlen der Baumsärge allerdings durch den Umstand erklären, dass es auf der Insel an dem Holzbestand mangelte, der das Material dazu lieferte, allein das Fehlen des Kleiderschmuckes ist damit nicht aufgeklärt. Angenommen, dass dieselben sich in den eichenen

*) Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt 1870, 1871 und 1872; von H. Handelmann. Kiel 1873.

Särgen besser conservirten als in der Steinkiste, bleibt doch auffällig, dass keine Spur derselben sich erhalten hat, zumal da in einem freilich etwas jüngeren Bronzegrabe Fetzen groben Wollenzeuges gefunden sind, in welches ein paar Schwerter eingewickelt waren. Die übrigen Beigaben der Leichen zeigen grosse Aehnlichkeit mit den jütländischen und bekunden durch ihren Charakter die Gleichzeitigkeit der Gräber. Abbildungen dieser Bronzealterthümer bringt Professor Lindenschmit in seinem Werke über die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Die Schwerter, wahre Prachtexemplare, steckten zum Theil in einer geschnitzten hölzernen Scheide, wie diejenige aus dem Treenhöi. Die Schaftcelte oder Paalstähe repräsentiren den Typus der älteren nordischen Bronzezeit, desgleichen die Gewandnadeln von vergoldeter Bronze, und endlich wurden, wie in den Baumsärgen, so auch hier, neben den Bronzen einige Steinsachen gefunden, löffelförmige Schabmesser und sonstige bearbeitete Steine.

Ausser den Grabhügeln der älteren Bronzezeit wurden andere eine jüngere Periode kennzeichnende Gräber mit verbrannten Gebeinen aufgedeckt. Anfänglich waren die verbrannten Leichenreste in einer sargförmigen Kiste beigesetzt, bald aber kam man zur Einsicht, dass es überflüssige Mühe sei, für ein kleines Aschenhäuflein einen so gewaltigen Bau zu errichten, man reducirte deshalb das Maass der Kiste nach Bedarf auf die nöthigen Dimensionen. Endlich wurden Asche und Knochen in einen Aschenkrug gesammelt, und dieser in eine kleine Steinkiste gestellt. In hohem Grade beachtenswerth ist es, dass die mit den verbrannten Gebeinen gefundenen Bronzeartefacten, und unter diesen besonders die Schwerter, von demselben Typus sind wie die in Dänemark und Schweden gefundenen, welche nach dem wohlbegründeten Urtheil der skandinavischen Forscher eine jüngere Periode der Bronzealtercultur kennzeichnen.

Weniger befriedigend für die Ausgräber als interessant für die Wissenschaft, sind die von Prof. Handelmann geöffneten Malhügel, deren vor einigen Jahren auch von Herrn Dr. Wibel einer bei Blankenese an der Elbe aufgedeckt und beschrieben worden ist. Das häufige Vorkommen derselben an der See ist erklärlich, wenn man in Erwägung zieht, dass von den Küsten- und Inselbewohnern wohl mancher auf die Meerfahrt ging ohne heimzukehren, wo denn die ohne den Genossen zurückkommenden Freunde mit den Leidtragenden in der Heimath, deren Todten einen Gedächtnisshügel errichteten.

Wir finden diesen Brauch bei den Griechen und Römern. War jemand auf der See oder im Kriege umgekommen, so baute man ihm eine Wohnung und bat ihn sie zu beziehen und opferte alsdann ihm und dem Cerberus jährlich ein Schwein. Ausserdem erlaubten schon die Zwölftafelgesetze von einem im Kriege oder in der Fremde Gestorbenen ein Glied zu nehmen, um es in der Heimath als Stellvertreter des Körpers zu begraben. So wurde z. B. das Haupt des Varus durch Marobod's Vermittlung nach Rom gebracht und dort in dem Familiengrabe mit allen Ehren beigesetzt (vergl. Göll: Die Bestattung der Todten bei den Griechen und Römern „Ausland“, Jahrgang 1867, Nro. 29, S. 673 ff.).

An diesen Brauch mahnen nicht nur die in der Schweiz, England, Deutschland und Skandinavien vorkommenden Kenotaphien, er erklärt auch eine seltsame Erscheinung in einem der von Herrn Handelmann untersuchten Gräber. In dem grossen Brönshoog fand er nämlich in einer jener oben beschriebenen sargförmigen Steinkisten, die hier indessen aus kleineren Steinen zusammengefügt war, nach dem Kopfende hin einen verwesten menschlichen Schädel, von dem nur kleine Stücke der Hirnschale aufgehoben werden konnten. Es konnte nach sorgfältigster Beobachtung kein Zweifel darüber herrschen, dass dort nur ein abgetrennter Kopf, auf dem linken Ohr liegend, bestattet war, und zwar dazu ein Raum von 72 Cm. Länge und gleicher Breite durch eine Steinlage von dem Raum der Kiste abgetheilt. Grabgeschenke fehlten.

Nach der Construction des Grabes, in welchem ausser dem Hauptgrabe noch ein zweiter Steinhaufen ohne Hohlraum lag, würde dieser Schädel aus der Bronzezeit herrühren. Ist nun der Brauch, ein Glied von einem in der Fremde Gestorbenen in die Heimath zu führen und dort zu begraben, wie oben erwähnt, bei den Griechen und Römern schon um 450 v. Chr. nachweislich, so fehlt es andererseits nicht an einer Andeutung, dass er auch den Germanen nicht fremd, ja dass er sich bei diesen bis in die historische Zeit erhalten habe. Prof. Handelmann erinnert — wie schon von Sacken bezüglich der theilweisen Verbrennung einiger Hallstätter Leichen gethan — an eine merkwürdige Erzählung in der Lebensbeschreibung des heiligen Arnulf v. Metz. Als auf einer Reise des fränkischen Königs Dagobert I. ein junger Verwandter eines vornehmen Stammes aus dem Gefolge des Königs tödtlich erkrankte, der König aber zur Weiterreise drängte, beschloss man, da der Sterbende nicht zu transportiren war, „ihm nach heidnischer Sitte den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen.“ Bischof Arnulf beugte solchem Gräuel durch eine wunderbare Heilung vor.

Diese wenigen Notizen genügen, um den Bericht des Herrn Prof. Handelmann über seine mit grosser Umsicht und Sachkenntniss geführten Untersuchungen der Aufmerksamkeit der Archäologen und

Freunde des Alterthums zu empfehlen und zu zeigen, dass die aus den Gräbern gehobenen Grabgeschenke nicht den Hauptgewinn systematischer Ausgrabungen bilden, dass vielmehr neben dem Studium der Artefacte die örtliche Lage und Gruppirung der Gräber, die Uebereinstimmung oder Abweichung in der Bestattungsweise nahe gelegener Ländergebiete, in derselben Culturperiode, vor allem zu beachten sind, um den dichten Schleier, der jene ferne Vergangenheit deckt, allmälig zu lüften.

Die schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer hat ihren 33. und letzten Bericht ausgegeben und nunmehr zu bestehen aufgehört.

Nachdem die Zahl der Mitglieder sich so verringert hat, dass die eingezahlten Beiträge seit Jahren nicht mehr zur Deckung der Kosten ausreichten, für die Reconstruction und Unterhaltung des sogenannten Flensburger Museums aber für den Staatshaushalts-Etat pro 1873 eine Summe von 2500 Thlr. jährlich angemeldet war, erschien es im höchsten Grade wünschenswerth, die Sammlungen der obengenannten Gesellschaft mit der Flensburger zu vereinigen, um eine gemeinschaftliche Verwaltung, kurz die zeitgemässe Organisation eines schleswig-holsteinischen Museums für vaterländische Alterthümer zu ermöglichen

Die Form, eine solche Vereinigung anzubahnen, war gefunden durch die Mittheilung des königl. Oberpräsidiums in Kiel, dass die Staatsregierung gewillt sei, die sogenannte Flensburger Alterthümersammlung der Kieler Universität zu überweisen und durch die daran geknüpfte Aufforderung an die genannte Gesellschaft, mit den in ihrem Besitz befindlichen Sammlungen im Interesse der Wissenschaft ein Gleiches zu thun.

In der Generalversammlung der Gesellschaft am 19. Januar d. J. wurde dieser Antrag der Regierung vorgelegt und nach gefasstem Beschluss der Vorstand ermächtigt, die Auflösung der Gesellschaft auszusprechen, sobald derselben Seitens des königl. Oberpräsidiums die amtliche Anzeige zugehe, dass das sogenannte Flensburger Museum der Universität Kiel überwiesen worden sei.

Nachdem nun diese amtliche Mittheilung im April erfolgt, hat der Vorstand kraft der ihm ertheilten Ermächtigung die Auflösung der schlesw. holst.-lauenburgischen Alterthumsgesellschaft vollzogen und sind die ihr gehörenden Alterthümersammlungen, die Frucht einer fast vierzigjährigen Thätigkeit, in die Hände der Staatsregierung niedergelegt. Nach der Vollziehung dieses Actes darf man erwarten, dass mit der weiteren Organisation des neuen Instituts ohne Verzug vorgeschritten werde.

Ausser dem geschäftlichen Theil enthält der 33. Bericht die Fortsetzung der im 32. begonnenen Uebersicht der vorgeschichtlichen Steindenkmäler in Schleswig-Holstein, mit einer antiquarischen Karte, drei lithographirten Tafeln und drei Holzschnitten, ein schätzbares Material für die bevorstehenden kartographischen Arbeiten, auf das näher einzugehen wir uns vorbehalten.

Kleinere Mittheilungen.

Das Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

Nachdem am 23 März d. J. im Kramerhause zu Leipzig die constituirende Versammlung der Freunde und Förderer des Museums für Völkerkunde stattgefunden und durch diese sowohl der Aufsichtsrath, bestehend aus zwölf angesehenen Bürgern, Professoren und Docenten der Hochschule, Rechtsanwälten und Räthen des Reichsoberhandelsgerichts, gewählt, als auch von diesem Wahlkörper das neue Directorium des Instituts in den Personen der bisherigen verdienstvollen Leiter des ganzen Unternehmens, des Professors Dr. Leuckart und Dr. med. H. Obst, sowie Professor Dr. Peschel, Generalconsul G. Spiess und Banquier G. Plaut bestellt worden ist, darf die nun auch mit den Rechten einer juristischen Person versehene neue Anstalt, deren Domicil die stattlich hergerichteten hellen Räumlichkeiten der zweiten Etage des alten Johannishospitale an der Dresdner Strasse geworden sind, als thatsächlich und formell begründet angesehen werden. Die Sammlungen werden demnächst dem Publicum zugänglich gemacht werden.

Anzeige.

Allgemeine Ethnographie von Dr. Friedr. Müller. Wien 1873. 8°. VIII. 550 Seiten.

Enthält eine Classification und Schilderung der Völker vom ethnologisch-linguistischen Gesichtspunkte. Das bei der Raceneintheilung zu Grunde gelegte System ist nicht, wie die bisher aufgestellten, ein morphologisches, sondern ein genealogisches. Voran geht eine Einleitung, in welcher der Unterschied der Anthropologie von der Ethnologie dargelegt wird und die allgemeinen, die Stellung des Menschen und seine Culturentwicklung betreffenden Fragen erwogen werden. Den Schluss bildet ein alphabetisches Verzeichniss der im Buche erwähnten Völker und Sprachen, wodurch dieses auch als Nachschlagebuch für alle Jene, die sich für Ethnographie interessiren, dienen kann.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 7. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Juli 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Wiesbaden den 15., 16. und 17. September.

Dem in der letzten allgemeinen Versammlung in Stuttgart gefassten Beschlusse gemäss, für die Versammlungszeit in diesem Jahre die letzte Hälfte des Septembers oder die erste Hälfte des Octobers zu wählen, hat der unterzeichnete Vorstand den 15., 16. und 17. September für die allgemeine Versammlung in Wiesbaden festgesetzt.

Da am 18. September in Wiesbaden die Versammlung der Naturforscher und Aerzte beginnt, so wird es denjenigen Mitgliedern unserer Gesellschaft, welche an beiden Versammlungen theilnehmen wollen, erwünscht sein, dies ohne Zeitverlust thun zu können.

Bonn und Heidelberg, Juni 1873.

Der Vorstand der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Prof. Schaafhausen, Vorsitzender. Dr. v. Frantzius, Generalsecretair.

Sitzungsbericht des anthropologischen Vereins zu Göttingen.

In der am 17. Mai abgehaltenen Sitzung machte zunächst Herr Dr. v. Ihering einige Mittheilungen über ein bei Rossdorf aufgefundenes Gräberfeld. Nahe bei diesem Dorfe, in einem der dortigen Tuffbrüche, liegen drei Fuss unter der Oberfläche des Bodens, direct auf dem Tuffe in dichten, parallelen, von Osten nach Westen gerichteten Reihen zahlreiche Skelette. Bei den von Herrn v. Ihering veranstalteten Ausgrabungen fanden sich Skelette von Männern, Weibern und Kindern, aber keinerlei anderweitige Fundstücke, so dass sich zur Zeit noch keine zuverlässigen Angaben über die Bedeutung des Gräberfeldes machen lassen.

Hierauf hielt Herr Dr. Fick einen längeren Vortrag über die Cultur des Urvolkes der Indogermanen. Die vergleichende Sprachforschung lässt in der indogermanischen Gruppe einen wesentlichen Gegensatz zwischen den asiatischen Indogermanen oder Ariern (Inder und Perser) und den Europäern erkennen, von denen die letzteren wiederum in die zwei Gruppen der Südeuropäer (Gräcoitaler und Celten) und Nordeuropäer (Slavoletten und Germanen) zerfallen. Wie bekannt, haben sich alle indogermanischen Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache im Verlaufe eines sehr grossen Zeitraumes entwickelt. Die erste Scheidung nun, welche das Urvolk, das diese Sprache gesprochen, erlitten hat, war diejenige in die Arier und in die Europäer. Alle diejenigen Worte, welche bei diesen sowohl, wie bei jenen sich vorfinden, müssen mithin einen Bestandtheil der Ursprache gebildet haben, und die Begriffe und Gegenstände, für welche in dieser Sprache Bezeichnungen vorhanden sind, gestatten einen Rückschluss auf die Cultur, welche das indogermanische Urvolk besessen. Die Schilderung, welche Herr Dr. Fick von diesem Urvolke entwarf, zeigte uns ein Volk sesshafter Viehzüchter mit wohlorganisirten Staats- und Familienverhältnissen und einer relativ hohen Cultur. Der Ackerbau, dessen Entwickelung bei den Europäern erst nach der Trennung von den Ariern vor sich ging, fehlte wohl noch fast ganz; den werthvollsten Besitz bildeten

die Viehheerden. Die Grundlage der Cultur bildete die Ehe, welche sich durch das sittlich reine Verhältniss zwischen den Gatten charakterisirte. Auch die Pietät der Kinder gegen ihre Eltern und die Zärtlichkeit zwischen den einzelnen Verwandten sprechen entschieden für ein inniges Familienleben. Zahlreiche Worte deuten auf geordnete Rechtszustände hin. An der Spitze des Staates stand der König, ihm zunächst folgten die „Herren". Auf einer ausserordentlich hohen Stufe stand auch die Religion, welche, wie diejenige aller indogermanischen Völker, durch einen pantheistischen Zug sich auszeichnete. Doch erschien es im Einzelnen kaum möglich, über die religiösen Vorstellungen und namentlich über die Art der Gottesverehrung nähere Vermuthungen auszusprechen.

Die Wohnungen wurden aus Holz gefertigt. Das Weben der warmen Wollbekleidungen lag den Frauen ob. Die Nahrung bestand im Wesentlichen aus Milch, Fleisch, Fett und Brühe; Salz dagegen scheint auffallender Weise gefehlt zu haben. Zahlreiche Hausthiere wurden bereits gezüchtet, wie Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Pferde. Die letzteren wurden nicht zum Reiten benutzt, sondern zum Ziehen der Wagen. Den Verkehr auf den Flüssen ermöglichten die Kähne, welche nicht durch Segel, sondern durch Ruder bewegt wurden. Schwert, Bogen und Pfeil weisen auf kriegerische Thätigkeit hin, die Ausübung der Töpferkunst, die Fertigung von Schmucksachen und die Bereitung von Meth sind fernere Beweise für die relativ hohe Stufe der erreichten Cultur.

Eine lebhafte Debatte entspann sich über die Frage nach dem Ursitze dieses Volkes. Die grösste Wahrscheinlichkeit spricht nach Herrn Prof. Benfey für eine im Süden Russlands nördlich vom schwarzen Meere gelegene Gegend. Genauere Bestimmungen sind aber namentlich deshalb so schwierig, weil, wie Herr Prof. v. Seebach bemerkte, die heutige geographische Verbreitung der Thiere nur geringe Unterstützung für die Untersuchung solcher Fragen gewährt. *v. J.*

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ueber etruskische Fundgegenstände diesseits der Alpen.

Die im letzten Jahrgange des Correspondenzblattes (S. 62, 93 und 94) besprochenen Bronze- und Goldfunde von Waldalgesheim (Rheinprovinz) und Eygebilsen (bei Tondern), ebenso wie der Ystader Hafenfund gehören zu den zahlreichen und interessanten Bestätigungen, welche die Thatsache erfahren hat, dass auf den aus Italien in die Alpenländer gebahnten Strassen etruskische Geräthschaften, Schmucksachen und Waffen weit über jene Länder hinaus bis zu den nordgermanischen Stämmen durch Tauschhandel gelangt sind. Diese Thatsache an sich ist jetzt ganz unzweifelhaft. Neben den in der Schweiz (bei Colombey, Port-Valais, Kulm und am grossen St. Bernhard) gefundenen etruskischen Münzen und neben den mit etruskischen Inschriften versehenen Bronzegefässen aus Tyrol (Val di Cembra, Kaltern und Matrey) und den Bronzehelmen aus Steiermark (Negau) hat die Forschung nach und nach den gleichen Ursprung einer grossen Anzahl zwar inschriftsloser, aber durch Form und Verzierung nicht minder sicherer Funde anerkennen müssen. Zweifelhaft war man eigentlich nur noch über Zeit und Ausdehnung des Tauschhandels, welcher jene Waaren aus Italien bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee verbreitet hatte; auch die Wege waren unklar, weil es seit Wiberg's erstem Versuche (1867) an einer systematischen Uebersicht der Funde gefehlt hatte, an deren Hand sich die Bahnen ungefähr hätten verfolgen lassen. Dem gewiss vielfach und lebhaft empfundenen Wunsche, diesen Gegenstand auf Grund des gesammten vorliegenden Materials und im Zusammenhange der Geschichte der Urzeit überhaupt behandelt zu sehen, kommt eine im diesjährigen Osterprogramm des Gymnasiums zu Frankfurt am Main erschienene Abhandlung von Hermann Genthe „über etruskischen Tauschhandel nach dem Norden" entgegen.

Nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen über den in dilettantischer Kurzsichtigkeit oder nationaler Eitelkeit wurzelnden Hang, Fundort und Fabrikationsstätte zu identificiren, sowie über das schädliche Fortwirken der den Gräberfunden bekanntlich vor einem Menschenalter noch in harmloser Weise gegebenen Bezeichnungen als keltisch, gallo-römisch, althelvetisch, alpinisch, germanisch, fränkisch, wendisch u. s. w., entwickelt der Verfasser das Bild des etruskischen Landhandels nach dem Norden, wie es sich auf Grund der diesseits der Alpen gemachten Funde darstellt. Ein besonderer geographisch geordneter Anhang stellt diese Funde mit möglichst vollständigen Notizen über alle mit denselben gefundenen Beigaben zusammen. Es ergeben sich daraus als Gegenstände jenes Tauschhandels, den etruskische Händler wohl bis zu den Nordabhängen der Alpen, von da nordwärts einheimische Händler von Stamm zu Stamm trieben, an Kriegsgeräth: Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Streitkolben, Helme, Schilde, Plattenharnische, Heerhörner; an Hausgeräth: Eimer, Kessel, Kannen, Vasen, Becken, Schalen, Näpfe, Hängeurnen, Messer, Meissel, Sicheln, Beile, Pferdegeschirr, Wagenbestandtheile und zweiräderige Wagen selbst; an Schmucksachen: Fibeln, Gürtelketten und Gürtelbleche, Arm-, Hals- und Finger-

ringe, Kopfzierden, Spiegel, Dreifüsse, Idole. — Es wird sodann von S. 15 an gezeigt, wie schon die räumliche Ausdehnung des Verbreitungsgebietes dieser Fundobjecte, welches von der Schweiz bis nach Dänemark, von Ungarn bis nach Frankreich und vom Continent hinüber nach England und Irland reicht, den Schluss nahelege, dass bei den bescheidenen Mitteln und Wegen des Völkerverkehres in so früher Zeit einerseits Jahrhunderte dazu gehörten, um solche Mengen von Metallgeräth über die Alpen gelangen zu lassen und in so viele Länder zu verbreiten, andererseits, dass gerade diese ausserordentliche Verbreitung nicht durch directe Handelsbeziehungen der Etrusker zu den nördlichen Stämmen, sondern durch Tauschhandel der Barbaren unter einander bewirkt worden ist. Wie immer bei dem Tauschhandel zwischen industriereichen und noch unentwickelten Ländern, so seien auch hier nicht in kurzen Zwischenräumen grosse Massen, sondern in lange fortgesetztem Verkehre stetig kleine Quantitäten importirt. So erkläre sich auch die an den Fundobjecten zu Tage tretende stylistische Verschiedenheit zum Theil als Folge der in dem langen Zeitraume in dem etruskischen Kunsthandwerk trotz all seiner Stabilität doch erkennbaren Aenderungen des Styles und Geschmackes.

In der Entwicklung des Handels unterscheidet der Verfasser drei Perioden, von denen die älteste bis zu dem Zeitpunkt reicht, an welchem der Sturz der etruskischen Seeherrschaft die einheimische Industrie zur Erschliessung neuer Absatzgebiete auf dem Landwege nöthigte und den Handelsgeist des Volkes vorzugsweise auf die Bahnen zu den theilweise stammverwandten alpinischen Völkerschaften lenkte. Die keltische Invasion unterbricht diesen Handelszug, aber der Verlust Südetruriens an die Römer bildet eine erneute Aufforderung, das im Norden einzubringen, was im Süden verloren war. Das bis dahin in sklavischer Nachahmung babylonischer, ägyptischer, phönicischer und griechischer Muster befangene Kunsthandwerk entwickelt nun durch das Eingehen auf den Geschmack der prunklustigen Kelten jenen barbarisirenden etruskisch-keltischen Mischstyl, der auch jenseits der Alpen bei den Keltenstämmen besonders Anklang gefunden zu haben scheint. Die völlige Unterwerfung und Colonisation des Landes durch die Römer änderten an dieser Handelsthätigkeit der einheimischen Bevölkerung nur wenig, so dass diese fortgedauert haben mag, bis zu Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. der Einfall der Cimbern und Teutonen die Alpenstrassen auf längere Zeit schloss. Zum Schluss geht der Verfasser näher auf die von den Barbaren angebotenen Objecte des Tauschhandels und besonders auf den Bernstein näher ein. Abweichend von Conestabiles in Brüssel bei Besprechung des Fundes von Eygenbilsen geltend gemachter Ansicht, betont er besonders die Rheinstrasse als ältesten Weg, auf dem der Nordseebernstein durch die Alpenwälle zu den Etruskern und Massalioten gelangt sei. Die zweite (Ostsee)-Bernsteinstrasse habe bei Hatria seit Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. gemündet. Zwischen beiden komme noch eine in Ligurien ausgehende Strasse besonders für griechischen Verkehr in Betracht. Besonders wichtig ist der Nachweis, wie das massaliotische Geld seit dem 4. Jahrhundert für Bernstein und etruskisches Metallgeräth massenhaft nach dem Pogebiete abfloss, wie sich der nordische Bernstein ebenda ansammelte und von dort verarbeitet in Begleitung etruskischer Erzwaaren wieder nach dem Norden zurückkehrte. Jene Metallwaaren mussten naturgemäss am reichsten sich in den Ländern verbreiten, welche als Ausgangs- oder Endgebiete den grössten Antheil an dem Bernsteinhandel hatten und so entsprechen sich die Bronze des Südens und Nordens Europas nicht als Producte zweier gleichzeitig und gleichartig neben einander entwickelten nationalen Bronzeculturkreise, sondern als Gewinnantheil an dem ältesten, internationalen, mitteleuropäischen Tauschhandel.

Die ältere Steinzeit und die Methode vorhistorischer Forschung.

Aus einem Vortrage, gehalten in der anthropologischen Gesellschaft zu München vom Professor Dr. Karl Zittel.

Gleich anderen Wissensgebieten hat auch die Archäologie in jüngster Zeit an der Hand der Naturwissenschaften einen neuen Aufschwung genommen; mit Hülfe der Geologie gelang es ihr nämlich, über die ältesten vorgeschichtlichen Culturperioden Licht zu verbreiten. In Mitteleuropa reichen die historischen Berichte kaum über 2000 Jahre zurück. Die ganze vorausgegangene Periode gehört der vorgeschichtlichen Zeit, der Urzeit an. Die bereits seit lange aufgefundenen Spuren menschlicher Thätigkeit aus dieser Zeit, die Funde von Wohnsitzen, Gräbern, Werkzeugen, Waffen u. dergl. erlangten erst wirklichen archäologischen Werth durch den geologischen Nachweis, dass diese Ueberbleibsel aus verschiedenen Erdschichten stammen, und dass es möglich sei, das relative Alter dieser Schichten theils aus ihren Lagerungsverhältnissen, theils aus den mitvorkommenden thierischen und pflanzlichen Resten und somit auch das relative Alter der in diesen Schichten eingebetteten Funde von menschlichen Artefacten mit Sicherheit zu bestimmen.

In den Denkmälern aus historischer Zeit ist das Eisen das vorherrschende Metall, aber auch in gewissen vorgeschichtlichen Fundstätten sind die

meisten Waffen und Geräthe aus Eisen, andere dagegen, zumal Schmucksachen, aus Bronze gefertigt. Alle diese Funde rechnet die Archäologie in die sogenannte Eisenzeit. Ihr ging eine Periode voraus, in welcher Bronze fast ausschliesslich zu Waffen und schneidenden Werkzeugen verwendet wurde. Da sich diese nordischen Bronzen nach Form und Verzierung als von den Etruskern herrührend erweisen, so ist das Alter der Bronzezeit bis in das 10. oder 12. Jahrhundert vor Christus zurückzudatiren.

Neben diesen aus Oberitalien eingeführten Bronzewaffen finden sich in den meisten Denkmälern der Bronzezeit mehr oder weniger zahlreiche wohlbearbeitete und polirte Steingeräthe (aus dem harten und zugleich leicht bearbeitbaren Feuerstein) vor. Bronze und Stein wurden zweifellos lange Zeit neben einander verwendet.

Vor der weiteren Verbreitung der Bronzewaaren durch Tauschhandel bestanden die Geräthe fast ausschliesslich aus Stein und Knochen; Fundstätten, in welchen polirte Steingeräthe überwiegen und Metalle fehlen, gehören der jüngeren Steinzeit an. In die Bronzezeit oder in die jüngere Steinzeit fallen die nordischen Hünengräber, sowie die meisten Pfahlbauten.

Bis hierher bedurfte die Archäologie der naturwissenschaftlichen Methode nur dann, wenn es galt, gewisse Fundstätten mit möglichster Kritik auszubeuten, oder wenn es sich um die Bestimmung aus dem Mineral-, Pflanzen- oder Thierreich handelte. Es war nicht sonderlich schwierig, festzustellen, dass während der jüngeren Steinzeit im Wesentlichen dieselben Thiere und Pflanzen wie heut zu Tage den Menschen umgaben; aber es bedurfte der scharfsinnigsten Untersuchung, um z. B. aus der Beschaffenheit geflissentlich zertrümmerter Knochen den Beweis zu führen, dass die Hausthiere der Pfahlbauer meist jetzt schon erloschenen oder im Aussterben begriffenen Racen angehören.

Von der jüngeren Steinzeit lässt sich mit grosser Sicherheit eine noch ältere archäologische Periode abtrennen, die der älteren Steinzeit; in dieser beweisen die Geräthe und Waffen, die lediglich aus Stein, Horn oder Knochen hergestellt wurden, eine äusserst geringe Kunstfertigkeit. Thiere und Pflanzen bestehen nicht einmal mehr vorherrschend aus unseren heutigen mitteleuropäischen Arten, sondern es sind theils gänzlich ausgestorbene Formen, theils solche, welche heut zu Tage in entfernten, meist im Norden oder in bedeutender Höhe gelegenen Gegenden zu Hause sind. Hatten die früher betrachteten vorhistorischen Culturperioden in Mitteleuropa nahezu dieselben klimatischen Verhältnisse wie gegenwärtig, so lässt sich aus den paläontologischen Funden der älteren Steinzeit auf ein viel kälteres Klima schliessen.

Die Quellen unserer Erkenntniss über die ältere Steinzeit sind Höhlen und geschichtete Diluvialgebilde mit eingelagerten Resten menschlicher Thätigkeit und zwar gerade in den Ablagerungen, welche sich entweder während oder unmittelbar nach der Eiszeit gebildet hatten. In der Steinzeit dienten wohl die geräumigeren Höhlen als Wohnstätten; darum kann man auch fast in allen jenen Fällen, in denen der Boden nicht von anstehenden Fels gebildet wird, sondern von einer mehr oder weniger mächtigen Schuttmasse bedeckt ist, Nachgrabungen mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Erfolg anstellen. Besteht der Höhlenschutt aus einer einzigen gleichmässigen Masse, z. B. Lehm oder Kies, so reichen die archäologischen und paläontologischen Funde meist zur Altersbestimmung aus. Lässt sich die betreffende Ausfüllungsmasse auch ausserhalb der Höhle nachweisen, so ist ihr relatives Alter hier, wo die Schicht nicht vereinzelt, sondern in Verbindung mit jüngeren und älteren auftritt, aus der Lagerung mit grösster Sicherheit zu ermitteln. Diese bereits trefflich bewährte geologische Methode ist neuerdings namentlich in Belgien von Prof. Dupont mit bestem Erfolge angewendet worden. In Belgien gruben im Beginne der Diluvialzeit, als Scandinavien und die Alpenländer unter riesigen Gletschern erstarrt lagen, mächtige Ströme weite und tiefe Thäler in den felsigen Boden ein und füllten diese nach und nach ziemlich hoch hinauf mit Diluvialschutt aus, in welchem ihre heutigen Rinnsale liegen. In der Gegend von Namur durchlaufen die Maas und mehrere ihrer Nebenflüsse ein felsiges und höhlenreiches Gebiet. Dupont hat im Laufe von 6 Jahren 60 dieser Höhlen ausgeräumt und aus dem Kies und Flussschlamm derselben, welche, obwohl mehrere (30 bis 35) Meter über der Thalsohle liegen, dennoch während ihrer Besiedelung durch den Menschen von Ueberschwemmungen heimgesucht wurden, ungefähr 24,000 bearbeitete Steine (sehr roh behauene Feuersteinwerkzeuge), vereinzelte Reste von Menschen, sowie etwa 40,000 bestimmbare und etwa ebensoviele unbestimmbare Knochen zu Tage gefördert; diese aufgeklopften Thierknochen rühren hauptsächlich vom Höhlenbären, der Höhlenhyäne, dem Bären, Fuchs, Rennthier, Pferd, ferner vom Mammuth, dem wollhaarigen Nashorn, Auerochs, Ur, der Gemse und dem Hirsch her. Da sich diese exclusivdiluviale Thiergesellschaft in verschiedenen Höhlen immer mit menschlichen Artefacten von gleicher Form und Unvollkommenheit gefunden hatte, so lag es nahe, dieselben als einer Altersstufe angehörig zusammenzufassen. Nun giebt es aber in den nämlichen Thälern andere Höhlen, in welchen mehrere Schuttschichten von offenbar verschiedenem Alter über einander gelagert sind; so fand Dupont im „Trou de Frontal“ bei Furfooz die untersten Lagen von Kies und Lehm, so-

wie die darin eingebetteten Geräthe und Thierreste von derselben Beschaffenheit, wie in den eben geschilderten Höhlen, aber darüber folgte noch eine dicke Lehmschicht, welche eine erstaunlich reiche Ausbente an Steingeräthen von roher Bearbeitung, aber meist von anderer Form als in der tieferen Schicht ergab. Nicht minder fanden sich ganze Haufen zertrümmerter Knochen, die indess fast ausnahmslos von heute in Europa noch vorkommenden Thieren herrührten. Von der eigentlichen diluvialen Fauna fand sich keine Spur, dafür Wildschwein, Ochs, Pferd, Hirsch, Ziege, Fuchs, Wolf, Wildkatze und andere, neben diesen allerdings auch Renuthier, Gemse, Steinbock, Eisfuchs, Schneehuhn, Auerhahn und vor Allem in erstaunlicher Menge Knochen des hochnordischen Lemming, sowie eine Reihe kleiner Nagethiere; also Arten, die immerhin auf ein kaltes Klima hinweisen. Da sich diese Verhältnisse in vielen anderen Höhlen wiederholen, so zerlegte Dnpont die ältere Steinzeit in zwei Perioden, von welchen er die ältere, durch die diluvialen Thierreste charakterisirte, die Periode des Mammnth, die jüngere die Rennthierperiode nannte.

Nicht immer liegen die Verhältnisse so einfach wie die eben beschriebenen, manchmal haben Vermengungen der Reste mehrerer Niederlassungen stattgefunden, wie in der im Jahre 1871 von Fraas und Zittel ausgebenteten Räuberhöhle im Schelmengraben bei Regensburg. Im Grunde dieser im Jura Dolomit gelegenen Höhle liessen sich drei Schichten unterscheiden, von denen die tiefste, ein fetter Lehm, keine organischen Reste und Artefacten lieferte. Darüber kam eine Lage mit Knochen von diluvialen Raubthieren, aber ohne menschliche Kunstproducte; zu oberst folgte eine aus Lehm und Asche bestehende Culturschichte; hier lagen neben mehreren Tausenden der allerrohesten Feuersteinwerkzeuge vereinzelte Gegenstände, die man anderwärts nur aus späteren Culturperioden kennt; ebenso lagen die diluvialen Thiere neben dem gewöhnlichen Hausschwein, neben Schaf, Ziege, Rind etc., mit einem Worte neben einer Thiergesellschaft, in welcher die ersteren sonst niemals vorkommen. Doch liessen sich die Knochen nach ihrem Erhaltungszustand in zwei Gruppen von offenbar verschiedenem Alter zerlegen. Während nämlich die Knochen der Arten, die noch heute in Baiern verbreitet sind, frisch und lichtfarben waren, so zeigten die anderen eine viel dunklere Färbung des Knochengewebes. Die Regensburger Höhle liefert demnach das Beispiel einer Wohnstätte der älteren Steinzeit, deren Boden während einer zweiten Besiedelung aufgewühlt und die Reste beider Perioden vermengt wurden.

Neben den Höhlen gewähren die Funde im eigentlichen, geschichteten Diluvium am meisten Aufschluss, doch besitzt Deutschland nur die einzige, allerdings sehr reichhaltige Rennthierstation zu Schussenried im würtembergischen Oberschwaben. Dagegen haben sich im nördlichen Frankreich und im südlichen England in den letzten drei Decennien an vielen Stellen die charakteristischen mandelförmigen, roh behauenen Feuersteinwerkzeuge neben Resten von Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbär und einigen anderen diluvialen Säugethierarten gefunden.

Alle Autoren stimmen darin überein, dass der älteren Steinzeit eine ausserordentlich lange Dauer zugeschrieben werden muss, während welcher sich nicht allein Klima und Oberflächenbeschaffenheit erheblich geändert, sondern sich auch Thier- und Pflanzenwelt umgestaltet habe und auch der Mensch Fortschritte in seiner primitiven Culturentwickelung gemacht haben muss. Da die ganze Entwickelung allmählich, nicht sprungweise vor sich ging, so grenzen sich die einzelnen Funde, je mehr ihre Zahl wächst, um so weniger scharf von einander ab. Man darf übrigens nicht alle Funde, die gleiche paläontologische und archäologische Merkmale zeigen, als gleichalterig zusammenfassen und ebensowenig Alles, was durch thierische und pflanzliche Reste oder Culturgegenstände von einander abweicht, zeitlich trennen; denn nicht selten war das, was wir so durch lange Zeiträume trennen würden, nur räumlich von einander geschieden.

Aus dem beschränkten Gebiete von Mitteleuropa jedoch liegen bereits über die Reihenfolge des Aussterbens der wichtigen Thiere so viele Beobachtungen vor und auch in der Anfertigung der primitiven Geräthe lässt sich eine so bestimmte chronologische Ordnung nachweisen, dass die Gruppirung der verschiedenen Funde aus der älteren Steinzeit auf ziemlich sicherer Grundlage ruht.

Darnach gebührt den Resten aus Nordfrankreich und Südengland das höchste Alter; dort haben wir eine unvermischte Diluvialfauna und die aller einfachsten, rohesten, stets gleichgeformten Steingeräthe.

Nur wenig jünger dürften jene Höhlen sein, in denen die altdiluvialen Säugethiere noch vorherrschen und neben der erwähnten Steingeräthform auch längliche dünne Splitter und einzelne Geräthe aus Bein und Horn vorkommen. Höhlen dieser Periode sind in Frankreich, England, Belgien, Süddeutschland, Mähren, Italien nachgewiesen.

Einer etwas späteren Zeit, der sogenannten Rennthierzeit, dürften die meisten Höhlen an der Dordogne (in Perigord) angehören, welche die ältesten Werke bildender Kunst geliefert haben. Auch in diesen kamen noch ächt diluviale Thiere, doch bedeutend vermindert, vor, dagegen überragen Rennthier und wildes Pferd alle Genossen bedeutend an Individuenzahl. Unter den Stein-

werkzeugen überwiegen die länglichen, schmalen Formen, variiren schon sehr vielfach und einzelne verrathen bereits einen hohen Grad von Kunstfertigkeit. Interessanter noch sind die zahllosen Geräthe aus Rennthierhorn oder aus Bein: Harpunen, Pfeilspitzen, Nadeln, Messergriffe u. s. w., welche in ihrer ganzen Gestalt und Bearbeitung überraschende Aehnlichkeit mit den Fischerei-, Jagd- und Hausgeräthen der Eskimos zeigen und zuweilen mit rohen, aber keineswegs talentlosen Zeichnungen oder Sculpturen geschmückt sind.

Zur Rennthierzeit rechnet man auch die Schussenrieder Niederlassung, sowie jene oben geschilderten belgischen Höhlen, in denen die Diluvialthiere bereits fehlen, während die auf ein kaltes Klima hinweisenden noch reichlich vorhanden sind.

Es dürfen jedoch diese in Mitteleuropa beobachteten Entwicklungsstadien nicht auf ferngelegene Gegenden übertragen werden. Schon im benachbarten Asien ging der Bronzezeit eine Periode des Kupfers voraus, welche in Europa gänzlich zu fehlen scheint. Auch in Amerika gab es ein Zeitalter des Kupfers. So zeigt jeder grössere Ländercomplex eine eigenartige Entwicklung.

Die reichlichen Höhlenfunde ermöglichen es uns, von der Cultur, Lebensweise, Ernährung und von den Gebräuchen des europäischen Urmenschen ein zuverlässiges Bild zu entwerfen. Jene alten Völker hausten in Höhlen, besassen weder Hausthiere, noch cultivirten sie Nahrungsgewächse; ihren Lebensunterhalt gewannen sie lediglich durch Jagd und Fischerei und begnügten sich in Ermangelung grösserer Beutethiere häufig genug mit Ratten, Mäusen und Lemmingen. Mit den rohesten Steinwaffen mussten sie ihre thierische Umgebung bezwingen und mit den primitivsten Werkzeugen ihre Jagdbeute abfleischen und das Mark der Knochen gewinnen. Ihre Höhlen waren, wie die Hütten der Eskimos, stets erfüllt von weggeworfenen, verwesenden Speiseresten, namentlich von stinkenden aufgeklopften Thierknochen. Ganz empfindungslos für das Schöne waren sie übrigens nicht: gerne rieben sie ihren Körper mit rother Farbe ein oder schmückten ihn mit glitzernden Steinen, durchbohrten Zähnen, Knochen und Muscheln; ihre Geräthe suchten sie mit Bildwerken zu zieren, eine weitere Aehnlichkeit mit den heutigen Eskimos.

Mit Religion scheint sich der europäische Urmensch wenig befasst zu haben. Weder dem Cultus geweihte Stätten, noch Opfergeräthe sind bis jetzt aufgefunden worden; nur aus der Art der Todtenbestattung will man schliessen, dass bereits damals der Glaube an eine Fortexistenz nach dem Tode verbreitet war. Der fossile Mensch kann nur mit den jetzigen Wilden und zwar nur mit den rohesten verglichen werden.

Unsere Kenntniss über die physische Beschaffenheit des Menschen der älteren Steinzeit stützt sich bis jetzt auf ein höchst dürftiges Material. In Belgien fand sich aus der Mammuthzeit nur ein menschlicher Unterkiefer, ein Zahn und ein Armknochen, dagegen aus der Rennthierzeit zwei vollständige Schädel im Tron de Frontal. Dieselben sind klein, weder entschieden langköpfig, noch entschieden brachycephal; nur an einem (dem weiblichen) ragt der vordere Theil des Oberkiefers etwas auffällig vor. Die Race war zierlich gebaut, klein. Nach Pruner-Bey und Quatrefages sollen die belgischen Urbewohner zur finnisch-mongolischen Race gehören und die grösste Aehnlichkeit mit den heutigen Esthen besitzen. Dupont nennt sie geradezu Mongoloiden. Einige Schädel aus dem südlichen Frankreich, namentlich die bei Solutré unfern Lyon gefundenen, schliessen sich in mehrfacher Beziehung den belgischen Mongoloiden an.

Allein wie weit wir noch von einer durchgreifenden Racenbestimmung entfernt sind, beweisen recht eindringlich die weiteren Skelettfunde aus dem ältesten Abschnitt der Steinzeit *), so der Schädel von Engis, der ein schöner dolichocephaler Schädel ist; ferner die Schädel aus der Höhle von Cro-Magnon im Perigord, welche gleichfalls dolichocephal und mit grosser Gehirnhöhle und im Ganzen wohlgebildet sind, wenn auch die Kiefer etwas vorstehen. Im Uebrigen haben sie weder Aehnlichkeit mit dem Schädel aus dem Tron de Frontal, noch mit denen aus Engis. Die übrigen bei Cro-Magnon aufgefundenen Skelettheile lassen auf eine grosse, äusserst muskelkräftige Race schliessen. Zwei neue, erst im letzten Frühjahr bei Baoussé Roussé unfern von Mentone und bei Laugerie basses in der Dordogne ausgegrabene Skelette scheinen mit den Resten von Cro-Magnon übereinzustimmen.

Europa war demnach schon zur älteren Steinzeit von verschiedenen Völkerschaften, vielleicht sogar von verschiedenen Racen bewohnt, die später vor den eindringenden Völkerfluthen entweder gänzlich verschwanden, oder nur vereinzelte Trümmer in diesem oder jenem abgelegenen Winkel hinterlassen haben. Die neuentdeckten menschlichen Racen aus der älteren Steinzeit haben aber auch gezeigt, dass sich bei jenen alten Völkern keine

*) Nachdem Virchow die pathologische Natur der am Neanderthalschädel vorkommenden Eigenthümlichkeiten nachgewiesen hat, ist es nicht mehr statthaft, denselben als Racentypus zu betrachten. (Siehe Correspondenzblatt, 1872, S. 42 und Zeitschrift für Ethnologie, 1872: Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft S. 157 bis 165).
Anm. d. Red.

auffallenden Zeichen einer niedrigeren Organisation erkennen lassen, und dass somit bis jetzt wenigstens die Kluft, welche den Menschen in körperlicher Beziehung von den Affen trennt, durch die vorgefundenen fossilen Reste in keiner Weise überbrückt wird.

Kleinere Mittheilungen.

Ganggräber in Schweden.

Die Herren Montelius und Retzius begaben sich im September des verwichenen Jahres nach Westgothland, um ein unweit der Stadt Falköping, dicht an der Karlebyer Kirche gelegenes Ganggrab aufzudecken. Die Provinz Westgothland scheint der Hauptsitz der Steinaltercultur in Schweden gewesen zu sein. Die zahlreichen, zum Theil bereits geöffneten Gangbauten, z. B. die berühmten Gräber von Axevalla, Luttra, Ranten u. s. w. ungerechnet, lagen ehemals bei der Karlebyer Kirche nicht weniger als zehn dieser gewaltigen Steinbauten dicht neben einander, ein Beweis, dass dieser Theil der schönen fruchtbaren Provinz zwischen dem Wener- und Wattensee schon in der fernsten Zeit dicht bewohnt gewesen ist.

Das von den genannten Herren zur Klärung gewisser Fragen geöffnete Grab war mit einem 10 Fuss hohen runden Erdhügel von 90 Fuss Durchmesser bedeckt. Auf der Spitze desselben lagen die grossen Decksteine frei. Die Kammer bildete ein Rechteck und war, im innern Raum gemessen, 21 Fuss lang, 9 Fuss und 6 Fuss breit und 5 Fuss hoch. Von der einen Langseite lief nach Osten der 24 Fuss lange Gang, welcher 2 bis 3 Fuss breit, etwa 2 Fuss hoch und nur bis zur Länge von 15 Fuss mit Steinen gedeckt war. An beiden Enden lagen Steinschwellen und zwei gleich Thürpfosten hingepflanzte Steine, wie dies in Schweden wiederholt bei Gräbern der Steinzeit wahrgenommen ist.

Längs den Kammerwänden waren durch dünne Steinplatten kleine Nischen gebildet, in welchen die Leichen hockten. In einigen derselben fand man deren zwei. Auch der innere Raum war benutzt und von zweien Skeletten zum wenigsten ist es gewiss, dass sie ausgestreckt auf dem Rücken lagen, das eine den Kopf nach Osten, das andere den Kopf nach Norden gerichtet. In dem Gange fand man keine vollständigen Gerippe, wohl aber einzelne Knochen. Im Ganzen waren in dieser Kammer mindestens 80 Todte beigesetzt worden und zwar in zwei Lagen über einander, welche durch eine Schicht flacher Steine geschieden waren. Der übrige Raum bis an die Decksteine war mit Erde gefüllt, die stark mit ziemlich grossen Steinen gemengt war, zum Schaden für die anthropologische Wissenschaft, da durch den Druck der Steine die meisten Knochen und leider auch fast alle Schädel zerquetscht waren. Mehrere zerstreut liegende Knochen mögen schon bei einer späteren Leichenbestattung aus der natürlichen Lage gebracht sein. Unter den erhaltenen befanden sich mehrere Kinderskelette. Die Knochen waren sehr mürbe. Zwei Schädel wurden unbeschädigt ausgehoben, doch fehlt bei dem einen der Unterkiefer; drei andere sind so weit erhalten, dass sich die Form bestimmen lässt. Von diesen fünf sind vier dolichocephal. Das Verhältniss der Länge zur Breite ist a) 100:71.0; b) 100:73.6; c) 100:75.0 und d) 100:77.8. Der fünfte ist brachycephal und zeigt fast die eigenthümliche Form des Lappenschädels. Seine Länge beträgt 180 Millim., die Breite 152 Millim.; folglich ist das Verhältniss der Länge zur Breite wie 100:84.4.

Dieser kurze Schädel ist interessant. Vor mehr als 30 Jahren sprach Professor Nilsson die Ansicht aus, in den Gangbauten ruhe ein Volk von lappischer Race. Als es sich indessen zeigte, dass alle seitdem aus den Ganggräbern der Steinzeit gehobenen Schädel Langköpfe waren, hielt man sich zu dem Ausspruch berechtigt, das Steinaltervolk im Norden sei in keiner Weise mit den Lappen verwandt. Der Fund in dem Karlebyer Grabe stützt nun wiederum die Ansicht, dass dieses Volk ein Mischvolk gewesen, und damit ist auch die Frage, ob die Lappen oder ein ihnen verwandtes Volk in jener Zeit im südlichen Schweden wohnhaft gewesen, wieder aufgetaucht.

Unter den menschlichen Gebeinen liegen in der untersten Schicht Knochen vom Schwein, Fuchs, Marder und Rind. An Artefacten wurden gefunden: eine grössere Anzahl Bernsteinperlen, eine hübsche kleine blattförmige Pfeilspitze mit Widerhaken, einige einfache Messer, Flintsplitter, einige kleine Schabmesser, ein Behaustein von Granit, grobe irdene Scherben und ein Paar aus Knochen gearbeitete Instrumente von unbekannter Form. An unseren Stellen bemerkte man in der Kammer kleine Stückchen Kohle.

Zur Bereicherung der Kenntniss dieser interessanten Steingräber werden deren im Laufe dieses Jahres in derselben Gegend noch mehrere einer systematischen Untersuchung unterzogen werden, und steht alsdann ein ausführlicher Bericht über die Ergebnisse derselben in Aussicht.

Runeninschriften im Taschberger Moor.

Unter den Alterthumsgegenständen aus dem bekannten grossen Taschberger Moorfunde (Schleswig) befinden sich einige mit Runeninschriften in den Stäben der älteren Runenzeile. Haben wir nun in den zu diesen Fundsachen gehörenden römischen Münzen (von Nero-Septimius Severus) ein Zeugniss, dass man sich im Norden in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dieser Schriftzeichen bediente, so giebt eine kürzlich in Schweden aufgefundene Runeninschrift in den jüngeren Stäben den nicht minder interessanten Beweis, dass noch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das Volk dieselben kannte und anwandte. In der Provinz Westmanland, Kchsp. Arboga, in der Nähe eines Ortes, wo die Feldmarken dreier Gemeinden zusammenstossen, entdeckte Herr Hofberg einen 13 Fuss langen und 6 Fuss breiten Steinblock von hellgrauem Gneis, der auf der flachen ebenen Oberseite, in 1 Zoll hohen deutlichen Stäben, die Inschrift trug: Si . Thenne . Ste . nen . Skal . Vara. Vitne . Emellan . Oss. Siehe, dieser Stein soll Zeuge sein zwischen uns.

So sprach Josua zu den Israeliten, als er einen Stein errichtete zum Gedächtniss ihres Versprechens, dem Herrn treu zu dienen (Josua 24, 27). Professor Stephens hat nachgewiesen, dass hinsichtlich der Rechtschreibung dieser Spruch der Bibelausgabe Gustav Wasa's (Upsala 1541) am nächsten kommt. Die Inschrift kann folglich erst aus der Zeit herrühren, wo die Bibel Gustavs I. bereits Eigenthum des Volkes geworden war, also frühestens aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Dieser Stein ist demnach eine der jüngsten auf Stein geschriebenen Runenurkunden im schwedischen Reiche und als solche doppelt merkwürdig, weil der Stein durch seine Lage an einer alten Grenzscheide als Grenzstein aufzufassen ist, der vor dreihundert Jahren zur Schlichtung obwaltender Grenzstreitigkeiten von den betreffenden Communen errichtet sein dürfte.

Der Kaiser hat die Summe von 3000 Thlrn. mit der Bestimmung bewilligt, dass dieser Betrag dem Dr. phil. F. Jagor in Berlin zu Erwerbungen für die ethnologischen und naturwissenschaftlichen Staatssammlungen gelegentlich seiner bevorstehenden Reise nach Japan, China und Indien zur Verfügung gestellt werde.

Wes.- Z., 10. Mai 1873.

Amerikanische Zeitungen melden den Tod von Dr. J. C. Nott, des berühmtesten amerikanischen Anthropologen der gegenwärtigen Generation. Er wurde im Jahre 1804 geboren und widmete sich sehr zeitig dem ärztlichen Berufe. Er practicirte in Columbia, Süd-Carolina und Mobile viele Jahre, bis der amerikanische Krieg im Jahre 1861 ihn nöthigte, den Süden zu verlassen. Im Verein mit dem verstorbenen G. R. Gliddon gab er zwei wichtige Werke „Types of Mankind“ (1854) und „Indigenous Races of the Earth“ (1857) heraus.

(Frankfurter Ztg., 20. Juni 1873.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 8. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **August 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 15. März 1873.

Der Vorsitzende, Herr Virchow, theilt das Antwortschreiben des Herrn Unterrichtsministers auf die Eingabe der Gesellschaft mit, worin sie die Unterstützung der Staatsbehörden bei der von ihr beabsichtigten Chartirung der prähistorischen Funde von Deutschland erbeten hat.

Sämmtliche betreffende Zweige der Verwaltung sind in dem gewünschten Sinne instruirt worden.

Einzelne Mittheilungen von Eisenbahnbaumeistern über Gräberfelder in der Lausitz und in der Provinz Sachsen, welche in Folge davon eingegangen sind, werden vorgelegt.

Mit Hülfe und unter der Autorisation der Gesellschaft veröffentlicht der in ethnologischen Aufnahmen wohlerfahrene Photograph Dammann in Hamburg ein photographisch-ethnologisches Album, von welchem die erste Lieferung vorliegt. Die vortreffliche Ausführung empfiehlt dies wichtige Unternehmen in hohem Grade.

Herr Jagor schenkt der Gesellschaft eine Sammlung von Knochenbreccien und geschlagenen Steinen aus der baskischen Höhle Cueva de dima, welche er vor mehreren Jahren explorirt hat; die darin gefundenen Feuersteinsachen lassen keinen Zweifel darüber, dass die Höhle in der Steinzeit bewohnt war. Der verstorbene Lartet in Paris hat die Fundgegenstände genauer untersucht und die Analogie derselben mit den südfranzösischen Höhlenfunden dargethan. Nur war es ihm nicht möglich, in der Breccie Rennthierknochen zu entdecken, wie denn das Vorkommen des Rennthiers jenseits der Pyrenäen noch nicht nachgewiesen werden konnte. Herr Lepsius übergiebt das colorirte Bild eines Buschmannes, welches Dr. Bleek vom Cap übersendet. Dasselbe zeigt eine sehr helle Hautfarbe, dagegen ein überaus faltiges Gesicht. Der Vortragende betont dabei die grosse sprachliche Verschiedenheit der Buschmänner und der Hottentotten, welche letztere sich dadurch auszeichnen, dass ihre Sprache ein Masculinum und Femininum besitzt, und dass letzteres auf dieselbe Weise, wie im Altegyptischen ausgedrückt wird.

Herr Fritsch erkennt die Correctheit des vorliegenden Bildes an, hält dasselbe jedoch für nicht ganz zutreffend in Bezug auf die Hautfarbe. Er betont dagegen besonders die gegen den äusseren Winkel herabgezogene Stellung des Augenlides.

Weiterhin übergiebt Herr Lepsius eine Abhandlung des Dr. Reil in Cairo, der in der Nähe dieser Stadt ein ausgedehntes Feld mit Feuersteinwerkstätten gefunden haben will. Herr Lepsius hält alle diese Dinge nicht für beweisend, dass es in Egypten eine eigentliche Steinzeit gegeben habe. Da man in bestimmten historischen Monumenten ähnliche Steingeräthe fände, so könne man aus dem Vorkommen solcher Objecte nicht auf eine prähistorische Steinzeit schliessen. Mitten in der grössten der Pyramiden sei ein bearbeitetes Stück Eisen, eine Art von Spatenwerkzeug zur Glättung der Steine gefunden worden und man könne daher nicht zweifeln, dass die Kenntniss des Eisens in Egypten bis zu den ältesten Zeiten zurückreiche.

Herr Virchow spricht über die schwarzen Racen des fernen Ostens, namentlich über die Bewohner Neu-Guineas. Durch den verdienten Reisenden Adolf B. Meyer, der sich eben zu einer Durchforschung dieser Insel anschickt, sind der

Gesellschaft zwei Schädel von dort zugegangen, welche die Officiere der russischen Fregatte, die den Herrn Macley nach Neu-Guinea gebracht hat, dort gesammelt hatten. Es bestätigt sich darnach, dass die Bewohner von Neu-Guinea sowohl von den Negritos der Philippinen, als auch von den Australnegern gänzlich verschieden sind. Schwierig ist die Entscheidung, ob, wie von Baer meint, auf der Insel zwei verschiedene Stämme, Papuas und Alfuren, wohnen. Die beiden vorliegenden Schädel sind allerdings unter einander verschieden, indem der eine mehr langköpfig und prognath, der andere breiter, höher und weniger prognath ist. Leider wissen wir bis jetzt über die Papuas überhaupt so wenig, dass nicht einmal die physische Beschaffenheit derselben feststeht. Wallace legt ihnen eine Adlernase bei, während die französischen Beobachter weit mehr von einer Stumpfnase reden. Was an den vorliegenden Schädeln besonders bemerkenswerth ist, das ist einmal der überwiegend herbivore Charakter ihres Kauapparates, zum Anderen die verhältnissmässig grosse Capacität ihres Schädels, ein Umstand, der mit der von Wallace hervorgehobenen geistigen Befähigung vieler Papuas zusammentrifft. Jedenfalls wäre es unbegründet, wenn man fortfahren wollte, dieses Volk auch fernerhin als Repräsentanten der allerniedrigsten menschlichen Entwickelung zu betrachten. Es ist dies eine durchaus unzutreffende, wahrscheinlich aus einer Verwechselung der Papuas mit den Australnegern hervorgegangene, wenngleich sehr weit verbreitete Ansicht.

Herr Virchow zeigt ferner rhachitische Synostosen der Schädelknochen bei europäischen Kindern, welche ganz übereinstimmen mit gewissen Schädeldifformitäten, wie sie an wilden Völkern z. B. bei Sandwich-Insulanern, beschrieben sind. Er betont das wahrscheinlich weit häufiger, als bisher angenommen war, bei Urbevölkerung zu findende Rhachitis.

Herr Gosse in Genf hat in einem Schreiben Bemerkungen über künstliche Verunstaltung des Schädels mitgetheilt. Er ist der Ansicht, dass sich derartige Verunstaltungen unter Umständen vererben, und dass durch die Verunstaltung bestimmte Aenderungen in dem psychologischen Verhalten der betreffenden Personen herbeigeführt werden. — Aus der Gesellschaft werden beide Punkte beanstandet.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in München am 26. März 1873.

Herr Professor Haug sprach über die indische Kosmogonie. Ein Auszug aus diesem Vortrage ist in der Allgem. Augsb. Zeitung Nr. 155 und 166 (Beilage) veröffentlicht.

Sitzung am 28. April 1873.

Herr Wetzstein hielt einen Vortrag über die preussische Race von M. de Quatrefages. S. Corresp.-Bl. 1872, Bericht über die allgem. Versamml. d. d. anthrop. Gesellsch. in Stuttgart, p. 49 bis 57. — Zeitschrift für Ethnolog. Bd. IV, 1872, p. 300 bis 320. Ueber die Methode der wissenschaftlichen Anthropologie. Eine Antwort an Herrn de Quatrefages von Rudolf Virchow. — Réponse de M. de Quatrefages à M. Virchow. — La race prussienne. Revue scientifique de la France et de l'Étranger. — No. 42, p. 989. — La Revue d'Anthropologie de M. Broca. — A propos de la race prussienne. Revue scientif. Nr. 43.

In derselben Sitzung fand die Wahl des Vorstandes der Gesellschaft für das Jahr 1873/74 statt. Da Herr Prof. v. Bischoff die auf ihn gefallene Wiederwahl als Vorsitzender ablehnte, so wurde Herr Prof. Zittel Vorsitzender der Gesellschaft, und Herr Prof. Lauth Stellvertreter desselben, während die übrigen Mitglieder des Vorstandes in ihren Aemtern verblieben.

Sitzung am 24. Mai 1873.

Herr Professor Dr. v. Bischoff zeigte ein zwei Jahre und nahezu neun Monate altes mikrocephales lebendes Kind Margarethe Becker, und hielt einen vergleichenden Vortrag über dasselbe mit seiner am 20. Februar 1872 verstorbenen gleichfalls mikrocephalen Schwester Helene.

Das Kind ist geboren am 3. September 1870 als das letzte von sechs Kindern der jetzt 38 Jahre alten Mutter. Vier derselben sind ganz normal und gesund, und das vorletzte, ein Knabe von sechs Jahren, begleitete jetzt die Mutter. Die Helene war das dritte Kind, dann kamen wieder zwei normale und hierauf die Margarethe.

Diese Margarethe war bis jetzt ebenfalls, abgesehen von ihrem kleinen Kopfe, ganz gesund und wurde von der Mutter $1^1/_2$ Jahre gestillt. Das Kind ist jetzt 75 cm hoch, und ist in seinem ganzen übrigen Körper proportionirt gewachsen.

Der horizontale Schädelumfang, so gut es geht, über die allerdings ganz fehlenden

		cm
Mit dem Band gemessen	Tubera frontalia gemessen, beträgt . .	34,5
	Von einer Ohröffnung über den Schädel zur anderen	21,0
	Von der Nasenwurzel über den Schädel bis zum Nacken	22,0
	Von der Nasenwurzel über den Schädel bis zur höchsten Stelle des Hinterhauptes	15,0

Mit dem Tasterzirkel gemessen		cm
	Von der Nasenwurzel bis zur höchsten Stelle des Hinterhauptes	11,5
	Von der Nasenwurzel bis zur Protuberantia occipitalis externa	12,0
	Von der Stirn (?) bis zum Hinterhaupt	11,0
	Grösster Querdurchmesser in der Schläfengegend	9,0
	Querdurchmesser von einem äusseren Gehörgang zum andern	8,0
	Diagonaldurchmesser vom Kinn bis zur höchsten Stelle des Hinterhauptes	15,0
	Längendurchmesser des äusseren Ohres	5,0

(Das Kind war während des Messens höchst unruhig).

Diese Grössenverhältnisse des Kopfes sind verschieden von denen der Helene Becker, als ich dieselbe in ihrem vierten Jahre maass. Ich habe dieselben in meiner Abhandlung über diese Helene nicht aus dieser Zeit mitgetheilt; die wesentlichsten aber waren folgende:

		cm
	Horizontalumfang	33,0
Mit dem Tasterzirkel gemessen	Von der Nasenwurzel bis zur höchsten Stalle des Hinterhauptes	11,3
	Vom Kinn bis zur höchsten Stelle des Hinterhauptes	14,5
	Querdurchmesser von einem äusseren Gehörgang zum anderen	8,5
	Länge des äusseren Ohres	5,0

Der Kopf der Margarethe erscheint danach im Alter von zwei Jahren neun Monaten etwas grösser als der Helene im Alter von drei Jahren elf Monaten.

Die Margarethe zeigt in jeder Hinsicht einen höheren Grad geistiger Befähigung und Entwicklung, als dieses bei der Helene selbst an ihrem Lebensende der Fall war, ja man könnte fast sagen, die Margarethe unterscheidet sich kaum von einem gewöhnlichen vielleicht $1^1/_2$ Jahre alten Kinde.

Der Nahrungstrieb ist bei der Margarethe ganz entschieden vorhanden; sie verlangte schon früher nach der Brust, giebt jetzt Zeichen von Hunger und verlangt nach Essen und Trinken. Wenn man ihr Etwas zu essen, z. B. Brod, in die Hand giebt, so isst sie allein. Ebenso hört sie auf zu essen, wenn sie satt ist. Sie macht einen Unterschied in den Nahrungsmitteln, liebt Butterbrod, Wurst, Kalbsbraten, Saucen und zieht weiche Speisen harten vor, denn sie kaut nicht gern. Doch sind alle 20 Milchzähne ganz normal und gut gebildet vorhanden; die ersten Schneidezähne kamen schon im vierten Lebensmonate; wann alle 20 durchgebrochen waren, weiss die Mutter nicht. Das Kind verdaut sehr gut, hat regelmässig alle Tage Oeffnung, und giebt das Bedürfniss durch Trappeln und Langen kund, ja sagt zuweilen leise: AA. Es lässt sich abhalten, hält das Bett rein, wenn man es mehrmals aufhebt. Wenn es sich beschmutzt hat, zeigt es Widerwillen, lässt sich abputzen, ja putzt sich selbst an der Nase herum.

Das Kind sieht ganz gut und ziemlich weit; wenn man ihm Etwas hinhält, richtet es die Augen darauf und folgt mit denselben, wenn man den Gegenstand bewegt. Es scheint Farben zu unterscheiden, hat aber für keine eine besondere Vorliebe geäussert.

Auch der Gehörsinn ist ganz gut, und das Kind achtet darauf, wenn man es anruft. Eine Musik, Orgel, hört es gern, ja hüpft danach herum. Starkes Geräusch, Hundegebell etc., kann es nicht leiden.

Auf den Geruchsinn war bisher nicht geachtet worden, nur meinte die Mutter, wenn es sich beschmutzt habe sei ihm der Geruch widrig. Kölnisches Wasser schien es gern zu riechen, auch Nelkenöl; eine Zwiebel fasste es mit der Hand und führte sie in den Mund.

Die Magdalene läuft ganz gut, allerdings wackelnd und wankend wie kleine Kinder herum; ja, schon als sie 1 bis $^3/_4$ Jahre alt war, konnte sie ganz gut an der Hand laufen. Wenn man sie im Zimmer herumlaufen lässt, trappelt und tastet sie überall herum, langt mit den Händen nach Allem, was sie sieht, fasst die Dinge an, hebt sich in die Höhe, hüpft auf und nieder, scheint Vergnügen an den Gegenständen zu haben, möchte einen Schrank aufheben, vermeidet entgegenstehende Gegenstände und den Ofen, läuft besonders gern an die Thür oder einen Schrank, stellt sich mit dem Rücken daran und macht Bewegungen nach rückwärts, wodurch die Thüren rappeln, was ihr grosses Vergnügen zu machen scheint, daher es immer wieder dahin zurückkehrt. Nach der Aussage der Mutter spielt die Margarethe mit anderen Kindern, umfasst sich mit ihnen, fällt hin, steht wieder auf, lacht dabei und wehrt sich. Sie langte in meiner Gegenwart nach der Kappe ihres Bruders und setzte sich dieselbe auf. Sie schlenkert Gegenstände, die sie in den Händen hat, nicht so zwecklos hin und her wie die Helene; nur allein die hüpfenden Bewegungen, welche diese fast immer machte, liebt die Margarethe auch, aber durchaus nicht in solchem Grade.

Die Margarethe unterscheidet Menschen, mit denen sie in Berührung kommt, sehr wohl und hat ein Gedächtniss für sie. Vater, Mutter, Geschwister und öftere Besucher kennt und unterscheidet sie ganz gut; sie vermeidet Fremde und versteckt sich. Vor mir, noch mehr in der anthropologischen Gesellschaft, versteckte es sich immer hinter der Mutter und ward sehr scheu, was anfangs nicht so sehr der Fall war. Sie kennt ihren Namen und unterscheidet denselben von anderen und denen

ihrer Geschwister. Sie achtet auf das, was gesprochen wird, und scheint Vieles zu verstehen. Lobt man sie und streichelt sie, so macht sie ein freundliches Gesicht, streichelt ihrerseits die Mutter und giebt ihr einen Kuss, sagt auch Ei, A A. Wenn man sie zankt, schreit sie, versteckt sich, läuft zu Anderen und sucht Schutz. Sie spielt mit anderen Kindern mit Puppen, Steinen; wenn ein anderes ihm Etwas thut, klagt sie und droht mit den Fingern. Als sie Durst äusserte und ich ihr Wasser anbot, wendete sie sich fort zur Mutter, von der sie das Wasser sogleich annahm.

Das vorzüglich Auffallende und Abweichende an dem Kinde ist daher bis jetzt grösstentheils nur, dass es gar nichts spricht. Zuweilen, aber selten, ruft es: Mama, Papa und oft hinter einander, wenn es die Mutter längere Zeit nicht gesehen. Wenn andere Kinder singen, macht sie hm, hm. Aber nie kommt ein anderes Wort oder gar ein Satz zum Vorschein; kein Fortschritt ist irgend bemerklich, im Gegentheil das Rufen Mama wird jetzt seltener als früher.

Der Schlaf des Kindes ist sehr unvollkommen; es liegt bei der Mutter im Bett, schläft ein wenig, dann wacht es wieder auf, steigt auf der Mutter herum, schläft wieder ein etc. Auch bei Tage schläft es nicht, höchstens auf Minuten. Doch bemerkt man, wenn es müde ist, es wird dann sehr unruhig und verdriesslich.

Da das Kind bis jetzt ganz gesund ist, ist zu hoffen, dass es länger leben bleiben wird. Es wird interessant sein, zu beobachten, ob und in wiefern es sich geistig weiter entwickelt. Das Wichtigste scheint mir an sein, dass es nicht nur sieht, hört, riecht etc., sondern auch die erhaltenen Sinneseindrücke verarbeitet, Vorstellungen daran anknüpft und sie im Gedächtniss behält. Davon war bei der Helene keine Spur zu beobachten.

Sitzung am 18. Juni 1873.

Herr Prof. Lauth hielt einen Vortrag „über das Steinzeitalter in Egypten“, dessen Inhalt schon früher in dieser Zeitschrift (S. 36 bis 38) mitgetheilt worden ist. — Darauf sprach Herr Prof. Rüdiger über Darwin's neuestes Werk: Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. — Zum Schlusse folgte eine Discussion über Dr. Hirth's Vergleich der Sterblichkeit von London und München.

Sitzung des anthropologischen Vereins in Göttingen am 21. Juni 1873.

Herr Prof. Unger sprach über dolmenartige Steindenkmale in Oldenburg. Anknüpfend an die schön erhaltenen, sehr instructiven Hünenbetten und Dolmen bei Wildeshausen, welche er in Gemeinschaft mit Herrn Dr. v. Ihering in den Pfingstferien besucht, besprach er im Allgemeinen das Vorkommen und die Form dieser megalithischen Denkmale. Dieselben kommen als Steinpfeiler, Stein-Alleen und -Kreise, Steintische und Steinhäuser vor, an welche letztere sich unmittelbar die Hünengräber anschliessen. In Wildeshausen kommen mehrere Steinhäuser — mit Kammer und Gang — und zwei Hünenbetten vor. Nachdem der Redner noch die weite Verbreitung dieser Bauten besprochen, erklärte er, dass man ihren Ursprung früher für celtisch, später mit Nilsson für phönicisch gehalten habe, wogegen Herr Dr. Fick lieber Indogermanen als ihre Erbauer bezeichnen möchte.

Hierauf sprach Herr Dr. v. Ihering über den Werth der Schädeluntersuchungen für die menschliche Raceneintheilung. Dem Streite über die Competenz und die Grenzen der anthropologischen und der ethnologisch-linguistischen Wissenschaft habe in neuerer Zeit Fr. Müller durch seine Raceneintheilung ein Ende zu setzen versucht. Ihering erklärt, dieselbe auch in der durch Häckel's Zusätze modificirten Form nicht für eine annehmbare Raceneintheilung halten zu können, weil sie nicht auf physische Unterschiede, sondern auf die Sprache gegründet sei. Die Gruppen, welche Häckel nach der Form des Haares aufgestellt habe, dienten nicht zur festeren Begründung des Müller'schen Systemes, sondern zur Classification der schon von Müller aufgestellten Racen. Das Müller'sche System könne nur als ethnologisches, nicht als anthropologisches dienen. Eine wirkliche natürliche Eintheilung der menschlichen Racen fehle noch, und dürfte auch in der nächsten Zeit kaum zu erwarten sein. Keinesfalls dürfte eine solche auf ein einzelnes Merkmal gegründet sein, und deshalb habe auch die Craniologie nach dieser Richtung hin nichts Dauerndes zu schaffen vermocht. Nach einem Blicke auf das Retzius'sche System und die neueren Versuche erklärt der Redner eine Reform der Craniometrie für dringend geboten. Andererseits aber sei die Summe dessen, was durch Craniologie geleistet werden könne, von den meisten Anthropologen überschätzt worden. Die Stellung, welche der Craniologie zukomme, sei die einer Hülfswissenschaft, deren Werth freilich demjenigen der Haaruntersuchung vollständig gleichstehe.

In der an den Vortrag sich anschliessenden Debatte trat Herr Prof. W. Krause für das von Virchow verfochtene genetische Princip ein. Herr Prof. L. Meyer wünschte namentlich die von Cuvier begründete Vergleichung des Gesichtstheiles mit dem Hirntheile des Schädels wieder aufgenommen zu sehen. v. J.

Sitzung am 19. Juli 1873.

Es wurde der Beschluss gefasst, die grösseren und wichtigeren im Vereine gehaltenen Vorträge in Zukunft zu publiciren, und zwar in den besonders zu gründenden „Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine."

Darauf legte Herr Prof. Krause einen in der Weser bei Nienburg aufgefundenen Mammuthknochen vor, in welchem noch Reste von Blut nachweisbar sind, und sprach alsdann über Tättowiren. Ausgehend von der weiten Verbreitung dieser eigenthümlichen Sitte, zeigte der Redner zunächst, wie dieselbe bei den tiefer stehenden Völkern am verbreitetsten angetroffen wird, bei den civilisirteren dagegen wohl wesentlich in Folge der die Haut verdeckenden Kleidung mehr und mehr zurücktritt. Nichts desto weniger hat sich dieselbe auch bei bekleideten Völkern vielfach bis auf die Gegenwart erhalten, so z. B. bei den Eskimos und den Perserinnen, so aber auch in ziemlich weiter Verbreitung in den niederen Ständen unseres eigenen Volkes. Eine tiefere Bedeutung, als die der blossen Ornamentik und oft grosse praktische Wichtigkeit haben diese durch Tättowiren fixirten Kennzeichen bei den niederen Völkern. Hier sind es oft religiöse Motive, welche diese Sitte veranlassen, wie bei den Negern, wenn sie sich den Fetisch, den sie verehren, eintättowiren. Sodann dient die Art der Tättowirung als Erkennungszeichen für die Zusammengehörigkeit zu demselben Stamme, was namentlich im Kriege von grosser Wichtigkeit sein kann, oder gewissermassen als Urkunde bei Abschliessung von Rechtsverträgen, indem die in die Haut geschriebenen Figuren noch nach langen Jahren an einen bestimmten Vorgang oder die dabei übernommenen Verpflichtungen erinnern. Der anatomische Vorgang besteht bei dem echten Tättowiren in dem Aufritzen der Haut und dem Einreiben von unlöslichen Farbestoffen in die leichte Wunde. Die Körnchen dürfen hierbei nicht in das Unterhautbindegewebe gelangen, weil sie hier rasch von den Lymphkörperchen aufgenommen und forttransportirt werden, sondern sie müssen in dem Papillarkörper bleiben. Zur Bildung wulstiger Narben kommt es hierbei nicht, wohl aber bei einem anderen, dem sogenannten Mankaverfahren, bei welchem die durch Einschneiden in die Haut erzeugten Narben die beabsichtigten Zeichen oder Figuren bilden.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Vorläufiger Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen bei Langel.

In dem gothaischen Domänenwalde Langel bei Mühlhausen in Thüringen hat auf Anordnung des Herzogl. Staatsministeriums vom 6. bis 17. Aug. 1872 die Ausgrabung eines der dort erhaltenen Grabhügel stattgefunden, deren Ergebnisse sowohl durch die gefundenen Gegenstände, als durch die Anlage der Grabstätte für die prähistorische Forschung von grossem Interesse sind. Im Mittelpunkt des 30 Meter im Durchmesser grossen Hügels fanden sich zwei über einander liegende Gräber, deren unteres am Boden und vielleicht an den Seiten mit rohen, platten Kalksteinen ausgelegt, resp. besetzt war. Das in demselben liegende Skelett blickte nach Süden und war vielleicht mit hölzernen Bohlen zugedeckt. Als einzige Beigabe fand sich bei demselben eine fein gearbeitete Pfeilspitze von Feuerstein. — Der Boden und die Seitenflächen des oberen Grabes bestehen ebenfalls aus rohen Steinen; die Decke war hier von Holzkohlen und darauf geschichteten Steinen gebildet. Das wohlerhaltene Skelett lag horizontal auf einer Holzunterlage, den Blick nach Norden gewendet; rechts neben dem Haupte des Todten fand sich ein Streithammer von Grünstein mit einem auf demselben liegenden bronzenen Celt, in der Fortsetzung des rechten Armes ein bronzener Dolch und nahe dabei ein auf der Drehscheibe geformtes und im Ofen gebranntes grosses Thongefäss, endlich in der Brustgegend ein bronzenes Stäbchen, vielleicht der Rest einer Spange. Der obere Theil des hölzernen Celtschaftes und seine Umwickelung von Sehnen- oder Darmbändern ist zum Theil erhalten. — Im Umkreise dieses doppelten Steingrabes hat die Ausgrabung noch 17 mehr oder weniger erhaltene Skelette zu Tage gebracht. Sechs derselben waren ohne Verwendung von Steinen in Erdgruben gelegt, ungefähr in gleicher Tiefe mit dem Boden des oberen Steingrabes und dann mit lockerer Erde überschüttet. Nur zwei oder drei derselben waren in schmaler Holzumkleidung beigesetzt, alle aber lagen in der Richtung von Süden nach Norden, mit dem Haupte im Süden horizontal hingestreckt, und zwar nicht auf dem Rücken, sondern auf der rechten Seite und nach Osten blickend. Bei sämmtlichen sechs Skeletten waren die Kniee eingebogen und die Beine nach dem Oberkörper hinaufgezogen. Drei derselben entbehrten aller Beigaben und bei den übrigen lag Nichts ausser einem kleinen in der Hand geformten Thongefässe, einigen Thierknochen und Thonscherben. — Eine wesentlich verschie-

dene Bestattungsweise zeigte sich bei den übrigen 11 Todten. Diese waren ungefähr in gleicher Höhe mit der Decke des oberen Steingrabes und mit der Terrainsohle, ohne dass für sie besondere Gräber hergerichtet waren, in den Hügel gelegt; bei keinem fand sich irgend welche Beigabe.

Was das Lebensalter der hier Bestatteten betrifft, waren acht derselben Kinder oder Halberwachsene, 11 Erwachsene, von denen sechs in der Blüthe der Jahre standen. Die Kauflächen der Zähne sind bei Allen abgeschliffen, selbst bei einem Kinde von vier bis acht Jahren.

Besondere Wichtigkeit erhält diese Ausgrabung durch die theilweise sehr gute Erhaltung der Skelette: Zwei derselben sind fast ganz complet; von den 12 vorgefundenen Schädeln sind sieben defect, fünf dagegen gut conservirt. Dieselben sind langköpfig und überwiegend orthognathisch; bei einigen findet sich eine Hinneigung zum prognathischen Typus. — Wir müssen uns hier auf diese Andeutungen beschränken und verweisen für das Nähere auf eine demnächst erscheinende Beschreibung dieses systematisch untersuchten Grabhügels.

Es sei nur noch hinzugefügt, dass alle aus demselben herrührenden Fundgegenstände den Sammlungen des Schlosses Friedenstein in Gotha einverleibt sind.

Das „büschelförmige" Haar der Papuas.

Sowohl in der dritten Auflage von E. Haeckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte", wie in Fr. Müller's „Allgemeiner Ethnographie" werden die wollhaarigen Menschen in zwei Gruppen, die „Büschelhaarigen" oder Lophocomi und die „Vliesshaarigen" oder Eriocomi getheilt. Bei den Ersteren, und dazu rechnen beide Forscher die Papuas und die Hottentotten, „wachsen die Kopfhaare, ungleichmässig vertheilt, in kleinen Büscheln." (Haeckel, 603.) Um sich von der Richtigkeit dieser Angaben für die Letzteren zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in den schönen Atlas zu Fritsch „Eingeborne Süd-Afrikas" zu werfen. Da sieht man diese eigenthümlichen charakteristischen „Pfefferkörner" der Hottentotten, wie sie bei kurzgetragenem Haar hervortreten. Anders dagegen verhält sich die Sache bei den Papuas, und es ist kaum begreiflich, wie dies unseren Ethnologen hat entgehen können; haben doch schon vor sechs bis sieben Jahren die denkbar besten Autoritäten diese Auffassung als irrthümlich zurückgewiesen. Ich kann mich damit begnügen, die betreffenden Stellen aus den hier in Betracht kommenden Schriften wörtlich zu citiren. Die Schlüsse daraus ergeben sich von selbst. In seinem 1866 erschienenen Buche „Polynesian reminiscences" sagt W. T. Pritchard, der, auf Tahiti geboren, seine Jugend dort verlebt hatte und nach seiner Rückkehr aus London 15 Jahre britischer Consul für Samoa und die Fidschi-Inseln gewesen war: Soweit ich im Stande gewesen bin, etwas darüber zu erfahren, wächst das Haar gleichmässig über die Kopfhaut verbreitet; und ich denke, man wird bald erkennen, dass die „einzelnen spiraligen Büschel" direct das Resultat einer künstlichen Behandlung sind. Eingeborne der Neu-Hebriden und Loyalty-Inseln haben mir erzählt, dass ihr Haar gleichmässig über die Kopfhaut verbreitet sei; die Büschel seien nur eine Folge der Behandlung. Eine Gesellschaft von 10 Eingebornen der genannten Inselgruppen war von einem Sandelholzhändler auf Fidschi zurückgelassen und wurde dort von Dr. Brower, dem Consul der Vereinigten Staaten, in seiner Zuckerplantage auf Wakaia gebraucht; diese Leute benutzen jede freie Stunde, um ihr Haar zu „einzelnen spiraligen Büscheln" zu flechten, drehen und frisiren, und behaupteten, so sei es in ihrer Heimath Sitte, und von Natur wüchse ihr Haar nicht in „einzelnen spiraligen Büscheln." Eine andere Gesellschaft von Eingebornen derselben Gruppen, die gleichfalls von einem Sandelholzhändler auf den Fidschi-Inseln zurückgelassen waren, ordnete ihr Haar nicht zu „einzelnen spiraligen Büscheln" an, sondern zupfte ihre krausen Locken zu einem ungeheuren Busch nach Art der „mop"-Manier der Fidschianer aus. Darin ahmten sie nicht den Fidschianern nach, sondern befolgten, nach ihrer Behauptung, eine Sitte ihrer Heimath. Daraus sieht man also, dass beide Sitten auf einer und derselben Insel neben einander bestehen. — — Ich habe Fidschianer mit krausem wolligen Haar gekannt, die beide Style cultivirten. Andererseits habe ich Samoaner und Tonganesen gekannt, Individuen, deren Haar nicht im Geringsten „kraus und wollig" war, sondern im Gegentheil vollkommen schlicht und weich, und die dennoch bald „einzelne spiralige Büschel", bald die „mop"-Form trugen; und in allen Fällen, die ich persönlich beobachtete, sahen die „einzelnen spiraligen Büschel", das gestehe ich, aus, als ob sie von Natur so wachsen und als ob kahle Stellen dazwischen wären. Ein junger Samoaner, der mehrere Jahre in meinem Dienste war, hat beide Style im Laufe von drei Monaten cultivirt. — Sein Haar war von Natur weder kraus, noch wollig, sondern für Samoanerhaar auffallend fein. Um die spiraligen Büschel herzustellen, wurden einige Haare dicht und sorgfältig um die feinen Rippen eines Cocusnussblattes gewunden, und die Enden mit einem feinen Streifen von dem einheimischen Zeuge (Broussonetia) befestigt. Als der ganze Kopf fertig war, wurde er 14 Tage so gelassen; dann wurden die Cocusnussrippen herausgenommen und nach einer reichlichen Salbung mit wohlriechendem Oel und Brotfruchtgummi wa-

ren die schönsten „einzelnen spiraligen Büschel" fertig. Als er dieses Styles müde ward, kehrte er wieder zur „mop" - Manier zurück, und nahm später der Abwechslung halber den Styl der Samoaner wieder an. Wie auch das Haar weiter nach Westen wachsen mag, das Haar der Fidschianer wächst sicherlich nicht von Natur in einzelnen Büscheln. Ich habe jedoch beobachtet, dass das Haar, je krauser und wolliger es ist, desto länger die „einzelnen spiraligen Büschel beibehält, nachdem dieselben künstlich hergestellt sind."

(Schluss folgt.)

Verzeichniss der seit Februar 1873 neu eingetretenen Mitglieder.

(Corresp.-Bl. 1873, S. 15.)

Anthropologische Gesellschaft in Berlin.

Awater, Dr. med., Berlin.
v. Bennigsen auf Bennigsen bei Hannover.
Borckenhagen, Berlin.
Cohn, Buchhändler, Berlin.
Döring, Dr., Stabsarzt, Berlin.
Don Patrizio de la Escosura, spanischer Gesandter in Berlin.
Gärtner, Consul, Berlin.
Gärtner, Reinhold, Berlin.
Goldschmidt, Fabrikbesitzer, Berlin.
Guttstadt, Dr. med., Berlin.
Hirschberg, Dr. med., Berlin.
Hosius, Professor, Münster.
Ideler, Dr., Berlin.
Junker, Dr., Berlin.
Kayser, Docent an der Bergakademie, Berlin.
Kuchenbuch, Kreisgerichtsrath, Müncheberg.
Lassar, Dr. med., Berlin.
Lossen, Dr., Docent an der Bergakademie, Berlin.
Mayer, Dr., Geh. Legationsrath, Berlin.
Manthey, Stud. med., Berlin.
Mendel, Dr. med., Pankow bei Berlin.
Paetsch, J., Dr. med., Berlin.
Ponfick, Dr. med., Berlin.
Poske, Stud. med., Berlin.
Puchstein, Dr. med., Berlin.
v. Richthofen, Baron, Berlin.
Ruttledge, T. E., Berlin.
Schillmann, Dr., Brandenburg an der Havel.
Schwartz, Prof., Dr., Gymnasialdirector, Posen.
Simon, Kaufmann, Berlin.
Tuckermann, Dr. Alfred, Berlin.
Urban, Dr. phil., Berlin.
Weber, A., Prof. Dr., Berlin.
Weiss, Professor, Berlin.
Zinn, Dr. med., Director der Irrenanstalt zu Neustadt-Eberswalde.

Leipziger Verein.

Jentzsch, Alfred, Dr. phil.
Martin, Otto, Kaufmann.

Hamburger Gruppe.

Lipschütz, L., Kaufmann.

Frankfurter Gruppe.

Finger, Eduard.
Goldwerth, Heinrich.
Gwinner, Dr. jur.
Hammeran, A., Dr.
Moldenhauer, F. H.
Pfeif, Bernhard.
Walther, Dr., Hofrath.

Heidelberger Gruppe.

Beinhauer, Ph., Dr.
Eisenlohr, August, Dr., Privatdocent.
Schwarz, Lehrer.
Zangemeister, Karl, Prof., Oberbibliothekar.

Freiburger Verein.

Buhl, Gust., Fabrikant, Ettlingen.
Lachmann, Th., Dr. med., Arzt, Ueberlingen.
Maier, Otto, Bezirksförster, Ettlingen.
Merz, Ernst, Dr., Föhrenbach.
Müller, Dr., Efringen.
Vetter, Archivregistrator, Carlsruhe.

Anthropologische Gesellschaft in Würtemberg.

v. Albertl, O., Rechtsanwalt, Cannstatt.
Baelz, Julius, Diaconus, Bönnigheim.
v. Bandissin, Ulr., Graf, Cannstatt.
Breitling, Kreisrichter, Ulm.
Doertenbach, Carl, Kaufmann, Stuttgart.
Eisenlohr, Bergrath, Friedrichshall.
Froriep, A., Weimar.
Gruner, Friedr., Professor, Stuttgart.
Hackmann, Alexis, Stuttgart.
Hartenstein, Aug., Kaufmann, Cannstatt.
Hocheisen, Eisenbahnbauinspector, Balingen.
Hochstetter, Oeconomierath, Hohenheim.
Jaeger, Gustav, Dr., Professor, Stuttgart.
Koch, Wilh., Dr., Baiersbronn.
Klemm, E., Eisenbahninspector, Geisslingen.
v. Kaulla, M., Rechtsanwalt, Stuttgart.
Krause, Christian, Consul, Stuttgart.
Kurtz, Carl, Professor, Stuttgart.
v. Lang, Gustav, Kaufmann, Stuttgart.
Lehenhoff, Friedr., Particulier, Stuttgart.
Mangold, Robert, Güterabfertigungsbediensteter, Plochingen.
v. Mayer, Robert, Dr., Heilbronn.
Minet, Dr., Stuttgart.
Neuschler, Dr., Stuttgart.
Pfaff, E., Stuttgart.
Pfann, Photograph, Stuttgart.
v. Peyer, Major, Stuttgart.
Rettig, Reallehrer, Stuttgart.
Roth, Wilhelm, Kaufmann, Stuttgart.
v. Schneider, Oberstlieutenant a. D., Stuttgart.
Schlossberger, Edmund, Particulier, Stuttgart.
Schoene, E., Cannstatt.
v. Scholl, Director, Stuttgart.
Schreyvogel, Apotheker, Göppingen.
Seeger, Professor an der Realschule, Stuttgart.
v. Seeger, E., Fabrikant, Stuttgart.
Stahl, Carl, Polytechniker, Stuttgart.
Stahl, Prof., Baurath, Stuttgart.
Staub, Arnold, Fabrikant, Kuchen.
Steinebach, Otto, Kaufmann, Stuttgart.
Steiner, Dr., Stuttgart.

Steiner, Dr., Stuttgart.
Steudel, A., Diaconus, Ravensburg.
Steudel, Hellmuth, Dr., Esslingen.
Tritschler, Prof., Baurath, Stuttgart.
v. Troeltsch, Eugen, Königl. würtemberg. Hauptmann, Post. Kreuzlingen.
Veiel, Dr. med., Cannstatt.
Walcher, Dr., Rechtsanwalt, Stuttgart.
Walter, Prof., Baurath, Stuttgart.
Wieland, Dr., Prof., Redacteur, Stuttgart.
Wucherer, Dr., Bahia.
Wuest, Moritz, Hofrath, Stuttgart.
Zeller, M., Dr., Obermedicinalrath, Stuttgart.
Zeller, Bergrath, Stuttgart.

Danziger Verein.

Anger, Dr. phil., Elbing.
Cauer, Dr., Gymnasiallehrer.
Drawe, Rittergutsbesitzer
am Ende, Gerichtsrath.
Fegebeutel, Civilingenieur.
Friedländer, Dr. med.
v. Grass, Rittergutsbesitzer
Kasiski, Major, Neustetten.
Kosack, Dr. phil., Stadtschulrath.
Lohmeyer, Oberlehrer.
Münsterberg, Kaufmann.
Pfeffer, Dr. phil., Oberlehrer.
Scharlock, Apotheker, Graudenz.
Tornwald, Dr. med.
Ziegner, Dr. med., Neuteich.

Anthropologischer Verein in Göttingen.

Baumann, Prof.
Benfey, Prof.
Bödeker, Prof.
v. Brunn, Dr.
Dove, Prof.
Fick, Dr.
Frensdorff, Prof.
Goedecke, Dr.
Granacher, Prof.
Hartwig, Dr.
Henneberg, Prof.
Husemann, Prof.
v. Ihering, Geh. Justizrath.
v. Ihering, Dr.
Krause, Prof.
Krohne, Major.
Langenbeck, Sanitätsrath.
Laudahn, Dr.
Leber, Prof.
Lohmeyer, Prof.
Marmé, Prof.
Meyer, L., Prof.
Müller, Ch., Dr.
Müller, H. D., Prof.
Muhlert, Oberlehrer.
Naumann, Assessor.
Nieper, Dr.
Nöldecke, Postrath.
Peipers, Dr.
Riehters, Stud.
Ritschl, Prof.
Rosenbach, Dr.
Sartorius von Waltershausen, Prof.
Schreiber, Bergrath.
Schütte, Dr.
Schwanefeld, Dr
v. Seebach, Prof.
Spengel, Stud.
Stumpf, Dr.
Tittmann, Assessor
Tollens, Dr.
Uhde, O.
Unger, Prof.
Wappaeus, Prof.
Wiese, Dr.

Isolirte Mitglieder.

In Basel:

Burckhardt, F., Dr., Prof.
Hagenbach, E., Dr., Prof.
Immermann, H., Dr., Prof.
Miescher, F., Dr., Prof
Roth, M., Dr., Prof.
Socin, A., Dr., Prof.

In Gotha:

Becker, Dr. med.
Dannenberg, Dr., Medicinal-Assessor.
Hey, Wilh., Hofbaumeister.
Jacobs, Friedr., Rechtsanwalt.
Samwer, Carl, Dr., Ministerialrath.
Schmidt, J. H.
Schuchardt, Dr., Regierungsrath und Medicinalrath.
Stäblar, Louis, Gasthofsbesitzer.

v. Cohausen, Oberst a. D., Conservator des Museums der Alterthümer, Wiesbaden.
Moschkau, Alfr., Dr. phil., Literat.

Heine, Amtsrichter in Vinhorst bei Hannover.

Henneberg, Friedr., Rechtsanwalt, Coburg.
Thienemann, E. F., Hofbuchhändler, Coburg.
Voigtel, Dr., Coburg.

Ladenburg, Prof., Kiel.
Pansch, A., Dr., Prosector in Kiel.
Renter, Obermedicinalrath, Wiesbaden.
Richter, Georg, Schulinspector in Kurgland in Ostindien.
Sarg, J. A., Darmstadt.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 9. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **September 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Vorläufige Mittheilung über die allgemeine Versammlung in Wiesbaden.

In der am 15., 16. und 17. September dieses Jahres abgehaltenen Generalversammlung wurde der Vorstand unserer Gesellschaft für das kommende Geschäftsjahr in folgender Weise erneuert:

Vorsitzender: Hr. Prof. O. Fraas, Stuttgart.

Erster Stellvertreter: Hr. Dir. L. Lindenschmit, Mainz.

Zweiter Stellvertreter: Herr Prof. R. Virchow, Berlin.

Der Generalsecretair und Cassirer bleiben vorläufig noch in ihrem Amt.

Zum Versammlungsort für die nächste allgemeine Versammlung wurde Dresden gewählt; Herr Prof. Geinitz hat sich bereit erklärt, die auf ihn gefallene Wahl als Geschäftsführer für jene Versammlung anzunehmen.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig vom 13. August 1873.

Der Vorsitzende, Dr. Lissauer, berichtet zuerst über die Entwickelung des Vereins in dem jetzt abgelaufenen ersten Jahre seines Bestehens. Die Zahl der Mitglieder ist von 43 auf 72 gestiegen, die Sammlung ist ansehnlich gewachsen, die verschiedenen früher isolirten Forscher in der Provinz sind für die gemeinsame Aufgabe gewonnen, die ersten Anfänge der Cultur zu verfolgen bis an die Quellen der Geschichte. Dieses erfreuliche Resultat darf aber nur ein Sporn sein, die bisherigen Anstrengungen zu verdoppeln. Im Namen des Vereins ersucht der Redner alle Bewohner unserer Provinz, dafür zu sorgen, dass kein vorgeschichtlicher Fund mehr der Forschung verloren gehe. Auch die Behörden ersucht er, fortan alle Funde in Westpreussen und den angrenzenden pommerschen Kreisen an ihn zu melden, da er seit dem Mai dieses Jahres Mitglied jener Commission der deutschen anthropologischen Gesellschaft geworden ist, welche die Vorarbeiten zu einer prähistorischen Karte von Deutschland übernommen hat.

Derselbe legte hierauf eine Karte des Vereinsgebietes vor, in welche er bereits alle bisher bekannt gewordenen Fundstätten nach Art der Beigabe und der Bestattung eingetragen. Verhältnissmässig fleissig abgesucht sind die Kreise Danzig, Carthaus, Neustadt, die Umgegend von Marienburg und von Neustettin, weniger alle anderen Kreise. Trotzdem bietet die Karte schon jetzt ein grosses Interesse.

Zuerst erhellt daraus, wie in den jetzigen Brüchen und Niederungen, die Stadt Danzig mit eingerechnet, kein einziger prähistorischer Fund gemacht worden, während die drei Kämpen im Neustädter Kreise, die ganze Hügelkette, welche sich einerseits von Pommerellen bis nach Pommern hineinzieht, andererseits die Weichsel- und Nogat-Niederungen begrenzt, sehr reiche Ausbeute geliefert haben.

Als Hauptsitze der vorgeschichtlichen Bevölkerung Westpreussens markiren sich schon jetzt auf der Karte: 1. die Schwarzauer Kämpe von

Schwarzen bis Lebsz und auf der andern Seite des Brnehs: Starzin, Redischan bis Snllitz hin; 2. auf der Putziger Kämpe: Oslanin, Polchan und Rekan; 3. auf der Oxhöfter Kämpe: Oxhöft und Pogorss; 4. die ganze Hügelreihe, welche sich längs der See von Redlan über Pelonken nach Danzig hinsieht, besonders die Gegend bei Oliva und der Hagelsberg, wie die Berge vor dem Nengarter Thor bei Danzig; 5. längs der drei Strassen, welche hente nach Dirschan, Berent und Carthans führen, besonders: Gischkan, Löblan, Stangenwalde, Leesen; 6. Dirschan und westlich davon Borroschan, dann Mewe; 7. die Umgegend von Marienbnrg, besonders Willenberg; 8. die Umgegend von Rheden; 9. die Gegend von Nenstettin, besonders in der Nähe des Persanzig-Sees.

Betrachtet man die Karte nach der Art der Funde, so ergiebt sich evident, dass diese Provinz anch ihre Steinzeit gehabt. Während nämlich in der Gegend von Mewe, Graudenz, Marienwerder, Culm, Thorn, Marienburg anffallend viele und schöne Waffen und Werkzenge ans Stein gefnnden worden, sind die besser dnrchsuchten Kreise Carthans, Neustadt und Danzig auffallend arm daran; in diesen sind dagegen viel häufiger die Funde aus der Bronze- und Eisenzeit.

Die Bestattung ist in diesem Gebiet besonders durch drei Arten vertreten, durch die Steinkistengräber, die Steinsetzungen und die sogenannten Wendengräber, alle drei entweder mit Hügeln bedeckt oder in gana ebenem, nnmarkirtem Boden; nnr bei Seefeld im Carthauser Kreise ist ein eigentlicher Dolmen bekannt geworden. Die Wendengräber enthalten viel Eisen, selten Bronze nnd werden hier mit Recht den Wenden, westlich von der Weichsel speciell den Pomeranen und Kaschnben zugeschrieben, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrtausends die von den Germanen verlassenen Sitze einnahmen. Die Steinsetzungen enthielten, soweit die bisherigen Untersuchungen reichen, jene schmalen nnd langen Schädel, welche dem altgermanischen Typus angehören, nnd fast regelmässig ein sogenanntes Saxenmesser. — Die Steinkistengräber endlich enthielten fast nur Bronze, selten Eisen nnd in vielen Fällen jene Gesichtsnrnen, welche ausschliesslich in diesem Gebiet und zwar nur in Steinkistengräbern, allein oder nnter anderen gewöhnlichen Urnen gefunden werden. Da nun vor Einwanderung der Wenden, nach sicheren historischen Qnellen, germanische Stämme hier gewohnt haben nnd bei diesen sowohl die Sitte des Leichenbrandes als die der gewöhnlichen Beerdigung herrschte, so müssen anch die Steinkistengräber ans der sogenannten Bronzezeit nnd die Steinsetzungen aus der ersten Eisenzeit der alten germanischen Urbevölkerung zugeschrieben werden. Auf jenem seen- nnd waldreichen pommerellischen Plateau von der Küste der Ostsee bis nach Pommern hinein lebte aber nach den ältesten Nachrichten, welche Zenss in seinem berühmten Werke gesammelt hat, zwischen den Rugen im eigentlichen Pommern und den Skiren anf dem östlichen Ufer der Weichsel der germanische Stamm der Turciliuger, zwar im gemeinsamen Heeresverband mit seinen Nachbarn stehend, aber doch mit eigenem Stammescharakter. Und das Gebiet dieses Stammes nun ist es ausschliesslich — die Liebenthaler Gesichtsurne nimmt auch in anderer Beziehnng eine ganz exceptionelle Stellnng ein — in welchem die Gesichtsurnen gefunden werden nnd zwar nur in den Gräbern der Zeit, in welcher jener Stamm hier gelebt haben muss.

Hierauf wurden drei neue Gesichtsurnen vorgezeigt, welche in diesem Sommer in Steinkistengräbern auf Friedens-An am Fusse der Pelonker Hügel gefunden und vom Hrn. Oberinspector Krüger der Sammlnng geschenkt worden sind. Besonders interessant ist es, an denselben die Vervollkommnung des Künstlers in der Darstellnng der Angen zu verfolgen: an der einen sieht man nämlich nnr einen einfachen Fingereindruck, an der zweiten einen kleinen Kreis, an der dritten endlich ein Oval annähernd von der Form des menschlichen Anges mit vielen ausbessernden Strichen daran. Eine derselben ist besonders ausgezeichnet durch schöne Ohrringe mit Perlen, durch Nasenlöcher, dnrch eine Haarflechte von sehr gefälliger Form nnd durch ein sehr reiches Ornament um den Hals und auf der Brust. Ein ganz ähnliches Ornament findet sich auch auf einer vierten Urne, welche der Sammlnng schon früher angehörte, aber erst jetzt als Gesichtsurne erkannt wurde. Eine genane Beschreibung nnd Abbildung dieser vier Gesichtsurnen erscheint in den Schriften der natnrforschenden Gesellschaft.

Herr Zywitz hatte ferner auf seinem Acker am Fusse des Carlsbergs bei Oliva ein Wendengräberfeld entdeckt, auf welchem bisher sechs Gräber geöffnet sind. Dieselben enthielten in den Urnen, welche von gewöhnlicher Beschaffenheit waren, eine Menge sehr schöner Beigaben ans der älteren Eisenzeit: zusammengebogene Schwerter nnd Speerspitzen, einen Schildbnckel, mehrere Fibeln von gewöhnlicher nnd mehrere von einer ganz ungewöhnlichen Form. Wegen der Einzelnheiten müssen wir auf die Abbildnngen nnd Beschreibnng dieses Fundes, welchen Herr Zywitz der Sammlnng des Vereins geschenkt hat, in den Schriften der Gesellschaft verweisen.

Hierauf wnrde eine menschliche Schädelhaube vorgezeigt, welche Herr Glanbitz bei Mewe 9 Fuss tief in einem Hügel gefunden hatte, auf dem auch viele Muscheln des Dilnvialmeeres vorkommen: die letzteren befinden sich dort aber nach der Mittheilnng des Herrn Professor Berendt nicht mehr in der ursprünglichen Lagernng. Der

Schädel ist äusserst schmal, hat einen Horizontalindex von 684 bei einer grössten Länge von 19 Centimeter und reiht sich jenen dolichocephalen, altgermanischen an, welche schon oben erwähnt wurden.

Herr Mannhardt machte darauf aufmerksam, wie durch die Haarflechte an der einen neuen Gesichtsurne auch wahrscheinlich gemacht werde, dass die Zeichnungen, welche auf den Deckeln der Urnen, auch gewöhnlicher Urnen, meist in Form von Strichen angebracht sind, ebenfalls Haare darstellen sollten. Er beschreibt ferner eine Reihe von Steinsetzungen, welche er bei Lewinno untersucht und denen in Stangenwalde, Krissau ähnlich gefunden habe.

Herr Helm berichtet über Steinkistengräber in Karlikau und Nenkau. In den letzteren befinden sich ausser schönen Perlen von farbigem Glasfluss auch Bronzeringe, welche er chemisch untersucht und anders zusammengesetzt gefunden als die gewöhnlichen Bronzen der Gräber. Dieselbe enthielt nämlich auf 92,5 Kupfer nur 6 Theile Zinn neben Spuren von Zink, Eisen und Blei. Herr Helm hebt mit Recht hervor, wie wichtig es sei, solche Untersuchungen der Gräberbronze in verschiedenen Gegenden zu wiederholen, um die Herkunft und Fabrikation derselben aufzuhellen.

Herr Schultz zeigte einen bei Ohra gefundenen schönen Steinhammer vor, Herr Lampe einen bei Gilgenburg gefundenen Steinmeissel; ebenso wurde ein von Herrn Hoene geschenkter, bei Ellernitz gefundener kleiner runder Stein von der Form eines Spinnwirtels vorgelegt, welcher auf der platten Seite zwei Gruben für die Finger und um die Peripherie herum eine Rinne hat. Herr Preuss berichtet ferner über ein Steinkistengrab, welches er bei Dirschau geöffnet; ein gleiches Grab hat Herr Scherlock jüngst in der Nähe von Rheden bei Ollenrode untersucht und 15 Urnen darin gefunden.

Sitzung der Hamburg-Altonaer Gruppe am 11. Oct. 1873.

Nachdem der Vorsitzende, Dr. F. Wibel, die Sitzung mit einem kurzen Berichte über die diesjährige Generalversammlung zu Wiesbaden eröffnet hatte, sprach zunächst Herr Dr. A. Schetelig über Ausgrabungen in Spanien.

Die Funde, die er auf einer Winterreise in Spanien zu heben im Stande war, stammen aus dem südlichsten Theil der Provinz Andalusien. Dies schöne Land, das auch in historischen Zeiten das Ziel und der Wohnsitz vieler verschiedener Völker gewesen, kann in Bezug auf vorgeschichtliche Ueberreste als ein grosses Gräberfeld angesehen werden. Namentlich ist der Küstensaum, dessen physische Gestalt sich im Laufe der Jahrhunderte gewaltig verändert hat, reich an Gräbern und Resten zum grössten Theil unbekannter Herkunft. Dass für diesen Gegenstand sich in Spanien bisher wenig Interesse gezeigt hat, liegt einestheils wohl in der späten Entwickelung vorgeschichtlicher Forschung, andererseits in jenem vorwiegenden Bestreben, die Urgeschichte vom paläontologischen Standpunkt zu behandeln, in welchem sich gewöhnlich die erwachende Liebe zu dieser Wissenschaft bethätigt.

Referent gab in Umrissen einen Situationsplan der Umgegend von Almunecar, einem kleinen Küstenstädtchen 7 Meilen östlich von Malaga. Dasselbe liegt in einer von Bergen eingeschlossenen Ebene hart am Meere, die früher ein grosses, ausgezeichnetes Hafenbassin gebildet haben muss, wie man heute aus der allmäligen Erhöhung des Bodens durch die Alluvien der Berggewässer und aus den vielen durch die Ebene verbreiteten Funden aus römischer und phönicischer Zeit zu schliessen berechtigt ist. Die Anhöhen ringsum bestehen aus Thonschiefer und steigen gegen Norden langsam gegen die Dolomitfelsen der Sierra Tejada auf.

Da fast aller Boden der Gelände zur Weincultur verwandt wird, so war eine Ausgrabung nur an einem Punkt möglich, nämlich im Westen von der Stadt, circa 50 Fuss über dem Niveau der Vega, wo sich auf einer Abdachung von beiläufig 30° ein grösseres, bei früheren Culturversuchen bereits mehrfach gestörtes Gräberfeld vorfand. Viele der in fünf Reihen angeordneten Gräber sind sämmtlich durch Feldarbeiter beim Suchen nach Schätzen sowie auch nach den werthvollen Schieferplatten durchwühlt worden, so dass ich nur etwa 24 untersuchen konnte. Die Gräber einer Reihe befinden sich ziemlich auf gleichem Niveau, immer in der Wagrechten, ungefähr $2^1/_2$ Fuss tief, also am Fussende, das nach Osten gerichtet ist, 1 bis $1^1/_2$ Fuss, am Kopfende nach Westen zu 3 bis $4^1/_2$ Fuss tief. Rechnet man hierzu den Verlust, den der leichte Thonboden bei seiner Neigung gegen den Horizont und den, wenn auch seltenen, so doch heftigen Regengüssen jährlich erleidet, so kommt für die früheren Jahrhunderte selbst bei bescheidenem Anschlag eine ganz respectable Tiefe heraus. Die Construction der Gräber ist in allen Fällen dieselbe. Aus Schiefersteinen ist in der Form eines Sarkophags eine Todtenkammer aufgesetzt, ohne Pflasterung, deren Seiten nach innen zu einigermaassen glatt sind, ebenso zu Häupten und zu Füssen. Länge, Höhe und Breite entspricht etwa unseren Särgen. Zur Bedeckung sind grosse quere Schieferplatten angewandt, die über die ganze Breite der Structur hinreichen und deren Zwischenräume so sorgfältig mit kleinen Steinen ausgefüllt sind, dass in eini-

gen Fällen nach Hinwegräumung der Decke ganz intacte Grabräume vorgefunden werden. Einige Male waren die Decksteine und auch ein Theil der Seitenmauern mit einem groben Sandkalk verbunden, der indessen heute seine Adhäsionskraft völlig eingebüsst hat. Am Boden fand sich, zu Häupten namentlich, fast immer eine Schicht dieses Kalks ausgebreitet, deren Absichtlichkeit unverkennbar scheint, da die Reste der Leiche nicht allein in das etwa herabgefallene Material eingebettet, sondern auf demselben ruhen.

Die Bestattung der Todten hat im Allgemeinen nichts von der unserigen Abweichendes, da die meisten Leichen auf dem Rücken liegen, wenigstens alle, die einzeln ein Grab einnehmen. Abweichend verhalten sich Gräber mit zwei oder drei Leichen. Hier erhebt sich zunächst die Frage, wie die zweite und dritte Leiche beigesetzt sei, und es bleibt zur Erklärung nur die Annahme, dass nach völliger Verwesung der vorigen Leiche die folgende auf jene gelegt worden, wodurch in einigen Fällen die Gruft in unbequemer Weise ausgefüllt wurde. Also vielleicht eine Art Familienbeisetzung. Auffallend ist dagegen die Lage einzelner ungendlicher Individuen, die zu den anderen ins Grab gesetzt sind. In zwei Fällen ganz sicher und vielleicht auch im dritten, waren die sämmtlichen Knochen eines jugendlichen Körpers so um seine Längsaxe zusammengefallen, dass man eine andere als sitzende Stellung nicht annehmen kann, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun. Wie complicirt diese Bestattungsweise ist, lässt sich aus der geringen Höhe der Gräber entnehmen (höchstens 50 Cm.) — man muss den Körper hineingezwängt haben. Diese Form ist nicht zu verwechseln mit der Nachbestattung von partiellen Ueberresten einzelner Leichen, von denen wir etwa den Schädel und wenige Röhrenknochen gesammelt gelegentlich zu Füssen eines Grabes vorfinden, wie sie eine pietätvolle aber anatomisch ungeübte Hand der Erde anvertraut hat, da von jenen sitzenden Körpern alle, auch die kleinsten Hand- und Fusswurzelknochen vorgefunden werden.

In dem trocknen andalusischen Boden sind die Knochen im Lauf der Zeit fast ihres sämmtlichen Leims beraubt worden und fallen daher bei der Berührung zusammen, so dass erst nach manchen misslungenen Versuchen und mit Hülfe mehrfacher Leimbäder eine Reihe von Schädeln erhalten werden konnte. Das Alter der Individuen ist gemeiniglich das mittlere, doch finden sich mehrere Kinder vor und eines (schlecht erhalten) sogar in einem Einzelgrabe. Ueber das Geschlecht herrschen insofern Zweifel, als nur wenige Beckenknochen möglicherweise Weibern angehört haben. Hierüber wie über die Form der ausschliesslich dolichocephalen Schädel sollen erst nähere Forschungen Aufschluss geben.

Als Attribute finden wir hauptsächlich Thonkrüge vor, von denen eine kleine Reihe ausgestellt war. Zur rechten oder linken Seite des Kopfes, nahe der Schulter, steht in jedem Grab ein (oder zwei) dieser seltsamen, in ihren Formen individuell verschiedenen, mehr flaschen- als krugähnlichen, aus stark gebrannter, rother Thonerde auf der Scheibe gefertigten, nur ausnahmsweise leicht ornamentirten, immer unglasirten Gefässe. Mit ihrem engen Hals, ihrer wenig eingezogenen Basis und dem kräftig aufgesetzten Henkel erinnern sie an Nichts, das wir in dänischen oder deutschen Grabfunden angetroffen, sondern tragen vielmehr einige classische Reminiscenzen in sich. Ein etwas mehr krugähnliches Gefäss mit Schnabelausguss schliesst sich an ein von Lindenschmit beschriebenes und aus dem Mainzer Museum 1858 abgebildetes ähnliches Gefäss rheinischen Ursprungs aus römischer Zeit an. Wenn aber die Formen gelegentlich dem Lekythos oder Aryballos nahe kommen, so ist doch eine directe Herleitung aus griechisch-römischer Quelle nicht möglich, schon wegen der mangelhaften rohen Technik. Am ehesten dürfte sich eine Uebereinstimmung einzelner Formen mit jenen Gefässen auffinden lassen, die in Unteritalien ausgegraben, wegen ihres abweichenden Stils für asiatischen Ursprungs angesehen werden. Von diesen Vergleichsobjecten ist eins ausgestellt, welches, abgesehen von seinen beiden kleinen Henkeln, mehreren Exemplaren der spanischen Töpferwaare sehr nahe kommt.

Im Uebrigen sind die Gräber nicht reich ausgestattet. Einmal wurde zwischen den Fingerknochen eines Individuums ein stark oxydirter und in Schwefelmetall übergeführter Silberring gefunden. Ein ander Mal zwischen den Oberschenkeln ein eisernes Instrument von 31 Cm. Länge und 6 Cm. Breite unbekannter Bestimmung, das seiner Form nach am meisten einem Schabemesser ähnlich sieht, an welchem zwei hölzerne Handgriffe befestigt gewesen sind, wenn auch freilich der Beschlag des ganzen mittleren Theiles (auch der Schneidekante) mit einer Art Eisenblech eher einen Schmuck oder ein Stück Rüstung darin erkennen lässt. Zu demselben scheint ein Bronzering von 3 Cm. Durchmesser zu gehören.

Hiermit sind die Fundgegenstände beschrieben. Aus ihrer Gestalt und der Dürftigkeit des Materiale vermögen wir wenigstens die Muthmaassung zu schöpfen, dass wir es hier mit einem früheren als mittelalterlichen Volksstamm zu thun haben. Irgend welche Zeichen des Christenthums fehlen. Die Gegenwart des silbernen Ringes aber, und am meisten die Anwesenheit einzelner römischer Leistenziegel, wenn auch nur in Fragmenten, unter den Constructionstheilen, begrenzt das Alter der Gräber nach abwärts zu deutlich und erlaubt keinen Schluss auf vorrömische Zustände. Wenn

wir aber heute noch darauf verzichten, das Geheimniss dieser „dunkelen Existenzen“ definitiv zu lösen, so ist doch der Gegenstand trotz seiner örtlichen Entfernung gerade für die deutsche Forschung darum nicht ohne Interesse, weil diese Reihengräber nach ihrem Bau und Inhalt einen Anknüpfungspunkt an heimische Funde gewähren und vielleicht dazu berufen sind, die frühen Wanderungen germanischer Völker zu erläutern.

Ueber die Deutung des eisernen Instrumentes erhob sich eine kurze Discussion, in welcher namentlich Herr Plagemann auf seine Aehnlichkeit mit Schabmessern anderer Völker hinwies, und wobei von anderer Seite der eigenthümliche Beschlag als Rest einer Leder- oder Holzscheide aufgefasst wurde.

Alsdann erläuterte Herr J. W. Spengel mehrere neue anthropologische Messapparate.

Zuerst demonstrirte er einen nach seiner Angabe von dem Mechaniker Herrn Wiehmann hierselbst angefertigten Apparat zur Messung der Projectionen der drei Hauptdurchmesser des Schädels auf die natürliche Horizontalebene. Als solche wurde die von Ihering vorgeschlagene durch die Mitte der Ohröffnung und den untern Rand der Augenhöhle gelegte Ebene acceptirt, da dieselbe dem Vortragenden die annähernd richtigste zu sein scheint. Eine absolut richtige Horizontale gebe es seines Erachtens nicht; wohl aber sei es nöthig, dass die den Messungen zu Grunde gelegte Ebene eine möglichst richtige sei und dafür halte er bis jetzt die Ihering'sche. Der Apparat bleibt übrigens auch für jede beliebige andere Horizontale eben so brauchbar. Ausser den drei Hauptdurchmessern ist mit Hülfe desselben die Lage der grössten Breite in Theilen der Länge und der Ihering'sche Profilwinkel direct am Schädel zu bestimmen. Im Anschluss daran führte Herr Spengel der Gesellschaft eine praktische Modification des von Lucae im Archiv für Anthropologie Band VI, Heft 1 und 2 beschriebenen Stix'schen Instrumentes zur Aufstellung des Schädels zum Zwecke der geometrischen Zeichnung desselben vor. Es bedarf dabei nur einer einmaligen Fixirung des Schädels, um nach einander Ansichten von sämmtlichen sechs Seiten des Würfels zu gewinnen. Zur Einstellung des Schädels nach der Horizontale hat Herr Spengel einen einfachen Hülfsapparat construirt. Ein drittes Instrument, das der Vortragende demonstrirt, dient zur Messung des sogen. Torsionswinkels des Humerus. Eine grosse Reihe von Messungen, die Herr Spengel damit angestellt hat, scheinen zu ergeben, dass in Bezug auf den in Rede stehenden Winkel durchaus keine constanten Unterschiede zwischen den verschiedenen Racen bestehen.

Zum Schlusse berichtete Dr. F. Wibel über neue Ausgrabungen bei Fuhlsbüttel, Harvstehude und Cuxhaven.

Ueber das Urnenfeld bei Fuhlsbüttel, welches sich durch seinen Umfang und durch die treffliche Vergesellschaftung von Bronze und Eisen auszeichnet, ist schon in früheren Sitzungen (vergl. Correspondenzblatt 1873, Nro. 6) Mittheilung gemacht. Die neuen Funde bestätigen und erweitern die bisherigen Beobachtungen. An den Urnen erscheinen eigenthümliche, aber immer noch höchst einfache Ornamente; unter den Objecten treten zum ersten Male zwei Schneideinstrumente, kleine eiserne Sicheln hervor, während überwiegend eiserne und bronzene Schmuckgegenstände, namentlich Fibeln, in ausgezeichneter Mannichfaltigkeit den Haupthestandtheil derselben bilden. Bemerkenswerth sind mehrere sehr zierliche Nadeln aus Knochen. Ein verzierter, bereits einmal zerbrochener, dann wieder frisch angebohrter Steinhammer lag ausserhalb der Urnen. Die inzwischen im Laboratorium des Vortragenden durch Herrn C. Laar ausgeführte Analyse eines Bronzebeschlages ergab:

Kupfer	90,8
Zinn	5,9
Eisen	1,0
Blei	1,2
Zink, Nickel, Kobalt	1,1
	100,0

Ausserdem kleine Mengen von Schwefel und Antimon.

Diese Analyse bestätigte somit die frühere Angabe, dass hier eine „gute“, nicht mit Zink und Blei absichtlich versetzte Masse vorläge.

Als die Ueberreste eines ähnlichen Urnenfeldes müssen auch die Funde bei Harvstehude, in unmittelbarer Nähe unserer Stadt, betrachtet werden. In einem mit einem Baume, der sagenreichen „Nonnenlinde“, gekrönten sanften Hügel wurden allmählich zehn Urnen mit gebrannten Menschenknochen freigelegt, von welchen aber nur eine einzige andere Beigaben (einen Bronze-Hals- oder Kopfring und eine eiserne Nadel) enthielt. Der vielfach durchwühlte Boden liess den ehemaligen grösseren Umfang dieses Urnenfeldes mit ziemlicher Sicherheit vermuthen. Dem Charakter der Urnen und Beigaben zufolge scheint dieser Fund dem von Fuhlsbüttel zeitlich nahe zu stehen.

Umfassendere Ausgrabungen hat der Vortragende mit Unterstützung der Gruppe im Amte Ritzebüttel (Cuxhaven) vorgenommen. Auf einem Hügelrücken bei dem Dorfe Holte wurden 11 Hügel untersucht und geöffnet. In zwei übrigens sehr grossen und offenbar von Menschenhand aufgeworfenen, fand sich gar Nichts oder nur ein Haufen Steine; zwei kleinere waren ebenfalls inhaltsleer, wahrscheinlich aber schon früher aus-

gegraben. Dagegen erwiesen sich vier andere als Urnenhügel mit Bronze- und Bernsteinobjecten. Zwei offenbarten eine interessante, schiffsbootähnliche Steinsetzung mit Bronzebeigabe, und einer enthielt eine vortreffliche, schön erhaltene Steinkammer, auf deren gepflastertem Boden Reste eines unverbrannten Leichnams, und in deren ausfüllender Erde, offenbar erst später hineingebracht, gebrannte (Menschen-?) Knochen und ein Bronzedolch gefunden wurden. Die Untersuchungen in diesem an vorhistorischen Ueberresten reichen Gebiete sollen bei günstiger Jahreszeit fortgesetzt werden.

Bei der Discussion der zur Anschauung vorgelegten Fundgegenstände der genannten Ausgrabungen erkannte Herr Dr. B. Cohen in den Knochenresten der durch ihre Beigaben ausgezeichneten Urne von Harvstehude das Oberkieferfragment eines siebenjährigen Kindes, während über die wahre Natur der gebrannten Knochen aus der Steinkammer von Holte noch manche Zweifel bestehen blieben.

Kleinere Mittheilungen.

Das „büschelförmige" Haar der Papues.

(Schluss. Siehe Nro. 8, Seite 62.)

Ein weiterer Zweifel an der Richtigkeit der hier bekämpften Ansicht wurde in demselben Jahre 1866 von J. B. Davis (in seinem Aufsatze „On the peculiar crania of the inhabitants of certain groups of island in the Western Pacific", Haarlem 1866, Anmerkung S. 18) ausgesprochen. Davis sagt: „Ich habe viele Gründe, die allgemeine Verbreitung des getrennten, büschelförmigen Haares bei den Papua-Rassen zu bezweifeln," und fügt hinzu: „In diesen Zweifeln werde ich von einer sehr gewichtigen Autorität, den Rear Admiral Denham, unterstützt, der so viele Jahre bei seinen hydrometrischen Untersuchungen an Bord des „Herald" im westlichen Theile des grossen Oceans zugebracht hat. Dieser ausgezeichnete Mann hat mir folgende Angabe mitgetheilt. Er sagt: „Die einzigen Papuas, mit denen ich jemals in Berührung gekommen bin, war eine Canoe-Besatzung in der Torres-Strasse und diese hatten kein büschelförmiges Haar. Auch habe ich niemals eine solche Eigenthümlichkeit bei den Tonganesen, Fidschianern, Loyelty-Insulanern, Neu-Hebridern, Neuseeländern oder Australiern bemerkt."

Noch wichtiger sind einige Angaben desselben Verfassers in einem 1866 in der „Anthropological Review" erschienenen Aufsatz über „Schädel von Eingebornen der Carolinen-Inseln". In einer Anmerkung auf S. 60 sagt Davis „Sowohl das Kopf- wie das Barthaar von „Jack", einem neucaledonischen Häuptling des Dumbia-Stammes, ist schwarz, Broca's Nr. 48. Auf der Photographie dieses Kopfes, der in Brest aufbewahrt wird, erscheint das Haar kurz, lockig (curly) und buschig, aber nicht in einzelnen Büscheln wachsend. Das schöne kalotypische Porträt von „Williamu", einem Eingebornen von Aneiteum, in den Neu-Hebriden, das mir der Rev. John Inglis, der ihn nach England brachte, geschenkt hat, zeigt kurzes, krauses, lockiges, dickes, aber nicht getrenntstehendes Haar."

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich ohne Zweifel, dass die Bezeichnung der Papuas als „büschelhaarig" nicht mehr zulässig ist, und dass man dieselbe nur noch auf die Hottentotten anwenden darf. Es ist nicht meine Absicht, den Papuas eine andere Stellung in dem Haeckel-Müller'schen System anweisen zu wollen. Das kann ich Anderen überlassen.

J. W. Spengel, Stud. med.

Die Kreisgräber der Nordseewatten.

Wann baute der Mensch zuerst seine Wohnungen auf dem meerentstiegenen Lande unserer Marschen? — Wess Stammes waren die ersten Marschbewohner? — Woher kamen sie? — Waren es die Urväter der heutigen Bevölkerung oder gehörten sie einem längst verdrängten, längst untergegangenen Geschlecht an?

Alles das sind Fragen, deren Lösung schwerlich je vollkommen gelingen wird. Nur so viel ist gewiss, dass schon vor Christi Geburt oder doch wenigstens zu dessen Zeit die ältesten unserer Nordseemarschen bevölkert waren, mochte es noch so spärlich sein.

Die Römer, welche unzweifelhaft bis zu den Marschen streiften, fanden sie bewohnt. Ihre Schriftsteller Plinius und Tacitus nennen bekanntlich das Volk zwischen Ems und Weser Chauci minores und das zwischen Weser und Elbe Chauci majores und der Letztere bezeichnet sogar diese Chauken als das edelste Volk unter den Germanen. Könnten darunter nun auch immerhin Geestbewohner verstanden sein, so redet Plinius doch ausdrücklich von Sumpfansiedlern (paludicolae) und seine Schilderung (Buch 16, Cap. 1) der deichlosen oder von jeder Fluth überspülten Gegend, der künstlich aufgeworfenen Hügel (Wurthen) mit den kleinen Hütten darauf und des ganzen Lebens und Treibens dieses ermen Fischer- und Jägervolks ist so lebendig und bestimmt, dass gar kein Zweifel aufkommen kann.

Ob nun eber vor germanischer Einwanderung schon Andere, seien es Kelten oder gar Hyperboräer, eskimoartige, langschädeltragende Pfahlbau-

bewohner, bereits hier den Kampf nms Dasein begonnen hatten, das ist eine Frage, welche durch die in den letzten zwei Jahren gemachten hochwichtigen Entdecknngen im Stande ist, das höchste Interesse der Alterthnmsforscher in Anspruch zu nehmen. Ob ihre Lösung gelingt, wer weiss es. In tiefstem Dunkel rnht für uns jene Zeit. Kein Lied tönt darans hervor, keine Sage meldet davon, kein Schriftsteller berichtet uns von ihr. Aber dennoch ist auch sie nicht dahin gegangen, ohne uns ihre Denkmale zu hinterlassen.

Erst in den jüngsten Tagen freilich hat man begonnen, sie mit forschenden Blicken zu betrachten. Spuren uralter Wohnsitze sind es, zum Theil nnsichtbar im Wattengrunde untergegangener Landstriche liegend, bedeckt von Schlammlagen, überspült von der Meerfluth, nnscheinbar und dürftig nnd vielfach bis zur Unkenntlichkeit zerstört, aber dennoch hochbedentsam für den ernsten Forscher ferner Vergangenheit, deren künftige Reihe jetzt in vielverheissender Weise durch den grossherzoglich oldenburgischen Oberkammerherrn Baron **Friedrich v. Alten** eröffnet wird.

Seine Entdeckung und Erforschung der merkwürdigen **Brunnen-** oder **Kreisgräber**, wie er sie nennt, steht in ihrer Art einzig da und ihre Veröffentlichung wird jedenfalls das höchste Aufsehen in der archäologischen Welt erregen.

Für jetzt genüge der nachstehende Bericht, den wir der Güte des verehrten Entdeckers zu verdanken haben.

„Was zunächst die Oertlichkeit angeht, „sagt Herr **v. Alten**," so sind diese hochwichtigen Alterthümer bis jetzt fast nur in den Watten gefunden, und zwar an der östlichen und nördlichen Küste des Butjadingerlandes, der südlichen und nördlichen des Jadebusens sowie bei den in diesem befindlichen kleinen Inseln. Ein grosser Theil jenes Küstenstriches war bekanntlich festes Land, bis es vom Meere verschlungen ward, nm an anderen Punkten der Küste als Schlick wieder angeschwemmt zu werden. Diese abgespülten oder in Abbruch befindlichen Küstenstrecken sind das rechte Feld des Alterthumsforschers und hier wurden bis auf 1000 Meter vom Festlande entfernt diese merkwürdigen Reste untergegangener Ansiedelungen gefunden, welche sicherlich einer Völkerschaft angehörten, die jene Küstenstriche lange vor den Friesen bewohnte. Fanden sich gar an der Nordküste des Jadebusens im versunkenen Moore unter der Marschablagerung späterer Jahrhunderte und umgehen von längst untergegangenen Waldresten deutliche Spuren menschlicher Wohnsitze mit Gräbern, Urnen, Küchenabfall und Düngergruben, jedenfalls auf eine Zeit deutend, die wohl Jahrtausende hinter uns liegen mag.

Die Hauptspuren dieser Ansiedelungen zeigen sich in kreisrunden, von Moor- (Darg) Soden eingefassten etwa 1 Meter im Durchmesser haltenden brunnenartigen Vertiefungen, deren Boden zuweilen dicht mit halbgebrannten Topfscherben gepflastert erscheint und in welchem dann neben verschiedenen Dingen wie Behausteinen und steinernen Spindeln, Kohlenschlacken und verkohlten Knochen und Holzstücken, mitunter eine im Feuer gehärtete thönerne und sehr rohe Aschenurne gefunden zu werden pflegt.

Höchst bemerkenswerth ist auch eine kleine Bronze, die in einem dieser Kreisgräber sich fand. Dieselbe scheint einer Spange oder Fibula (Brosche) anzugehören. Die Arbeit daran ist zwar sehr roh, doch ist deutlich eine sitzende Figur wie mit einem Eulenkopf zu erkennen, welcher, wie es fast aussieht, zu beiden Seiten Thiere die Vordertatzen auf die Knie und Schultern legen. Fast sollte man glauben, dass demnach diese Bronze phönicischen Ursprungs sei. — Diese, wie alle übrigen in jenen Gräbern gefundenen Gegenstände, befinden sich jetzt in der Sammlung von Landesalterthümern zu Oldenburg.

Da die Fluth die bezeichneten Oertlichkeiten täglich zweimal 6 bis 8 Fuss hoch überspült, so ist die Untersuchung jenes schlammigen Territoriums natürlich mit ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft und um so schwieriger, als von jenen merkwürdigen Kreisgräbern nur bescheidene Reste erhalten sind.

Indess hat ein günstiger Zufall auf dem trocknen Festlande jüngst eine Anzahl völlig analoger Reste aufgeschlossen. Man fand nämlich ganz in der Nähe des kleinen Seebades Dangast, welches baumbeschattet und hübsch auf hohen Dünen am Südstrande des Jadebusens liegt, beim Sandgraben 13 Fuss unter der Oberfläche und mitten im Sande eine Anzahl solcher cylindrisch geformter Grabstätten, deren Bedachung kuppelartig abgerundet war, so dass das Ganze eine sehr beachtenswerthe Aehnlichkeit mit den auf der Antoniussäule zu Rom vorkommenden Darstellungen germanischer Hütten hat. Die Annahme, dass die Form der benachbarten, aber von den Wellen zerstörten Kreisgräber eine durchaus gleiche gewesen ist, erscheint gewiss völlig gerechtfertigt. Auf dem Boden eines dieser Gräber (im Wattengrunde des Waddenser Siels) fand sich merkwürdiger Weise ein roh gearbeitetes Wagenrad, welches keine Spur von Arbeit mit eisernen Werkzeugen zeigt. Auf der Büchse dieses Rades stand die Urne. Ob dieser eigenthümliche Umstand mit den religiösen Vorstellungen jener Bevölkerung zusammenhängen mag, muss wohl vor der Hand dahin gestellt bleiben."

So weit der Bericht des Herrn v. Alten. In eifrigster und verdienstvoller Unterstützung des Herrn **Wiehken**, Conservators des oldenburgischen naturhistorischen Museums, hat **v. Alten** in

den letzten zwei Jahren seine Forschungen über einen grossen Theil dieser Gegenden verbreitet und stellt interessante Schlussfolgerungen an. Die wichtigsten Ausgrabungen und Funde geschahen zu Haddien, Accum und bei Waddenser Siel im Jeverlande, sodann bei den Oberahnischen Feldern, wo sich in einer dieser Kreisgruben Schädel einer äusserst kleinen untergegangenen Rindviehrace fanden, vielleicht vom Todtenmahl herrührend, möglicherweise gar mit der Torfkuhrace der Pfahlbautenzeit übereinstimmend.

Vierzig dieser kreisrunden Höhlungen allein fand er im Wattengrunde des sogenannten Hoheuwegs nördlich vom Budjadingerlande, die jedoch nicht alle Gräber, sondern auch Abfall- und Düngerstätten waren. — Bei Haddien entdeckte man sodann ausser Urnen mit Gegenständen von Bronze noch Massengräber, deren zahlreiche Skelette Langschädel zeigten, seltsamerweise alle an der linken Seite eingeschlagen, Aschenurnen, ganz wie die der Hünengräber und Skelette mit Langschädeln fanden sich sodann zu Butterburg in Butjadingen und endlich zeigte sich die Wurthstelle des Hrn. August Lübben bei Rodenkirchen im Stadlande als ein reiches und höchst interessantes Feld dieser Forschungen, das mit seinen unzähligen Urnenscherben und anderen Culturresten, z. B. thönernen Netzbeschwerern, bearbeiteten Knochen etc., schon bei geringen Ausgrabungsversuchen die bedeutsamste Ausbeute versprach.

Schon jetzt entscheiden zu wollen, welcher Zeit, welchem untergegangenen Volksstamme die Gräber dieser untergegangenen Landstriche angehören, wäre vorschnell und thöricht. Ebenso, wie weit sich diese Spuren davon verbreiten, muss erst durch planmässige Untersuchungen festgestellt werden. Ausser dem, was v. Alten's verdienstvolle Bemühungen zu Tage förderten, ist Alles durch blinden Zufall bekannt geworden, doch mag das grosse friesische Watt noch manche merkwürdige Zeugen grauester Vorzeit unter seinen Schlamm- und Sandmassen bergen, bis hinauf zu den Marschen Schleswig-Holsteins, wo z. B. zu Anfang der sechsziger Jahre im Schlick von Husum ebenfalls ein wohlerhaltenes Grab mit Urnen und Feuersteinmessern entdeckt wurde. (Hansen's Wattenmeer Seite 51.) Verschieben wir daher alle Schlüsse und Bestimmungen auf eine spätere Zeit, da weitere Forschungen weiteres Licht geben werden, um uns vorläufig getrost an Tacitus zu halten und mit ihm die Urväter unserer gottgesegneten Marschen Chaucen zu nennen, „das edelste Volk unter den Germanen."

Hermann Allmers
in Rechtenfleth.

F. Jagor's Reise nach Ostasien.

Den Freunden des durch seine Reise nach den Philippinen auch in weiteren Kreisen bekannten Reisenden und Naturforschers F. Jagor, dessen schön ausgestattetes, kürzlich erschienenes Reisewerk*) uns einen Beweis von seinem ausgezeichneten Beobachtungstalent und von seinen umfassenden Kenntnissen, und somit auch von seiner ungewöhnlichen Begabung als wissenschaftlicher Reisender gegeben hat, wird es angenehm sein zu hören, dass derselbe soeben eine neue grössere Reise angetreten hat. Das Ziel derselben ist auch diesmal Ostasien. Herr Jagor ist am 12. October von Marseille abgereist, um nach Madras zu gehen, er beabsichtigt Vorderindien gründlich zu bereisen, wird sich dann über Hinterindien (Singapore) nach China begeben und will von dort zuletzt Japan besuchen. Er hat vorläufig für seine Gesammtreise einen Zeitraum von zwei Jahren festgesetzt, und wie auf seinen früheren Reisen soll auch jetzt die Erweiterung seiner ethnologischen Studien der Hauptzweck seiner Reise sein.

In gerechter Anerkennung der Verdienste und der Befähigung des strebsamen und unermüdlichen Reisenden hat unsere Regierung ihr Vertrauen zu seiner Umsicht und seinen Kenntnissen dadurch bethätigt, dass sie demselben die Summe von 3000 Thlr. zur Anschaffung derjenigen ethnologischen Gegenstände übergeben hat, welche er dazu für geeignet halten wird.

Nicht minder förderlich für die zu erwartenden Ergebnisse der beabsichtigten Reise ist es, dass Herr Jagor mit einem Empfehlungsschreiben vom Reichskanzleramte an alle deutschen Vertreter im Auslande ausgerüstet ist, durch welches er denselben so warm und in so umfassender Weise empfohlen wird, wie dies bisher noch niemals einem Privatmanne zu Theil wurde.

*) Reisen in den Philippinen von F. Jagor. Berlin 1873.

Berichtigungen.

Seite 13, rechts Zeile 10 von unten, lies: April statt d. M.

Seite 61, rechts Zeile 22 von oben, lies: Holzbohlen statt Holzkohlen.

Seite 64, rechts Zeile 8 und 9 von unten, lies: Gotha statt Coburg.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.
Erscheint jeden Monat.

Nro. 10. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. October 1873.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 12. April 1873.

Der Vorsitzende, Herr Bastian, legt eine Anzahl von Photographien der Eingeborenen der Andamaneninseln vor nebst einem Schreiben des Einsenders, Herrn W. Peters, in welchem er einige von ihm gemachte Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen jener Inseln mittheilt. — Hierauf folgen Mittheilungen des Herrn Brehm: „Aus dem Leben des Chimpanse.“ Herr Brehm hat seit acht Jahren Gelegenheit gehabt, lebende Chimpanses um sich zu haben, und ist dabei zu der Ueberzeugung gelangt, dass man dieselben nicht so behandeln kann wie andere Affen, sondern dass man mit ihnen nur wie mit einem Menschenkinde verkehren könne. Fast alle Chimpanses, die man bisher zu beobachten Gelegenheit hatte, waren junge Thiere, das Benehmen von Alten kennt man daher noch viel zu wenig, um darüber urtheilen zu können. Sehr auffallend war bei den Jungen die geistige Bildungsfähigkeit und Steigerung der geistigen Kraft. Im Vergleich zu anderen Menschenaffen ist der Chimpanse ein aufgeweckter munterer Bursche, während der Orang-Utan ein langweiliger Geselle, ein Philister, ist; man sieht demselben stets an, dass er sich in der Gesellschaft seines Pflegers unbehaglich fühlt, während der Chimpanse von frühem Morgen bis zum späten Abend munter ist. Dieser behandelt alle unter ihm stehenden Thiere auf geradezu nichtswürdige Weise; um andere Affen bekümmert er sich nicht in der Weise wie es sonst in der Ordnung wäre. Dem Menschen gegenüber zeigt er sich ganz anders, namentlich zeigt er sich gegen Kinder, die ihm freundlich entgegenkommen, auf die liebenswürdigste Weise. Ueberhaupt bezeigt er dem Menschen ebenso sehr Achtung wie den anderen Thieren Missachtung. Ganz besonderen Zorn erregten einem Chimpanse, den Herr Brehm in Hamburg hatte, einige grosse Hamadryas-Paviane, hochwürdige Herren, mit ihrem immer ernsten Weltschmerzgesicht; auch sie geriethen in die grösste Wuth und Aufregung, wenn sie ihn ansichtig wurden. Wunderbar ist die Gelehrigkeit und die Neigung das, was er bei Menschen sieht, nachzumachen, wovon Herr Brehm eine Menge der interessantesten Beispiele anführte. — Danach sprach Herr Wetzstein über den syrischen Dreschschlitten. — Herr Bastian zeigte zwei von dem Missionär, jetzigen Prediger Jellinghaus eingesandte indische Gräbermünzen aus Asurengräbern. Der Stamm der Asuren soll besonders im Einschmelzen sehr geschickt sein. —

Sitzungsbericht des anthropologischen Vereins in Göttingen.

In der am Sonnabend, den 25. Oct., abgehaltenen Sitzung legte nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten Herr Dr. v. Ihering eine Reihe von Photographien von Türken und Türkinnen vor und hob hervor, dass trotz der vielen Vermischungen mit fremden Weibern der türkische Typus so ungemein constant und charakteristisch sei. Darauf legte Herr Dr. v. Brunn einen dem Verein von Herrn Studienrath Müller in Hannover zugeschickten Schädel vor, der bei Bohlsen in der Nähe

von Uelzen mit anderen seines Gleichen und mit Bronzegeräthschaften ausgegraben war (s. u. S. 80). Derselbe hat grosse Aehnlichkeit mit einem bei Nordendorf ausgegrabenen Schädel der Blumenbach'schen Sammlung. Herr Stud. Spengel demonstrirte alsdann einen von ihm nach den von Dr. v. Ihering vertretenen Principien construirten Schädelmessapparat. Man misst mit demselben die Projectionen der grössten Durchmesser auf die natürliche Horizontalebene des Schädels, resp. auf eine hierzu senkrechte Ebene. Ausserdem gestattet der Apparat die Ablesung der Lage der grössten Breite in Theilen der Länge und die Bestimmung des „Profilwinkels" direct am Schädel. Das Instrument ist von dem Mechaniker Wichmann in Hamburg ausgeführt. Hierauf machte Herr Dr. v. Ihering einige Mittheilungen aus dem grossen anthropologischen Werke von Dr. Fritsch, „die Eingebornen Südafrikas." Redner hob namentlich die physischen Verhältnisse hervor. In der Debatte machte Herr Professor Benfey einige interessante Bemerkungen über die Sprache der Hottentotten und ihre Beziehung zu semitischen Sprachen. Herr Spengel führte dann einen einfachen Apparat zur Messung der Torsion des Humerus vor und gab schliesslich einige Erläuterungen zu Photographien von Ainos, den Ureinwohnern Japans. Im Vereinslocale war ausserdem eine reiche Sammlung von Photographien von Chinesen ausgestellt.

Sitzungsbericht der anthropologischen Gesellschaft zu München am 24. October 1873.

Herr Professor Lauth hielt den nachfolgenden Vortrag über die Menschenraçen des heutigen Aegyptens.

Nachdem ich in einem früheren Vortrage (s. Correspondenzblatt 1870, S. 31) über die vier Typen oder Menschenracen auf altägyptischen Denkmälern gesprochen, dürfte sich nunmehr auch ein anthropologischer Blick auf die jetzigen Bewohner des in mehrfacher Hinsicht interessanten Pharaonenlandes als zeitgemäss empfehlen. Zu der Wahl gerade dieses Themas bestimmte mich besonders der Umstand, dass ich bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes an Ort und Stelle sowohl Individuen aller hier einschlägigen Typen beobachten als auch photographische Bilder derselben erwerben konnte, die gleichsam als Illustration des mündlichen Wortes dienen können.

Was zunächst die Gesammtmasse der heutigen Bevölkerung Aegyptens betrifft, so lässt sich ihre Kopfzahl nur annähernd schätzen, da es trotz der Maassnahmen Mohammed-Ali's und des jetzigen Vicekönigs (Khedive) Ismail-Pascha noch immer an statistischen Tafeln von amtlicher Zuverlässigkeit gebricht. Indess werde ich der Wahrheit und Wirklichkeit nicht sehr fern treffen, wenn ich die Summe der heutigen Aegypter zu $4^1/_2$ Millionen, also ungefähr in gleicher Höhe mit der Bevölkerung Bayerns ansetze. Und sowie unser engeres Vaterland von mehreren Stämmen: Bayern, Franken, Schwaben, Slaven bewohnt wird, so findet eine ähnliche Gruppirung in Aegypten Statt, nur dass hier die einzelnen Stämme grössere Raçenverschiedenheit zeigen, als die Bruderstämme unseres Vaterlandes.

Wer Aegypten unbefangen und mit seiner älteren Geschichte an der Hand der Aegyptologie vertraut betritt, muss unwillkürlich über den hohen Grad von Aehnlichkeit, ja Gleichheit staunen, die das Wesen und die Masse der heutigen Aegypter mit den von den Denkmälern her bekannten Abbildungen ihrer Vorfahren darbieten. Trotz der so langen und durch allerlei Invasionen gestörten geschichtlichen Entwickelung von nahezu 6000 Jahren; ungeachtet aller Bedrückungen und Unterjochungen in älterer und neuerer Zeit, besonders von Seiten des Mohammedanismus, der einen wahren Vertilgungskrieg gegen die christlichen Aegypter durch fast zwölf Jahrhunderte geführt hat, begegnet dennoch dem Besucher des Landes auf Schritt und Tritt der altägyptische Raçentypus in zahlreichen Exemplaren.

Diese Zähigkeit in der Bewahrung der Art war für mich persönlich um so befremdender, als ich meine ägyptologischen Studien auf Grund des Systemes von Champollion begonnen hatte, der in seinen berühmten lettres d'Egypte zwischen 1828 und 1830 entschieden die Behauptung aufstellte, dass der altägyptische Raçentypus mit dem der heutigen Kopten (christlichen Aegypter) durchaus nichts gemein habe, sondern erst in Nubien oberhalb des ersten Katarakts wieder angetroffen werde. Woher diese abweichende Ansicht des Begründers der Aegyptologie gegenüber der Einstimmigkeit so vieler anderer Forscher? Es scheint mir, dass Champollion die durch ihr Alter und den Russ der Pechfackeln, sowie den Staub stark verdunkelten Farbentypen des Grabes Ramses' III. und der Grotten von Benihassan im Auge hatte, als er jenes unhaltbare Urtheil fällte. Dabei hatte er die viel hellere, gelblichweisse Hautfarbe der Altägyptierinnen ganz und gar unberücksichtigt gelassen: diese findet sich sicherlich nirgends bei den stark dunkelbraunen Nubierinnen und Abessynierinnen. Dagegen bietet eine Sitzgruppe aus einem der ältesten Gräber (von Meitum), wie ich im vorletzten meiner ägyptischen Reisebriefe (XIII) hervorgehoben habe, eine so frappante Aehnlichkeit mit dem Typus der heutigen Kopten, dass man dem dargestellten Paare soeben im Koptenviertel von Fostat (Alt-Kairo) bei der alten Ma-

rienkirche begegnet zu sein glaubt. Ich bedauere auch hier, dass die betreffende Photographie bei H. Schöfft vergriffen war.

Hören wir, um uns nicht bloss auf die Wahrnehmungen flüchtiger Besuche stützen zu müssen, was ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, unser berühmter Landsmann Dr. Pruner-Bey („Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenraçe“ — in den Abhdlg. d. Münchener Akademie der Wissenschaften. 1846) nach langjährigem Aufenthalte in Aegypten hierüber äussert: „Wir finden, nach dem alten Aegyptier suchend, dessen (doppelten) Typus noch in dem heutigen Bewohner des Nilthales. Er erscheint uns als islamitischer Fellah ebensowohl wie als christlicher Kopte.... Ein grosses und mächtiges Gesetz waltet demnach in der ägyptischen Menschennatur seit Jahrtausenden und hat sich seit der Gründung der griechischen Handelsstädte am Strande des Mittelmeeres bis zur Mamelukenherrschaft jüngst vergangener Tage bewährt. Es ist der lebendige Trieb der Selbsterhaltung in den der dortigen Menschheit eigenthümlichen physischen und psychischen Momenten und die Ausstossung alles Fremdartigen. Der Mangel an dauernder Lebensfähigkeit auf dem Nilboden für alle dem ägyptischen Typus etwas ferneren Menschenraçen ist die nothwendige Folge dieses Gesetzes. Die Ptolemäer hatten am Ende von drei Jahrhunderten dasselbe Schicksal wie in der neuesten Zeit die Natursöhne des Kaukasus. Nur Jüdisches und Syrisches, also Semitisches, kann dort als Triebpflanze bestehen,“ — aber nur gleichsam am Rande, nicht im Innern des Landes, wie wir es an den Arabern sehen werden.

Welches ist nun, müssen wir fragen, dieser unterscheidende Nationaltypus der Aegypter, der sich inmitten so mancher Hindernisse siegreich behauptet hat? Betrachtet man mit Aufmerksamkeit die antiken Bildwerke sowohl als die in zahlreichen Mumien gebotenen Ueberreste, so lässt sich Folgendes als allgemeiner Durchschnitt feststellen: Rothe Hautfarbe bei den Männern, citronengelbe bei den Frauen; feiner zarter Bau der Glieder und Körper bei schlanken Umrissen; die Stirn schmal und mittelmässig erhaben; dolichokephales, d. h. ovales Gesicht und Haupt; der Haarwuchs schlicht oder wellenartig gekräuselt, letzteres zumeist in der künstlichen Haartracht der Perrücken; die Augen tief liegend; die Brauen fein und leicht geschwungen; die Lider mandelförmig gespalten und von aussen nach innen in sanftem Winkel geneigt, so dass ihre Querlinie dem Mittelpunkt der ovalen Ohrmuschel entspricht; die Farbe der Augen und Haare dunkelbraun oder schwarz; die Nase ebenmässig (symmetrisch) und mit der etwas zurückweichenden Stirn fast gleichlaufend (an die griechische Profillinie gemahnend), nur dass sie am unteren Ende sich erweitert und etwas einbiegt, ohne deshalb abgestumpft zu werden; die Oberlippen etwas lang; der Mundwinkel fast scharf abbrechend, nicht weit ausgeschweift; beide Lippen fast negerartig schwulstig; das Kinn niedlich gerundet, mit dünnem Barte bewachsen und etwas zurückweichend; die Wangen ohne hervorspringende Backenknochen in Harmonie mit dem länglichten Gesichtsoval; der Hals schlank; der Brustkasten ein umgestürzter Kegel; die etwas langen Arme deshalb vom Rumpfe abstehend; die Hände klein mit eleganten Fingern, so dass die daran befindlichen Ringe oft für die dünnsten Finger von Europäern zu klein sind; der untere Stumpf ebenfalls kegelförmig; die Beine schlank, die Füsse normal und schmal; die zweite Zehe mit der grossen parallel und bisweilen von gleicher ja grösserer Länge.

Als etwas abnorm erscheint in den monumentalen Darstellungen auch die zu hohe Stellung des Ohrs. Dieses Auffällige findet sich eben so in den beiden Canonen, die uns aus alter Zeit erhalten sind, nämlich in jenen quadratisch eingetheilten Figuren, die als Vorbilder gedient haben und uns die Sicherheit der ägyptischen Sculptur begreiflich machen. Wurde hierbei der Scheiteltheil unberücksichtigt gelassen, oder war Vernachlässigung der Perspective daran Schuld? Jedenfalls zeigen die Mumien diese Abnormität nirgends. Dagegen enthalten zahlreiche Schädel vollständige Gebisse, an denen man sowohl eine konische Form der Schneidezähne als eine starke Abnutzung der Kronen wahrnimmt. Sogar eine bisweilen beobachtete Minderzahl der Zähne ist von Blumenbach und Schubert erwähnt worden. Indess ist diese Abnormität nicht dem Typus als solchem eigen, sondern ist als Ausnahme zu betrachten, die sich durch die enge Bildung des Unterkiefers bei dieser Raçe unschwer erklärt. Die Abnutzung der Kronen hat Dr. Pruner-Bey in seiner Praxis und sonst auch an manchen Städtebewohnern des heutigen Aegyptens getroffen und auch pathologische Ursachen gedeutet.

Neben diese ältere und zierlichere Gesammterscheinung des Aegypters stellt sich eine derbere jüngere, die von der Invasion der Hykschos und der dadurch bedingten Flucht der Pharaonen nach Aethiopien datirt. Die Beimischung südlicheren Blutes erkennt man sofort in der Mutter des Amenophis I. Nofret-ari, die als Ahnmutter des Neuen Reiches hoher Verehrung genoss und stets mit schwarzer Hautfarbe, obwohl kaukasischen Raçenzügen, dargestellt wird: sie war aber eine äthiopische Prinzessin, deren directe Nachkommen, die Könige mit den berühmten Namen Amenophis und Thutmosis, deswegen eine halbäthiopische Gesichtsbildung aufweisen. Aehnlich will man im Hause der Ramses, besonders am Profile Ramses' II. Sesostris, die bekannte semitische Nase bemerken, ein

Erbstück jener Semitin Tei (Thaja), die von Amenophis III. als die Tochter semitischer Eltern Jnaa und Dhuaa auf den ägyptischen Thron als Ehegenossin erhoben wurde. Mit der seit der äthiopischen Vermischnng dunkler gewordenen Hant nnd dem südlicheren Schädelhan im Hause der Pharaonen hängt das derbere Knochengerüste nnd das veränderte Verhältniss der Hirnkapsel zum Gesichte so mancher Privatmnmien jener Zeit anfs Innigste zusammen, da wir urkundlich wissen, dass der fliehende Pharao sein Heer nach Aethiopien mitgenommen.

Breitere Stirnen und Nasenwurzeln, die auch tiefer eingekerbt sind; längere Nasenbeine, in stumpfem Winkel vereinigt; weiter auseinanderstehende und flachere Augenhöhlen, überhaupt breitere Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen sind von jener Zeit an keine seltene Erscheinung.

Trotz dieser Beimischnng muss das Gesammtresnltat doch mit dem Prädicat „kaukasisch" bezeichnet werden, da die charakteristischen Merkmale der Negermongolen, ja sogar der Semiten nnd Mauritanier bei den Aegyptern nicht zutreffen. Die kraniometrischen Untersuchnngen Morton's, die nnter andoren einen Gesichtswinkel von 75 bis 80° ergeben, stehen damit im Einklange, wie denn anch die Messungen der übrigen Körpertheile an Mumien im Durchschnitte kein anderes Ergebniss geliefert haben, als dies bei sonstigen Skeletten kaukasischer Abkunft der Fall zu sein pflegt.

Die Frage, ob nicht allenfalls die Hykschös in Folge ihres mehrhundertjährigen Anfenthaltes in Unterägypten Spuren in der hentigen Bevölkerung zurückgelassen haben, wird von Herrn Mariotte bejahend beantwortet, da er in der Umgebung von San (Panis) nnd dem Menzaleh-See Gestalten getroffen, die den Porträtgesichtern der berühmten Hykschos-Sphinxe anffallend ähneln. Wenn selbst der kritische Morton das Verbreitungsgebiet der eigentlichen Kopten so enge begrenzt, weil unter ihnen röthliche Haare, graue Augen und bisweilen krauses schwarzes Haar nach Art der Negerwolle getroffen werden, so ist zu bedenken, dass ausser den Hykschos noch andere Fremdlinge, z. B. die Schardana (Sarden) nnd Maschawascha vom Nordrande Afrikas als Leibwache verwendet wurden, während die Masain und Nehasin (Neger) in derselben Eigenschaft der XII. Dynastie vom Süden gekommen waren. Vielleicht ist die Benennung des dritten Dialekts der koptischen Sprache (neben dem thebanischen nnd memphitischen), nämlich Ba-schmur, auf das Altägyptische Pa-schemer, „die (Sprache) der Fremden", zurückzuführen. — Die Herrschaft der Perser, Griechen nnd Römer hat in der hentigen Bevölkerung Aegyptens keine nachweisbaren Spnren hinterlassen; dass jedoch eine so lange währende Anwesenheit anch dieser Fremden auf den Typus der Raçe nicht ganz ohne Einfluss geblieben sein kann, ist selbstverständlich.

Wir sind jetzt bei dem Zeitpunkte angelangt, wo die gewaltige Thatsache des Christenthums mit dem alten Heidenthnm die nationale Schrift des Landes beseitigte nnd durch das griechische Alphabet ersetzte, indem von den alten Zeichen nnr sechs beibehalten wurden, für welche das Griechische die entsprechenden Lante nicht besass. Dieses combinirte Schriftsystem nennt man das koptische von dem Namen Kopten, der den christlichen Aegyptern überhanpt angehört. Aber kanm war das Christenthum ansässig geworden, so wurde es von dem stürmischen Islam Mohammed's überfluthet. Ich branche hier anf keine ansführliche Geschichte der Bedrückungen des koptischen Christenthums durch die Mohammedaner einzugehen: ich beschränke mich auf die Thatsache, dass von den ursprünglichen vielleicht 5 Millionen zählenden Christen Aegyptens nur noch ¼ Million und diese nicht compact sich erhalten hat. Da diese aus altererbtem Hasse sowohl gegen die erobernden Araber, als gegen die übrigen Christen (die Kopten sind Monophysiten oder Entychianer) sich unvermischt erhalten haben, so zeigen sie uns denjenigen ägyptischen Typus, der sich in Folge geschichtlicher Entwickelung zur Zeit der Einführung des Christenthums gebildet hatte, noch ziemlich getreu: es ist der oben weitläufiger geschilderte. Für die Wissenschaft sind uns die Kopten wegen Bewahrung ihrer nationalen Sprache wenigstens in der kirchlichen Liturgie insofern sehr wichtig geworden, als ihre Sprache trotz starker Abschleifung den Schlüssel zur Lesung nnd znm Verständnisse der Hieroglyphentexte darbietet. Aber anch der Anthropologe wird diesen Rest eines altehrwürdigen Volksstammes, der in den Mumien ein so reiches Material für die Forschnng hinterlassen hat, mit Interesse und Aufmerksamkeit ins Auge fassen.

Wohin sind denn aber die anderen Bruchtheile der ägyptischen Raçe gekommen? Hat sie das Schwert der Feinde oder die Ungunst der Zeiten alle spurlos vertilgt? Das ist trotz der grossartigen Katastrophen, die Land nnd Lente Aegyptens seitdem betroffen haben, kanm glanblich. Anch werden wir sogleich sehen, dass die Fellahin oder Landbewohner, ohnehin das stärkste Contingent der ägyptischen Bevölkerung, auch im ethnographischen Sinne weitaus der Mehrzahl nach den altägyptischen Typus darstellen. Indess vorher müssen wir den Stamm der Eroberer selbst näher betrachten.

Die ans so vielen Schilderungen bekannten Beduinen repräsentiren ohne Zweifel die arabische Raçe in ziemlicher Unverwischtheit. Ihre schlanken Figuren, ihre eckigen winkligen und

scharf markirten Gesichtszüge, ihre grosse körperliche Behendigkeit, besonders an Pferd oder Kameel, wenn sie, die Flinte quer über dem Rücken, mit unglaublicher Schnelligkeit dahinfliegen, ihre Gastfreundschaft neben gefährlicher Wegelagerei, vor allem aber ihr unauslöschlicher Charakter als Wüstensöhne sind in Aller Munde. Durch ihre stolze Haltung, ihren Unabhängigkeitssinn und Fanatismus erinnern sie noch immer lebhaft an jene begeisterten Horden Amru's, welche bald nach dem Auftreten Mohammed's dem morschen Byzantinerthum in Aegypten ein jähes Ende bereiteten. Ihre Wohnsitze, wenn bei ihrer nomadischen Lebensweise überhaupt von Ansässigkeit bei ihnen die Rede sein kann, trifft man zu beiden Seiten des Nilthales auf den Oasen der Wüste und im Fayum. Ihre ungefähre Zahl — denn bei der Unstetheit ihrer Zelte, die rechts im arabischen oder Molhattam-Gebirge, links in der libyschen Wüste je 25 Stämme beherbergen, ist nur eine annähernde Schätzung möglich — lässt sich ohne Uebertreibung, wie die der Kopten, auf ¼ Million Köpfe annehmen. Ihr gegenwärtiger Aufenthalt ist wohl nur als Reminiscenz oder Anhänglichkeit an ihre Heimath im wüsten Arabien gewählt und festgehalten worden. Während aber die östlichen Beduinen zwischen dem Nil und dem Rothen Meere sich aus Handels- und Existenzrücksichten der ägyptischen Regierung unterwerfen, haben die westlichen oder Moghrebin stets ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewusst, wobei ihnen der unabsehbare Hintergrund der Sahara behülflich war.

Was ist aber aus den übrigen Eroberern, d. h. ächten Arabern, im Laufe der Zeit geworden? Trotzdem dass sie in den Zeiten des Khalifats bis auf die türkische Invasion 1517 die unbestrittene Herrschaft ausübten, dass sie als „Gläubige" auch unter den Mamelukenbey's und -Pascha's wenigstens unbehelligt blieben, hat sich der eigentliche arabische Typus in Aegypten selbst nur schwach erhalten. Dies wird besonders deutlich, wenn man die zähe Raçe der Juden daneben hält. Zwar haben die Araber als Herrschende den Aegyptern ihre Sprache und grösstentheils auch ihre Religion aufgezwungen; allein physiologisch haben sie jedenfalls an dem jetzigen Gepräge der Bevölkerungsmasse in Aegypten den geringeren Antheil, vielleicht mit Ausnahme Oberägyptens, wo der Araber Namen und Dasein noch heutzutage an seinen arabischen Stammbaum anknüpft. Selbst in dem früher von den Juden innegehabten Gosen (Wadi Tumilat), wo Amru am Ostrande des Delta Ländereien an seine Kameraden vertheilte, deren Geschlechter in arabischen Werken verzeichnet sind, ist jetzt der arabische Stamm spurlos verwischt, d. h. in dem Typus des ägyptischen Fellah aufgegangen. Wohl findet man in den Städten und selbst auf dem flachen Lande Typen, die mehr an das arabische Gepräge erinnern; allein in der Masse der Assimilirten verschwinden sie, so dass man auf den Gedanken geräth, dass die unterworfenen Aegypter entweder vermöge höherer Bildung oder in Folge einer gewissen autochthonen Urwüchsigkeit den Siegern auch physiologisch überlegen waren. Die Continuität altägyptischen Wesens giebt sich besonders in Geberden, Haltung, Sitten kund, die durchaus Nichts national Arabisches an sich tragen, sondern vielmehr an die Darstellungen der altägyptischen Denkmäler und die betreffende Schilderung Herodot's erinnern: dasselbe Kauern, Lasten tragen, Taktmässige beim Arbeiten; die nämliche Kleidung (Schürze) und Kopfbedeckung, Haartracht der Frauen, Haarlocke der kleinen Kinder (wie der junge Horus und die Jugend), Entwurzelung der Haare an gewissen Körpertheilen, Beschneidung (beider Geschlechter), dieselbe Haltung beim Schreiben, die nämlichen Geräthschaften und Instrumente; das Bekränzen mit Lotusblumen während der Nilüberschwemmung zum Zeichen der Freude, die Blumensträusse bei Hochzeiten, das Heulen, Brustschlagen und Bestreuen des Kopfes mit Staub und Asche bei Todesfällen, derselbe Phallus bei gewissen Aufzügen, dieselbe Ausgelassenheit der heutigen Fantasia wie bei den grossen Panegyrien (Festversammlungen) z. B. zu Ehren der Bast in Bubastis. Und mögen auch manche dieser Sitten durch die Beständigkeit des Klimas und die periodische Wiederkehr mancher Naturerscheinungen bedingt sein: jedenfalls waren in diesem Falle die Araber die Empfangenden, die Aegypter aber die Mittheilenden.

Uebrigens stellt der ägyptische Fellah den altägyptischen Typus mehr in seinem körperlichen Habitus, als in seinen Gesichtszügen dar, was leicht erklärlich ist, da ein Jahrtausende lang fortgesetzter Druck und Hass sich vornehmlich in den Mienenausdruck festsetzt und habituell wird. Dieser Einfluss moralischer Momente, im Zusammenhalte mit der vielfachen Kreuzung würde uns eine noch viel stärkere Verschiedenheit begreiflich erscheinen lassen, als sie thatsächlich vorhanden ist.

Von schneller Fassungskraft, aber ohne tiefere Nachhaltigkeit, immerhin jedoch bildsam, glühhig bis zum Fanatismus, religiös schwärmerisch ohne den Fanatismus der Araber, mitleidig und gutmüthig, gastfreundlich, unterwürfig, ja furchtsam und nur im Zustande der Aufregung übermüthig, nicht ohne Liebe zum Vaterlande und zu den Kindern, weniger zu den Eltern; leicht zu lockeren Sitten und Weibersucht geneigt, zänkisch aber nicht streitlustig, lügnerisch und meineidig gegenüber dem Erpressungssystem; sonst genügsam und mit Wenigem zur Fröhlichkeit zu bringen — so sieht auch jetzt noch der Aegypter (Fellah) seinem Altvorvordern der Monumente ganz ähnlich. Die ächt

kaukasische Bildung seines Schädels, die leicht äthiopische Abflachung des Gesichts, die mongolenartige Stellung des Auges, die negerhafte Anschwellung der Lippen bei sanfter Kräuselung des Haares, endlich die fast amerikanisch zu nennende Rothhaut, bilden zusammen ein nicht ungefälliges und mit der Landesnatur harmonisches Ganze. Was Mannesmuth und Ausdauer im Kampfe betrifft, so haben die islamitischen Fellahin bei Koniah und Nisib, sowie die koptische Legion während der ephemeren Erscheinung Bonaparte's dieselbe Tüchtigkeit gezeigt, wie die ägyptischen Hülfstruppen des Krösus, denen Cyrus der Aeltere Lob gespendet.

Nachdem wir so die Hauptmasse der Bevölkerung Aegyptens einer Musterung unterzogen haben, bleibt noch die Besprechung einiger anderer Bestandtheile übrig, um das Bild möglichst zu vervollständigen.

In den Städten Alexandrien, Kairo Synt Geneh und sonst trifft man häufig Individuen sehr dunkler Hautfärbung, die man unter dem Namen Berberiner begreift. Sie leisten die Dienste von Hausknechten, Aufwärtern, Wächtern der Läden, Baabs oder Thürhütern und Schliessern der grossen Häuser, Pferdewärtern, Kutschern und Vorläufern oder Saïs. Ihren monatlichen Gehalt von 40 bis 60 Francs halten sie sparsam zusammen, um nach Ablauf einer gewissen Zeit in ihre geliebte Heimath zurückzukehren. Im Allgemeinen gelten diese aus Nubien, Sennaar und dem Sudan stammenden Leute als zuverlässiger und ehrlicher denn die Araber, obschon diese mit Stolz auf sie hinuntersehen. Die Abessynierinnen namentlich haben sich durch ihr interessantes Wesen: dunkle Haut, die schönen Gesichtszüge, sowie durch ihre grosse Anhänglichkeit als Haremsfrauen und Geliebte (vergl. Fürst Pückler-Muskau) einen guten Ruf und bedeutenden Einfluss erworben.

Was die schwärzesten der Schwarzen, die Neger selbst, betrifft, so ist ihnen der mehrtausendjährige Fluch der Sklaverei auch jetzt noch nicht erspart, trotz aller dahin zielenden Verbote der Regierung. Wurde schon bei den alten Aegyptern der Haussklave als Nehas-en-ei, „Hausneger", bezeichnet, so gehört er im modernen Aegypten noch inniger als Glied zur Familie. Als solches wird er meist gut behandelt, hat wenig zu arbeiten, was ganz nach seinem Geschmacke ist, und sein Loos ist, äusserlich genommen, ungleich besser als das des freien Negers, der nur zu den niedrigsten und schmutzigsten Verrichtungen verwendet wird. Aber empörend ist die unnatürliche Verstümmelung der sogenannten Eunuchen. Im zarten Knabenalter werden diese bedauernswerthen Individuen, nachdem sie durch Sklavenjagd oder schnöden Verkauf aus ihrer südlicheren Heimath nach Oberägypten verbracht sind, von ungeschickten Händen entmannt und in den Wüstensand eingegraben, bei welcher Operation von je zehn durchschnittlich sieben ihr Leben lassen. Die, welche diese grausame Procedur überstehen, werden zu theueren Preisen an die Harems verkauft, wo sie als unerlässliche Beigabe der mohammedanischen Polygamie, die Aufsicht über die Haremsbewohnerinnen führen. Da sie den Verkehr dieser geschlossenen Anstalten mit dem sonstigen männlichen Contingente des Hauses vermitteln, so gewinnen sie grossen Einfluss — sie dürfen die Kurbatch sogar gegen die Hauptfrauen gebrauchen — und gelangen oft zu bedeutendem Geldbesitze, ja sogar Vertrauensposten bei ihren Herren. Nichtsdestoweniger haftet schon an ihrem abschreckenden Aeussern stets die ihnen angethane Schmach.

Dass die Türken seit der Eroberung Selim's 1517 als militärisches Element stark in Aegypten vertreten sind, ist selbstverständlich — war ja doch Mohammed-Ali selbst ein geborener Türke. Hauptsächlich in den Städten sieht man die hellfarbigen wohlbekannten Repräsentanten des turkomanischen Stammes ziemlich häufig und auch die bis an die Zähne bewaffneten Albanesen (Arnauten) die als Qawasse, d. h. Polizeisoldaten, eine hervorragende Rolle spielen, sind keine seltene Erscheinung.

Die Levantiner, Syrier, Griechen, Malteser, Italiener, Franzosen und anderen Europäer bilden ebenfalls einen hohen Procentsatz der Bevölkerung. Da jedoch ihr Typus zu den bekannten gehört, so will ich mich über sie hier nicht weiter verbreiten. Tragen sie einerseits dazu bei, das bunte Gesammtbild verschiedenfarbiger Raçen, das die Besucher im Anfange nicht unangenehm überrascht, mannigfacher zu gestalten, so ist ihr geistiger und mercantiler Einfluss auf das heutige Aegypten noch ungleich höher anzuschlagen.

Archiv für Anthropologie, Bd. VI.

Heft 1 und 2. Des Buchdruckerstrikes wegen konnte das erste Heft des Jahres 1873, welches schon im März und April hätte erscheinen sollen, erst mit dem zweiten im Juli ausgegeben werden. Dieses Doppelheft enthält: 1. einen Aufsatz von Lucae: Noch Einiges zum Zeichnen naturhistorischer Gegenstände, in welchem a) ein Apparat von Stockhaus, zum Zeichnen kubisch gegenüber liegender Seiten, b) ein „orthographischer Coordinatenapparat" von Stix beschrieben und von dem Letzteren c) kritische Bemerkungen über Dr. Jensen's stereoskopisch-geometrischen Zeichenapparat (Archiv IV, 233) mitgetheilt sind. Darauf folgt 2. eine Arbeit desselben Verfassers: „Affen- und Menschenschädel im Bau

und Wachsthum verglichen", mit 10 Tafeln. 3. Ueber die heutigen Bewohner des heiligen Landes theilt Dr. Langerhans, welcher Prof. Kiepert auf seiner Reise nach Syrien begleitet hat, Beobachtungen mit, die durch wohlgelungene, nach vom Verfasser selbst aufgenommenen Photographien, gezeichnete Portraits und Schädelzeichnungen illustrirt sind. 4. Daran schliesst sich eine Mittheilung vom Professor Rütimeyer über die Renthierstation von Veyrier am Salève. 5. Von Dr. Sasse (Saardam, Holland) „Beitrag zur Kenntniss der niederländischen Schädel" und endlich 6. eine grössere, mit zahlreichen Maasstabellen ausgestattete Arbeit von Virchow über „Alt- und neubelgische Schädel", welche bei Gelegenheit des internationalen Congresses zu Brüssel entstanden ist und die in den belgischen Sammlungen enthaltenen Schädel zum Gegenstand hat.

Die referirenden Artikel sind die folgenden: Weismann bespricht in einem längeren kritischen Aufsatze die Weiterentwicklung der Descendenztheorie im Jahre 1872. Schriften: Askenasy, Kölliker, Wigand, Braun, Marschall, Plank, Darwin, Weismann und eines Ungenannten (Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl). Fraas referirt über drei geologische Arbeiten: 1. von Jentzsch (über das Quartär von Dresden); 2. Fuchs (über eigenthümliche Störungen in den Tertiärbildungen des Wiener Beckens); 3. Marenzi (Fragmente über Geologie oder die Einsturzhypothese). Ecker bespricht das Werk von Fritsch (die Eingeborenen Südafrikas), Fräulein Mestorf die neueren schwedischen Arbeiten, v. Hellwald mehrere Schriften, u. a. die von Reich (der Mensch und die Seele) und die eines Ungenannten (Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft); Kelle die v. Maak'sche Arbeit (die Entzifferung des Etruskischen etc.).

Das soeben erschienene 3. Heft des VI. Bandes enthält folgende Originalarbeiten: 1. C. Rau (New-York) über amerikanische Gesichtsvasen. 2. Dr. Pansch, Bericht über einen bei Ellerbeck am Kieler Hafen aufgefundenen alten Torfschädel. 3. Schmid (stud. med. in Bern) über die gegenseitige Stellung der Gelenk- und Knochenaxen der vorderen und hinteren Extremität bei Wirbelthieren. 4. Langerhans über die heutigen Bewohner des heiligen Landes (Fortsetzung und Schluss). 5. Dr. Junker (derzeit in Mijako [Japan]), Beschreibung der Zergliederung eines künstlich verkrüppelten Chinesenfusses (mit 3 Tafeln). Dann folgen Referate: 1. von v. Hellwald über F. Müller's allgemeine Ethnographie; Caspari's Urgeschichte der Menschheit; Bataillard's les derniers traveaux relatifs aux Bohémiens. 2. Ecker, Darwin, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen beim Menschen, v. d. Kindere, rech. s. l'éthnologie de la Belgique, Congrès international 6me session tenné à Bruxelles. 3. Rütimeyer: Dupont, l'homme pendant les âges de la pierre.

Darauf folgt das Verzeichniss der anthropologischen Literatur im Jahre 1872 von Vogt (Urgeschichte), Ecker (Anatomie), v. Hellwald (allgemeine Ethnographie von Europa und Amerika), Gerland (Asien), Meinicke (Australien, Oceanien), Hartmann (Afrika), Zittel (Zoologie).

Kleinere Mittheilungen.

Die Kreisgräber der Nordseewatten.

Die in Nro. 9 enthaltene Mittheilung über diesen Gegenstand veranlasst Herrn F. Poppe zu folgender Bemerkung: In dem interessanten Artikel des Herrn Allmers heisst es, die hochwichtigen Entdeckungen seien erst „in den letzten zwei Jahren gemacht". Das ist offenbar ein Irrthum, denn schon seit vielen vielen Jahren haben die sogenannten Brunnengräber das Interesse der Marschbewohner, insbesondere aber der Insulaner auf Wangerooge, in Anspruch genommen, und ihr Inhalt an Urnenscherben und Knochenüberresten hat längst zu der Vermuthung geführt, dass diese brunnenartigen Vertiefungen Gräber seien. Nur hat man keine gründliche und umfassende Untersuchungen derselben angestellt. Das Verdienst um die Wissenschaft gebührt bis jetzt einzig und allein Herrn v. Alten. Die Wahrheit der obigen Behauptung wird gewiss mancher Marschbewohner und Badegast bestätigen können; denn dem den Strand entlang wandernden aufmerksamen Beobachter werden die von den Fluthen blossgelegten Brunnen- und Tonnengräber nicht entgangen sein. Als ich mich im Sommer 1868 längere Zeit auf der Insel Wangerooge aufhielt, fielen mir dieselben auf einer Strandwanderung sofort auf, und in meinem Tagebuche aus damaliger Zeit finde ich unter anderem auch folgende Notiz: „Hin und wieder hat das Wasser auch alte Brunnen, deren Ringmauern aus Torfsoden oder -Schollen gebildet sind, blossgelegt, ebenso alte Tonnen, die aufrecht in der Erde stehen. Wozu letztere gedient haben mögen, ist fraglich. Die auf dem Grunde derselben gefundenen Knochenüberreste berechtigen fast zu der Annahme, es seien Begräbnisstätten. Der Geistliche der Insel hält sie für Römergräber, die mit Soden überwölbt waren." Ob es nun Römergräber waren, bleibe dahin gestellt; wahrscheinlicher ist wohl, dass wir es hier mit Begräbnissplätzen der Ureinwohner zu thun haben. Diese Ansicht findet Unterstützung durch eine Mittheilung des Oberbauraths Lasius in Oldenburg, der

schon vor einigen Jahren in der Zeitschrift des hannoverischen Architektenvereins über die am Strande zu Wangerooge gefundenen Tonnen Folgendes schrieb: „Zum Theil erklären sich dieselben aus der auf der Insel stets üblich gewesenen Art der Brunnenanlagen; man grub ein Loch, in welchem man zwei oder drei Fässer ohne Boden über einander anbrachte, und in dem reinen Dünensande filtrirte sich das in der Nachbarschaft fallende Regenwasser, das die Brunnen versorgte und sich meistens in der Höhe der ordinären Fluth hielt. Waren die Fässer demnächst vergangen, so wird man wohl manchmal einen neuen Brunnen gegraben haben, statt den alten zu erneuern; in so grosser Menge aber, wie man stellenweise diese, häufig mit Grassoden eingefassten Vertiefungen fand, kann man sich Brunnenanlagen nur schwer vorstellen, auch war bei manchen der Durchmesser nur zwei Fuss; für einen Brunnen zu eng. Ganz ähnliche Gebilde, nur nicht ganz so eng, kommen in den Marschgegenden zum Vorschein, wenn die Wellen den ihnen preisgegebenen Marschboden zerstören, so im Jadebusen an den oberahnischen Feldern, bei Burhave auf dem 1792 ausgedeichten Fedderwarder Gooden; an beiden Orten sind in solchen brunnenartigen Vertiefungen ähnliche Aschenkrüge gefunden, wie in den sogenannten Hünengräbern in den norddeutschen Haiden.“ Die Tonnengräber der Marschen sind mithin so wenig eine neue Entdeckung, wie die Hünengräber oder Dolmen in den grossen Heiden unserer Geest. Die spätere Entstehung der Marsch berechtigt uns wohl zu der Annahme, dass sie jüngeren Ursprungs sind als die uralten, graubemoosten Hünengräber. Wie diese, so sind auch jene ein bis jetzt nicht vollständig gelöstes Räthsel.

(Weser-Zeitung 14. October 1873.)

Ein Leichenfeld aus vorchristlicher Zeit bei Uelzen.

Gestern fand hier in der Nähe des Dorfes Bohlsen die Ausgrabung eines grossen Leichenfeldes statt. Schon vor einigen Wochen waren auf einem flach gewölbten, zwischen den Dörfern Bohlsen und Gerdau liegenden halbrunden Haidhügel bei der Ausschachtung von Kies durch Zufall eine grössere Anzahl Leichen gefunden, und hatte dann das Amt Oldenstedt die Arbeiten auf jenem Hügel, nachdem inzwischen schon gegen 39 bis 40 Gerippe zu Tage gefördert waren, einstweilen sistirt und den Conservator des Provinzialmuseums in Hannover, Dr. Müller, von dem Funde benachrichtigt. Dieser war auch sofort bereit gewesen, die weitere Prüfung der Fundstätte selbst zu übernehmen, und so fand denn gestern unter Leitung des Dr. Müller und unter lebhafter Theilnahme einer Anzahl Alterthumsfreunde aus Uelzen und Oldenstedt die systematische Aufdeckung des Leichenfeldes statt. Zunächst wurde durch Nachgraben an verschiedenen Stellen des — theilweise durch offenbar künstlich gelegte Steine bezeichneten — Hügelrandes das Vorkommen von Leichen auf der ganzen Hügelfläche constatirt und dann der Umfang des Leichenfeldes zu 320 Schritten ermittelt, in welchem Kreise jedenfalls weit über 400 Leichen sich befinden. Dann wurden mit besonderer Sorgfalt an verschiedenen Punkten des Kreises grössere Flächen offen gelegt und fanden sich überall in regelrechten Reihen ziemlich dicht neben einander in der stets gleichen Richtung von Osten nach Westen in der Tiefe von 4 bis 5, stellenweise auch 7 Fuss meist sehr wohl erhaltene Gerippe. Die Messung ergab fast ausnahmslos 6 Fuss Länge; die Schädel waren schön gewölbt und zum Theil wunderbar gut erhalten; ein besonders kräftig gewölbter Schädel wurde gefunden, in welchem auch nicht ein einziger Zahn fehlte, der aber an der Seite zwei offenbar von äusserer Gewalt herrührende schwere Verletzungen zeigte, die dessen Träger schon bei Lebzeiten empfangen haben musste. An einer Stelle lagen auch mehrere Leichen unter einander und zwar auch in derselben Richtung von Osten nach Westen. Bei jeder Leiche fand sich zu Füssen ein Häufchen Kohle mit verbrannten Thierknochen vor, und zwar zum Theil die Holzkohle so wunderbar schön erhalten, dass die Structur des Holzes noch auf das Deutlichste zu erkennen war. An sonstigen Gegenständen wurden leider nur vier ausserdem stark verletzte Stücke von zweischneidigen Bronzeschwertern, ein roh bearbeiteter Granitstein und ein colossaler Pferdezahn aufgefunden. Dr. Müller setzt die Zeit, aus der die Leichen stammen, bestimmt in die vorchristliche Zeit, wie die zweifellos von Brandopfern herrührenden Kohlenhaufen mit Thierknochen beweisen, und in den Anfang der Bronzezeit, wie der Umstand zeigt, dass, obwohl einzelne Bronzewaffen gefunden worden, diese doch noch nicht als Regel den Leichen mit in das Grab gegeben seien. Dr. Müller erklärt den Fund für einen höchst interessanten und das Bohlser Leichenfeld für das bislang grösste Leichenfeld aus vorchristlicher Zeit mit unverbrannten Leichen. Die Waffen, sowie eine Anzahl besonders gut erhaltener Gerippe, namentlich Schädel, sowie ein Quantum der Holzkohlen nebst Thierknochen hat Dr. Müller für das Provinzialmuseum in Hannover mitgenommen.

(Hann. C.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.
Erscheint jeden Monat.

Nro. 11. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. November 1873.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 10. Mai 1873.

Herr Bastian eröffnet die Sitzung um 7¼ Uhr. Es werden einige Geschenke vorgelegt, wie ein grosser Mammuthzahn, Reste einer Urne und Bronzegegenstände, was alles zusammen kürzlich in der Nähe des Dorfes Pföben bei Potsdam gefunden worden ist.

Darauf hält Herr Friedel einen Vortrag über eine Excursion nach der nordwestlichen Zauche an der Havel; diese breitet sich dort in dem niedrigen Terrain mehrfach seeartig aus und bildet dabei viele grössere und kleinere, meist niedrige Inseln — Werder —, auf deren einer auch Potsdam liegt.

Wenn noch jetzt diese eigenthümlichen Terrainverhältnisse auf die Cultur und die Lebensgewohnheiten der dortigen Bewohner von grossem Einfluss sind, so waren sie es in alten Zeiten gewiss noch weit mehr, wo noch keine Flussregulirungen und Schleusen die Bewohner gegen Ueberschwemmungen schützten und keine Landstrassen die Communication erleichterten; und da noch jetzt bei Hochwasser viele der niedrigeren Inseln theilweise überschwemmt werden, so darf man annehmen, dass sie dies in alten Zeiten wohl während 8 Monate im Jahre waren, und dass daher das Wasser für die alten Bewohner dortiger Gegend eine noch culturbestimmendere Bedeutung hatte als für die jetzigen.

An Ueberresten aus der Vorzeit sind viele dieser Inseln sehr reich; zu den interessantesten gehören aber die sogenannten Burgwälle.

Wenn die sonst in Deutschland vorkommenden Burgwälle alle defensiven Zwecken gedient haben, wie man aus ihrer Lage sicher schliessen kann, so können die hiesigen dagegen nur offensiven Absichten gedient haben, da sie alle am Wasser liegen und an so gewählten Stellen, dass ihre Bewohner die hier engen Flusspassagen mit Leichtigkeit unterbrechen konnten. So der unter dem Namen Römerschanze bekannte Burgwall bei Potsdam, der aber eher Röber-, Räuber-Schanze heissen sollte, da die Römer nie in diese Gegenden gekommen sind, der Wall aber so liegt, dass alle Fahrzeuge nahe an ihm vorüber müssen und die schmale Passage leicht von ihm ausgesperrt werden kann; ebenso zweckentsprechend liegt der sogenannte Römerberg, ¼ Meile von dem Dorfe Röme entfernt, und wieder ¼ Meile unterhalb dieses der grosse Burgwall von Kaltenhausen und unterhalb dieses noch der Burgwall von Ketzin, so dass, wenn ein Fahrzeug auch glücklich den ersten Burgwall passirt hätte, es doch vor dem zweiten, dritten oder vierten festgehalten und beraubt werden konnte.

Die Sage geht auch noch unter den jetzigen Bewohnern, dass grosse Schätze in den Burgwällen vergraben wären, dass der Fluss bei ihnen durch eine Kette gesperrt und an dieser eine Glocke befestigt gewesen sei, so dass dadurch selbst des Nachts Fahrzeuge bemerkt werden konnten und dass die Raubritter die Rochos gewesen wären, was aber nicht der Fall sein kann, da diese erst unter Albrecht dem Bären ins Land gekommen sind und die Burgwallräuber weit früher dort gehaust haben müssen.

Es soll auch noch zuweilen des Nachts Feuer auf den Burgwällen brennen, auch ein rother Hahn

oder eine weisse Frau oder ein weisser Schwan lassen sich zuweilen noch dort sehen — Reminiscenzen alter nordischer Sagen.

Der Kaltenhausener Burgwall misst 400 Schritte im Durchmesser, ist jetzt aber fast vollständig planirt und ragt nur noch wenig über die Ebene hervor; der sogenannte Römerberg ist der kleinste und ist noch jetzt zu Lande unzugänglich, er hat nur 100 Schritte im Durchmesser und auch er hat schon sehr an Höhe verloren.

Dass diese Burgwälle nicht etwa natürliche Erhöhungen des Bodens, sondern aufgeschüttete Wälle sind, zeigte sich deutlich beim Aufgraben durch eine Menge Reste menschlicher Cultur, die in der aufgeworfenen Erde enthalten waren; auch fanden sich darin eine Menge Gehäuse einer Landschnecke, Helix hortensis, die nur auf der Oberfläche lebt und also nur durch Aufschütten unter die Erde gekommen sein kann. Die Reste menschlicher Cultur bestanden aus Thonscherben und Knochen; bei beiden konnte man deutlich eine ältere und jüngere Epoche unterscheiden. Die Scherben der älteren Zeit — der Burgwalltypus — waren relativ dicke Massen, schlecht geknetet und gebrannt, von blassgelber oder schwärzlicher Farbe ohne reliefartige Plastik und nur mit eingeritzten Verzierungen versehen; die aus der jüngeren Epoche — der wendischen Zeit — waren besser geknetet und gebrannt, von bläulicher Farbe und hatten reliefartige Verzierungen. Bei den Knochen waren die älteren schon ganz erdig, die jüngeren noch knochenartig und dabei die Röhrenknochen sämmtlich gespalten, die kleineren längs, die grösseren auch an den Gelenkenden.

Berühmt wegen ihrer vielen Urnen ist auch die Insel Töpplitz und besonders ist der nahe Spritzberg als Todtenfeld bekannt. Die Urnen stehen dort in Reihen zwischen dicht gepackten Steinen, 1 bis 2, höchstens 3 Fuss unter der Erde; dazwischen finden sich auch zuweilen grössere Urnen mit grösseren Steinplatten bedeckt, worin dann bronzene Geräthe, als Schwerter, Lanzenspitzen, niemals eher Eisen gefunden worden, wohl aber zuweilen auch Steinäxte und Steinhämmer. 1840 hat man zuerst angefangen dieses Todtenfeld wissenschaftlich auszubeuten und hat neben den Todtenurnen auch Töpfe, Krüge, Schalen, zuweilen offene, als Beigaben gefunden, die den besten wendischen Styl repräsentiren und so gut verziert und gearbeitet sind, dass sie ohne Töpferscheibe kaum gemacht sein können.

Die Insel Töpplitz hat ihren Namen wahrscheinlich von diesen vielen Urnen — Töppen — erhalten; auch in Schlesien giebt es Dörfer bei Gräberfeldern mit Namen Töppelberg, Butterberg — vielleicht aus Pottberg corrumpirt, wie Herr Virchow meint. Auch auf dem Violen-Werder, der nur an einer Stelle auf einem Knüppeldamm schwer zugänglich ist, finden sich Urnenreste, Thonmassen in grossen Mengen mit rohem Schilf durchflochten — wie man Weiden flicht —, vielleicht Reste von alten Hüttenwänden.

Herr Virchow las dann einen Brief des Herrn Schillmann vor, worin Mittheilungen über Gräberfelder in der Gegend von Brandenburg gemacht wurden und worin zu einer Excursion dahin eingeladen wurde.

Dann zeigte derselbe eine photographische Abbildung von dem obern Theil einer Leiche aus der alten Certosa bei Bologna, dem Kirchhof der Alten, wo noch viele Bronzesachen, namentlich Fibeln und Ringe gefunden werden. Auch legte Herr Virchow Abbildungen vor, die Herr Desor aus Neufchetel gesandt hatte, von Bronzegeräthen, welche in Sibirien am Jenissei gefunden und an ihn eingesandt worden sind, um sie mit hiesigen Bronzegeräthen zu vergleichen; sie sind wahrscheinlich turanischen Ursprungs, zeigen einen hohen Grad von Cultur, die bei jetzigen Klimaverhältnissen in dortiger Gegend erstaunlich erscheint und deshalb Herrn Desor vermuthen lassen, dass zur Zeit ihrer Anfertigung dort ein milderes Klima geherrscht haben mag.

Alsdann theilt Herr Virchow einen Brief von Professor Engelhardt in Kopenhagen mit, worin Mittheilungen über eine Glaspaste mit runenähnlichen Zeichen und stehenden, nicht tanzenden barbarischen Figuren gemacht werden, wie wir vor längerer Zeit eine ähnliche Glaspaste auch hier gesehen haben. Professor Stephens meint, dass dies rohe Nachahmungen römischer Kaisermünzen seien und besonders interessant wären als Zeugniss des Einflusses römischer Kunst auf die Barbaren.

Aus einem Briefe von Hrn. Hans Hildebrand aus Stockholm theilt Herr Virchow mit, dass in Schweden Kauri-Schnecken gefunden sind zusammen mit eisernen Schwertern und Lanzenspitzen, und die Schnecken mit Zeichen verziert, die etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. gemacht sind, wieder ein interessantes Zeugniss der Bekanntschaft der Barbaren mit den Römern, da diese asiatische Schnecke nur durch Vermittlung der Römer nach Schweden gelangt sein kann.

Professor Fraas theilt schriftlich mit, dass die Cartographie der Vorzeit in Arbeit sei und nur noch die Daten für die norddeutsche Ebene fehlen, um deren Herbeibringung er die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft bittet.

Dann berichtet Herr Virchow über Gräberfelder auf dem Pachtgute des Oberamtmanns Thunig in Zaborowo in Posen, die er vor Kurzem untersucht hat. Die sehr ausgedehnten, aber durch langjährige Beackerung geebneten und unkenntlich gemachten Gräberfelder wurden entdeckt, indem beim Pflügen zuweilen Urnen blossgelegt wurden. Durch das Darüberfahren sind die Urnen alle beschädigt und geborsten, so dass sie beim Heraus-

nehmen zerfallen. Sie stimmen im Wesentlichen mit den Urnen der Lausitzer Gräberfelder überein. In ziemlich kleinen Entfernungen finden sich hier Gruppen von Urnen, in der Mitte eine grössere Aschenurne, zuweilen noch mit Bronzegeräthen, und um sie herum stehen 5, 6 grössere und kleinere Urnen, einzelne davon auch mit Asche, andere mit Hausgeräth vollgefüllt, während der Raum zwischen den Urnen ebenfalls mit kleinerem Hausgeräth ausgefüllt ist. Eine solche Gruppe misst 3, 4 bis 5 Fuss im Durchmesser. Das Hausgeräth ist meist aus Thon und gleicht ganz dem in der Lausitz und Mark Brandenburg gefundenen; darunter fand sich auch ein Thonochse, ganz gleich den viel besprochenen Bronzefiguren vor dem in Niederschlesien gefundenen Bronzewagen und ist dieses Stück deshalb so interessant, weil es aus Thon das erste so geformte und gefundene Geräth ist. Dann fand sich ein fast vollkommen rundes hohles Thongefäss, dann eine flache Schale von 3 bis 4 Zoll im Durchmesser, dann auch ein sogenannter Käsestein und ein Schleifstein.

In einer Gruppe fand sich eine 1 Fuss grosse Schale, zerdrückt, darunter aber sechs den Vogeleiern täuschend ähnliche weisse Steineier von verschiedener Grösse. von 1 bis 3 Zoll in der Länge, die wahrscheinlich als symbolisches Zeichen der Nahrung für den Todten dienten und kann man so auch annehmen, dass der wie ein Käse geformte sogenannte Käsestein eine wirkliche Nachbildung eines Käses und ebenfalls als symbolisches Nahrungsmittel dem Todten mitgegeben wurde.

Die Verfertigung dieser Gegenstände gehört der nachchristlichen Zeit, aber doch einer ziemlich weit zurückgelegenen an.

Herr Virchow theilt noch mit, dass bei Altenburg von Professor Klopfleisch in Jena verschiedene Hügelgräber eröffnet wurden, worin sich ausser Urnen besonders Steingeräthe gefunden und zwar aus Grünstein, welcher bisher in dortiger Gegend noch nicht gefunden worden.

Herr Bastian sprach über die in diesem Monate abgehende Expedition nach der Westküste Afrikas, an der er auch theilnehmen wird. Er schilderte nach einer früheren Anschauung die dort noch in sehr primitivem Zustande lebenden Völker, die namentlich zwischen dem Niger und Congo seit ihrer ersten Entdeckung fast dieselben und mit denselben Lebensgewohnheiten geblieben sind, während südlich vom Congo stets eine weit lebhaftere Völkerströmung stattgehabt hat. Die Völker, mit denen die Expedition zuerst zusammentreffen wird, leben noch im Fetischdienst, sind voll Aberglauben und Gespensterfurcht, indem sie Steine, Pflanzen und Thiere für beseelt glauben, diese Seelen anbeten und ihnen opfern. Zu dem Begriff einer Allgottheit haben sie sich noch nicht aufgeschwungen. Beim Menschen nehmen sie zwei Seelen an, die eine ist die Blutseele, die sich auch vererbt, die andere ist die Traumseele, die sich im Traume vom Menschen entfernt und herumschweift und ihm Nachricht über die Zukunft bringt; man darf daher den Menschen nie rasch erwecken, um die Seele nicht auszuschliessen; sie wohnt auf dem Haupte des Menschen, ist sein Schutzgeist, und deshalb darf man das Haupt auch nie berühren, um diesen nicht zu beunruhigen. Beim Tode scheidet diese Seele vom Menschen und ist dann moralisch für seine Vergangenheit verantwortlich; sie schweift dann um das Grab herum und werden die Seelen von Heroen im Kriege um Beistand angerufen, während die Seelen von Bösen Krankheiten verursachen und dann nur durch Opfer versöhnt werden können.

Herr Bastian unterbrach sich hier, um den als Gast anwesenden Herrn Philippi, Sohn des in Chili lebenden Prof. Philippi, Einiges über die Thonarbeiten der chilenischen Indianer mittheilen zu lassen. Diese formen aus Thon lange Nudeln, legen 2, 3 und mehr übereinander, drücken sie zusammen und formen dann das gewünschte Gefäss, meist flache Schalen, auch Spielsachen, als Vögel und andere Thiere, schneiden und glätten sie mit Muscheln und brennen sie dann schwach am offenen Feuer. Steingeräthe findet man selten bei ihnen.

Sitzung vom 14. Juni 1873.

Herr Virchow eröffnete die Sitzung an Stelle des nach Westafrika abgereisten ersten Vorsitzenden, Herrn Bastian, mit einem Hinweise auf das verdienstliche Unternehmen des letzteren, der deutsch-afrikanischen Congo-Expedition aus dem reichen Schatze seiner früheren persönlichen Erfahrungen die Bahn eröffnen zu wollen.

Herr Bartels stellte einen Basutoknaben aus der Transvaalschen Republik vor, machte auf die physischen Eigenthümlichkeiten des jungen Afrikaners aufmerksam, sprach über dessen in Aussicht genommenen zukünftigen Beruf als Missionär und übergab photographische Abbildungen desselben als Geschenke für die Gesellschaft. Herr Fritsch machte erläuternde Bemerkungen zu diesem Vortrage, in denen er sich namentlich über die Vergangenheit, die gegenwärtigen Kämpfe und über die muthmaassliche Zukunft des Basutovolkes aussprach.

Herr Virchow forderte hierauf die Mitglieder zur Betheiligung an einer nach Gusow bei Frankfurt a. O. zu unternehmenden Excursion auf, bei welcher es sich namentlich um Besichtigung der reichhaltigen Sammlung des Rentmeisters Herrn Wallbaum und die Untersuchung einer alten Ansiedelung bei Platkow handeln sollte.

Derselbe berichtete über Einsendung von Alterthümern aus Attica und anderen Gegenden Grie-

chenlands. Herr v. Heldreich in Athen hat vorzügliche Exemplare alter polirter Steinwaffen und schöne Nuclei und Spähne aus Obsidian geschenkt. Herr Hirschfeld hat eine Sammlung alter Schädel aus der heiligen Strasse bei Athen geschickt, darunter solche, welche den sonstigen Fundgegenständen der pelasgischen Zeit (2. Jahrtausend vor Christo) anzugehören scheinen. Nach den Untersuchungen des Herrn Virchow sind dieselben orthocephal mit überwiegender Neigung zur Dolichocephalie, von geräumiger Capacität und die weiblichen mit entschiedener Prognathie des Alveolarrandes. Sie stehen im geraden Gegensatze zu zwei Schädeln, welche in dem alten Bergwerk von Laurion gefunden und durch Hrn. v. Heldreich geschenkt sind; letztere sind ausgezeichnet brachycephal. Möglicherweise stammen sie von skythischen Sclaven. —

Herr Reichert zu Müncheberg übersendet eigenthümliche Steine, sehr ähnlich durchbohrten Netzsenkern aus dem Braunkohlenwerke von Schlagentin, wie deren früher ein ähnliches durch Hrn. Bayer eingeschickt war. Es ergiebt sich, dass dies natürliche, durch Zersetzung von Schwefelkies entstandene Gebilde und keine Kunstproducte sind. —

Hr. Claessens berichtet über einen Topffund bei Venlo a. d. Maas, Hauptmann v. Kamienski über den Pfahlbau im Soldinersee, Hr. Schrader über den Schlackenwall bei Striegau. Dr. Hildebrandt berichtet über einen im Torfmoore von Tribsees aufgegrabenen Fischkasten. Hr. Guttstadt schickt eine etwas angefressene römische Bronzemünze vom Spirdingsee. Hr. Virchow sprach über einen ihm durch den Staatsrath v. Pelikow überschickten Aïnoschädel von dem südlichen Theile der Insel Sachalin. Derselbe unterscheidet sich nicht unerheblich, namentlich in der Gesichtsbildung, von den durch Hrn. Barnard Davis beschriebenen und den europäischen angenäherten Aïnoschädeln. Er hat in der Bildung der Nase, der Augenhöhlen, der Backenknochen und der Kiefer einen entschieden asiatischen Typus. Ganz besonders zeichnet er sich durch eine sehr breite Bildung des Gaumens und eine fast kreisförmige Gestalt des Zahnfortsatzes am Oberkiefer aus. Der Schädel ist brachycephal und hoch; Breitenindex 79,1, Höhenindex 76,6, Capacität 1350. Zugleich ist das Schädeldach durch sehr hohe Plana semicircularia und an dem nicht durch Muskeln gedeckten Theil durch colossale Hyperostosen ausgezeichnet, so dass er in allen seinen Theilen einen mehr wilden Eindruck macht. —

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig am 21. October 1873.

Herr Walter Kauffmann legte zahlreiche neue Funde vor, welche er auf verschiedenen heidnischen Gräberfeldern in der letzten Zeit ausgegraben hatte und hielt darüber einen Vortrag: Am 22. September hatte er in Begleitung des Herrn Stud. Haupt eine Excursion nach Marienburg unternommen, um das $^3/_4$ Meilen von dort entfernte Urnenfeld im alten Alyem, welches von Herrn Dr. Marschall beschrieben wurde, selbst zu untersuchen. Obgleich auf der ganzen Strecke zwischen Marienburg und Braunswalde häufig alte Gräberfunde gemacht sind, so beginnt doch das eigentliche grosse Todtenfeld erst hinter der Windmühle von Willenberg, und reicht bis an die Grenze von Braunswalde, längs des Nogatufers in einer Ausdehnung von circa 6000 Fuss. Bekanntlich ist der Hauptfundort bis jetzt auf einem Sandberge hinter dem Andres-Riedel'schen Grenzwalle gewesen, und da auf demselben mehrere isolirt stehende Sandhügel von Menschenhand noch nicht umgegraben zu sein schienen, so glaubte Redner in denselben noch am ersten Funde machen zu können; er liess deshalb die sechs grössten Hügel durchstechen, fand jedoch bis zu 6 Fuss Tiefe Nichts, nicht einmal die Culturschicht, die auf dem übrigen Theil des Berges beinahe an der Oberfläche lag, und als er später noch an circa 20 verschiedenen Stellen nachgraben liess, hatte er dasselbe Resultat. Nur an einzelnen Stellen gelang es ihm, die Culturschicht aufzufinden, so am Rande einer Parowe*); in dieser Schicht lagen nun sehr viele und mannigfache Urnenscherben, die im Durchschnitt ziemlich roh gearbeitet waren, und keine Verzierungen zeigten. Sehr interessant war es, an dieser Stelle auch Fischschuppen und eine Quantität Samen in der Culturschicht selbst zu finden, was dem Redner bisher noch nicht vorgekommen war. An einer anderen Stelle fand er in der Culturschicht, zwischen einer grossen Menge von Urnenscherben, ein sehr kleines aber noch ziemlich gut erhaltenes Gefäss, das auf einer Urnenscherbe stand, und nur wenige Fuss von ihm entfernt einen Bronzearmring ohne besondere Verzierungen. Kurz vor dem Anfange des Sandberges fand Herr Kauffmann in einer Tiefe von 7 Fuss zwei Urnen, die schon in der Erde zerbrochen waren, eine davon enthielt eine Fibel von Eisen; in nächster Nähe fanden sich auch verschiedene Stücke von Eisengeräthen, die isolirt in der Culturschicht lagen, und zum Theil auch wohl Fibeln gewesen zu sein scheinen. Ungefähr 30 Schritt von diesem Platze nach NO. hin zeigte sich bei einer Tiefe von 3 Fuss auf der Cultur-

*) Eine kleine mit niedrigem Strauchwerk bewachsene Schlucht.

schicht eine grössere Masse hartgebrannter Erde (Lehm), die eine Mächtigkeit von circa 4 bis 5 Zoll und einen Umfang von 4 Fuss hatte; eine bestimmte Form dieser Masse war nicht zu erkennen, nur hatte sie rinnenförmige Eindrücke von etwa Fingerdicke, die in regelmässigen Abständen von einander entfernt waren. Da diese Stücke keine bestimmte Form haben, kann man auch nicht sagen zu welchem Zweck sie verwandt worden sind; da jedoch die ganze Masse in der Mitte am härtesten gebrannt war, und nach dem Rande zu immer mehr an Härte verlor, um schliesslich sich mit dem umgebenden Boden zu vermischen, so kam Redner auf die Vermuthung, dass dieses ein Brandplatz, vielleicht ein Opferplatz gewesen sein könnte, und dass dann die Rinnen zum Abfliessen des Blutes gedient hätten. Für Herrn Kauffmann war dieser Fund von um so grösserer Bedeutung, als er in England bei Hull auf dem sogenannten Castle Hill bei seinen damaligen Ausgrabungen des Muschelbegräbnisses auf ganz dieselbe Formation gestossen war; er wurde damals um so mehr zu dem Schlusse gedrängt, jene Stelle als einen Opferplatz anzusehen, als sich direct über derselben verschiedene Knochen von grösseren und kleineren Thieren, wie namentlich von Kaninchen und kleinen Vögeln zeigten. Eine andere Merkwürdigkeit fand sich nicht weit von dem letzten Fundorte entfernt. In einer Tiefe von $4^1/_2$ bis 5 Fuss stiess man nämlich auf einige grössere Steine, und als man diese forträumen wollte, lagen unter diesen nochmals Steine; allmählich legte Redner ein vollständiges Steinpflaster von $17^1/_2$ Fuss Länge, $8^1/_2$ Fuss Breite und $1^1/_2$ Fuss Dicke frei, welches aus zwei übereinander liegenden Steinreihen bestand. Einige Zoll über dem Pflaster fing die Culturschicht an, die namentlich an dem einen Ende sehr fest mit Kohle vermengt war, und erst unter der zweiten Steinreihe hörte sie allmählich in den umgebenden gelben Sand übergehend auf. Ueber den Steinen, die grösstentheils ungebrannte Kalksteine waren, fanden sich nun verschiedene Eisengeräthe, wie namentlich ein $7^1/_2$ Zoll langes Messer und eine 3 Zoll lange Klammer, beide sehr hübsch gearbeitet; ausserdem lagen noch verschiedene Stücke ohne Zusammenhang auf der Culturschicht umher. Ueber die oben angeführte Masse hinaus konnte man auch nicht einen Stein finden, es war der Platz wie abgestochen.

Da Redner bei dem Graben so wenig Erfolg hatte, suchte er das Terrain auf der Oberfläche ab, und fand in verhältnissmässig kurzer Zeit viele interessante Sachen, so 60 Urnenscherben, die sämmtlich verschiedene Verzierungen zeigten. Es ist sehr lehrreich, in den verschiedenen Mustern die Art und Weise zu verfolgen, wie dieselben in die Urne eingedrückt sind; denn einmal sind sie mit der Hand resp. den Nägeln ohne weitere Beihilfe eingekniffen, ein andermal mit einem spitzen Instrument eingekratzt, und schliesslich sogar mit einem förmlichen Stempel eingepresst. Dann fand er 49 Scherben von Siebgefässen oder sogenannten Dalptans, von eben so grosser Mannigfaltigkeit. Einige sind sehr dünn und zierlich gearbeitet und mit sorgfältig gestochenen Löchern versehen, während andere dick und roh gearbeitet sind, und grosse unregelmässig eingestochene Löcher zeigen; nur ist es zu bedauern, dass noch kein ganz erhaltenes Gefäss dieser Art gefunden wurde. Ausserdem fand er noch acht Steinmeissel und Hämmer, verschiedene Pfeilspitzen aus Feuerstein, zwei Polirsteinchen und drei Mahlsteine. Nach allen oben erwähnten Funden, und so viel Redner diese Fundstätte nach eigenen Untersuchungen beurtheilen kann, glaubt er mit Bestimmtheit annehmen zu können, dass durch weiteres planmässiges Nachgraben dort im Verhältniss zu der enormen Arbeit nur wenig gefunden werden wird.

Auf eine andere, viel versprechende Fundstelle, das Rittergut Saskozin, übergehend, gab Redner zuerst ein Bild von der Lage der Gräber selbst. Das Gut liegt in einem Thale, das sich von Süden nach Norden hinzieht und östlich von einem etwa 200 Fuss, westlich von einem nur circa 60 Fuss hohen Hügelrücken eingeschlossen wird. Während nun die westliche Seite viele Steinsetzungen zeigt, die Redner leider noch nicht untersuchen konnte, finden sich auf der östlichen Begrenzung des Thales, wie es scheint, viele Steinkistengräber, jedoch keine einzige Steinsetzung. Am 28. August d. J. öffnete er in Gemeinschaft mit dem Rittergutsbesitzer Herrn Drawe eine Steinkiste auf dem östlichen Bergrücken, in welcher sich 16 grösstentheils durch den Pflug zertrümmerte Urnen befanden. Unter diesen entdeckte er zwei Gesichtsurnen, glaubt aber aus den verschiedenen einzelnen mit Bronzeringen durchzogenen Ohren, welche sich ebenfalls in der Steinkiste fanden, schliessen zu müssen, dass ursprünglich darin mehr als zwei Gesichtsurnen gewesen sind. Die grösste der beiden hat ziemlich dieselbe Form, wie die Loebszer Gesichtsurne, die Augen sind durch zwei sehr stark markirte kreisrunde Eindrücke dargestellt, doch fehlen die Augenbrauen gänzlich. Die Nase tritt circa $^3/_4$ Zoll lang hervor, hat eine mehr cylindrische Form, und anstatt der beiden Nasenlöcher befindet sich nur eins, einen halben Zoll tief, in der Mitte der Nase. Der Mund ist kaum bemerklich. Die Ohren sind ähnlich wie bei der Schäfereier Gesichtsurne durch angeklebte Lehmstückchen gebildet, die, wie man es an dem einen Ohre deutlich sehen kann, mittelst eines Lehmpfropfens in den Hals der Urne hineingedrückt sind. Für diese bisher nicht beobachtete Form der Befestigung sieht Redner einen ferneren Beleg in einem Ohre, das er in Alyem fand, welches

noch deutlich den Lehmpfropfen, der beinahe 1/4 Zoll lang war, zeigt. Es bestätigt diese Verschiedenheit der Technik die Annahme, dass die Gesichtsurnen nicht fabrikmässig gearbeitet sind.

Durch die Ohren sind Bronzeringe mit Bernsteinperlen und einer blauen Glasperle gezogen. Auf dem Halse befindet sich ein hutförmiger Deckel, der als Verzierung acht mit dem Nagel eingedrückte Streifen hat, die vom Mittelpunkte nach dem Rande laufen. Die Urne ist 8 1/2 Zoll hoch, der Durchmesser des Halses beträgt 4 1/2 Zoll, der des Bauches 10 3/4 und der des Bodens 6 Zoll.

Von der zweiten Gesichtsurne ist nur noch die Nase vorhanden, mit nach oben hin sich bogenförmig erweiternden Erhöhungen, welche auf die Bildung von Augenbrauen schliessen lassen.

Ferner öffnete Redner auf dem schon bekannten Gräberfelde am Waldhäuschen bei Oliva in Gemeinschaft mit Hrn. **Zywitz** ein Grab, das ähnlich dem früher beschriebenen war, und eine Urne von sehr einfacher Form ohne Deckel enthielt. Im Innern derselben lagen wieder verschiedene Eisengeräthe, besonders eine umgebogene Lanzenspitze und ein Schildbuckel, beide ganz ähnlich den früher gefundenen. Da das Feld noch bestellt war, konnte Redner leider nicht weiter graben, doch hat Hr. **Zywitz** demselben schon freundlichst erlaubt, im künftigen Herbst weitere Nachgrabungen auf diesem so interessanten Gebiete machen zu dürfen.

Schliesslich erwähnte Hr. **Kauffmann** noch, dass er in Gr. Kleschkau drei geöffnete Steinkisten und verschiedene Urnenscherben, ebenso in Rottmannsdorf Scherben von 17 verschiedenen Urnen und mehrere kleine Decksteine gefunden habe.

Hieran knüpften sich zwei Anträge. Der eine schlug vor: „die Ausgrabungen bei Marienburg in grösserem Masse Seitens des Vereins nicht fortzusetzen und die dafür noch disponiblen Mittel dem Vorstand der deutschen anthropologischen Gesellschaft wieder zur Disposition zu stellen"; derselbe wurde nach einer längeren Discussion einstimmig angenommen. Der zweite betraf einen Aufruf an die Bewohner Westpreussens, alle anthropologischen Funde an unsere Sammlung zu schicken und führte zu dem Beschluss, diese Angelegenheit der naturforschenden Gesellschaft, welcher die Sammlungen des Vereins gehören, zu unterbreiten.

Zum Schluss erstattete der Vorsitzende, Dr. **Lissauer**, einen kurzen Bericht über die letzte Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche vom 15. bis zum 17. September in Wiesbaden getagt hat. Da ein ausführlicher Bericht über die Verhandlungen dieser Versammlung später an die Mitglieder des Vereins versandt wird, so beschränkte sich der Redner darauf, über die vorzüglichsten dort erörterten Fragen, wie über die Beweiskraft des Neanderschädels, über die einstige Verbreitung des Cannibalismus, die Unterscheidung von individuellen und Raçenmerkmalen am Schädel, über die Urbevölkerung Europas zu referiren und auf die reichen anthropologischen Museen in Wiesbaden, Frankfurt und Mainz aufmerksam zu machen, welche die Mitglieder der dortigen Versammlung gemeinschaftlich besucht hatten.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Göttingen am 22. November 1873.

Herr Prof. **Benfey** eröffnete die Sitzung mit einem Vortrag „über die Sprache, das Leben und die physischen Verhältnisse der Zigeuner". Er leitete den Gegenstand mit einer Hinweisung auf das hohe Interesse ein, welches der kleine Stamm der Zigeuner insbesondere dadurch verdient, dass er, obwohl schon im zwölften Jahrhundert aus seiner indischen Heimath ausgewandert, auf seinen weiten Wanderungen seine Sprache und seine Sitten dennoch erhalten habe. Nachdem dieser Stamm durch Persien und Armenien im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nach Europa gelangt war und sich nach und nach durch alle Länder Europas verbreitet hat, so ist er jetzt sogar im Begriff nach Amerika überzusetzen. In allen Ländern, die er durchzog, liess er grössere oder kleinere Reste zurück, und doch erscheint er, trotz dieser weiten Zerstreuung unter so viele Völker verschiedenartigen Stammes, mit denen er schon seines Lebensunterhaltes wegen in die mannichfachste Berührung kam, sowohl im physischen Bau als in seinem psychischen Charakter, in Sitten und Gebräuchen wesentlich übereinstimmend und hat sich, wie gesagt, seine alte aus dem indischen Ursitz mitgebrachte Sprache, deren er sich als eigenthümliches Verständigungsmittel unter sich bedient, bis heutigen Tage erhalten.

Darauf sprach Herr **Spengel** über die physischen Verhältnisse der Zigeuner, besonders, anknüpfend an die Untersuchungen **Kopernicki's** *), über ihren Schädelbau. Der Vortragende konnte die Angaben dieses Gelehrten nach einer eigenen Untersuchung von fünf in der hiesigen Sammlung befindlichen Zigeunerschädeln im Allgemeinen bestätigen; wo sich Differenzen ergaben, erklärten sich dieselben als Folgen der verschiedenen Messungsmethoden. In dieser Hinsicht verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass nach **Kopernicki's** Angabe das Gesicht „mehr oder weniger prognath" ist, während die Profilwinkel der fünf von Hrn. **Spengel** gemessenen Schädel 91°, 89°, 98°, 89°, 91½° betragen, ein Resultat, dessen Richtig-

*) Archiv f. Anthropologie. Bd. V, S. 267.

keit durch eine Reihe vortrefflicher Photographien, welche Hr. Groome der Gesellschaft vorlegte, vollkommen bestätigt wird. In Bezug auf die Vergleichung der Zigeunerschädel mit solchen von Hindus musste der Vortragende sich leider gänzlich auf Kopernicki berufen, da ihm Material zu eigener Prüfung dieser Frage fehlte.

Hierauf folgt ein Vortrag des Hrn. Groome, welcher in persönlichem Verkehr mit Zigeunern, namentlich in England, reiche Kenntnisse über die Eigenthümlichkeiten derselben sich anzueignen Gelegenheit hatte. Seine interessanten Mittheilungen bezogen sich auf die Namen, auf den Aberglauben und auf die Sprache der Zigeuner.

Unter den Namen sind besonders die Vornamen interessant, indem sie uns hier und da den Weg nachweisen, auf dem die Zigeuner an ihren jetzigen Wohnsitz gelangt sind. Dahin gehören vier Männernamen rein griechischen Ursprungs, Plato, Dimiti, Pyramus und Demetrius, zwei Frauennamen französischen Ursprungs, Madeleine und Renée. Andere stammen aus der Bibel, z. B. Goliath, Athaliah, Delilo. Andere wieder deuten auf die Zeit hin, wo die Puritaner in England herrschten, wie Männernamen: Liberty, Reconcile, und Frauennamen: Patience, Prudence und Providence. Viele andere endlich sind zigeunerischen Ursprungs. Ueber die Gebräuche und den Aberglauben der Zigeuner ist bis jetzt wenig bekannt. Doch können gerade diese Vorstellungen, von denen einige den Nationen, unter denen die Zigeuner gelebt haben, entlehnt, andere wahrscheinlich ebenso alt wie die ersten Anfänge der Rasse sind, uns nicht weniger als die Sprache helfen, erstens den Weg anzugeben, auf welchem die Zigeuner zu uns gekommen sind, und zweitens die Urheimath, von welcher sie ausgegangen sind. Obgleich die Religion jetzt fast auf Null reducirt ist, begegnen wir doch hier und da Wörtern, welche das Vorhandensein eines früheren Glaubens andeuten, z. B. duvel, welches Himmel und Gott bedeutet, auch in dem Namen des Mondes, mi duvelsko dud, Gottes Licht, und sonst wiederkehrt. Die Kenntniss der Zigeuner von Christus, auf welche der Fluch duwelskèro räd deutet, beschränkt sich nicht hierauf allein, sie erzählen vielmehr Legenden von ihm und seinen Aposteln, welche sich weder in der Bibel noch in der Tradition der katholischen Kirche finden. Sie glauben fest an einen persönlichen Teufel, den sie beng nennen; ebenso an Himmel und Hölle, den guten und den bösen Ort. Nach dem Tode eines Nahestehenden giebt der Zigeuner oft den Genuss einer Lieblingsgewohnheit auf, enthält sich z. B. des Bieres oder des Tabacks; den Todten erzeigen sie grosse Sorgfalt und verwenden nicht selten grosse Summen auf die Ausschmückung der Gräber mit Blumen. Ein sonderbarer Gebrauch besteht darin, dass sie auf dem Grabe ein Trankopfer von Bier darbringen. Auf Bramford Common befindet sich sogar ein dem Gedächtniss einer alten Zigeunerin gewidmetes Kenotaphium. Die Zauberei spielt natürlich eine Hauptrolle im Glauben der Zigeuner, auch glauben sie an die Macht des bösen Blickes und eines Fluchs. Der Vortragende wandte sich dann zur Sprache, und erörterte in dieser Beziehung hauptsächlich drei Punkte, nämlich die aus anderen europäischen Sprachen entlehnten Wörter, den Wortreichthum der Sprache und die voraussichtliche Zukunft derselben. Was den ersten Punkt betrifft, so verweist Hr. Groome auf das werthvolle Werk des Dr. Miklosich, fügt dann aber zu dem von diesem gegebenen Verzeichniss noch eine Reihe anderer Wörter hinzu. Sodann beweist der Vortragende, wie unrichtig es sei, wenn man glaube, der Zigeuner habe seit seiner Auswanderung aus Indien für die meisten Gegenstände seines Vaterlandes den indischen Ausdruck verloren und für die neuen Begriffe nur die gehörten Bezeichnungen der fremden Völker angenommen. Ebenso aber sei es offenbar irrthümlich, wenn man die Ueberzeugung ausspreche, die Zigeunersprache werde noch vor dem Ende dieses Jahrhunderts erloschen sein. Dagegen sprechen folgende Thatsachen. Unter den 64 Wörtern, welche das älteste Vocabular von Bonaventura Vulcanius vom Jahre 1597 enthält, sind nur acht den jetzigen Zigeunern unbekannt, und diese sind zum Theil entlehnt, wie buchos, Buch. Ferner haben die Zigeuner für durchaus moderne Begriffe wie Eisenbahn u. dergl. neue Wörter nach den Gesetzen ihrer Sprache gebildet, gewiss ein Beweis, dass die Lebenskraft dieser noch nicht ausgestorben ist. Dazu kommt, dass Hr. Groome die eigenthümlichsten Wörter aus dem Munde ganz kleiner Kinder hörte. Und wenn einmal Zigeuner gorjios, d. h. Nichtzigeuner, geheirathet haben, so lernen diese stets das Zigeunerische und sind stolzer darauf als die Zigeuner selbst. Der Vortragende schliesst also mit dem Ausspruche, die Sprache werde niemals aussterben, so lange noch ein Zigeuner lebe, sie zu sprechen.

Hr. Prof. Benfey schloss sich den beiden Vorrednern mit einigen Betrachtungen allgemeinerer Art an, betreffend die äussere Erscheinung der Zigeuner, ihren Mangel an Arbeitslust, Neigung zu mühelosem Verdienst, Abstammung aus Indien, ihren Volksnamen u. s. w. Er erwähnte, dass es in Indien eine Menge Wanderstämme gäbe, die in ihren Sitten, Gebräuchen, ihrer Lebensweise den Zigeunern mehr oder weniger ähnlich seien, dass es aber bis jetzt nicht gelungen sei, die Verwandtschaft irgend eines derselben mit den Zigeunern näher zu begründen. Auf die Sprache übergehend, erinnert er an die Mittheilung des letzten Vorredners, welcher seiner genauen Kenntniss der Zigeuner und ihrer Sprache die Beobachtung verdankt, dass die Wörter des ältesten Vocabulars der

Zigeunersprache sich bis auf acht noch nach fast drei Jahrhunderten in der heutigen Sprache der englischen Zigeuner treu erhalten haben, gerade wie Ludolf im Jahre 1691 darauf aufmerksam machte, dass es sich damals, also etwa nach hundert Jahren, unverändert in dem ihm bekannten Zigeunerischen vorfände. Hr. Prof. Benfey bemerkt, dass, da dies wahrscheinlich, ja fast sicher, beweist, dass die eigentliche Zigeunersprache sich seit drei Jahrhunderten unverändert erhalten hat, wohl die Vermuthung gerechtfertigt ist, dass sie auch vor 1597 seit der Auswanderung aus Indien keine wesentliche Veränderung erlitten hat. Und dafür spricht in der That ihr ganzer Habitus, der ein viel alterthümlicheres Gepräge zeigt, als die ihm übrigens so verwandten modernen Dialekte Indiens. Dieses alterthümliche Gepräge giebt sich sowohl in entschieden alten Consonanten-Verbindungen kund, als auch in grammatischen Bildungen. So z. B. sind die beiden indogermanischen und damit sanskritischen Suffixe, durch welche das Part. Perf. Pas. gebildet wird, nämlich ta und *na*, neben einander erhalten, das zweite in seinem Consonanten unverändert, das erste mit Erweichung des *t* zu *d* und theilweise mit Uebergang dieses *d* vermittels vorher eingetretener Lingualisirung in *l*, während Redner sich nicht erinnert, Spuren der Bildung durch *na* in den übrigen modernen indischen Sprachen gefunden zu haben und die durch *ta* in diesen grösstentheils die Consonanten eingebüsst haben.

Kleinere Mittheilungen.

Wie die Münchener anthropologische Gesellschaft von ihrem Mitglied, Consul Fröhel in Smyrna, vernimmt, wurden in der Nähe von Sardes, der einstigen Residenz des Krösus, interessante prähistorische Reste menschlicher Cultur gefunden. Dass Kleinasien reich an historischen Monumenten sei, ist bekannt, und die Ausgrabungen Dr. Schliemann's auf den Trümmern Trojas haben davon wieder einen neuen Beweis gegeben, aber die Spuren der Cultur sind um zwei höchst interessante prähistorische Funde noch weiter hinaufgerückt. In der Nähe von Sardes befindet sich der Gygäische See, jetzt Mermere-ghöl, dessen Becken auf der westlichen Seite von einem niedern Höhenzuge eingeschlossen ist, dem auf türkisch sogenannten „Berge der tausend Gräber“. Dieser Höhenzug enthält zahllose Grabhügel, Tumuli, welche der Zeit des älteren, dann besonders des jüngeren lydischen Reiches (seit 718 v. Chr.) angehören. Der grösste derselben ist vor mehr als 10 Jahren genau untersucht worden. Eine andere Entdeckung am Gyges-See betrifft seltsamerweise Pfahlbauten. Die Eisenbahnarbeiten haben diese weitverbreiteten Zeichen des erwachenden Hanges für feste sichere Wohnsitze an diesem kleinasiatischen See aufgedeckt, dessen Schilfreichthum in dem Dienste der am Rande hochverehrten Göttin Artemis Gygaea eine grosse Rolle spielte. Herr Spiegelthal besitzt von diesem Fundorte schon eine ansehnliche Menge von Geräthen. Aber der ganze Vorrath besteht aus Steinwaffen und Steinwerkzeugen, zwar befinden sich darunter prachtvolle Beile und Meisel von Nephrit in der wunderbarsten Erhaltung, indessen fand sich bis jetzt keine Bronze! In kleinasiatischen Pfahlbauten, an den Pflanzstätten alter Cultur kein Metall, während Bronze in Pfahlbauten der Schweizerseen und des Starnbergersees vorkommt, das wäre ein höchst wichtiger archäologischer Fund. Schon vor mehreren Jahren hatte der kürzlich daselbst verstorbene Schweizer Kaufmann Gonzenbach eine sehr interessante Sammlung von Waffen und Instrumenten der Steinzeit gesammelt, dieselben auch theilweise photographiren lassen *).

B. Stark.

Rückkehr des Professor Bastian.

Der Vorsitzende der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Herr. Prof. Bastian, welcher bekanntlich im vorigen Jahre die „afrikanische Gesellschaft“ ins Leben rief, und sich der ersten von ihr unternommenen Entdeckungsreise nach Westafrika angeschlossen hatte, ist am 5. December wieder in Berlin eingetroffen. Er berichtet, dass die in Afrika zurückgebliebenen Mitglieder der Expedition sich des besten Wohlseins erfreuten: er selbst litt zwar auf der Rückreise an einem kleinen Fieberanfalle, doch hat dieser keine weiteren nachtheiligen Folgen zurückgelassen.

Anzeigen.

K. E. v. Baer. Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet. St. Petersburg. 1873.

E. Freiherr v. Sacken. Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. Wien. 1865.

*) Ueber die ethnographischen Verhältnisse der Gegend von Sardes siehe: B. Stark: Nach dem griechischen Orient, 1874, S. 271 ff.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 12. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **December 1873.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

In der Versammlung der Würtemberger anthropologischen Gesellschaft zu Stuttgart am 6. December 1873 hielt Herr Medicinalrath v. Hölder nachfolgenden Vortrag:

Ueber die Race von Cannstadt des Herrn de Quatrefages.

Verehrteste Herren!

Ich kann Sie mit einer unerwarteten Nachricht überraschen. In Paris wurde nämlich die Entdeckung gemacht, dass in unserer schönen Nachbarstadt eine eigenthümliche Menschenrace zugleich mit dem Mammuth gelebt habe, welches, wie Sie wissen sich früher sehr häufig an den Ufern des grossen längst verschwundenen Sees aufhielt, der das Neckarthal von Obertürkheim bis Münster, sowie einen Theil des Stuttgarter Thales ausfüllte. In dem eben erst erschienenen ersten Hefte seiner „crania ethnica“ hat nämlich Herr de Quatrefages alle in den tieferen quaternären Schichten gefundenen menschlichen Schädel, zu welchen er auch einen aus Cannstadt stammenden zählt, unter dem Titel: la première race humaine ou la race de Canstadt zusammengefasst.

Herr de Quatrefages, Professor der Anthropologie an dem musée d'histoire naturelle in Paris, ist Ihnen schon bekannt durch seinen „rapport sur les progrès d'anthropologie en France 1867“, in welcher Arbeit er bekanntlich neben anderen nützlichen Dingen auch eine Lanze für den biblischen Standpunkt in der Anthropologie, die Einheit des Menschengeschlechtes brach, und für ein Menschenreich im Gegensatze zum Thier-, Pflanzen- und Steinreiche. Noch mehr hat er sich bemerklich gemacht durch seinen Streit mit Herrn Virchow über die race prussienne; bei welcher Gelegenheit er seine hervorragende Fähigkeit von Neuem bewährt hat seine anthropologischen Forschungen Gesichtspunkten unterzuordnen, welche nicht in das Gebiet dieser Wissenschaft gehören, diesmal allerdings nicht der Religion, sondern der Politik, wenn es erlaubt ist, seinen Preussenhass für einen Ausfluss politischer Erwägungen zu halten.

Bei der Benennung seiner première race humaine scheint er übrigens einige Zeit geschwankt zu haben, denn er nennt sie an mehreren Stellen des derselben gewidmeten Abschnitts der crania ethnica, die Neanderthaleide Race. Die Erinnerung aber, wie wenig Glück er und Herr Pruner-Bey mit der mongoloiden Race gehabt hat, hielt ihn vielleicht von der definitiven Annahme dieser analogen Worthildung ab. Ob ihn sonst noch politische, religiöse oder sociale Gesichtspunkte bei seiner schliesslichen Entscheidung leiteten, wage ich nicht zu behaupten. Gewiss ist nur, dass er gleich die historische Einleitung bringt, um den deutschen Gelehrten eine Höflichkeit zu sagen. Dort erklärt er nämlich: la science allemande, une fois encore, laissait échapper l'occasion d'esquisser la première les traits de l'homme fossile. Wenn Hr. de Quatrefages aber einmal wohlwollender gegen seine Nachbarn über den Vogesen gestimmt sein wird, so ist zu erwarten, dass er einsehen wird, diesmal der deutschen Wissenschaft Unrecht gethan zu haben. Diese kann eben nicht anders, als mit Ulrich von Hutten, die Wahrheit für „ein gross Ding und stark über Alles“ zu halten. Für den Irrthum indess, den Schädel von Cannstadt für einen Zeitgenossen

des Mammuth zu halten, ist er kaum verantwortlich. Er folgte den Angaben des verstorbenen Professors Jäger in seinem Werke über die fossilen Säugethiere Würtembergs.

Die Geschichte des Fundes, um den es sich handelt, ist nicht uninteressant. Sie zeigt wie auch in der Wissenschaft Keime Wurzel fassen können, wie sie der Entstehung aller Legenden zu Grunde liegen. Die Literatur über denselben ist ziemlich reichhaltig*), brauchbar für den vorliegenden Zweck sind nur die Berichte Reissel's, J. A. Gessner's, der alte Katalog der Kunstkammer und für den Fundort Sattler's Angaben und Memminger's Untersuchungen. Der erste Berichterstatter (narrateur) ist nicht, wie Herr de Quatrefages meint, Spleiss (S. 6), sondern Reissel. — Das Thatsächliche des Fundes ist nach diesen Gewährsmännern Folgendes:

Im Jahre 1700 stand 1000 Schritte von dem damaligen Kantstadt entfernt, nahe der Waiblinger Strasse und der Uffkirche, auf einem mit Kalksteinen (Süsswassertuff) übersetzten und zum Theil noch überlegten Hügel, eine 8 Fuss dicke, 80 Fuss lange, und etwa noch 3 Fuss hohe Mauer, welche ein geschlossenes Sechseck bildete, und innerhalb welcher der Fels einige Fuss tief ausgebrochen war. Nach allen Beobachtern waren dies Reste eines römischen Castells, wofür auch die Benennung eines alten in der Nähe vorbei führenden Weges „Katzenstaig" spricht. Katze ist nämlich die allemannische Abkürzung für Castell, wie auch in Zürich die Stelle des römischen Castells heute noch Katze genannt wird. Weitere Spuren von römischen Gebäuden wurden an dieser Stelle und deren weiterer Umgebung nicht gefunden, nichts destoweniger machte Herr de Quatrefages ein Oppidum romain daraus. — In dem abschüssigen Terrain am Fusse dieser Mauer fand man am Anfang des Jahres 1700 ein Stück eines Mammuthzahnes, welcher Fund ein solches Aufsehen erregte, dass Herzog Eberhardt Ludwig befahl, Nachgrabungen anzustellen. Beim Beginn der Grabarbeiten und ehe die Mauer abgebrochen war, stiess man nun, theils ganz oberflächlich, theils mehrere Fuss tief im Boden, auf Thongefässe, welche auf der Scheibe gedreht sind und römische Technik zeigen, sowie auf weitere Bruchstücke von Mammuthknochen. Das eine der tiefer gefundenen Gefässe stellt einen Thoncylinder dar, welcher sich an seinem offenen Ende becherförmig ausbaucht; an seinem geschlossenen Ende zeigt der Boden aussen eine kreuzförmige Erhabenheit, und stimmt überhaupt vollkommen mit den Thoncylindern überein, welche zur römischen Zeit und im Mittelalter von den Töpfern als Untersatz der besseren Gefässe beim Brennen benutzt werden.

Nachdem die Mauer abgebrochen und der Fels mit Pulver gesprengt war, traf man, in der darunter liegenden Thonschicht, über 60 Stosszähne des Mammuth bis zu 13 Fuss Länge, sowie auf eine sehr grosse Menge anderer Thierknochen.

Der mit der Untersuchung des Fundes beauftragte herzogliche Leibarzt Dr. S. Reissel stattete nun in demselben Jahre einen Bericht ab, welcher glücklicherweise erhalten ist. Er bringt die verschiedenen Arten der gefundenen Knochen ganz exact in folgende Abtheilungen:

1. Schädelstücke, Zähne, Kiefer und andere Skelettheile, „die denen des Elephanten ähnlich und gleicher Grösse sind."

2. Mittelmässige Beine und Knochen, wie von waid- und wilden hissigen und etwan auch unbekannten Thieren.

3. Kleine Beine, wie von kleinen heimischen und wilden Thierlein.

4. Winzig kleine wie von Mäusen und Ratten; und nun fährt er fort: „und diese alle waren nicht nur den natürlichen etwas ähnlich, sondern gar gleich gestaltet .... doch aber nicht mehr beinigt, sondern theils kreidigt, theils kalkig, unter welchen keine der Menschenbeine können zugerechnet werden, es sei denn, dass man etliche grosse für Riesenbeine annehmen wollte."

Aus diesem Berichte geht mit Sicherheit hervor, dass man nicht allein Funde aus der Mammuthsperiode, sondern auch spätere vor sich hatte, wie auch ganz in der Nähe dieses alten Fundortes in diesem Jahrhundert Reihengräber aus der merovingischen Zeit in grosser Zahl aufgedeckt wurden. Wäre es also selbst nachgewiesen, dass im

*) Salomo Reissel, unicornu seu ebur et ossa fossilia Canstadiensia. (Bericht aus dem Jahre 1700, abgedruckt in Spleissius oedipus s. u., in Sattler's topographia Wirtembergiae 1750, Seite 90 und 91 und separat lateinisch und deutsch erschienen im Jahre 1715).

Alter handschriftlicher Katalog über die in der herzoglichen Kunstkammer aufbewahrten fossilia Canstad. aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts (etwa 1720 bis 1730), aufbewahrt im Naturaliencabinett in Stuttgart.

Spleissius oedipus osteolithologicus. Scaphbusiae 1701 (sehr gelehrte, aber ausser dem Berichte Reissel's nichts thatsächliches enthaltende Abhandlung, der Verfasser kennt den Fund selbst nicht genau).

Sattler, älteste Geschichte Wirtembergs. Stuttgart 1757. S. 146. 198. 218 (nur für die Fundstelle maassgebend).

J. Albert Gessner, Nachricht von dem Kantstadter Salzwasser. Stuttgart 1749.

Derselbe. Selecta physico-oeconomica. 2. Bd. Stuttgart 1753.

Guetard, mineralogische Reise durch Deutschland und Frankreich. Mineralogische Belustigungen. III. S. 121 ff. Leipzig. 1769.

Memminger, würtembergische Jahrbücher 1821. S. 170 ff.

Derselbe, Kantstatt und seine Umgebungen. Stuttgart 1812. S. 13. 46. 48.

Derselbe, Oberamtsbeschreibung von Kantstadt 1832.

Jäger, die fossilen Säugethiere Würtembergs. 2. Abtheilung. 1835 und 1839. S. 126. 141.

Derselbe, Handschriftlicher Katalog im Naturalienkabinett in Stuttgart.

Jahre 1700 an dieser Stelle menschliche Knochen gefunden worden wären, so dürfte man sie, ohne genaue Kenntniss der Schichten, in welcher sie lagen, doch nicht für Zeitgenossen des Mammuths halten.

Herr de Quatrefages legt auf die physicochemischen Eigenschaften des menschlichen Schädelstücks Gewicht, welche dieselben sein sollen, wie die der Mammuthknochen. Das Stück ist aber bei weitem weniger brüchig als viele Schädel aus der Reihengräberzeit; und was den an demselben anhaftenden Thon betrifft, welcher derselbe war, wie der des Mammuthlagers, so beweist das weiter nichts, als dass die Leiche, von der es stammt, in diesen Thon begraben wurde, was in allen Zeitaltern geschehen konnte.

In dem alten Katalog der Kunstkammer über die fossilia Canstadiensia, ist nahezu der ganze Fund, zum Theil sehr ausführlich beschrieben. Keine der zahlreichen Nummern desselben lässt sich aber auch nur entfernt auf einen menschlichen Schädel deuten. Die schon erwähnten Gefässe aber, bei welchen er bis vor kurzem in der Sammlung des Naturaliencabinets lag, werden genau beschrieben und sogar angegeben, wie tief in der Erde sie gefunden wurden.

Dr. Joh. Albrecht Gessner, hochfürstlich würtembergischer Rath und Leibmedicus berichtet über den Fund im Jahre 1749 und 1753. Er kennt ihn genau und hat selbst eine Sammlung von fossilibus canstad. Nachdem er die Thierknochen nach ihren verschiedenen Arten aufgeführt, sagt er in beiden Berichten ausdrücklich, das Merkwürdigste sei, dass man keine Gebeine gefunden habe, welche den menschlichen könnten verglichen werden. Jedem Unbefangenen muss es nun ganz undenkbar erscheinen, dass diese beiden Aerzte, welche eine hervorragende Stelle unter ihren Zeitgenossen einnahmen, in einer Zeit, in welcher die menschliche sowohl als die vergleichende Osteologie vorgeschritten genug war, um einen solchen Irrthum zu verhüten, den vorliegenden, von jedem Laien leicht als menschlich zu erkennenden Schädel, für einen Thierschädel gehalten hätten, obgleich sie, wie aus ihren Berichten hervorgeht, eifrig nach Menschenknochen suchten.

Interessant ist, dass in den 1760ger Jahren schon einmal ein französischer Gelehrter, Guetard, über den Fund von 1700 irregeführt wurde. Dieser berührte auf seiner mineralogischen Reise von Paris nach Wien auch Stuttgart, und wollte sich an den Fundort der berühmten fossilia Canstadiensia führen lassen. Es scheint aber, dass schon damals in dem grösseren Publikum Stuttgarts, die Stelle nicht mehr genau bekannt war. Wenigstens beschreibt Guetard als solche eine Lehmgrube halbwegs Stuttgart und Cannstadt, in der Nähe des Dorfes Berg (Berg), also wahrscheinlich im Stökach, wo öfter Thierknochen gefunden wurden. Seinen Irrthum sah er ein, als er nach seiner Rückkunft in Paris den Reissel'schen Bericht mit seinen Notizen verglich.

Im Anfang dieses Jahrhunderts setzte man den Fund auf den Seelberg bei Cannstadt, welchen Irrthum Memminger (a. a. O.) aus der Cannstadter Bürgermeisterrechnung berichtigte.

Jäger, obgleich er nach Memminger schrieb, verlegte den Fund in seinem Werke über die Säugethiere Würtembergs, und in seinem handschriftlichen Kataloge im Naturaliencabinet, mit seltener Consequenz immer noch auf den Seelberg, und fügte zur Vermehrung der Verwirrung demselben noch, ohne alle Begründung, den Schädel bei, welcher Herrn de Quatrefages in die Irre führte. Dieser Schädel lag in der Sammlung allerdings in demselben Fache mit den schon erwähnten, im Jahre 1700 gefundenen römischen Gefässen. Aus welchem Grunde er dorthin gekommen, weiss Niemand mehr, denn es fehlt jede schriftliche Aufzeichnung aus älterer Zeit über ihn. Bei den Gefässen lag zwar eine, jetzt leider nicht mehr aufzufindende Etikette von vergilbtem Papier, auf welcher mit einer Handschrift, deren Züge auf das vorige Jahrhundert hinwiesen, und deren sich Herr Hofrath v. Veiel in Cannstadt und ich sehr genau erinnere. Auf derselben stand, dass die Gefässe im Jahre 1700 in Cannstadt gefunden wurden, von dem Schädel aber kein Wort. Diesen erhielt nun Herr de Quatrefages, welchem er durch Jäger's Werke bekannt war, von unserm Vorstande Herrn Professor Fraas nach Paris gesendet.

Ich selbst habe ihn im Jahre 1867 im 2. Bande des Archivs für Anthropologie, S. 82 beschrieben, und damals schon auf die eben angeführten Thatsachen hingewiesen und erklärt, dass er bestimmt nicht mit den Thierknochen im Jahre 1700 gefunden wurde, dass es aber wahrscheinlich sei, dass er wie die Gefässe, aus der Zeit der abgebrochenen Grundmauer, also aus römischer Zeit stamme. Bestärkt werde diese Ansicht dadurch, dass seine Form, soweit sie sich erkennen lasse, mit den in Würtemberg gefundenen Brachycephalen aus römischen Sarkophagen und römisch-gallischen Grabhügeln übereinstimme. Zur ethnologischen Untersuchung halte ich ihn aber für unbrauchbar, weil er zu defect sei und überdies noch deutliche Zeichen überstandener rhachitis an sich trage. Herrn de Quatrefages scheint diese Arbeit nicht bekannt zu sein, oder er hat sie, als die eines „pathologiste“, welche er in seinem neuesten Werke immer dem wahren „anthropologistes“ entgegenstellt, als nicht beachtenswerth angesehen.

Man kann es bedauern, dass der Cannstadter Schädel nicht zugleich mit Mammuthknochen gefunden wurde, um so mehr, als bis jetzt überhaupt kein menschlicher Schädel in Würtemberg vorhanden ist, von dem ernstlich behauptet werden kann,

dass er aus dieser Zeit stamme; aber durch Fictionen wird diesem Uebelstande nicht abgeholfen.

Da es Sie interessiren wird noch etwas Näheres über die première race humaine des Hrn. de Quatrefages zu hören, so will ich Ihnen noch einen kurzen Auszug aus seiner Schrift vorführen.

Zur richtigen Orientirung wird es aber gut sein, sich daran zu erinnern, dass bis jetzt fünf Schädeltypen in Europa gefunden wurden, und dass die von diesen Urbildern abweichenden Gestalten, sofern sie nicht durch Krankheiten veranlasst sind, sich ganz ungezwungen, durch Beobachtungen an Lebenden, als Produkte der Mischung jener nachweisen lassen.

Von diesen fünf Typen gehören drei der dolichocephalen Form an, nämlich die Germanen (Reihengräberform), die Semiten und die letzteren in ihrer Schädelform nahestehenden Zigeuner. Die weiteren zwei Typen sind brachycephal. Der eine davon findet sich im grössten Theile von Europa verbreitet, vorherrschend ist er in Lappland, in Irland, in der Bretagne, in Oberitalien, im Südwesten und Osten Deutschlands, in den slavischen Provinzen Oesterreichs und in Grossrussland. Der zweite brachycephale Typus, welchen man den mongolischen oder turanischen nennen könnte, wurde im Süden und Osten Russlands, in der Türkei und vielleicht auch in Finnland beobachtet.

Auch die ältesten bis jetzt gefundenen Schädel, weichen so unerheblich von dem einen oder dem anderen der obengenannten Typen ab, dass man ihnen leicht ähnliche Formen aus späteren Zeiten an die Seite stellen kann. Nur darf man nicht vergessen, dass pathologisch veränderte Schädel zu solchen Vergleichungen nicht tauglich sind, und dass, schon theoretisch betrachtet, eine nicht unbedeutende Zahl von Combinationen vorkommen müssen, weil mindestens drei der obigen Typen in verschiedenen Verhältnissen gemischt unter der gegenwärtigen Bevölkerung fast aller Staaten Europas vorkommen.

Die Race von Cannstadt ist nach Herrn de Quatrefages von Schweden und England bis nach Gibraltar, und vom Westen Frankreichs über Italien und Deutschland bis nach Indien schon in der Mammuthszeit verbreitet gewesen. Er zählt nämlich eine Reihe von Schädelfunde, welche auf diesen grossen Landesgebieten gemacht wurden, mit und ohne Gewalt zu ihr, ja man kann sagen, dass von keinen einzigen mit Bestimmtheit erwiesen ist, dass er gerade der Mammuthszeit und nur dieser angehört haben könne. Zu den ältesten Repräsentanten seiner Race rechnet er die männlichen Schädel von Egisheim, Neanderthal, Brüx (Oesterreich) und Denise (Frankreich) und die weiblichen von Stängäs (Schweden), Clichy (bei Paris) und Olmo (Italien). Mit Ausnahme des Cannstadter, dessen Index nicht bestimmt werden kann, ist die Mehrzahl derselben dolichocephal. Die von Neanderthal und Brüx (scaphocephalus) haben eine pathologisch veränderte Form, von dem von Denise ist nur das Stirnbein vorhanden; diese drei sollten also zur Charakterisirung nicht verwendet worden sein. Der von Stängäs, welcher nach Nilsson in einem Muschellager 100 Fuss über dem Meeresspiegel gefunden wurde, hat entfernt keine Aehnlichkeit mit den übrigen, seine Stirn ist steil und ziemlich hoch, die Stirnhöhlenwulst wenig entwickelt, seine norma verticalis steht auf der Grenze der Brachycephalie. Die übrigen Schädel haben die gewöhnliche Reihengräberform, so sehr, dass ihnen leicht ganz ähnlich gestaltete aus diesen Gräbern an die Seite gestellt werden könnten. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, dass sie aus der Zeit der Reihengräber stammen, denn ähnliche Formen wurden ja auch in den ältesten Hügelgräbern angetroffen, von denen einzelne ohne Zweifel aus der ersten Zeit der Einwanderung der Menschen in das mittlere und nördliche Europa stammen. Unter allen von Hrn. de Quatrefages angeführten Schädeln steht der Neanderthaler in Beziehung auf seine Form allein; sie können nicht mit ihm verglichen werden. Aber auch von diesen haben nicht Alle die zur Aufstellung einer Race notbwendige Summe gemeinsamer Eigenschaften.

Herr de Quatrefages erklärt die Race für prognath, aber bei allen ebengenannten Schädeln fehlt das Gesicht. Um nun diese Lücke auszufüllen, zieht er die Schädel von Forbes quarry (Gibraltar) herbei. Diese sind aber so sehr von der Gesteinsmasse (Tuff), in welcher sie gefunden wurden, incrustirt, dass es unmöglich ist sie genau zu prüfen; auch kann das Alter der Schicht, in welcher sie gefunden wurden, nicht bestimmt werden, weil jeder Anhaltspunkt fehlt. — Eben so wenig ist für die Bestimmung des Winkels und der sonstigen Eigenschaften des Gesichtes, aus dem unvollständigen Bruchstück des Gesichts von Larzac (Belgien) etwas zu gewinnen. Die neuen Höhlenfunde in Portugal und Spanien benutzt er gleichfalls für die Charakterisirung seiner Cannstadter Race, obgleich sie nach ihm die Eigenschaften derselben nur avec quelques adoucissements besitzen. Für jeden Unbefangenen ist überdies klar, dass es nicht annehmbar wäre, Schädel nur deshalb in eine Race zusammen zu fassen, weil sie einem geognostischen Horizonte angehören.

Aus dem vorhandenen Material lassen sich also die typischen Eigenschaften einer Race nicht feststellen, was aber fehlt, ergänzt Herr de Quatrefages aus der Phantasie, und das, was bei dem einen Schädel vorhanden ist, namentlich bei dem Neanderthaler, welcher seine Gedanken vollständig beherrscht, trägt er mit grosser Ungenirtheit auf die anderen über, auch wenn sie kaum eine An-

deutung jener Eigenschaften besitzen. — Um zu beweisen, dass der dolichocephale Neanderthaler keine pathologische Bildung sei, legt er dessen Umrisse auf die eines brachycephalen Kretinen, und zieht aus der bedeutenden Längendifferenz beider, obigen Schluss. Bei dieser Gelegenheit scheint er sich nicht daran erinnert zu haben, dass brachycephale und dolichocephale Kretinenschädel sehr verschiedene Formen haben. — Man muss sich biernach in der That wundern, dass Herr de Quatrefages Huxley verdammt, welcher die Stirnhöhlenwulste des Neanderthalers auf die Abbildung eines Neuholländer Schädels aufzeichnete, um die Uebereinstimmung beider deutlicher zu machen.

Auf diesem Wege ist er nun zu der Ueberzeugung gelangt, dass sich die Cannstadter Race durch alle Jahrtausende, seit ihrer ersten allgemeinen Verbreitung, bis in die Neuzeit, in einzelnen Individuen erhalten habe. Zum Beweise dieser Vermuthung führt er alles Mögliche an, dolichocephale und brachycephale (Borrehy) Schädel, Schädel aus alten Grabhügeln, Reihengräbern (unter anderen die Hohberg-Schädel und Vogt's Apostelköpfe), Schädel aus Gräbern des Mittelalters und der Neuzeit, halbe Kretinen, fromme Bischöfe, den letzten König von Irland (O'connor), ausschweifende Grafen (Kay Lykke), Schädel aus der Krim, Belutschen, Baschkiren, Afghanen, Perser und Australneger.

Wie ihm das Material über den Kopf wächst, können Sie neben anderem daraus beurtheilen, dass er die keilförmige Schädelform Weber's zur Cannstadter Race zählt. Dieser stellte nämlich in seiner Abhandlung: Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menschen 1830, für das ganze Menschengeschlecht vier Schädelformen auf, die eiförmige, runde, vierseitige und keilförmige. Es wird genügen, Ihnen zu sagen, dass die keilförmige Form mit den Neanderthaler nichts gemein hat, und dass Weber, ohne genaue Kenntniss der Racenmerkmale, zu dieser Form theils doliehocephale, theils orthocephale prognathe Europäer, theils Kaffern, Nukahiver und auch den bekannten „Mohren" Blumenbach's zählt.

Von der leider schriftlichen Eile, mit welcher Hr. de Quatrefages schreibt, giebt auch ein komischer lapsus calami Zeugniss. Seite 35 sagt er nämlich, in Skandinavien habe die Cannstadter Race gleichfalls im fossilen Zustande gelebt (vivait à l'état fossile) und sie finde sich daselbst jetzt noch sporadisch repräsentirt. Wenn man nun auch das Werk, wegen der Aufzeichnung fast allen bekannten Materials und der schönen Abbildungen willkommen heissen muss, so ist doch die grosse Sorglosigkeit in der Zusammenstellung und der Mangel an Kritik sehr bedauerlich. In der Aufstellung der typischen Racencharaktere ist Alles schwankend, Bildungen, die allen dolichocephalen alten und neuen Schädeln eigen sind, werden der Cannstadter Race allein zugeschrieben, Eigenschaften, die an männlichen und weiblichen Schädeln vorkommen, für specifisch weiblich, individuelle und pathologische für ethnische erklärt. Die Dicke des Schädels wird am torcular Herophili gemessen, welche bei den meisten Schädeln zwar am dicksten, aber in ihrer Masse sehr veränderlich ist, und die keinen Schluss auf die mittlere Dicke des Schädels erlaubt. Herr de Quatrefages findet, dass diejenigen Schädel aus den Reihengräbern Nordfrankreichs, welche mit einigen seiner Cannstadter Raceuschädel Aehnlichkeit haben, und die er mit Recht den Francs envahisseurs, also deutschen Barbaren zuschreibt, sehr unvortheilhaft gebildet seien. Später dagegen, wo er davon spricht, dass diese Formen im Bassin de la Seine auffallend häufiger als sonst in Frankreich gefunden werden, findet er dieselben nichts weniger als unvortheilhaft, denn er behauptet dort, dass zurückliegende Stirnen und stark entwickelte Stirnhöhlenwulste, unter der gegenwärtigen Bevölkerung dieses Theiles seines Vaterlandes, bei geistreichen Menschen häufiger seien als senkrechte Stirnen und flache Stirnhöhlenwulste.

Wollte man also die Cannstadter Race des Herrn de Quatrefages charakterisiren, so müsste man sagen, alle menschlichen Schädel, welche in den tieferen quaternären Schichten gefunden werden, gehören ihr an, derjenige aber, von welcher sie ihren Namen habe, sei nicht dort gefunden worden, habe überhaupt nichts mit ihr gemein, als höchstens die Dicke seiner Knochen; ihr Hauptmerkmal, die zurückliegende Stirn und die starke Entwickelung der Stirnhöhlenwulste, fehle bei einem Theil derselben, und sei überdies pathologisch, das Gesicht sei prognath gewesen, obgleich es bei allen nicht mehr erhalten war; im Bassin de la Seine sei die Race geistreich gewesen, an anderen Orten, zumal aber bei Deutschen, habe sie unvortheilhafte Eigenschaften besessen, sie habe im fossilen Zustande gelebt, und habe Verwandte unter allen in Europa und Asien vorkommenden Schädeltypen. Herrn de Quatrefages hat seine Phantasie und das leidenschaftliche Bestreben seiner neuen Race möglichst viel zu vindiciren, je länger er schrieb, um so weiter fortgerissen, so dass er von der alten Ansicht nicht mehr weit entfernt ist, nach welcher die Kretinen eine eigene Menschenrace waren, oder von Obermüller's Träumereien, welcher irregeführt durch unrichtige linguistische Principien, in den Benennungen der Berge, Flüsse, Wohnorte Europas, Asiens, Afrikas und sogar Amerikas (Mexico) keltische Worte entdeckt zu haben glaubt, und daraus die Verbreitung der Kelten über den ganzen Erdball folgerte. — Seine Cannstadter Race passt ganz zu den Ansichten jener

Archäologen, welche den Mammuth und andere wilde Thiere von ihren Urmenschen mit Stein beschlagenen Knüppeln und mit Pfeilen jagen lassen, deren Spitzen aus Stein und Knochen bestehen; die in jedem zerbissenen oder angenagten Menschenknochen die Beweise für Kanibalismus finden, den Ursus spelaeus für sein Hausthier halten; dem jeder gespaltene Knochen ein deutliches Zeichen ist, dass jene Urmenschen mit Leidenschaft darauf ausgingen, Mark zu saugen, nicht aber dafür, dass sie jene Knochen zur Herstellung von Werkzeugen benutzt haben, und die ihn seine Musestunde damit ausfüllen lassen, das Bild des Mammuths und anderer Thiere, ganz in derselben Weise, wie unsere gegenwärtigen illustrirten Zeitschriften, auf Bein und Stein zu zeichnen.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ueber das relative Alter der schweizerischen Pfahlbauten.

Die unsern Untersuchungen recenter Knochen haben eine ganz neue Anschauung über deren Constitution zur Geltung gebracht, welche auf Grund positiver Thatsachen die Vorgänge bei der Metamorphose der Pfahlbautenknochen so klar beleuchtet und den Process zur mineralogischen Natur der Knochenreste in so einfacher Beziehung bringt, dass die Metamorphose selbst nur noch als ergänzender Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Grundsätze hingestellt werden kann.

Nachdem die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der Pfahlbautenknochen auf analytischem Wege festgestellt waren, lag der Gedanke nahe, den Grad ihrer Umwandlung als Maassstab für ihr relatives Alter zu benutzen; aber der blossen Benutzung analytischer Daten, ohne Rücksichtsnahme auf den ungleichen Erhaltungszustand der Knochen, machte zunächst die sehr schwankende Zusammensetzung bedeutende Schwierigkeiten; man hatte zwar bestimmte Beziehungen zwischen dem Grad der Erhaltung der Knochen und ihrer Zusammensetzung erkannt, aber das einfache Naturgesetz, das alle Verhältnisse beherrscht, kannte man nicht.

Wir wissen nun mit positiver Bestimmtheit, dass das nämliche Gesetz, das die Unveränderlichkeit des Knochenknorpels unter Wasser bedingt, auch die unorganische Metamorphose beherrscht und auf die Trockenheit des Gewebes und dessen Unvermögen auch unter Wasser Feuchtigkeit in sich aufzunehmen zurückzuführen ist. Dieser Annahme widerspricht scheinbar die Thatsache, dass die organische Grundlage compacter Röhrenknochen aus der Pfahlbauperiode, auch nach Abfuhr von 7 bis 8 Proc. Kalksalzen, unter Aufnahme von 3 Proc. Wasser, im Laufe von Jahrtausenden sich dennoch unverändert erhalten konnte. Aber gerade dieser scheinbare Widerspruch löst sich auf in den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit des aufgestellten Satzes, sobald von bloss oberflächlichen Abstractionen auf tiefer liegende chemische Verhältnisse zurückgegangen wird. Die Untersuchung recenter Knochen hat gelehrt, dass, entgegen der frühern Annahme, der Knochen im lebenden Körper bedeutende Mengen Wasser chemisch bindet, und dass die chemische Natur des Knorpels, bei der Abkühlung von der Körpertemperatur auf diejenige der umgebenden Luft, eine weitere Bindung von Wasser bedingt, welche der Knochen in seiner eigenen Masse in ungenügender Menge enthält; daher die scheinbar paradoxe Erscheinung, dass ein frisch dem Cadaver entnommener und fein gepulverter Röhrenknochen vom Rind, beim Befeuchten mit Wasser, sich merklich erwärmt und bei mittlerer Sommertemperatur der Luft ausgesetzt nicht Wasser verliert, sondern noch volle 3 Proc. aufnimmt, indem sich offenbar zwischen dem Wassergehalt des Knorpels und dem Feuchtigkeitsgehalt der atmosphärischen Luft der nämliche Gleichgewichtszustand, wie im isolirten lufttrockenen Zustand, herzustellen sucht; und die Untersuchung hat nun weiterhin gelehrt, dass frisch dem Seegrunde entnommene Pfahlbautenknochen, sobald deren äusseres Ansehen die unveränderte Beschaffenheit des Knorpels erkennen lässt, auch nach der Abfuhr von 7 bis 8 Proc. Kalksalzen und der Aufnahme von annähernd 3 Proc. Wasser, dennoch ein staubtrockenes Pulver liefern, das an der Luft nicht Wasser verliert, sondern noch annähernd ein $1/2$ Proc. aufnimmt, aus den oben angegebenen Gründen.

Es ist dadurch der schlagende Beweis geliefert, dass die Metamorphose dieser Knochen ausschliesslich unter der Herrschaft eines ungeheuer langsam wirkenden Diffusionsprocesses steht, und dass das einfachste Gesetz, das die Physik kennt, nicht nur die Erhaltung des Knorpels bedingt, sondern auch den Gang und den Verlauf der Metamorphose regelt. Die allmälige Ueberführung des Kalkphosphates in Phosphorit durch Wechselwirkung, mit Fluoralkalien, die Verdrängung von kohlensaurem Kalk durch kohlensaures Eisenoxydul, unter Elimination des Erstern, die Abfuhr des grössten Theiles der kohlensauren Magnesia nach rein mineralogischen Gesetzen, alle diese Vorgänge lassen sich bei der Trockenheit des Knochens und der Armuth unserer Seegründe an freier Kohlensäure, an kohlensaurem Eisen und gelösten Fluorverbindungen, als Processe bezeichnen, deren Wirkung sich im Verlauf vieler

Menschenalter vollständig der Beobachtung entzieht; aber schon jetzt lässt sich der Zeitpunkt festsetzen, wo die unorganischen Veränderungen einen andern und raschern Verlauf nehmen werden, und dieser Zeitpunkt muss eintreten, sobald durch weitere Aufnahme von Wasser der Knorpel durchfeuchtet erscheint und dadurch einer allmäligen Zersetzung anheimfällt.

Die allgemeine Beherrschung dieser Verhältnisse durch ein und dasselbe Naturgesetz tritt uns am deutlichsten in der ungleichen Erhaltung der Knochen verschiedener Thiere, ja sogar verschiedener Körpertheile eines und desselben Thieres entgegen, indem ausnahmslos die grössere Dichtigkeit auch den grössern Grad von Haltbarkeit bedingt. Die grössere Dichtigkeit der Knochen ist aber bei gleichem specifischen Gewicht angezeigt durch den grössern Gehalt an organischer Materie und geringerem Wassergehalt, und die auffallend gute Erhaltung der Rippen vom Rind, der Bärenknochen, der Hirschknochen, überhaupt der Knochen wilder Thiere, und die durchweg mangelhafte Erhaltung der menschlichen Knochen ist demnach nur eine Bestätigung des aufgestellten Grundsatzes.

Die vergleichende Untersuchung der Röhrenknochen vom Rind verschiedener Steinstationen hat nun gelehrt, dass alle Knochen, deren Metamorphose ausschliesslich unter der Herrschaft des Diffusionsprocesses steht und welche demnach frisch dem Seegrunde entnommen ein staubtrockenes Pulver liefern, annähernd den gleichen Gehalt an kohlensaurem Eisenoxydul (annähernd 3 Proc.), den gleichen Fluorgehalt, gleichen mittlern Wassergehalt und gleiches mittleres specifisches Gewicht besitzen; und für die Knochen der ausschliesslichen Broncestationen hat sich die merkwürdige Thatsache herausgestellt, dass hier ganz die nämlichen Verhältnisse wiederkehren, mit dem Unterschied, dass durch den etwas geringern Wassergehalt und das etwas höhere specifische Gewicht eine geringere Abfuhr von Kalksalzen angedeutet ist, nach folgenden Verhältnisszahlen:

Mittlere Zusammensetzung der Röhrenknochen vom Rind verschiedener Pfahlbaustationen:

	Organ. Subst.	Wasser	specif. Gew.
Steinzeit	27 Proc.	12,70 Proc.	2,014
Broncezeit	26,52 Proc.	12,20 Proc.	2,020.

Diese Zahlen sind so sprechend, dass sie kaum einer weitern Erläuterung bedürfen. Die ganze Zusammensetzung ist zunächst ein Beweis für das hohe Alter dieser Reste; wir legen indess das Hauptgewicht auf die annähernd gleiche Zusammensetzung der Knochen einzelner Stein- und Broncestationen unter sich, und die geringen Differenzen, welche sich in der mittlern Zusammensetzung zwischen Ersteren und Letzteren ergeben, denn die Natur spricht hier in klarer und unzweideutiger Weise, dass sie von einer Steinzeit und einer Broncezeit im Sinne eigentlicher Perioden Nichts kennt, und wenn auch aus culturhistorischen Gründen eine solche Eintheilung zugegeben werden muss, so bezeichnen diese sogenannten Perioden, in Anbetracht der Gewalt der Thatsachen, doch nur vorübergehende Zustände, deren Dauer dem Zeitraum gegenüber, der uns von den Pfahlbauten trennt, als höchst gering angeschlagen werden muss.

In der Metamorphose der Knochen hat die Natur eine Schrift niedergelegt, welche uns einen Ersatz für die fehlenden Documente der ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes bietet; es sind die Urkunden, in welchen uns die Wirkung der nämlichen Kräfte entgegentritt, welche in der Naturwelt im Grossen die Umwandlung ganzer Gebirge bewirkt.

Bern im December 1873.

Dr. Carl Aeby.

Kleinere Mittheilungen.

Dr. F. Jagor in Bombay.

Von Herrn Jagor (s. Nro. 9, S. 72) liegen Nachrichten vom 24. Novbr. 1873 aus Bombay vor. Er ging in Aden ans Land, lernte daselbst den deutschen Consulatsverweser Henry Furrer, einen jungen Schweitzer, kennen, der mit Bewunderung von dem Muth und der Ausdauer des deutschen Reisenden Dr. Hildebrandt sprach. Herr Furrer besitzt verschiedene Geräthschaften, Schädel und Photographien der Somalis, welche er gelegentlich nach Berlin an das ethnologische Museum schicken will. In Aden bezweifelt man merkwürdigerweise noch immer, dass Stanley Livingstone wirklich gesehen habe.

In Ceylon hielt sich Herr Jagor nur kurze Zeit auf.

Die Elbinger Alterthumsgesellschaft.

In Elbing hat sich im November eine Alterthumsgesellschaft gebildet, die den Zweck hat, die Kenntniss der heimathlichen Geschichte zu fördern und zu verbreiten, was sie durch Forschungen, Mittheilungen und Sammlungen von Denkmälern der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Vergangenheit zu erreichen streht. Die gefundenen Gegenstände sollen dem Elbinger Stadtmuseum

einverleiht werden, auch will man eine Alterthumskarte des Kreises Elbing entwerfen.

Vorsitzender der Gesellschaft ist Herr Gerichtsrath Kaninski.

Dr. Reiss. Alterthümer aus der Inkazeit.

Der bekannte Reisende und Geologe Dr. W. Reiss, welcher seit 1869 mit der Untersuchung der Vulkane von Ecuador beschäftigt ist, berichtet in einem Schreiben vom 8. Juli 1873 aus Riobamba an den Präsidenten jener Republik Folgendes über alte Ueberreste aus der Inkazeit.

Die merkwürdigsten Ruinen finden sich in Ingapirca am Südwestabbang des Azuay, sie rühren von einem grossen Palaste und einer Festung her; ersterer ist so vortrefflich gebaut, dass die Reste desselben heute noch als Grundmauern für die später darauf gebauten Wohnungen der Haciende dienen. Die sehr schön bearbeiteten Steine müssen von sehr weit her herbeigeholt worden sein, da man in der Nähe eine solche Steinart nicht antrifft. Die Festung, welche heute dazu dient, um die Schaafe darin einzuschliessen, ist zum Theil zerstört, da man die schönen Steine herausbricht und als Bausteine für andere Gebäude benutzt. In der Nähe von Ingapirca finden sich die Grundmauern von vielen anderen Gebäuden, so dass man annehmen muss, dass hier ein Hauptort existirte, dafür sprechen auch die vielen Gräber, die man an den Abhängen der Hügel antrifft. Es haben sich in der letzten Zeit förmliche Actiengesellschaften gebildet, um diese Gräber auszubeuten, doch behaupten die Unternehmer kein Geld in jenen angetroffen zu haben. Leider werden bei dieser Gelegenheit die werthvollsten Alterthümer zerstört, denn die Thonwaaren werden als werthlos zerbrochen, und alle metallenen Gegenstände, sowohl die von Silber wie auch die von Kupfer, eingeschmolzen. Die Skelete, welche Dr. Reiss hier sah, waren so wenig gut erhalten, dass er sich vergeblich bemühte die Schädel derselben zu erlangen.

Bei Ingachungana besuchte Reiss die sogenannten Inkabäder; er ist aber der Meinung, dass dieselben wohl für einen anderen Zweck gedient haben möchten, da man in einer Höhe von 3200 Meter schwerlich Neigung gehabt haben wird sich in kaltem Wasser zu baden.

Dr. Reiss erwähnt noch eine Menge anderer Ruinen, unter diesen die der bekannten Tambos, d. h. Einkehrhäuser auf der alten Hauptstrasse. Er widerlegt schliesslich die Behauptung als irrthümlich, dass die sogenannten Paredones ein Werk der Inkas seien. Er hält dieselben vielmehr für ein Naturproduct, indem der Fluss Culebrillas die vielen tiefen Windungen, die man jetzt das Labyrinth nennt, in dem sumpfigen Boden ausgewaschen hat.

Dr. Reiss bewundert zwar auch die berühmte Inkastrasse, deren Stufen aus grossen behauenen Steinen ohne Mörtel und Cement gebaut sind, doch darf man jene seiner Meinung nach nicht, wie es von einigen Reisenden geschehen, mit den herrlichen Römerstrassen in Europa vergleichen.





Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

B. V.

Jahrgang 1874

redigirt von

Dr. A. von Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1875.

INHALT.

Nr. 1. Januar.

Nr. 2. Februar.

Nr. 3. März.

Nr. 4. April.

Nr. 5. Mai.

Nr. 6. Juni.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 1. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Januar 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in München am 14. November 1873.

Herr Prof. R. Marggraff hielt einen längern Vortrag:

„Ueber das Vorkommen und die Bedeutung bronzener und eiserner Nägel auf römischen und germanischen Begräbnissstätten".

Der Vortragende wies zuerst nach, dass wir die erste Kenntniss derartiger Funde Winkelmann verdanken, der im Anfange der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf das Vorkommen bronzener Nägel in alten römischen Gräbern aufmerksam machte. Nach und nach lernte man eine sehr grosse Zahl dergleichen Funde kennen und dabei stellte es sich heraus, dass sie sich überall finden, wo theils über keltischer, theils germanischer Cultur römische Herrschaft und Civilisation auf Jahrhunderte lang Wurzel geschlagen hatte. Ausserhalb der Grenzen jenes Gebietes kommen derartige Funde nur sporadisch vor.

Was die Beschaffenheit der Nägel betrifft, so handelt es sich hier nicht um diejenigen, welche einen gewissen praktischen Zweck erfüllten, wie z. B. die Nägel an den Särgen oder an den Waffen und anderen Beigaben der Todten, sondern um einzelne Nägel, welche als solche den Todten beigegeben wurden und entweder ganz und gar aus Bronze oder aus Eisen bestehen; oft sind es Stifte aus Eisen mit einem Kopfe von Bronze, zuweilen ist der Kopf vergoldet oder sonst mit Schmelz und farbigem Glase verziert.

Ueber die Bedeutung dieser Nägel wurden zwar verschiedene Ansichten ausgesprochen, doch waren dieselben wenig begründet und daher einseitig; eine auf genaue Untersuchungen vieler Grabfunde sich stützende Meinung, die daher auch wohl als die richtige angesehen werden darf, verdanken wir dem gelehrten und alterthumskundigen Studienlehrer Fr. Ohlenschlager, der dieselbe in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift (Ueber die neuen Funde römischer Antiquitäten in Regensburg. München, 1872) veröffentlicht hat.

Wir erfahren aus dieser Schrift, dass die letztjährigen zahlreichen Funde auf dem römischen Gräberfelde im Westen und Südwesten von Regensburg in ausserordentlicher Menge auch eiserne Nägel verschiedener Grösse zu Tage gefördert haben, und zwar sowohl näher der Stadt, wo die älteren Gräber mit Urnenbestattung (aus der Zeit des Marc Aurel, Verus, Antoninus, Commodus) sich befinden, als auch weiter von der Stadt entfernt, wo (aus der Zeit des Constantinus, Probus, Gallien) unverbrannte Leichen in Backsteingräbern und Steinsarkophagen, namentlich aber in Holzsärgen beerdigt waren, anfangs zwar noch überwiegend gemischt mit Urnengräbern, weiterhin aber ohne jede Spur von Verbrennung. Bei der Untersuchung des sehr grossen Materials (über 1000 Urnenbegräbnisse und 6 — 700 Holzsargbeerdigungen) hat sich auch der Pfarrer Dahlem sehr verdient gemacht. Aus der gemeinsam sorgfältigen, von beiden Männern angestellten Erforschung jener Gräber hat sich herausgestellt, dass die Zahl der Nägel an den Holzsärgen meistens 24 betrug; beide Forscher sind aber noch zu der Ansicht gelangt, dass die in der Brandasche der Urnen vorhandenen Nägel ebenfalls von dem Sarge herrühren, in wel-

chem die Leiche sich bei der Verbrennung befand. Diese Ansicht soll auch durch die geschichtlichen Ueberlieferungen gestützt werden, aus welchen hervorgeht, dass ein Theil der Leichen, namentlich die der ärmeren Klassen, nicht offen, sondern in einem geschlossenen Sarge zum Scheiterhaufen getragen wurden; dies soll auch der Fall gewesen sein mit den Leichen Cäsar's, Augustus' und der späteren Kaiser; ebenso bei der Beerdigung von Leichen von Personen mit ansteckenden Krankheiten und solchen, die sehr entstellt waren. In allen diesen Fällen sei der Sarg mitverbrannt worden.

Dieser Behauptung Ohlenschlager's und Dahlem's gegenüber weist der Vortragende nach, dass in Rom die Leichen stets in einem offenen Sarge zum Scheiterhaufen getragen wurden, meistens festlich geschmückt, in gewissen Fällen wurden sie indessen verhüllt getragen, aber nur mit den Gewändern. Die Sitte, in einem ganz geschlossenen Sarge die Leiche zu tragen, kann in Rom daher nur eine ganz seltene Ausnahme sein; dass sie aber gerade bei der römischen Colonie in der Gegend von Regensburg geherrscht habe, ist demnach gewiss sehr auffallend. Auf jeden Fall steht es fest, dass die Nägel mit besonderer Sorgfalt, ebenso wie die Grabeslampe und andere theure Gegenstände, der Asche beigefügt wurden, und es liegt daher die Frage nahe, ob diese Sitte nicht eine ganz bestimmte Bedeutung habe.

Der Vortragende geht nun zum zweiten Theile seines Vortrags über und sucht die Frage zu beantworten, ob sich für die Anschauung, dass der Nagel eine symbolische Bedeutung habe, berücksichtigenswerthe Anhaltspunkte nachweisen lassen.

Thatsache ist es, dass bei den Römern noch lange Zeit nach Einführung der Eisenfabrikation das Erz in einem gewissen Ruf zauberhafter Wirkung stand; gewisse Geräthschaften, namentlich die von den Priestern bei ihren religiösen Gebräuchen benutzten, mussten noch lange Zeit entweder ganz und gar oder wenigstens zum Theil aus Erz bestehen.

Bei dem Nagel aber verbindet sich mit der zauberhaften Natur des Metalls, aus welchem er besteht, der Begriff der Festigkeit, des Zusammenhaltens, der Unwandelbarkeit und Dauer. Der Vortragende giebt eine Menge von Belegen dafür, dass diese Anschauung nicht nur bei den Römern, sondern auch bei vielen anderen Völkern vorhanden war, besonders auch bei den Germanen und Kelten. Bei den Römern gilt der Nagel aber auch als Repräsentant und Symbol des waltenden Erzgeistes. Ein eherner Nagel verbindet die Balken des Hauses zum festen Ganzen und hält die Planken des Schiffes unzerreissbar mit den Rippen zusammen.

Nach einem uralten geschriebenen Gesetze hatte in Rom die höchste obrigkeitliche Person alljährlich einen Nagel in die Zellenwand des capitolinischen Jupitertempels einzuschlagen. Im Jahre 365 v. Chr. wurde zur Beruhigung des Volkes während einer in Rom herrschenden Pest diese Ceremonie durch Lucius Manlius ausgeführt, der lediglich zu diesem Zweck zum Dictator gewählt worden war und sein Amt unmittelbar darauf niederlegte. Dasselbe geschah im Jahre 331 v. Chr., als bei einem grossartigen Sterben viel Volks die Stadt verliess. Ein ähnlicher Aberglaube, wonach die Pest durch Nägel oder Pflöcke gebannt werden könne, die mit gewissen Ceremonien an gewissen Stellen eingetrieben werden, findet sich auch bei den alten Franken, ebenso in der Schweiz und in Norddeutschland bis in unsere Zeit verbreitet.

Nach der Meinung des Vortragenden hätten die Römer jene Ceremonie des Nägeleinschlagens mit dem Begriff des unabänderlichen Abschlusses gleich so vielen anderen Glaubenslehren und Tempelgebräuchen von den Etruskern entlehnt. Dass letztere jene Sitte übten, sehen wir aus einer schönen etruskischen Bronzespiegelzeichnung, auf welcher die gewaltige Todesgöttin Athropa dargestellt ist, wie sie mit einem Hammer einen grossen Nagel in eine Säule über dem Haupte des Meleagros einschlägt, der seinen Oheim getödtet hat. Hier ist es der wahre Todtennagel, wie anderswo der Pestnagel.

Auch Horaz (35. Ode und 24. Ode) lässt die unerbittliche Schicksalsgöttin in die Giebel der ins Meer hineingebauten Marmorpaläste des Reichen, wenn die Stunde seines Todes gekommen ist, diamantfeste Nägel einschlagen. Wenn wir auf diese Weise sehen, dass man in Rom diese symbolisch-mythische Bedeutung des Nagels stets und auch in den frivolsten Kaiserzeiten gekannt und mit Scheu verehrt hat, so dürfen wir ebensowenig vergessen, dass auch bis auf unsere Tage unter dem Volke der Glaube an die Zaubergewalt der Metalle fortlebt, früher vorzüglich des Erzes, später des Eisens. Wir werden uns daher nicht von der Ansicht losmachen können, dass in den Gräbern der Römer und den mit ihnen in Cultur und Leben verbundenen Völkern der metallene Nagel nicht immer nur als etwas Zufälliges und Bedeutungsloses verkommt, sondern sehr häufig als Symbol des unabwendbaren Todes und der alle feindlichen, die Ruhe des Grabes störenden Einflüsse abwehrenden Zaubergewalt. Es ist aber Sache der archäologischen Kritik, bei den einzelnen Funden nachzuweisen, in wieweit solches der Fall sein könnte.

Sitzung des anthropologischen Vereins in Göttingen am 13. December 1873.

Bei der Wahl des Vorstandes für das Jahr 1874 werden Herr Prof. v. Seebach als Vorsitzender

und Herr Prof. Meyer als dessen Stellvertreter wieder gewählt; zum Schriftführer wird Herr Spengel, zu dessen Stellvertreter Hr. Dr. Richters ernannt. Nachdem dann eine Commission zur Revision der Rechnungsgeschäfte des bisherigen Vorstandes erwählt, gab Herr Prof. Unger eine „Uebersicht unserer Kenntniss von den Pfahlbauten."

Unter den Denkmälern von Niederlassungen aus der Urzeit des Menschengeschlechts, welche in neuerer Zeit entdeckt worden sind, haben wohl keine so allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als die Pfahlbauten, Ueberreste von leichten Holzhütten, die am Rande von Seen und Sümpfen, auch wohl in Flüssen auf einer Bühne errichtet waren, welche von Pfählen über dem Wasser oder Moorgrunde getragen wurde. In den Schweizer Seen waren schon öfter, besonders im Jahre 1829, grosse Hirschgeweihe und fremdartige Geräthschaften gefunden und die Fischer kannten an vielen Orten Pfähle, die am Seegrunde ihren Netzen gefährlich waren. Grössere Beachtung fanden diese Dinge aber erst, als bei der Dürre des Jahres 1853 der niedrige Wasserstand des Zürcher Sees den Anwohnern zwischen Ober-Meilen und Dollikon Veranlassung gab, ihren Ackerboden durch Eindämmung des trocken liegenden Seebodens zu erweitern. Der Lehrer Aeppli von Ober-Meilen erkannte zuerst in dem reichen Inhalt des ausgeschöpften Seebodens, mit dem man den abgedämmten Raum anfüllte, eine wichtige Urkunde zur Geschichte der ältesten Schweizer Ansiedelungen. Man verfolgte diese Beobachtung weiter, und Ferdinand Keller in Zürich, der 1836 die ersten alten Grabhügel in der Schweiz erkannt und aufgedeckt hatte, erweckte durch die erste Beschreibung der Pfahlbauten, die man damals ohne Weiteres als keltische bezeichnen zu müssen glaubte, 1856 das lebhafteste Interesse. In Folge davon untersuchte man auch andere geeignete Localitäten und nach und nach fand man ähnliche Anlagen in den meisten Seen der Schweiz und zu beiden Seiten der Alpen, namentlich in Baiern, Savoyen und der Lombardei, dann in Seen und Torfmooren in der Nähe der Ostsee, in Mecklenburg, Pommern und der Mark, in Jütland und im Alten Lande. Aehnliche Entdeckungen in Ungarn erinnerten an eine Darstellung auf der Trajanssäule, bei der es jedoch zweifelhaft blieb, ob damit nicht bloss Wachthäuser gemeint sind, wie sie noch an der Donau gebräuchlich sein sollen. Auch in Frankreich, Nordengland und Schottland traf man dieselbe Erscheinung an, und man gedachte auch der irischen Crannoges, die jedoch künstlich durch Pallisaden befestigte Inseln aus historischer Zeit sind. Manche Funde unter tiefen Wasserablagerungen von Kies, wie bei Abbeville an der Somme, von Travertin und Tuff, wie hier bei Göttingen (vergl. Petersen in den Gött. gel. Anzeigen 1866, S. 1506) liessen sich ebenfalls kaum anders erklären, als dass sie aus solchen Bauten über dem Wasser herstammen müssten. Italienische Forscher nannten diese Pfahlbauten Palafitte und Deser hat diesen Ausdruck in die französische Sprache eingeführt. Treyen nannte sie habitations lacustres. Dass ähnliche Ansiedelungen noch heute, besonders im indischen Meere vorkommen, und auch den Alten bekannt waren, namentlich von Herodot, Hippokrates und Abulfeda erwähnt und beschrieben sind, das wurde schon in einer der ersten Sitzungen unseres Vereins besprochen.

Die Aehnlichkeit dessen, was in den europäischen Seen zwischen den Pfählen verschüttet war, mit dem Inhalt der Hünengräber beschäftigte bald die Alterthumsforscher. Aber eine noch weit höhere Wichtigkeit erhielt diese Entdeckung, als auch die Naturforscher durch dieselbe eine Ausbeute für die Urgeschichte des Menschengeschlechts gewannen. Die Thierreste der Schweizer Pfahlbauten wurden von Rütimeyer, die Pflanzenreste von Oswald Heer untersucht. Die Geräthschaften aber wiesen den einzelnen Ansiedlungen sehr bestimmt ihr Alter von der Steinzeit bis zum Beginn der Eisenzeit an. Viele Pfahlbauten sind durch Feuer zerstört, und diese liefern die meisten Fundstücke, die bei der letzten Katastrophe versunken sind, während die ruhig verlassenen Pfahlbauten nur einzelne ins Wasser gefallene Geräthschaften zwischen den Pfählen aufzuweisen haben. Doch ist zu erinnern, dass Verkohlung der Pfähle, Feldfrüchte und anderer Pflanzenstoffe nicht ohne Weiteres als Beweis eines Brandes angesehen werden darf, da sie im Laufe von Jahrtausenden unter Wasser ebenso entsteht, wie sich die Kohlenlager aus untergegangenen Wäldern gebildet haben.

Man unterscheidet mehrfach verschiedene Anlagen von Pfahlbauten über oder neben einander. Der Pfahlbau von Robenhausen im Pfäffikon-See ist zweimal abgebrannt, beidemal noch in der Steinzeit. Eine dritte Anlage, deren Pfähle nur bis in den Torf dringen, der die zweite Brandstätte bedeckt, wurde dagegen ruhig verlassen. Man fand zwischen diesen Pfählen neben Steinbeilen eine Spur von Bronzeguss. Der Steinberg von Nidau am Bieler See enthält einen Pfahlbau, der unverändert von der Steinzeit bis zum Eisenalter bestanden hat. Zuweilen sind Pfahlbauten einer späteren Epoche in der Nähe von älteren angelegt, und namentlich in den Seen der westlichen Schweiz sind die jüngeren regelmässig hinter den älteren in grösserer Entfernung vom Ufer errichtet. In gewissen Gegenden trifft man nur Pfahlbauten der Steinzeit, in anderen nur solche aus jüngeren Epochen an. Jenes ist der Fall in

der östlichen Schweiz, dieses in den italienischen Seen.

Von der Beschaffenheit der Schweizer Pfahlbanten lässt sich nach dem vorhandenen Material ein ziemlich sicheres Bild gewinnen. Die Pfähle waren in der Steinzeit noch unbehauen und ungespaltene Baumstämme und wurden da, wo der Seeboden nicht weich war, durch einen dazwischen geschütteten Steinberg befestigt. In die Steinzeit fallen auch noch die sogenannten Packwerksbauten bei Wauwyl, Canton Luzern, und Niederwyl bei Frauenfeld. Das sogenannte Knittel- oder Packwerk, das bei Wauwyl auf dem Seegrunde liegt, besteht aus fünf Lagen von losen Holzstämmen, die durch Lehm und Astwerk verbunden, und zwischen denen die Pfähle eingetrieben sind. Eine freistehende Pfahlumzäunung fasst das Ganze ein. Es bleibt jedoch zweifelhaft, ob dieses Packwerk nur zur Befestigung der Pfähle diente oder ob es eine flossartig schwimmende Bühne bildete, auf der die Wohnungen standen. Vier solcher Packwerke, jedes etwa 90 Fuss lang und 50 breit, liegen neben einander und sind unter sich und mit dem Ufer durch Brücken verbunden gewesen. Anderwärts ist zuweilen die Bühne, die ursprünglich auf dem Pfahlwerk ruhte, im Torfmoor erhalten. Zu Moosseedorf bei Bern besteht sie aus armdicken neben einander gelegten Tannenstämmen, zwischen denen die Lücken mit Zweigen und Lehm ausgefüllt sind.

Die Bronzezeit zeichnet sich durch bessere Bearbeitung des Holzwerks aus, wie sie durch den Gebrauch metallener Werkzeuge möglich geworden war. Da treten an die Stelle der zum Theil über 1 Fuss dicken Bäume gespaltene Stämme, selten über 4 bis 5 Zoll dick. Durch Querbalken wird ihnen mehr Festigkeit gegeben, und bei Robenhausen hat man schon Bretter mit hölzernen Nägeln auf Querbalken befestigt.

Die einzelnen Wohnungen waren bei Wauwyl viereckige Blockhäuser, da man die Eckständer unter den Pfählen erkennt. Aus dem Schlamm zog man Massen von Strohwischen, Baumrinden, Reisig und Binsen, welche die Bedachung gebildet haben werden. Anderwärts scheinen die Wände der Hütten aus starkem Zweiggeflecht bestanden zu haben. Auch mögen die Hütten zum Theil rund gewesen sein, wie die der Gallier nach Angabe des Strabo, und die von Colebrooke beschriebenen Pfahlbauten auf der Insel Nancowry, einer der Nicobaren (Sir Wm. Jones works, vol. 1, London 1801, p. 691). Auch die unter dem Namen der Hausurnen bekannten Aschenkrüge, welche die Gestalt von Wohnungen darstellen, sind theils viereckig, theils rund. Die, welche bei Albano in dem unter vulkanischen Massen begrabenen Todtenfelde gefunden wurden, stellen rundliche Hütten mit genauer Nachbildung des Gebälkes und des Strohdaches dar und geben so das beste Bild einer Pfahlbauhütte.

Das Alter der Pfahlbauten lässt sich nicht näher bestimmen, als dass sie von der Steinzeit bis in die Eisenzeit reichen. Die letzten mögen demnach zerstört sein, als die Schweiz mit den Römern in nähere Berührung kam. Wie früh die Bronze diesseits der Alpen eingeführt ist, lässt sich nicht bestimmen. Wir wissen nur, dass die Gallier eine Münze Philipps von Macedonien, des Vaters Alexanders des Grossen, in roher Weise nachgebildet haben, und diese gallischen Philipper werden auch in der Schweiz gefunden. Wie lange aber vollends vor der Einführung der Bronze Pfahlbauten dort bestanden haben, darüber lässt sich gar nichts sagen. Jede Angabe eines bestimmten Alters ist willkürliche Phantasie und nur geeignet, ein ungünstiges Vorurtheil gegen die Besonnenheit der Forschungen über die Pfahlbauten zu erwecken.

Ueber die Bestimmung der Pfahlbauten hat man gestritten. Schutz gegen Feinde und wilde Thiere war jedenfalls ihr Zweck, und wie gut sie den erfüllten, haben uns die Pfahlbauten im See Prasias nach Herodot's Erzählung und die auf Nancowry gelehrt. Eine andere Frage ist, ob sie regelmässig und ausschliesslich bewohnt wurden. Einige Pfahlbauten im Neufchateller See scheinen Magazine gewesen zu sein, in denen fremde Handelsleute vermuthlich ihre Waaren gegen die Landeseinwohner sichern wollten. Man muss dies daraus schliessen, dass im See einzelne Arten von bronzenen Gegenständen in grosser Menge bei einander und getrennt von Fundstücken anderer Gattung im Schlamm liegen. Auf andere Pfahlbauten findet dies aber keine Anwendung. Von gleichzeitigen Niederlassungen auf dem Lande wissen wir nichts. In der Mark Brandenburg hat man bei Pfahlbauten, die allerdings von weit jüngerem Alter sind, Befestigungsanlagen auf dem Lande gefunden, die mit ihnen in Verbindung zu stehen schienen. Die Begräbnissstätten sind jedenfalls auf dem Lande gewesen, denn man hat kein Skelett in den Pfahlbauten gefunden, nur ein einziges vielbesprochenes Schädelfragment. Für die älteren Pfahlbauten darf man nach allen Umständen wohl annehmen, dass sie ebenso regelmässige Wohnungen gewesen sind, wie die, welche historischen Zeiten angehören.

Ueber die Beschäftigung der Menschen giebt die sogenannte Culturschicht, d. i. das zwischen den Pfählen angesammelte Material, Aufschluss. Eine vorzügliche Nahrungsquelle muss der Fischfang gewesen sein, den man mit Hülfe der schweren durch Feuer ausgehölten Einbäume, von denen einige in den Schweizer Seen gefunden sind, betrieb. Jagd- und Kriegsgeräth, so wie andere Werkzeuge, sind dem in Gräbern vorkommenden ähnlich. Doch ist in den Pfahlbauten dasselbe

häufig aus Knochen gemacht, und das steinerne mit Griffen aus Hirschhorn versehen, was in Gräbern nur selten angetroffen wird. Viehzucht und Ackerbau wurden aber ebenfalls schon in der Steinzeit betrieben. Die Culturschicht der ältesten Pfahlbauten liefert Knochen von Rindvieh, Ziegen und mehreren Rassen von Schweinen. Eine der letzteren, das Torfschwein, bildet noch in den der Eisenzeit angehörenden märkischen Pfahlbauten einen überwiegenden Bestandtheil des Haushalts und scheint in Dänemark erst im vorigen Jahrhundert durch Einführung der jetzigen Rasse verdrängt zu sein.

Mit dem Ackerbau ist ebenfalls schon ein Anfang gemacht. Man findet zwar keinen Roggen, wohl aber Waizen, Gerste, Erbsen und Linsen neben allerlei Früchten des Waldes, Eicheln, Hasel- und Buchnüsse, Wassernüsse, zerschnittene Aepfel und Birnen, Kerne von Himbeeren und Brombeeren; ebenso Brot von grob zerquetschtem Getreide, und bei Wangen ist im Bodensee grobes Gewebe von Hanf und Leinen erhalten. Verschiedenes Geräth scheint zur Käsebereitung, zum Brotbacken, zum Spinnen und Weben gebraucht zu sein.

Die Zeit gestattete nicht, auf eine Erörterung der einzelnen Gegenstände näher einzugehen, und so konnte auch nicht weiter erörtert werden, wiefern die Steinäxte aus anscheinend asiatischem Material und die im Bodensee vorkommenden, mit Graphit überzogenen Thongefässe auf frühe, ausgedehnte Handelsbeziehungen schliessen lassen.

Herr Prof. v. Seebach gab darauf eine gedrängte „Uebersicht über die ethnologischen Verhältnisse Centralamerikas." Er wies darauf hin, wie sich unter den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen nur an der pacifischen Seite eine höhere Cultur entwickelt habe, während die Völker der atlantischen Seite auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben seien. Die Völker der pacificschen Seiten zerfallen in drei Hauptgruppen: die Mayas im nördlichen Centralamerika, die Chorotegas in einem Theile von Nicaragua und unter dem Namen der Chapanecas im südlichen Mexico, endlich an der Westseite des Sees von Nicaragua und in San Salvador ein Zweig der Nahuatlaken oder Azteken, welche wahrscheinlich ursprünglich im heutigen Oajaca ansässig waren und von dort durch kriegerische Stämme (Ulmeques) verdrängt wurden. Im Anschluss daran legte der Vortragende eine Reihe von Antiquitäten vor, Waffen, Geräthe und Figuren aus Stein (Lava) und zahlreiche, meist reich verzierte Gefässe und Figuren aus Thon, während er sich über die metallenen Gegenstände weitere Mittheilungen vorbehielt.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Kjökkenmödding in Norwegen.

Verschiedene deutsche Zeitschriften *) haben im vorigen Jahre kurze Mittheilung über einen in Norwegen entdeckten ersten Küchenabfallhaufen gebracht; nähere Auskunft über diesen für die nordische Alterthumskunde unleugbar sehr wichtigen Fund giebt der letztveröffentlichte Jahresbericht des norwegischen Alterthumsvereins. Der Ort liegt in der Drontheimer Föhrde circa 25 Schritt von dem alten Strande und am Abhange eines Landrückens, Vaatabakken genannt. Glücklicher Entdecker dieses einstmaligen menschlichen Wohnplatzes war der Premierlieutenant Ziegler, welcher auf die Erzählung eines Mannes, dass er bei Stenkjaer eine Anzahl Pfeilspitzen in der Erde gefunden habe, sich an den Fundort führen liess, der sich von dem umliegenden dunklen Haideboden als weissgraue kreisförmige Fläche abzeichnete. Auf näheres Nachfragen erzählte der Führer wie folgt. Er hatte vor zwei Jahren den Boden urbar zu machen begonnen. Beim Aufbrechen der Haide stiess er auf ein 1 Fuss mächtiges Lager von zerschlagenen Thierknochen und Muschelschalen, die mit wenig Erde gemengt waren. In der Mitte des runden Muschelhaufens bemerkte er einen dunklen Fleck mit Spuren von Brand und Kohlen. Die Muscheln hatte er zur Düngung auf seinen Acker gefahren und das neu aufgebrochene Land bepflanzt.

Herr Ziegler fand das Feld mit Kartoffeln bestellt, weshalb er den Spaten nur an dem Rande desselben in das Erdreich senken konnte, allein dieser Versuch genügte, um die Aussagen des Mannes zu bestätigen: er förderte mit dem ersten Stich eine Steinmasse zu Tage, einen Schweinszahn, Muschelschalen und Knochen. Auch bemerkte er inmitten des weissgrauen Kreises den dunkler gefärbten Fleck, den er nach näherer Besichtigung als einstmalige Herdstätte erkannte.

Eine genaue Untersuchung der Oertlichkeit unternahm später Herr Adjunct C. Rygh, derselbe fand 1½ Fuss unter den Kartoffeln ein zweites Muschellager, welches allerdings minder reich an Austernschalen und zerschlagenen Knochen war, aber gleichfalls in der Mitte die Spuren des Heerdes zeigte. Die animalischen Ueberreste wurden nach Christiania geschickt und sind von Herrn Prof. Boeck geprüft und bestimmt worden. Er fand unter den Schalthieren 12 Arten vertreten. Ostrea edulis, Cardium edule (sehr zahlreich), My-

---

*) S. Correspondenzblatt 1872, Nro. 1, Seite 8.

tilus edulis, Littorina littorea (sehr zahlreich), Littorina obtusata, Patella vulgaris, Patella testudinaria, Tritonium undatum (zahlreich), Tritonium despectum, Modiola vulgaris, Cyprina islandica, Purpura lapillus. Diese verschiedenen Arten lagen grösstentheils durch einander gestreut, hier und dort aber in gesonderten Häuflein beisammen Mit Ausnahme der Austern vielleicht, leben diese Thiere noch jetzt an der norwegischen Küste und zwar in so seichtem Wasser, dass ihr Fang selbst für mangelhaft gerüstete Fischer keine erheblichen Schwierigkeiten bot. Die eingesandten Fischgräten erklärt Herr Boeck für jüngeren Ursprunges und meint, sie könnten mit sonstigem Kehricht aus dem Hause des jetzigen Besitzers auf das Feld gebracht sein. Das Fehlen derselben unter den alten Speiseabfällen betrachtet er indessen um so weniger als Beweis gegen die Fischnahrung der derzeitigen Bevölkerung der Localität, als selbst die Ueberreste der Säugethiere einen so hohen Grad der Verwitterung zeigen, dass es kaum möglich sei, sie mit Gewissheit zu bestimmen. Mit Sicherheit erkannte er ein Stirnbein von einem Menschen, einen Biberzahn, einige Hundeknochen und Knochen vom Elen und Renthier. Die Markknochen waren sämmtlich zerschlagen.

Die Anzahl der Artefacte ist, im Verhältniss zu dem Flächenraum des Fundortes und mit Berücksichtigung des Umstandes, dass nur zufällig verlorene Geräthe mit dem Kehricht verschüttet wurden, überraschend. Man fand eine Queraxt von Renthier- oder Elenknochen, einen abgebrochenen runden Knochen an dem einen Ende flach abgespitzt (Pfeilspitze?), ein viereckiges Stück Schiefer mit geglätteten Breitflächen und einer ringsum laufenden Furche (Netzsenker?), eine Lanzenspitze von Schiefer, zwei Pfeilspitzen, ein Messer mit Stiel und einen 7 Zoll langen Keil desselben Materials.

Vergleichen wir diesen Speiseabfallhaufen bei Stenkjaer mit den dänischen Kjökkenmöddingen, so macht sich bei aller Aehnlichkeit doch zugleich eine auffallende Verschiedenheit bemerkbar. Hier wie dort bildeten Jagd und Fischfang den Nahrungstoff, aber die Werkzeuge sind nicht allein hinsichtlich des Materials, sondern auch bezüglich der Form durchaus verschieden, und beide für die respectiven Länder charakteristischen Geräthe von Schiefer sind in Dänemark bis jetzt niemals gefunden; selbst in Schweden beschränken sich die in den mittleren Landschaften gefundenen auf circa neun Exemplare; der südlichste Fundort ist der Grenzwald Kolmard. In den nördlichen Provinzen sind sie, wie in dem nördlichen Norwegen und in Finnland, häufiger. Flintsteingeräthe findet man dagegen in Norwegen nur in den südlichen Provinzen, jedenfalls sind die wenigen im Norden gefundenen Exemplare (im Stifte Tromsö acht) niemals aus Gräbern gehoben. Von 41 Schiefergeräthfunden fallen dahingegen 19 auf das Stift Tromsö, 22 auf das ganze übrige Land.

Der Fund zu Stenkjaer bestätigt, was in den letzten Jahren von mehreren nordischen Alterthumsforschern wiederholt ausgesprochen ist, dass nämlich der europäische Norden in der Steinzeit zwei verschiedene Culturgruppen und zwei verschiedene Völker, als deren Repräsentanten, gekannt habe*).

Die Frage, ob beide neben einander bestanden, ist noch nicht entschieden. Prof. O. Rygh hält die nördlichere („arktische") für jünger. Jedenfalls erhielt sich die Industrie der Stein- und Knochenwerkzeuge am nördlichen Eismeere bis zu einer Zeit, wo Südscandinavien längst im Besitz einer blühenden Metallindustrie war. Die Gräber am Warangerfjord zeugen davon, dass man dort lange neben den selbst angefertigten Stein- und Knochengeräthen eingetauschte Metallgeräthe benutzte und schliesslich auch Metall erwarb und selbst die Geräthe, deren man bedurfte, anzufertigen versuchte. Dass dieser interessante und lehrreiche Fund in Norwegen der einzige bleiben werde, ist nicht wohl denkbar.

Es kann nicht fehlen, dass derartige Wohn- und Speiseplätze an der Küste zahlreich vorhanden sind und dass deren von den jetzt so eifrig spürenden Norwegern bald mehre entdeckt und für die Wissenschaft ausgebeutet werden. J. M.

Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechtes. Für Gebildete aller Stände. Begonnen von Wilhelm Baer. Nach dessen Tode unter Mitwirkung von Prof. Dr. H. Schaaffhausen vollendet und herausgegeben von Friedrich v. Hellwald. Mit 500 in den Text gedruckten Illustrationen und 10 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1874.

Ein reich und elegant ausgestatteter Band in gross Octav mit über 600 Seiten.

Nach einem einführenden Capitel von XXX Seiten und nach einigen Betrachtungen über die Geschichte unserer Erde, welche die ersten 24 Seiten des eigentlichen Werkes füllen, beginnt W. Baer

*) Vergl. Hildebrand: Das heidnische Zeitalter in Schweden. Hamburg, bei Otto Meissner 1873, S. 71, und Worsaae: Russland og det Skandinaviske Nordens Bebyggeln og äldste Kulturforhold in den Aarböger etc. etc. für 1872. — Desgl. Globus XXV. Heft 2 bis 5.

mit der Schilderung dessen, was man über die Urzeit des Menschen weiss, dessen erstes Auftreten, so weit wir sichere Kunde haben, in die Zeit fällt, wo die grossen Gletscher der ersten oder ältesten Eiszeit sich in die Gebirgsthäler zurückzogen.

Das Zeitalter der ausgestorbenen Thiere, die Uebergangsperiode vom Zeitalter des Mammuth zu dem des Ren, die Renthierzeit oder das Zeitalter der ausgewanderten Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Kunstfertigkeit der Renthierfranzosen, „dieses schwarzen Punktes in der Urgeschichte", das Zeitalter der geglätteten Steinwerkzeuge mit „Küchenresten", Torfmoorfunden und Pfahlbauten, und endlich die Zeiten der Dolmen, Menhirs und Kromlechs, der Gang- und Hühnengräber, der Riesenstuben und kyklopischen Mauern — die eingehende Besprechung aller dieser theils älteren, theils neueren, theils allerneusten Funde füllt das Buch bis Seite 309. — Von da bis Seite 445 schildert Fräulein J. Mestorf, wie im Vorwort mit Recht bemerkt ist, unter vollständigem Eingehen auf die von W. Baer bis dahin eingehaltene Behandlung des Stoffes, das Bronze- und Eisenzeitalter mit Fachkenntniss und anmuthig flüssiger Diction in kräftig gehaltener, wohlberechneter Darstellung. Auf weiteren 55 Seiten berichtet F. v. Hellwald über den vorgeschichtlichen Mensch in Amerika, sowie Ozeanien, und schliesst damit die erste, den Schwerpunkt des Buches bildende Abtheilung.

In der zweiten, 66 Seiten umfassenden Abtheilung bespricht der letztgenannte Verfasser in markirten Zügen in bekanntem, meisterhaft ausgebildetem Stil das Alter und die Abstammung, sowie die allmähliche Entwickelung des Menschengeschlechtes, seine Urheimat, Racen- und Sprachbildung, seine vorhistorischen Wanderungen, die Anfänge der Gesellschaft, den Ursprung der Religion, die Bildung der Familie, den fortdauernden Kampf ums Dasein.

Das Buch soll, wie im Vorwort betont wird, „sich durchaus in populärer Form bewegen, aber dennoch ein zugleich streng wissenschaftliches sein, d. h. mit anderen Worten, sich um keines Haares Breite von den Resultaten der positiven Forschungen entfernen." Und diese Richtschnur ist denn auch bei Abfassung des vor uns liegenden Ganzen getreulich eingehalten worden. Mit kritischer Auswahl wird ein reiches Material einschlagender Thatsachen, so weit solche der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft bietet, in fasslicher und übersichtlicher Form dem Leser vorgelegt, der, wenn er der Darstellung gefolgt ist, sowohl die Errungenschaften, die auf diesem Felde gemacht sind, als das immerhin noch Lückenhafte überblicken und selbst beurtheilen kann, zu welchen Schlüssen die festgestellten Thatsachen berechtigen und wie weit wohlbegründete Hypothesen zu erweisen übrig bleiben.

An einer Stelle finden wir angedeutet, wie vorzugsweise auf dem Felde der Archäologie wissenschaftlich gebildete Laien oder Dilettanten durch ernst gemeinte Forschungen ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Solchen, sowie überhaupt Allen, welche diesen Zweig des Wissens nicht zu ihrem Fachstudium machen können, aber doch von ernster Forschbegier getrieben werden, dürfte das vorliegende Buch als „ein Handbuch, ein Compendium ‚prähistorischer Wissenschaft' nach ihrem heutigen Standpunkt" besonders zu empfehlen sein.

Für streng wissenschaftliche Fachmänner giebt es ein derartiges Handbuch noch nicht. Allen Anforderungen, die an ein solches zu stellen wären, wozu ein wohlgesichteter Hinweis auf die fachwissenschaftliche Literatur gehören würde, genügt das vorliegende Werk selbstverständlich nicht, oder höchstens in sofern, als sich dieses mit dem populären Zweck vereinbaren liess.

Im Uebrigen hält sich die Auffassung auf der Höhe des gegenwärtigen Standpunktes der Wissenschaft; sie schreckt nicht vor den Folgerungen zurück, die sich aus der Annahme der Darwin'schen Hypothese und aus den archäologischen Funden ergeben, sie bezweckt aber darum keineswegs Proselytenmacherei und malt nicht mit verführerischen Farben; sie weiss vielmehr sicher Festgestelltes von wirksamen Hypothesen zu sondern, und sucht nur, indem sie die Thatsachen in den Vordergrund stellt, das Urtheil des Denkenden auf die richtige Bahn zu leiten.

Das Buch ist, wie bemerkt, reichlich mit zweckdienlichen, sauber ausgeführten Holzschnitten ausgestattet. Die Tonbilder indessen hätten fortbleiben können. Wie misslich es überhaupt ist, prähistorische Anschauungen bildlich darzustellen, zeigt sich hier recht deutlich. Der ernste Forscher, befürwortet die Vorrede, nimmt an diesen Tonbildern, „die natürlich, wie jeder Kenner auf den ersten Blick wahrnimmt, nichts Anderes als Phantasiegebilde sein können", sicher keinen Anstoss. Wir können hinzufügen, er hat keinen Anstoss zu nehmen. Die wissenschaftliche Darstellung des Buches entspricht keineswegs der phantastischen Auffassung des sonst ebenso gewandten als geschickten Künstlers, welcher jene Tonbilder im Doré'schen Stile entwarf.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. Dr. C. Rau in Newyork an den Redacteur des Correspondenzblattes.

„Sie sprechen auf Seite 29 Ihrer Uebersetzung des Palacio über den Werth, welcher von primitiven Völkern Steinen von grüner Farbe beigelegt wurde, und berühren dadurch einen Gegenstand, der mich schon lange beschäftigt hat. Diese grünen Steine, wissenschaftlich oder unwissenschaftlich als Nephrit, Jade, Saussürit, piedra verde, Chalchihuitl, Amazonenstein etc. bezeichnet, haben sicherlich im Culturleben verschiedener Völker eine bedeutende Rolle gespielt, indem sie zu werthvollen Geräthen, Schmuckgegenständen und symbolischen Abzeichen und Bildern verwendet wurden. Sie wissen, wie sehr der Calchihuitl in Mexiko und Centralamerika geschätzt wurde; weiter südlich, in Brasilien, herrschte unter den Eingeborenen dieselbe Vorliebe für den grünen Stein, und erst vor Kurzem sah ich ein aus solchem Materiale angefertigtes, prächtig gearbeitetes Amulet im Besitze des Professors C. F. Hartt, welcher es nebst anderen Gegenständen derselben Gattung auf seiner zweiten brasilianischen Forschungsreise erlangt hatte. In den jetzigen Vereinigten Staaten vertrat bei den Ureinwohnern ein grünlicher gestreifter Schiefer, den ich im „Archiv für „Anthropologie" (Bd. V, S. 14 u. s. w.) beschrieben habe, die Stelle des mexikanischen Chalchihuitl. Ich besitze einige sorgfältig polirte japanische Amulete, die aus einem feldspathartigen Gesteine von blassgrüner Farbe angefertigt sind. Fast überall stossen wir auf diese für die grüne Farbe sich kundgehende Vorliebe, die sich, Ihrer Ansicht gemäss, auf einen bestimmten psychologischen Grund zurückführen lassen muss.

Gestatten Sie mir den Versuch einer Erklärung dieser Erscheinung:

Die religiösen Anschauungen aller primitiven Völker entsprangen aus der Beobachtung der Gegenstände und Vorgänge, welche die Natur zur Wahrnehmung brachte, wie die mehr oder minder entwickelten mythologischen Systeme dieser Völker beweisen, in denen Himmelskörper, Donner und Blitz, Winde, Gewässer, Berge, ja selbst Thiere und Pflanzen als Gottheiten auftreten. Der Fetischdienst ist nur ein niederer Grad dieser Verehrung des durch die Sinne Wahrnehmbaren. Namentlich musste die im Wachsthume der Pflanzen sich stets erneuernde Naturkraft auf die Gemüther einfacher Menschen einen tiefen Eindruck machen, und da Grün die Farbe des Pflanzenreichs — gewissermaassen die Leibfarbe der Natur — ist, so liegt die Idee sehr nahe, dass Steinarten von dieser Farbe vorzugsweise geschätzt und mit besonderer Sorgfalt verarbeitet wurden.

Wenn man bei verschiedenen weitgetrennten Völkern, denen eine höhere Cultur noch abgeht, der nämlichen Anschauung begegnet, so darf man diese nicht als das Resultat eines verwickelten Denkprocesses betrachten; man ist vielmehr berechtigt, einen allgemeinen, in die Augen springenden Grund anzunehmen. Ob meine Erklärung Ihnen und Anderen genügen wird, muss ich dahin gestellt sein lassen, jedenfalls werden Sie zugeben, dass sie wenigstens das Verdienst hat, einfach zu sein."

Newyork, 23. December 1873.

Anzeigen.

Die siebente Versammlung des internationalen Congresses der Archäologen und Anthropologen, die bekanntlich in diesem Jahre in Stockholm stattfindet, wird dem soeben ausgegebenen Programme zu Folge ihre Sitzungen am 7. August beginnen und am 16. August schliessen.

Diejenigen, welche sich an dem Congress zu betheiligen gedenken, werden ersucht, sich an den Secretair des Leitungscomités, Herrn Hans Hildebrand im Königlichen Archäologischen Museum zu Stockholm zu wenden.

Von der bereits früher angekündigten Zeitschrift:

Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine,

welche von nun ab in zwanglosen Heften erscheinen wird, ist soeben das erste Heft erschienen; dasselbe enthält folgende Abhandlungen:

Ueber den Ursprung der Kenntniss und Bearbeitung des Erzes in Europa, von Prof. Unger.

Ueber aussergewöhnlich breite Schädel, von Dr. H. v. Ihering.

Ueber Tättowiren, von Prof. Krause.

Ein neuer Schädelmessapparat, von J. W. Spengel.

Ein zweites bald folgendes Heft wird unter anderem zwei sehr interessante Abhandlungen von Herrn Dr. Fick: Ueber die Cultur des Urvolkes der Indogermanen, wie sich dieselbe nach den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung hat ermitteln lassen, und von Herrn Groome: Ueber die Lebensweise, die Sprache und die Gebräuche der Zigeuner, enthalten.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 2. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. Februar 1874.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu München am 16. December 1873.

Herr v. Schlagintweit-Sakünlünski übergiebt der Gesellschaft zwei Abtheilungen:

1. Ueber Nephrit nebst Jadeit und Sanssurit im Künlüngebirge. Sep.-Abd. a. d. Sitzgsb. d. math. phys. Cl. d. königl. bayer. Akad. der Wiss. 1873. 2.
2. Die Pfahlbauten der Jetztzeit im südöstlichen Asien. Sep.-Abd. aus Westermann's Monatsheften. Decbr. 1873.

Herr Kollmann erstattet Bericht über die Verhandlungen auf der dritten allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft; macht dabei wiederholt auf die Anfertigung einer prähistorischen Karte für Deutschland aufmerksam.

Herr Pusehmann gab ein Referat über den in K. E. v. Baer's Werk*) geschilderten Handelsweg, der im fünften Jahrhundert v. Chr. durch einen grossen Theil des jetzt russischen Gebietes ging. Herodot beschreibt nämlich einen Handelsweg, der vom Schwarzen Meer bis ins Innere Asiens führte. v. Baer hat die von Herodot erwähnten Gegenden selbst besucht und durch den Augenschein die Richtigkeit der vom ältesten griechischen Historiker geschilderten Verhältnisse geprüft. Die grosse Anzahl griechischer Colonien in der Krym, auf der Halbinsel Taman, der blühende Zustand Olbia's, jener griechischen Colonie mitten im Lande der Skythen, durch welche jener Handelsweg führte, ihre genauen commerciellen Beziehungen zu den Skythen und zu den diesen benachbarten Völkern und endlich die Existenz einer befestigten Handelsfactorei weit im Norden zwischen Don und Ural im Waldlande (Hylea) rechtfertigen die Annahme, dass die Griechen schon einige Jahrhunderte vor Herodot mit diesen Gegenden in Verkehr gestanden sind. Alle die von v. Baer gesammelten und scharfsinnig belenchteten Angaben des Herodot, des Ptolomäus und späterer Reisender zeigen, dass dieser Handelsweg von den griechischen Colonien im Schwarzen Meere ausgehend in nordöstlicher Richtung das Land der Skythen durchschnitt, den Don überschreitend 75 Meilen in waldloser Gegend bis zu dem Volke der Budiner, bis in die Wälder von Kasan und Murom reichte, wo sich eine wichtige Station für den Pelzhandel befand.

Von dort zog er in derselben Richtung noch 7 Tage lang durch menschenleere Gegenden, und wandte sich zwischen Wolga und Ural allmälig gegen Osten und später nach Süden, um zu den vorgeschobenen Posten der Argippäer zu gelangen, welcher als ein wichtiger Knotenpunkt des Welthandels in jener Zeit eine nähere Aufmerksamkeit verdient. v. Baer hält die Argippäer, von denen Herodot schreibt, dass sie keinen Menschen etwas zu Leide thaten und allgemein für heilig galten, für eine Priestergemeinschaft, welche von ihrem Volke dahin postirt war, um den Tauschhandel mit den westlichen Völkern, deren Karawanen zu ihnen zogen, zu vermitteln.

Nach der Personalbeschreibung mögen die Argippäer Mongolen gewesen sein, welche vermit-

*) Dr. K. E. v. Baer, Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen, und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts III. Bd. Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet. St. Petersburg. 1873. S. 62 u. folgende.

telst der erwähnten Handelsstation am südlichen Abhange des Belurgebirges den ganzen Handel zwischen dem inneren Asien und Europa vermittelten. Nach v. Bär würde also ihr Wohnsitz am Fusse der mächtigen Gebirgsmasse zu suchen sein, welche das turanische Tiefland vom mittelasiatischen Hochlande trennt.

Die Forschungen zeigen, dass die Griechen von ihrem Sitz im Mittelmeere aus nicht allein nach Süden und Westen vordrangen, sondern ost- und nordwärts einen ansehnlichen Theil des heutigen Russlands durchzogen, ja selbst das turanische Tiefland betraten.

Sitzung des Göttinger anthropologischen Vereins am 17. Januar 1874.

Nachdem die Revisionscommission Bericht erstattet und dem bisherigen Vorstande für seine Geschäftsleitung Decharge ertheilt worden, hielt Herr Dr. Sauerwein, z. Z. in Bauteln, einen Vortrag über „die slavischen Völkerschaften Nordungarns". Der Vortragende machte zunächst einige einleitende Bemerkungen über die Leichtigkeit, mit der seit Eröffnung einiger neuer Eisenbahnen eine Reise nach dem Norden von Ungarn unternommen werden kann, und schilderte in wenigen Zügen die Natur der von slavischen Völkern bewohnten Karpathengegend. Er schilderte sodann die den Nordosten und Norden des Landes bewohnenden Slovaken und zwar als einen Menschenschlag von grosser Rührigkeit und Tüchtigkeit und keineswegs die Geringschätzung verdienend, mit welcher, wie im Volksliede u. dgl. sich kundgiebt, früher der Ungar auf dasselbe herabsehen zu können meinte. Ein flüchtiger Blick wurde auf das Verhältniss des slovakischen Dialektes zum Tschechischen sowie gleichfalls auf die Entwickelung der neuesten slovakischen Literatur geworfen. Auch wurden die zwischen den Slovaken eingestreuten deutschen Colonien im Zipser Comitat, sowie die hauptsächlich von Galizien durch Ungarn verbreiteten deutschen Juden in wenigen Worten besprochen. Es folgte darauf eine eingehendere Darstellung des zweiten slavischen Hauptvolkes in den Karpathen, der Russinen oder Kleinrussen. Es wurde die Frage der Einwanderung derselben besprochen, und wenn auch Schaffarik zugegeben, dass schon vor der ungarischen Einwanderung einige Kleinere in den Karpathen gewohnt haben mögen, doch im Ganzen der Ansicht Bidermann's, des Verfassers einer ausführlichen Monographie über die Russinen, zugestimmt, dass die wichtigsten Zuzüge zur Zeit der Magyareneinwanderung und zu verschiedenen späteren Zeitpunkten erfolgt sein mögen. In Bezug auf die Etymologie des Namens Ruthene, in Polen schon lange als Synonym von Russine gebräuchlich, wurde Bidermann's Erklärung aus dem Finnischen Ruotsi, Schwede, gebilligt, wonach auch Ῥῶς, Russe, ursprünglich, wie der Sprachgebrauch von Schriftstellern des zehnten Jahrhunderts darthut, von den Nordmännern oder Skandinaven gebraucht, in Folge der warägischen Eroberung des jetzt russischen Landes, auf die unterworfenen Slaven in ähnlicher Weise übertragen wurde, wie der Name Franken auf die unterworfenen Galloromanen. Entschieden widersprochen wurde der Bidermann'schen Darstellung des Verhältnisses der Kleinrussen zu den Grossrussen, wonach bloss die ersteren wirkliche Russen seien, die anderen jedoch lediglich slavisirte Finnen. Die möglichst starke finnisch-tatarische Beimischung zugegeben, wurde doch dagegen mit Nachdruck geltend gemacht, dass es undenkbar erscheint, dass eine so ausgeprägte Nationalität und Sprache wie die Grossrussische eines ursprünglichen starken, slavischen Kerns gänzlich ermangelt haben und nur durch Mischung anderer heterogener Völkerschaften und Annahme einer Sprache anderswoher entstanden sei.

Es wurden die bemerkenswerthen Verschiedenheiten unter den Kleinrussen, und wieder speciell unter den galizischen und den in Ungarn ansässigen Kleinrussen besprochen, und erwähnt, wie in Westen die Karpathen eine Völkergrenze zwischen den Polen und den slovakischen Bewohnern des nordöstlichen und nördlichen Ungarn bilden, während weiter im Osten derselbe Volksstamm der Kleinrussen sowohl den Norden als den Süden der Karpathen bewohnt. Zur Erklärung dieses Verhältnisses verwies später Herr Professor v. Seebach auf die verschiedene Structur des Gebirges im Westen und Osten, wodurch in ersterer Gegend der Verbreitung eines Volksstammes beträchtlichere Hindernisse entgegenstanden.

Es folgte darauf eine nähere Schilderung der ungarischen Russinen in Bezug sowohl auf Körpergestalt als auch ihre Eigenthümlichkeiten in Charakter, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Gebräuche, Nahrungsmittel u. s. w. Der friedliche und gutmüthige Charakter des Volkes wurde hervorgehoben. Die dialektischen Verhältnisse der Sprache, namentlich in Bezug auf den Unterricht und die Möglichkeit in der Sprache zu schreiben, wurden eingehender dargestellt und in dem Gegensatz der Lyschaken und Lemaken, von denen die einen für nur lgsch, die anderen lem sagen, eine Parallele für Langued'oc und Langue d'oil gefunden.

Ein Blick auf das von dan Vortragenden bereiste Gebiet sammt einigen Bemerkungen über die Wallachen und über den Gesammtzustand des Landes machte den Schluss des Vortrages.

Herr Dr. Esser legte darauf ein bei der Fundirung zum neuen naturhistorischen Museum gefundenes altes Hufeisen vor und erörterte daran anknüpfend unsere Kenntniss von den Anfängen des Hufbeschlages in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, während in den classischen und prähistorischen Zeiten der Hufbeschlag unbekannt gewesen zu sein scheint. Herr Prof. Wieseler bemerkte, dass man im Berner Lande in prähistorischen (?) Gräbern Hufeisen, sogenannte „Heideneisen", gefunden habe.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Spuren römischen Einflusses auf die ältere Eisenaltercultur in Norwegen.

Eine wichtige Frage, welche die nordischen Archäologen seit Jahren beschäftigt hat und zu deren Lösung noch immer neues Material herbeigetragen wird, betrifft das wann? und wie? der Einführung der ersten eisernen Geräthe. Kamen sie als die Habe eines einwandernden fremden Volkes, oder kamen sie auf dem Wege des Handels zu den im Bronzeguss kundigen Nordbewohnern? Die durch römische Münzen chronologischen Anhalt bietenden grossen Moorfunde auf den dänischen Inseln und in Schleswig berechtigten die Dänen und Schweden den Beginn der sogenannten Eisenzeit bis an den Anfang der christlichen Zeitrechnung hinauszurücken. Von Norwegen, welches keine römischen Münzfunde, keine mit römischen Fabrikaten gemischten Gräberfunde aufzuweisen hatte, glaubte man, es habe seine Eisen mitführende Bevölkerung über Dänemark und Schweden empfangen und sei dem Verkehr mit den südlichen Culturvölkern oder mit den Händlern, welche die Producte einer höher entwickelten Industrie nach dem Norden vertrieben, stets fern geblieben.

Norwegen selbst verhielt sich lange schweigend diesem Urtheile gegenüber. Das erste Licht auf die ältere Eisenaltercultur in Norwegen warf Rygh in einer Abhandlung, der wir seiner Zeit in diesen Blättern (Jahrgang 1870, Nro. 7 und 8) in Kürze gedacht haben. Seitdem haben die Norweger rüstig gearbeitet und richtete das Ausland längst schon erwartungsvoll den Blick auf jenes Land, welches selbst in historischer Zeit für den Erforscher altgermanischen Lebens lange eine Schatzkammer blieb, so sind diese Erwartungen jetzt gesteigert durch eine unlängst erschienene höchst interessante kleine Schrift des Archäologen Lorange: „Ueber die Spuren römischer Cultur in dem norwegischen älteren Eisenalter."

Herr Lorange glaubt aus den gegenwärtigen Beständen der norwegischen Alterthümersammlungen, hauptsächlich aber aus den Ergebnissen der von ihm ausgeführten zahlreichen Gräberuntersuchungen den Schluss ziehen zu dürfen, dass Norwegen, als im 3. Jahrh. n. Chr. nachweisbar römische Cultureinflüsse im Norden bemerkbar wurden, längst von einem eisernen Waffen und Werkzeuge besitzenden Volke bewohnt war, und ferner giebt er den Beweis, dass Norwegen keineswegs ausserhalb des Verkehrs mit den südlichen Culturvölkern gestanden, dass vielmehr der sogenannten römischen Funde in Norwegen mehr gehoben sind als in Schweden.

Dänemark hat den Vorrang bezüglich der Funde an Hausgeräth, Schmuck und Waffen römischen und römisch-barbarischen Stils; Schweden bezüglich der Münzfunde. Die in Norwegen gefundenen römischen Münzen beschränken sich bis jetzt auf 1 Denar des Antonius Pius, 1 Goldmünze Valentinian's I. und 4 Nachbildungen der letztgenannten; allein nicht mit Unrecht hebt der Verfasser hervor, dass auch in Dänemark und Schweden die Hauptfundstätten an der Küste, den deutschen Ostseeländern gegenüber liegen, wohingegen im Innern des Landes bisher keine oder doch unerhebliche römische Münzfunde notirt sind. Bornholm, Seeland, Oeland, Gothland und Schonen sind die eigentlichen Fundstätten. In einer numerischen Uebersicht der „römischen" Funde in Skandinavien beschränkt sich Herr Lorange auf drei charakteristische Gegenstände: Gefässe von Bronze und Glas und hölzerne Eimer mit bronzenen Beschlägen und Henkeln. Bis zu 1871 bis 1872 kannte man

- in Dänemark: 93 Bronzegefässe, worunter 20 Casserollen und Siebe, 36 Glasgefässe, 17 hölzerne Eimer mit bronzenen Bändern.
- in Schweden: 12 Bronzegefässe, worunter 1 Casserolle, 9 Glasgefässe, 1 hölzerner Eimer mit bronzenen Bändern.
- in Norwegen: 28 Bronzegefässe, worunter 7 Casserollen, 24 Glasgefässe, 30 hölzerne Eimer mit bronzenen Bändern,

wobei in Betracht zu nehmen, dass in Norwegen die Untersuchungen der Grabhügel bei weitem nicht so vorgeschritten sind wie in den beiden anderen skandinavischen Reichen.

Unter den 28 norwegischen Bronzegefässen befindet sich auch jene merkwürdige Vase, deren wir in Nro. 1 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes kurz erwähnten, mit der Inschrift Aprus. et. Libertinus. Curator .... verunt. Nach der Lesung Rygh's: Aprus et Libertinus Curator (es templi oder sacrorum pos) verunt *). Eine andere Lesung

*) Ueber den sprachlichen Charakter der Inschrift äussert sich Professor S. Buggs folgendermaassen: „Be-

lässt die Curatores Aprus und Libertinus dies „Grabdenkmal“ stiften. Alsdann wäre die Urne ursprünglich zur Aufnahme der Asche eines Römers bestimmt gewesen.

Die Bronzegefässe erscheinen nach Herrn Lorange's Ueberzeugung erst in einer vorgeschrittenen Periode der Eisenzeit. Er glaubt nämlich drei nacheinander folgende verschiedene Begräbnissmethoden zu unterscheiden. Als die ältesten Gräber der Eisenzeit betrachtet er die kleinen runden Hügel ohne Kammer, welche über die Kohlen gestreute oder in Häuflein gesammelte verbrannte Leichenreste und verbrannte Grabgeschenke enthalten: einige geschmolzene Perlen, Fragmente von Kämmen und ähnliche geringfügige Kleinigkeiten. In den jüngeren Hügeln dieser Periode findet man die Knochen und Asche in ein irdenes Gefäss gesammelt.

Danach kamen die kleinen viereckigen Steinkammern mit verbrannten Gebeinen und zum Theil verbrannten Beigaben. In diesen findet man zuerst die bronzenen Grabgefässe, und Waffen und Schmucksachen, welche an die Moorfundgegenstände erinnern.

Endlich kamen die grossen Grabkammern von Manneslänge, ja bis 22 Fuss lang, theils mit verbrannten theils mit unverbrannten Gebeinen und immer mit unverbrannten Beigaben. In einem solchen Hügel wurde das bekannte schöne damascirte Schwert mit Fabrikstempel und dem Namen RANVICI gefunden. Derartige Hügel sind bis jetzt 120 aufgedeckt, die sich hinsichtlich ihres Inhaltes einer gewissen Classe der seeländischen und mecklenburgischen Gräber anschliessen, wenngleich die dänischen in Betreff des Reichthums und der Kostbarkeit der Grabgeschenke alle anderen übertreffen.

Lässt sich, wie Herr Lorange sich überzeugt hält, in dem bis jetzt gesammelten Material bereits ein deutliches Fortschreiten der einheimischen Cultur unter fremdem (römischem) Einfluss constatiren, so genügt es doch nicht den Uebergang von der älteren Eisenzeit in die manches Fremdartige offenbarende jüngere Eisenzeit zu erklären. Von Norwegen, wo die unberührten Gräber noch nach Hunderten, ja nach Tausenden zählen, dürfen wir die wichtigsten Aufschlüsse und Beiträge zur Klärung dieser wie auch der Eingangs berührten Frage erwarten, und wo die Arbeit von so rüstig schaffenden und so sachkundigen Forschern in Angriff genommen, werden diese hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

Im Anschlusse an die obige Schrift müssen wir hier noch einmal einer früher erschienenen und durch eine französische Ausgabe auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Abhandlung des Prof. Engelhardt in Kopenhagen gedenken, welche von den im Norden gefundenen römischen Bronzefiguren und anderen Kunstproducten der älteren Eisenzeit handelt und dieselben zum Theil auch bildlich veranschaulicht*). Ausser den Bronzen zeigen die 12 angefügten Tafeln auch jene ebenso kostbaren als seltenen polychromen Glasgefässe (gefunden bei Thorslunde unweit Roeskilde) und zwar in jener vollendet schönen Ausführung, welche die Beilagen der dänischen Aarbøger zu wahren Kunstblättern erhebt. Und da können wir uns, dieses anziehende Heft durchblätternd, der Erkenntniss nicht verschliessen, dass, wenngleich ein römischer Einfluss auf die norwegische Cultur nicht zu bestreiten, derselbe sich in Dänemark doch bisjetzt als ein ungleich stärkerer und vielseitigerer offenbart, denn nicht nur fehlen in Norwegen die römischen Münzen, sondern auch jene Bronzestatuetten, deren auf dem dänischen und schwedischen Inselgebiete, in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Preussen und England gefunden worden sind und die unbestritten als römischen Ursprunges betrachtet werden dürfen.

Der Verfasser giebt Abbildungen von neun dieser Statuetten: eine Juno (oder römische Kaiserin?) von Oeland, einen römischen Kriegsmann und eine Sphinx von Seeland, eine sitzende männliche Figur von Langeland, eine Venus (?), einen behelmten Krieger und eine zweite männliche Figur von Fünen, eine ältere männliche Figur aus Jütland und eine Jupiterbüste aus Schleswig. Es sind keine Producte der schönsten Blüthezeit des reinen römischen Kunststils, vielmehr ziemlich rohe Arbeit, allein die Körperverhältnisse sind so harmonisch, der Ausdruck so lebensvoll, dass an ihrem classischen Ursprunge nicht wohl zu zweifeln ist.

Auch die Kieler Alterthümersammlung ist im Besitz dreier Statuetten, die, verglichen mit den

---

merkenswerth ist die Namensform aprus statt aper. Die uncorrecte Nominativform aprus von dem Appellativ, Wildschwein, wird angeführt bei Probus appendix instituti. art. 38, wo sie verworfen wird. Diese Namensform zeigt, wie auch der Name Libertinus, dass die Inschrift nicht von eingeborenen vornehmen Römern redet. Wahrscheinlich waren Aprus und Libertinus Männer der Provinz, denen die niedere Volkssprache eigen“.

„Der Charakter der Schriftzeichen gestattet nicht, die Inschrift über die Kaiserzeit hinaus zu setzen. Auch die Form aprus wird erst in späterer Zeit aufgekommen sein. Das Verbum am Ende ist poseverunt ergänzt worden. Zwischen dem s und v ist jedoch Raum für zwei Buchstaben. Man könnte deshalb an posiverunt denken, doch würde diese Form zu alt sein für die Inschrift“.

*) Statuettes romaines et autres objets d'art du premier age du fer, par C. Engelhardt. Copenhagen 1872.

dänischen Figuren und der in Mecklenburg gefundenen Ubertus, als „römisch" enzusprechen sind. Eine ausführlichere Beschreibung derselben uns vorbehaltend, sei ihrer hier vorläufig kurz erwähnt.

1. (Katalog der Kieler Sammlung Nro. 567) jugendliche männliche Figur von Bronze, 98 Millimeter hoch, bekleidet mit einer Tunica, welche den rechten Arm verhüllt, der sich jedoch durch die Falten des Gewandes abzeichnet. Ueber der Tunica liegt ein Gürtel (balteus) von der linken Schulter nach der rechten Hüfte. In der linken Hand trägt sie eine Maske.

2. (Katalog N. 568) einen Blumenkorb tragender Knabe, 80 Millimeter hoch, von ziemlich rohem Bronzeguss aber harmonischen Körperverhältnissen, den linken Fuss vor den rechten setzend und mit etwas geneigtem Oberkörper, den Korb mit beiden Händen gefasst haltend.

3. (Katalog N. 569) tanzender Genius, 80 Millimeter hoch, nach Angabe des Katalogs von Silber mit edlem Stoff überzogen. Der linke Fuss ruht auf einem Sockel, das rechte Beinchen schwebt, die Arme sind emporgehoben. Eine Bruchfläche an der rechten Hand und die durchbohrte linke lassen vermuthen, dass er mit den Händchen irgend einen Gegenstand emporgehalten, etwa ein Chlamys, eine Blumenguirlande oder dergl. — Nro. 567 und 568 wurden bei Clausdorf im nordöstlichen Holstein beim Pflügen eines Ackers gefunden. Von Nro. 569 ist der Fundort unbekannt.

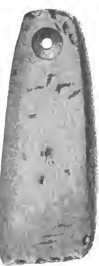
Ausser diesen Figuren wurde auf dem Gute Bothkamp unweit Preetz vor Jahren eine linke Hand von Bronze gefunden, die, am Handgelenk abgebrochen, einer lebensgrossen Figur angehört zu haben scheint, und seltsam genug ist eine sechs Zoll lange rechte Hand von Bronze, gleichfalls am Handgelenk abgebrochen, auf der Insel Fünen gefunden.

Prof. Engelhardt gedenkt ausser diesen unzweifelhaft römischen Figuren anderer von nordischer Arbeit, die unverkennbar Nachbildungen eines classischen Stils sind, und endlich einer dritten Classe in jenem seltsamen barbarischen Stil, über dessen Ursprung und Entwickelung bis zu dem Zeitpunkte wo er von edleren Vorbildern beeinflusst ward, man noch nicht im Klaren ist. Der Verfasser glaubt, dass der gothische Stamm, dem diese von römischer Cultur berührte Industrie zuzuschreiben ist, von der deutschen Ostseeküste zuerst nach Seeland hinüber geschifft sei und von dort sich über die Inseln und weiter verbreitet habe, und dass es dieses Volk war, welches etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. von Osten in Schleswig einbrach und bis an die Eider Boden gewann. Da wären denn die grossen Moorfunde mit der Ankunft dieser fremden Einwanderer und deren heftigen Kämpfen mit den älteren Bewohnern des fruchtbaren Landes in Verbindung zu bringen. Nach Hildebrand's Auffassung dahingegen würde die ins Moor versenkte Kriegsbeute mit der Einwanderung der Dänen zusammen hängen, welche mit der im Lande sesshaften götischen Bevölkerung heftige Kämpfe zu bestehen hatten.

J. M.

Ueber ein in Deutschland gefundenes Steinwerkzeug.

Vor Kurzem übersandte mir Hr. Louis L. Koch von Golconda in Illinois (Pope County) ein vor vielen Jahren in Deutschland gefundenes Steingeräth, welches, wie ich glaube, einen nicht sehr häufig vorkommenden Typus der neolithischen Periode Europas darstellt, weshalb eine Beschreibung desselben in diesem Blatte wohl am Platze sein dürfte. Es ist ein aus dichtem Grünstein hergestellter, geschliffener Keil von gewöhnlicher Form, dessen Eigenthümlichkeit in einer am stumpfen Ende angebrachten Durchbohrung besteht. Aus der beigefügten, in wirklicher Grösse angefertigten Zeichnung lässt sich der Charakter des Geräthes entnehmen. Es ist vierseitig zugeschliffen, so dass ein durch die Mitte etwa parallel mit der Schneide gelegter Querdurchschnitt ein etwas stumpfwinkeliges Rechteck von 35 Millim. Länge und 19 Millim. Breite bilden würde. Das von beiden Seiten gebohrte Loch ist von doppelt conischer Form, weshalb auch die eigentliche Durchbohrung nur einen geringen Durchmesser, etwa den eines starken Strohhalmes, hat. Das Loch war ohne Zweifel zum Durchziehen einer Schnur oder Sehne bestimmt, an welcher das Werkzeug (vielleicht am Gürtel) getragen wurde. Die augenscheinlich durch wiederholtes Schleifen erneuerte Schneide ist jetzt ganz stumpf; nichtsdestoweniger vermuthe ich, dass das Geräth ursprünglich zum Schneiden diente, und wie die von Sattlern und Schuhmachern beim Lederschneiden verwendeten Messer gehandhabt wurde. Die schräge Richtung der Schneide bestärkt mich in dieser Vermuthung. Ich besitze verschiedene indiani-



Wirkliche Grösse.

sche Grünsteinkeile, welche, abgesehen von der Durchbohrung, dem hier beschriebenen vollständig entsprechen, und so scharf geschliffen sind, dass sie mit Erfolg als Schneidewerkzeuge benutzt werden können.

Ueber die Art der Auffindung des Steinkeils liegen ganz genaue Angaben vor. Herr Koch hatte in der Nähe des Muldethales bei dem Dorfe Roitzsch, unfern Bitterfeld (preuss. Regirungsbezirk Merseburg) eine Domäne in Pacht, auf welcher er im Jahre 1839 ein Stallgebäude aufführen liess. An der Stelle, wo die Ausgrabung zur Aufnahme des Fundamentes stattfand, bestand der Boden aus feuchter, schwarzer Moorerde, die man bis zu einer Tiefe von zehn Fuss durchsinken musste, ehe man eine dem Fundamente Sicherheit bietende feste Thonschicht erreichte. Im unteren Theile des Moorgrundes, etwa acht Fuss unter der Oberfläche, wo sich besonders viele wohlerhaltene Reste von Waldbäumen, namentlich von Birken, zeigten, kam das von Hrn. Koch viele Jahre aufbewahrte und endlich meiner Sammlung einverleibte Werkzeug zum Vorschein, dessen hohes Alter schon durch die mächtige Ablagerung, welche es bedeckte, angedeutet wird.

Ich vermuthe, wie schon gesagt, dass durchbohrte Steinkeile dieser Art nicht häufig in Europa vorkommen. Worsaae hat zwei derselben in seinem illustrirten Kataloge der Kopenhagener Sammlung (Nordiske Oldsager etc., Kopenh. 1859) abgebildet: Seite 10, Fig. 16 und 17; in Nilsson's „Primitive Inhabitants of Scandinavia“ (Lond. 1868) zeigt Fig. 165 auf Taf. VIII. ein ähnliches Werkzeug; auch hat v. Estorff in seinem Werke über die Alterthümer der Umgegend von Uelzen in Hannover einen entsprechenden Gegenstand in zwei Ansichten dargestellt und beschrieben (Tafel VI, Fig. 9 und 10). Er glaubt, derselbe habe, da die Beschaffenheit des Loches das Durchstecken eines Stieles nicht gestattete, zu religiösen Zwecken gedient, und sei vermöge des Loches an einer Schnur getragen worden, während ich der Ansicht bin, dass er, gleich dem von mir beschriebenen Exemplare, als Werkzeug benutzt wurde. Lindenschmit's Werk über die heidnischen Alterthümer Deutschlands, in welchem muthmasslich diese mit Löchern versehenen Keile besprochen werden, steht mir nicht zur Verfügung. Ein Keil mit anscheinend begonnenem Loche ist in Lee's Uebersetzung der Keller'schen Berichte über die Pfahlbauten der Schweiz (Taf. XXV, Fig. 11 und 12) abgebildet. In Grossbritannien scheinen ähnliche Geräthe nicht vorzukommen, da Evans in seinem vollständigen Werke „The Ancient Stone Implements etc. of Great Britain“ Lond. 1872) ihrer nicht Erwähnung thut, und in den französischen Schriften über prähistorische Archäologie, die mir zu Gebote stehen, habe ich ebensowenig Andeutungen über diese Classe von Steinwerkzeugen gefunden. In Nordamerika gehören geschliffene Keile von verschiedener Grösse und Form, meistens aus Grünstein bestehend, zu den häufig vorkommenden Geräthen der früheren Rasse. Ich besitze deren selbst eine ziemliche Anzahl, aber kein in der erwähnten Weise durchbohrtes Exemplar. Doch weiss ich aus zuverlässiger Quelle, dass in den Vereinigten Staaten wenigstens zwei am stumpfen Ende mit Löchern versehene Steinkeile gefunden worden sind, ohne jedoch im Stande zu sein, über ihre Beschaffenheit Auskunft zu geben, da ich keine Gelegenheit hatte, sie in Augenschein zu nehmen.

Newyork, December 1873.

Carl Rau.

Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben von Dr. Fr. Klopfleisch zu Jena.

I. Die Ausgrabungen zu Allstedt.

Im September 1872 unternahm der Berichterstatter Ausgrabungen in den alten Hainen zu Allstedt und Oldisleben (Grossherzogthum Sachsen-Weimar), wozu ihm die deutsche anthropologische Gesellschaft und die weimarische Regierung die Geldmittel zur Verfügung gestellt hatten.

1. Die Ausgrabungen im Allstedter „Hagen“. Die Grabhügel liegen hier in drei Gruppen vertheilt, die vordere nach dem alten Schlosse zu, die hintere im sogenannten „Theilholze“, eine gute Viertelstunde von der ersteren entfernt und zwischen beiden, aber in nahem Anschlusse an die erstere, liegt die mittlere, welcher die Hauptuntersuchung galt. Es wurden sieben Grabhügel ausgegraben, von denen der grösste 18 Meter Durchmesser und 2 Meter äussere Höhe hielt, der kleinste 0,80 Meter Höhe und 9 Meter Durchmesser. Ein Grabhügel im „Theilholze“ maass 1,50 Meter Höhe und 15 Meter Durchmesser. Sämmtliche acht Hügel enthielten mehr oder weniger umfängliche Steinbauten, zwei von ihnen zeigten auf der Oberfläche Steinkreise.

Hügel I. bildete einen sehr complicirten Steinbau, der drei Etagen enthielt; die unterste Etage hatte ein Begräbniss mit wohlerhaltenem Schädel, ohne Beigaben. Die zweite Etage lieferte zahlreiche aber zerbröckelte Skeletreste von vielen Kindern und einigen Erwachsenen, dabei zahlreiche durchbohrte Thierzähne (Bos, Canis, Vulpes, Sus), die amuletartigen Schmuck gebildet hatten. Auch in dieser Etage befanden sich keine Metallbeigaben, aber einzelne rohe Feuersteinbruchstücken, die alle scharfkantig zerschlagen waren. Die oberste Etage enthielt zwei Gräber (ein Erwach-

sener, ein Kind), die mit zahlreichen Steinplatten umstellt und oben mit groben Bruchsteinen bedeckt waren, so dass jedes dieser beiden Gräber nach oben in einen sich conisch verjüngenden Steintumulus auslief. Ausserdem fanden sich hier Reste von Thongefässen und kleine Bronzezierrathe. Zwischen diesen zwei Begräbnissen fand sich im Mittelpunkte des Hügels noch ein dritter Steintumulus, unter welchem sich jedoch nur Branderde mit einzelnen verkohlten und geglühten Knochenstückchen zeigte.

Hügel II. enthielt im Mittelpunkt ein tiefer liegendes, steinkistenähnliches Grab mit nur wenigen Skeletresten, aber einer prächtigen wohlverzierten Urne zu Häupten und mit einem schöngeschliffenen Serpentinsteinhammer von aussergewöhnlicher Form und einer bronzenen Lanzenspitze zur linken Seite des Kopfes. Ueber diesem tiefsten mittleren Grabe war ein hoher Steintumulus aufgeschichtet, an welchen sich in der oberen Etage eine ganze Suite von anderen Steinbauten anschloss, welche sich theils ebenfalls als Gräber erwiesen, theils auch fur altarartige Bestimmung gehabt hatten; leider waren die Skelete in diesem Hügel sämmtlich in einem sehr zerfallenden Zustande, an einer Stelle zeigten sich auch Spuren von Leichenverbrennung. Während die übrigen Steinbauten dieses Hügels alle peripherisch zusammenstiessen, waren nach Norden und Osten zwei Steinbauten isolirt von den übrigen gelegen. Der östliche ovale Steinbau enthielt ein Skelet mit Urne zu Füssen, bronzener Nadel, Bronzehalsring und bronzenem Medaillon. Der nördliche Steinbau, von dreieckiger Form, hatte zahlreiche Urnenreste und über seine ganze Fläche zerstreut lose bröckliche Knochenspuren, die von Einwirkung des Feuers zeugten. Diesem sehr interessanten Grabhügel ward auch eine Knochenpfeilspitze entnommen.

Hügel III. enthielt im Mittelpunkte einen grossen Steinrundbau, unter welchem sich in der Tiefe ein Grab fand, in welchem sich aber nur noch einige wenige Reste von Menschenknochen zeigten. An den centralen Steinbau schlossen sich nach Süd, Südwest und West drei kleinere aus Bruchsteinen gefügte, mehr oder weniger regelmässige, viereckige Altäre an. Nach Norden und Osten lagen ebenfalls noch zwei ähnliche Steinbauten, die erstere viereckig, die zweite länglich oval, beide aber standen nicht mit dem Centralbau in Verbindung. Unter dem ovalen Steinbau fanden sich die bronzenen Armringe eines Kindes und gegenüber, in der oberen Etage des centralen Steinbaues, die Skeletreste eines Menschen, mit einem Ohrring von Bronze. Verbrannte Knochenspuren fanden sich auch noch an einer anderen Stelle des centralen Steinbaues. Das centrale Grab lag mit seinem unteren Begräbniss eine Etage tiefer, als die übrigen Gräber des Hügels.

Hügel IV. hatte eine ovale Gestalt, seine Längsachse ging von Süd nach Nord. Die Grabeinrichtung war insofern abweichend von der der übrigen Grabhügel, als hier kein Centrum sich fand, sondern die Steinbauten, sechs an der Zahl, in einer Reihe angeordnet waren. Diese Steinbauten hatten sämmtlich eine länglich ovale Gestalt von 3,50 bis 4 Meter Länge und von 3 bis 1,2 Meter Breite. Oestlich hinter jeder dieser Steingrüfte lag ein kleiner Altar, meist aus mehreren Steinen gebildet, an dem einen lief eine schmale Steinbrücke von dem zugehörigen Steinhause aus. Unter den meisten der einzelnen Steinhäuser fanden sich noch einige wenige menschliche Skeletreste: diese Skelete waren stets mit schräg gesetzten Steinplatten umgrenzt. Bei einigen dieser Gräber fanden sich geringe Bronzezierrathe und einzelne Urnen (Beisatzgefässe), das letzte Steinhaus nach Süden zu aber enthielt ein durch Uebereinanderkragen der Steine gebildetes regelmässiges Urnengewölbe, in welchem sich mehrere Urnen und einige kleinere Thongefässe, befanden; auch ein Feuersteinschabinstrument kam hier zum Vorschein. In einem anderen dieser Steingräber fand sich auch ein Thonwirtel, einige kleine Bronzedrathgewinde und ein Hammer aus Hirschhorn.

Hügel V. war wieder von centraler Anlage, indem ein runder, 6 Meter im Durchmesser haltender, von senkrecht stehenden Steinplatten umgrenzter Steinbau den Mittelpunkt der inneren Hügelanlage bildete, an welchen sich nach Osten zu zwei Steinaltäre unmittelbar anschlossen, von denen der eine aus vier grossen Steinplatten gebildet war, während der andere aus kleineren Bruchsteinen bestand. Vor der südlichen Peripherie des Hügels stand im rechten Winkel eine grosse Steinplatte, welche den Eingang zu einer durch einen Steinkranz gebildeten Gasse verschloss, die von Süden nach Norden um die westliche Peripherie des Hügels herumführte und bei einem aus zwei Steinplatten gebildeten Altar spitz auslief. Dieser Altar ragte ein wenig aus der nördlichen Peripherie des Hügels heraus. Etwas hinter diesem Altar, ebenfalls noch nahe der nördlichen Peripherie des Hügels, lag der höchste Punkt des centralen Steinbaues, einen besonderen Steinkegel bildend. Zwischen den beiden östlichen Altären, seitlich aber innerhalb des centralen Steinbaues fanden sich die Reste von zwei Skeleten, von denen das eine sehr unregelmässig in eine nicht ausreichend grosse aus Plattensteinen gebildete „Steinkiste" so hineingezwängt war, dass der Steiss zu oberst lag und die Unterschenkelknochen mit Gewalt gebrochen waren, während Fussreste und der Kopf (mit Resten eines Bronzeohrrings), für welche in der Steinkiste kein Raum vorhanden gewesen war, aussen hinter der Steinkiste beigesetzt waren. In der Tiefe unter diesem Skelet, unter einem beson-

dern Steintumulus, fanden sich die Reste des zweiten Skelets, welches ein grösseres und ein kleineres Thongefäss bei sich hatte.

Zwischen dem östlichen aus Bruchsteinen gebildeten und dem nördlichen aus zwei Steinplatten bestehenden Altare fand sich innerhalb des centralen Steinbaues, aber sehr nahe an der nordöstlichen Peripherie desselben, ein Kinderskelet in freilich schlecht erhaltenem Zustande, doch konnten von dem Schädel einige Stücke gerettet werden. Auch auf der entgegengesetzten südlichen Peripherie dieses centralen Steinbaues, hinter dem die obenerwähnte Gasse verschliessenden Steine, fanden sich die schlechterhaltenen Reste zweier menschlicher Skelete; bei dem einen lag wiederum ein bronzenes Ohrringgewinde. Auch innerhalb jener Gasse, nicht weit westlich hinter der querverschliessenden Platte, fand sich eine kleine Steinkiste mit Resten eines Kinderskelets, das rohe, zertrümmerte Feuersteinstücke und eine Knochennadel bei sich hatte.

Hügel VI. trug zwar schon Spuren einer früheren Ausgrabung an sich, da dieselbe aber nicht sehr gründlich gewesen zu sein schien, indem noch sehr beträchtliche seitliche Massen des Hügels unverletzt standen, so wurde eine breite Gasse durch den grössten dieser seitlichen Hügelreste geschlagen, so dass auch der schon durchgrabene Hügelmittelpunkt einer nachträglichen Revision unterzogen werden konnte. Dabei zeigte es sich, dass den Mittelpunkt des Grabes ein aus colossalen Steinplatten zusammengefügtes Steinhaus gebildet hatte, dessen Inhalt schon ausgeleert worden war. Umherliegende Thongefässscherben aber trugen einen wesentlich anderen Charakter an sich als die aus den übrigen diesmal geöffneten Grabhügeln stammenden, während sie sich in Betreff ihrer eigenthümlichen kettenähnlichen Verzierungen in Uebereinstimmung befanden mit den irdenen Gefässen, welche im Jahre 1870 in einem westlich gegenüberliegenden Grabhügel von dem Berichterstatter ausgegraben wurden, worüber er schon in der Versammlung deutscher Anthropologen zu Schwerin (1871) Mittheilung machte. Auch darin zeigte sich eine Uebereinstimmung mit jener früheren Ausgrabung, dass die Erde dieses Hügels in der Beisetzungsschicht schwarz war, während die der übrigen diesmal geöffneten Hügel aus gelbem Lehm bestand, auch die colossalen Verhältnisse der das Grabgehäuse bildenden Steinplatten waren analog.

Am Grunde des Hügels zeigten sich die Ueberreste eines Steinkreises, über der schwarzen Beisetzungsschicht folgte ein wagerecht gelegtes Steinpflaster und darüber war der ganze obere Theil des Hügels aus über einander gehäuften Bruchsteinen zu einem Steintumulus conisch aufgethürmt, dessen Oberfläche wieder mit Erde überdeckt war, und welcher unter sich in der Hügelmitte die grosse Steinkiste geborgen hatte. In jenem oberen Steinmantel fand unsere Nachuntersuchung noch die Reste eines kindlichen Skeletes mit einigen zierlichen kleinen Beigefässen und einer Bronzeohrringspirale. Auch die Skeletreste eines Erwachsenen zeigten sich gegenüber, während aus der tiefen schwarzen Erdschicht, in welcher die Steinkiste fusste, ein Feuersteinmesserbruchstück und verschiedene Thongefässscherben entnommen wurden.

Hügel VII., welcher ziemlich klein und flach war, enthielt einen centralen, aus einzelnen grösseren Steinen gebildeten Steinkreis nicht tief unter der Oberfläche und darin von einigen Steinen umhegt Reste eines menschlichen Skeletes (Ober- und Unterschenkelknochen), dabei das Bruchstück eines Feuersteinmessers. Ausserhalb des Steinkreises, aber auch noch in geringer Tiefe lag nach Osten zu ein einzelner Oberschenkelknochen, nach Norden unter einem durch Uebereinanderkragen der Steine gebildeten losen Steingewölbe kamen ebenfalls Reste eines menschlichen Skelets zum Vorschein, von denen ein Knochen durch Bronzegrünspan gefärbt war, ohne dass von der Bronze selbst noch etwas vorhanden; auch einige Urnenbruchstücke lagen dabei. Im Nordosten der Hügelperipherie fand sich in ein rundangelegtes, aus schräg gestellten Steinen gebildetes Steinnest eingebettet, eine zertrümmerte Urne, die oben mit Steinplatten bedeckt war. In der oberen Erdschicht des Hügels kam auch ein kleiner Steinkegel von Serpentin zum Vorschein, der als **Ausfall bei der Bohrung** eines Stielloches von einem Serpentinhammer zu betrachten ist und wahrscheinlich mittelst eines **cylindrischen** schnell rotirenden Instrumentes gebohrt wurde.

Ungefähr eine Elle tiefer wie die oberen Gräberreste wurde zuletzt noch ein ebenfalls nicht genau im Mittelpunkte, sondern mehr seitlich liegendes Grab entdeckt, das viereckig oblong umgrenzt war. Seine Tiefe von der Hügeloberfläche aus betrug nur 1 Meter, seine Länge 2,70 Meter und seine Breite 0,80 Meter. Die zerfallenden Knochen desselben waren offenbar im Feuer gewesen, denn zum Theil waren sie schwarz. Als einzige Beigabe fand sich ein kleines, flaches Näpfchen von grauem Thone. Immerhin scheint dieses tiefste Grab als das Hauptgrab des Hügels betrachtet werden zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 3. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. März 1874.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu München am 20. Januar 1874.

Herr Ludwig Promoli, der sich 5 Jahre in Japan aufgehalten hat, hielt den folgenden Vortrag über die Ainos:

Ob die Ainos, von den Japanern Yebis: die östlichen Barbaren, genannt, die wahren Ureinwohner Japans oder sehr frühe Einwanderer sind, konnte bis jetzt auf wissenschaftlichem Wege noch nicht genau ermittelt werden.

Nach möglichst eingehenden Forschungen eines mir persönlich bekannten französischen Missionärs Mermet de Cachon sollen dieselben auf dem weiten Inselgürtel, der von Lin-kin im ostchinesischen Meer his nach Kamtschatka im ochotzkischen Meer sich hinzieht, die Urbewohner gewesen sein.

Dagegen sind jedoch nach Siebold's Vermuthung die Ainos aus ihren innerasiatischen Sitzen den Amur hinabgegangen und von den ihnen folgenden Völkerstämmen, wie die Kamtschadalen, die Korieken und Tungusen nach den japanischen Inseln, nach Sachalin (Krafto) und den Kurilen gedrängt worden.

Später auch in vorhistorischen Zeiten drangen andere Einwanderer vom asiatischen Festlande ein und trieben die Ainos wieder nach Norden und Osten zurück, nach den Plätzen ihres gegenwärtigen Aufenthaltes.

Mit Bestimmtheit lässt sich folglich annehmen, dass die Ainos, sei es nun als Ureinwohner oder als sehr frühe Einwanderer, am ersten die japanischen Inseln bevölkerten.

Nach japanischen Quellen haben die Yebis den Japanern, den neueren Eindringlingen, das Feld nicht ohne harte Kämpfe geräumt, und erwähnen die japanischen Annalen selbst nach der angeblichen Unterwerfung der ganzen Insel Nipon unter die Oberhoheit des Mikado im 9. Jahrhundert n. Chr. noch fortwährender Empörungen und häufiger Einfälle der östlichen Barbaren.

Im Jahre 110 n. Chr. wohnten die Yebis noch in Suruga, d. i. südlich vom 35.°. Im 7. Jahrhundert waren sie fast noch im ausschliesslichen Besitze des Landes nördlich vom 38.° der erwähnten Insel. Dagegen bewohnen sie heutantage die West- und Ostküste der Insel Jesso, die südliche Spitze Sachalins und die Kurilen.

Die Ainos haben trotz Jahrtausende währender Berührung mit den Japanern Nichts von denselben angenommen und gehen wohl gleich vielen anderen Urvölkern, welche die Berührung einer höheren Civilisation nicht ertragen können, zu Grunde.

So lange die Stämme der Ainos noch Raum zum Ausweichen nach Norden gegen das Andrängen der Japaner von Süden her fanden, war es möglich, dass der Process des Verfalls derselben Jahrtausende dauern konnte. Doch jetzt, wo die wenn auch langsam fortschreitende Urbarmachung Jessos durch japanische Einwanderer, nächst der nach Süden vordringenden russischen Herrschaft auf der Insel Krafto, die Ainos von Jahr zu Jahr mehr bedrängt, wird der Umstand, dass dieselben keinen Raum zu weiterem Ausweichen mehr finden, den völligen Untergang rasch beschleunigen und im Verein mit den Folgen des übermässigen Genusses geistiger Getränke und denen von ansteckenden Krankheiten, wie die Blattern, bald die letzten Spuren dieser ältesten Bewohner Japans verschwinden machen.

Mit Rücksichtnahme der ausgedehnten Länder-

reien, welche die Ainos vor allerdings sehr langer Zeit besassen und des gegenwärtig von ihnen bewohnten Territoriums, in Bezug zur jetzigen Kopfzahl, scheinen dieselben eine ziemlich starke Nation gewesen zu sein, deren Reihen sich nun von Jahr zu Jahr auffallend lichten, so dass nach japanischer Statistik auf der Insel Jesso nur noch circa 60,000 Ainos und eine bedeutend geringere Anzahl auf Krafto und den kurilischen Inseln leben. Die Ainos sind seit vielen Jahren ein von den Japanern unterjochtes Volk, denen sie als jährlichen Tribut einen grossen Theil der Erträgnisse ihrer einzigen Beschäftigung der Jagd und des Fischfanges zu entrichten haben; denn Ackerbau und Viehzucht betreiben sie nicht. Dagegen erhalten sie von den Japanern Reis, Taback, Reisbranntwein, Baumwollzeuge, Messer und Schmucksachen.

Die Japaner behandeln die Yebis im Allgemeinen sehr milde und schützen sie gegen fremde Unbill und Betrügereien, die ihnen in ihren kleinen Tauschgeschäften von Fischen und Pelzen gegen Gegenstände ihrer nothwendigsten Bedürfnisse im allerdings sehr beschränkten Verkehre mit Matrosen der Wallfischfahrer, mit russischen und chinesischen Pelzhändlern und anderen Fremden erwachsen könnten.

Die Ainos sind ein stilles, gutmüthiges, bescheidenes, ganz harmloses Volk, dessen Sitten und Gebräuche an die alten patriarchalischen Zustände erinnern.

Zwischen den die Ostküste Jessos bewohnenden Yebis und denen der Westküste dieser Insel herrscht ein auffallender Unterschied. Während die Ersteren wegen ihres niedergeschlagenen, ärmlichen Aussehens einen gedrückten, erbärmlichen Eindruck machen und von den Japanern als vollständige Leibeigene behandelt werden; auch fast nie ihre an der Meeresküste gelegenen Fischerdörfer verlassen, sind die Letzteren ein munteres Jäger- und Fischervolk, bewegen sich mit mehr Freiheit und Ungebundenheit wie ihre Brüder auf der entgegengesetzten Küste und ziehen im Sommer auch in das Innere der Insel.

Die Ainos auf Sachalin sollen wohlhabender und etwas gebildeter sein als die auf Jesso und den kurilischen Inseln. Doch kann diese Ansicht hauptsächlich durch ihre bessere Bekleidung, welche sie von den Chinesen eintauschen, herbeigeführt sein.

Was nun die Ainos selbst betrifft, so sind dieselben fast alle von gleichem Wuchse, von Mittelgrösse, nämlich von 5′ 2″ bis 5′ 4″; sie sind untersetzt, kräftig gebaut, haben breite Schultern und stark gewölbte Brust. Sie haben Alle schwarzes Haar, Einige sehr struppiges, Andere mehr wolliges.

Die Farbe der Augen ist grösstentheils schwarz, bei Manchen auch braun. Haut- und Gesichtsfarbe ist dunkelfarbig. Die Augenbrauen, welche sehr dicht sind, verbinden sich häufig über der Nasenwurzel.

Der Bart, welcher die mässig aufgeworfenen Lippen*) etwas verdeckt, ist sehr stark, bei Manchen struppig, bei Anderen kraus, wird voll und sehr wirr getragen und von Beginn seines Erscheinens an wird keine Veränderung, weder mit dem Messer noch mit der Scheere, vorgenommen.

Seit Spangenberg 1739 die erwähnten Inseln besuchte, wurde der Menschenrace, die er auf denselben vorfand, die Benennung „behaarte Kurilen“ beigelegt und man fabelte von ihnen, dass ihre Haut am ganzen Körper einem Pelze gleiche.

Obwohl nun bei Manchen die Behaarung eine sehr starke ist, so ist sie doch nicht in dem Maasse stark, als man nach der Benennung „behaarte Kurilen“ vermuthen könnte, und es hat wohl der buschige Bart und das stark behaarte Gesicht, sowie das lang herunterhängende Kopfhaar beider Geschlechter zu dieser Meinung Anlass gegeben. Die meisten der männlichen Ainos sind allerdings auf der Brust, den Armen und Beinen sehr stark behaart, jedoch auch nicht viel stärker, als man es bei uns an manchen Männern sehen kann.

Allerdings habe ich unter den älteren Männern einige gesehen, welche auf der Achsel und dem ganzen Rückgrate entlang sehr starke Behaarung hatten, doch schienen mir derartige Fälle auch unter denselben vereinzelt dazustehen, indem solche ausserordentlich stark behaarte Ainos sowohl von ihren Brüdern, als von den sie begleitenden Japanern stets mit einer gewissen Ostentation gezeigt wurden.

Die Frauen sind ebenfalls dunkelfarbig, stark gebaut und um den Mund, nämlich über der Oberlippe und unter der Unterlippe, in Verlängerung der Mundwinkel nach den Ohren zu blau tätowirt, was ihnen im Vereine mit ihren in das Gesicht fallenden Haaren jeglichen Anspruch auf Schönheit benimmt.

Die erste Tätowirung findet gewöhnlich im siebenten Lebensjahre in kleinem Maassstabe statt und wird dann allmählich vergrössert, so dass namentlich bei dem Eintritt in die Ehe die blaue Einfassung des Mundes beinahe bis zu den Ohrläppchen reicht.

Die Frauen der Ostküste Jessos pflegen die Vorderarme in Form von Ringen und die äusseren Handflächen in kreuzweisen Strichen zu tätowiren. Ob die Ainosweiber Sachalins und der Kurilen dasselbe bezüglich der Arme und Hände thun, kann ich nicht sagen, indem ich keine von letzteren zu Gesicht bekam.

Das Verfahren der Tätowirung ist dasselbe wie das der Japaner und geschieht durch dichte

*) Die Lippen sind viel weniger gewulstet als bei den Negern.

Punktirung mit feinen Nadeln und sofortiges Einreiben eines bläulichen oder schwärzlichen Färbestoffes.

Die Gesichtszüge der Ainos sind ziemich regelmässig, der Gesichtsausdruck ist gutmüthig und die Kopfbildung hat mit der der Japaner, Chinesen und Malaien Nichts gemein. Von allen asiatischen, namentlich hinterasiatischen Völkerstämmen, die ich gesehen habe, nähern sich die Ainos am meisten den Europäern; und es sind mir unter denselben Einige vorgekommen, welche, nach europäischer Tracht gekleidet, bei uns, abgesehen von der Hautfarbe, kaum auffallen würden.

Die Schädel der Ainos zeigen stets eine sehr breite, gewölbte Stirn, die nicht stark nach rückwärts fällt. Es fehlen denselben die stark hervortretenden Backenknochen und die schiefgeschlitzten Augen, wodurch sie sich wesentlich von denen der mongolischen Race unterscheiden. Sie haben zwar eine breite Nase, doch ist sie nicht platt oder tief eingedrückt wie bei den Negern. Sie macht allerdings auf Photographien bisweilen diesen Eindruck, der aber daher rührt, dass die Nasenspitze und die Nasenflügel sehr breit und die Nasenöffnungen weit sind.

Die Kleidung der Ainos ist im Allgemeinen sehr ärmlich und für beide Geschlechter in Form, Schnitt und Stoff die gleiche. Dieselbe besteht gewöhnlich in einem gelblichen oder bräunlichen Kittel, der bis über die Knie reicht und meistens mit blauen oder schwarzen Verzierungen eingefasst ist. Derselbe wird aus dem Bast oder der Rinde eines Baumes verfertigt, der in der Ainossprache „Ats“ heisst und nach dessen Namen auch die Kittel „Atsusi“ genannt werden. Manche der Ainos ziehen im Winter unter den untern Theil ihrer Kleidung blaue, baumwollene Hemden oder enganliegende Beinkleider von gleichem Stoffe an, welche sie von den Japanern erhalten. Gamaschen aus Grasgeflecht oder Fellen sieht man häufig bei den Männern, welche auf Jagdzüge gehen; sie bekleiden sich damit, um die Waden gegen das dornige Gestrüppe der Wälder zu schützen.

Obwohl die Yebis im Allgemeinen sehr abgehärtet gegen die Witterungseinflüsse sind, so kleiden sich Einige dennoch zur Winterszeit in die Felle der von ihnen erlegten Thiere. Gewöhnlich gehen sie mit blossen Füssen, nur bei Jagdzügen und grösseren Fusstouren bedienen sie sich einer Art von Schuhen oder Sandalen von Stroh- oder Grasgeflecht und im Winter tragen sie Lappen von Fellen als Fussbekleidung. Als Schmuckgegenstände tragen die Männer sowohl wie die Frauen und Kinder Ohrringe von hellem Metall, an welche sie rothe Lappen in Form einfacher Schleifen binden, ferner Halsbänder von blauem oder schwarzem Baumwollstoffe, auf welchem kleine runde Metallplatten, Sternchen und Glasstückchen aufgenäht sind. Schnüre mit Glaskorallen oder kleinen Früchten sieht man zuweilen; Ringe von Metall über dem Fussknöchel dagegen nur selten.

Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Reis und Fischen, wohl auch aus dem Fleische des von ihnen erlegten Wildes. In Ermangelung des Reises geniessen sie auch das aus einer Art Pfeilwurzel gewonnene Mehl. Ihr Lieblingsgetränk ist Saki, der japanische Reisbranntwein.

Die Hauptwaffe der Ainos ist der Bogen, welcher kurz und stark und aus Nadelholz gefertigt ist. Er wird beim Schiessen in horizontaler Lage gebraucht, die Schnellkraft desselben ist in Folge der kurzen Spannung nicht sehr gross, weshalb er nur auf kurze Entfernung angewendet werden kann.

Die Pfeile sind kurz und dick, aus Nadelholz oder Rohr, sehr plump gefertigt und im Vergleiche zu denen der in älterer Zeit von den Japanern gebrauchten sehr schlecht, häufig gar nicht befiedert. Die Spitzen derselben sind grösstentheils aus Rohr, manchmal aus Metall, schlecht befestigt und immer mit einer tiefen Rinne versehen, in welche ein schnelltödtendes Pflanzengift gethan wird, das, so lange es frisch ist, so schnell wirkt, dass nach Behauptung der Ainos ein angeschossener Bär trotz der schlechten Pfeile, die keine tiefe Wunde hervorbringen können, nach wenigen Schritten zusammenbricht und verendet.

Das Gift soll im Herbste aus den Knollen einer in ihrer Sprache „schirnun“ genannten Pflanze gewonnen werden und soll der Genuss desselben nicht die geringsten schädlichen Folgen nach sich ziehen. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, indem ich öfter Fleisch von Thieren genoss, welche mit so vergifteten Pfeilen erlegt waren.

Messer, die sie in hölzernen Scheiden an der linken Seite tragen, sind sehr schlecht und von den Japanern importirt. Die Scheiden und Griffe dazu verfertigen sie grösstentheils selbst, sie sind breit und mit groben Schnitzereien versehen, manchmal befinden sich daran eingebrannte oder schwarz gefärbte Linearornamente, bei anderen sind Borkenringe als Verzierung angebracht.

Die Kunstfertigkeit der Ainos steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Ausser Tabacksbüchsen aus Baumrinde, hölzernen Pfeifen und deren Futteralen, Messerscheiden, Bogen, Pfeilen werden alle anderen Gegenstände für ihren persönlichen und Hausbedarf, selbst die Koch- und Essgeräthe, von Japan eingeführt.

Der einzige Gegenstand, den ich bei ihnen sah, welcher einige Kunstfertigkeit verrieth, war eine aus einem einzigen kleinen Stück Holz geschnitzte Kette von fünf länglichen Gliedern.

Die Dörfer der Ainos, welche ich besuchte und die sämmtlich hart am Meeresstrande lagen, zählten selten mehr als 200 bis 250 Seelen; im Innern

der Insel liegen sie gewöhnlich an fischreichen Flüssen.

Die Hütten, stets etwa 30 bis 40 an der Zahl, sind aus Pfählen und Stangen mit Rohrbekleidung und Rohrbedachung in länglich viereckiger Gestalt von 4 bis 5 Fuss Höhe erbaut und stehen höchst unregelmässig bei einander. Das Dach ist ungefähr eben so hoch. Besondere Oeffnungen an den Seitenwänden zum Einlassen des Lichtes sind nicht angebracht, desgleichen auch keine solchen an der Bedachung zum Herauslassen des Rauches. Die kleine viereckige Thür wird zur Erreichung dieser beiden Zwecke fast immer offen gelassen. Die inneren Seitenwände der Hütten der Wohlhabenderen sind manchmal mit Bären-, Hirsch- oder Seehundfellen bekleidet. Die Liegestätte ist gewöhnlich eine einfache Strohmatte oder ein Thierfell. Neben jeder Wohnhütte ist ein kleines Vorrathshaus für Aufbewahrung von getrockneten Früchten, Wildpret, Reis und sonstigen Nahrungsmitteln errichtet. Dieses Vorrathshaus ist noch viel einfacher als das Wohnhaus erbaut, denn es ist weiter nichts als ein auf 4 Fuss hohen Pfählen über dem Boden ruhendes, viereckig spitz zulaufendes Rohrdach. Es steht deshalb über dem Erdreich erhöht, um das Eindringen von Ratten und Mäusen zu verhüten. Zu diesem Zwecke sind auch die Pfähle mit nach unten umgebogenen Stücken Borke bedeckt. Zum Hinaufsteigen bedienen sich die Ainos anstatt einer Leiter eines angelegten Baumstammes, in welchen Stufen eingehauen sind.

Dem Eingange der Wohnhütte gegenüber, manchmal auch an der Seite derselben, stecken ohne jegliche Ordnung zusammengestellte Gabelzweige von ungefähr 6 bis 7 Fuss Länge, auf welchen Bärenschädel befestigt sind, welchen gleich den Fuchsschädeln göttliche Verehrung erwiesen wird. Letztere werden jedoch nur an den Seitenwänden im Innern der Hütte angebracht.

Je grösser die Anzahl von Bärenschädeln ist, die ein Ainos erbeutet und vor seiner Hütte aufgepflanzt hat, desto grösser ist auch die allgemeine Achtung, die er geniesst. Bei mancher Hütte sah ich mindestens 15 bis 18 Bärenköpfe aufgesteckt, darunter zuweilen einige, die noch von frisch erlegten Bären stammten, denn es hingen noch Fetzen von Fleisch und Haut daran, von denen sich die Krähen, die man in allen Ainosdörfern der Küste schaarenweise vorfindet, ihre spärliche Mahlzeit holten.

Gewöhnlich am Ende des Dorfes steht ein japanisches Haus, welches von einem Beamten der japanischen Regierung bewohnt wird, der den bereits erwähnten Tribut in Empfang zu nehmen und die Ainos zu überwachen hat. Dieses Haus wird in Ermangelung der sonst üblichen Theehäuser stets als Absteigequartier von den Europäern benutzt, welche jedoch diese Gastfreundschaft nur in dem von den Vertragsgesetzen bestimmten Rayon von circa 6 deutschen Meilen im Umkreise des Hafenplatzes Hakodadi beanspruchen können. Bei einem weiteren Vordringen wird der Fremdling ohne Besitz eines von dem Gouverneur der Insel ausgestellten Passes zurückgewiesen.

Nicht weit von den Hütten entfernt liegen die Gräber auf der Ebene zerstreut. Sämmtliche Kleider und alle dem Verstorbenen angehörenden Geräthschaften, ja selbst seine Hütten werden verbrannt, damit er Nichts zurücklasse, was er bedauern könnte. Der Leichnam bleibt gewöhnlich so lange, als es die forschreitende Verwesung gestattet, in der Behausung der Familie, welche ihren Schmerz durch tagelanges Weinen bekundet, das sich am Tage des Begrähnisses bis zum Heulen steigert. Nach dem einfachen Acte der Beerdigung wird ein Todtenschmaus abgehalten, bei welchem sich die Leidtragenden hauptsächlich dem Genusse des Saki hingeben.

Die Ainos haben keine Schriftsprache und keine Literatur. Die mündliche Ueberlieferung in Form einfacher Gesänge, welche meistentheils von melancholischer Stimmung sind, hat einen sehr ausgedehnten Umfang.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit, die Ainos bei irgend einer feierlichen Veranlassung zu belauschen, wenn sie am Feuerherde sitzend dem monotonen Gesange des Aeltesten unter ihnen zuhörten, deren Weisen mir stets den Eindruck eines Grabgesanges machten. Fröhliche Gesänge habe ich von denselben niemals gehört; selbst auch dann nicht, wenn sie durch den Genuss geistigen Getränkes aufgeregt wurden. Der Gesang ist stets ohne jede instrumentale Begleitung, denn Musikinstrumente besitzen sie nicht.

Das Familienleben der Ainos, in welches dem Fremdling einzudringen bis jetzt noch unmöglich ist, da jeglicher Verkehr mit ihnen nur mit Bewilligung und unter Aufsicht des ihnen vorgesetzten japanischen Beamten gestattet wird, ist gleich ihrer Verfassung, wenn man den Ausdruck im ausgedehntesten Sinne gebrauchen darf, ganz patriarchalischer Natur. Gewöhnlich führen die ältesten Leute der verschiedenen kleinen Stämme eine Art Oberaufsicht und sind meistens durch die japanischen Behörden bestätigt, von denen sie bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Ehrenkleider als Geschenke erhalten und dem Gouverneur der Insel Jesso vorgestellt werden. Bei dieser Gelegenheit sieht man alljährlich nach Verlauf des Winters Einige dieser Ainos unter Führung von Japanern durch die Strassen Hakodadis ziehen, bei welcher Gelegenheit sie auch häufig in die Wohnungen der Europäer geführt werden, von denen sie Geschenke erhalten und die ihnen ihre wenigen Curiositäten abkaufen. Ich selbst handelte einmal bei einem derartigen Besuche zwei junge lebende Bären ein,

welche sie gleich ihren Kindern zwischen der nackten Brust und der Bekleidung trugen. Der sie begleitende Japaner leitete das Geschäft und nahm auch das Geld in Empfang.

(Schluss folgt.)

Sitzung der Würtemberger anthropologischen Gesellschaft am 7. Februar und am 7. März 1874.

Herr Dr. G. Jäger hielt einen Vortrag über die Entwickelung der Sprache. — Herr Prof. Fraas gab einen vorläufigen kurzen Bericht über die beiden in der Nähe von Schaffhausen neu entdeckten Knochenhöhlen, die er wenige Tage vorher besucht hatte. Die Höhlen liegen nordöstlich von Schaffhausen, die eine 10 Minuten von der Eisenbahnstation Thayngen entfernt und hart an der Bahn gelegen, die andere etwas versteckt im sogenannten Freudenthal. Beide längst bekannt und tausendfach betreten, wurden doch noch nie auf ihren Untergrund untersucht, bis in letzter Zeit Herr Reallehrer Merk für die Thaynger Grotte und Herr Dr. Emil Joos für die Freudenthaler Höhle als Forscher und Entdecker des reichen Inhalts derselben auftraten. Beide Höhlen werden gegenwärtig systematisch ausgegraben und liefern eine ganz erstaunliche Menge von Knochentrümmern und Zähnen längstverschwundener Thiere, desgleichen Waffen und Werkzeuge von Menschen. Von Metall findet sich keine Spur, eben so wenig geschliffene oder polirte Steinwerkzeuge, sondern nur Feuersteinsplitter, fingerlange schmale Späne und breitere Scherben, die durch einen Schlag vom Feuerstein abgespalten wurden und dazu dienten, Geräthe aus Bein und Horn zu schärfen und zuzuspitzen. Von Hausthieren findet sich keine Spur, dagegen finden sich die Knochen von Renthier, Bär, wildem Pferd, Elenn, Bison und von den nordischen Dickhäutern, dem Mammuth und dem Nashorn. Sehr zahlreich sind die Ueberreste vom Alpenhasen und Polarfuchs; nicht minder scheinen Wildenten und Schneehühner zu den in jenen Höhlen gehaltenen Mahlzeiten gehört zu haben, da deren Knochen sich zwischen denen der eben genannten Thiere finden. Viele Rollsteine aus dem alpinen Schutt liegen mitten unter den Abfällen und verrathen ihre Bestimmung, sämmtliche Mark führenden Knochen damit aufzuschlagen, die denn auch sammt und sonders zertrümmert sind, während die Vogelknochen, welche bekanntlich kein Mark enthalten, nicht zerschlagen wurden. Was die Thaynger Grotte vor anderen Fundgruben auszeichnet, ist der Kunstfleiss, man möchte fast sagen künstlerische Sinn, mit welchem das Renthiergeweih bearbeitet ist. Abgesehen davon, dass alle Nadeln, Pfriemen und Pfeilspitzen mit einer vollendeten Präcision zubereitet sind, fanden sich Gravirungen in einem Griff, die alle bisher gefundenen rohen Zeichnungen an Schönheit übertreffen. Auf einer breiten Renthierstange, durch welche am Oberende ein rundes Loch gebohrt ist, wohl um sie an einem Riemen zu tragen, ist ein grasendes Renthier eingravirt. Die ganze Haltung des Thieres, die Musculatur der Beine, des Kopfes, die Gestalt des viel verästelten Geweihs mit der breiten Augensprosse, die Behaarung des Leibes und des Unterkiefers — alles das verräth einen wirklichen Künstler unter jenen Wilden, der in seinen Mussestunden doch auch etwas Anderes zu treiben verstand, als Markknochen aufzuschlagen und abzunagen.

Wahrhaft überraschend ist die vollendete Uebereinstimmung der Funde in der Thaynger Grotte und der Freudenthaler Höhle, sowohl was die einzelnen Arten der Thiere betrifft, als das quantitative Vorkommen der Knochen. Die Feuersteine, aus welchen die Späne geschlagen sind, finden sich in reichlicher Menge überall in der nächsten Nähe der Höhlen, dem obersten weissen Jura entstammend, in welchem sich die Höhlen selbst auch befinden. Die Uebereinstimmung dieser Vorkommnisse mit dem Hohlefels bei Schelklingen und den Funden an der Schussenquelle liegt vollkommen zu Tage und können wir bereits die Thatsache des Zusammenhanges jener uralten Bevölkerung constatiren, die im Süden von Frankreich ebenso wie an den Ufern der Lesse in Belgien, in Burgund und am Rheine, an den Quellen der Donau und des Neckars, wie in Polen einerlei Gebräuche und Handhabung von Feuerstein und Bein zeigt.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben von Dr. Fr. Klopfleisch zu Jena.

I. Die Ausgrabungen zu Allstedt.

(Schluss.)

Hügel VIII, zu der eine Viertelstunde entfernt liegenden Gruppe im „Theilholze" gehörig, enthielt zu unterst, auf dem natürlichen Lehmboden aufliegend, eine starke weissliche Erdschicht, welche — wohl durch Feuereinwirkung — sehr hart war und mit gebrannter röthlicher Lehmerde gemischt erschien. Im Mittelpunkte des Hügels folgte hierüber dieselbe weissliche Erde, aber ganz locker und ohne die röthliche Beimengung. Es war also auf den künstlich aufgetragenen, durch

Feuer hartgebrannten Hügelgrund eine kleinere hügelartige Aufschüttung von derselben weisslichen Erde im Grabmittelpunkte gemacht worden, und dass dieser aufgeschüttete Hügelmittelpunkt das Hauptgrab enthalten hatte, ging daraus hervor, dass gleich unter der obersten Humusdecke, unmittelbar auf der weisslichen Erde der Mitte, genau im Mittelpunkte des Hügels, eine grosse zerquetschte Urne ruhte, welche noch ein kleines Schälchen in sich barg. In der Urne fanden sich noch Reste calcinirter Knochen vor. Senkrecht unter der Urne, einige Fuss tiefer fanden sich in der hartgebrannten weisslichen Erdschicht die Reste einer Bronzenadel. In der westlichen und östlichen Hügelperipherie, rechts und links vom Hügelmittelpunkte und in gleicher Entfernung von ihm fanden sich zwei weitere Beisetzungen vor, deren Stellen sich dadurch markirten, dass hier der sonst festgebrannte Untergrund des Hügels lockerer wurde und dieselbe nicht die gemengte weissliche Erde enthielt wie der Grabmittelpunkt. An der westlichen Stelle fanden sich zwei tassenförmige kleine Thongefässe und der Rest eines bronzenen Ohrringes von spiraliger Windung. Auf der östlichen Stelle befand sich über der lockeren Erde ein ovaler Steinbau von 0,70 Meter Höhe, 1,40 Meter Länge und 0,60 Meter Breite, er war aus einzelnen Bruchsteinen mittelst Lehm zusammengefügt, daneben, nach der Hügelmitte hin, kam eine verzierte etwas grössere Urne, ebenfalls von Tassenform, zum Vorschein, nach der äusseren Peripherie hin eine viereckige Steinplatte, die altarartig wagrecht lag. Unter dem Steinbaue fand sich zwischen Kohlenresten das Bruchstück einer zweiten Bronzenadel, auch um die Urne herum zeigten sich Kohlenspuren. Unmittelbar über diesen zwei Beisetzungsstellen und rings um den aus weisslicher Erde aufgeschütteten Hügelkern herum bestand die ganze Hügelperipherie aus ebenfalls aufgeschütteter gelber Lehmerde, über welcher über die ganze Hügelfläche hin der natürliche Humus folgte.

Im Ganzen fanden sich in den diesmal geöffneten Allstedter Grabhügeln gegen 18 mehr oder weniger erhaltene Skeletüberreste mit drei leidlich und zwei weniger gut erhaltenen Schädeln, gegen 30 Urnenreste, fünf Steinsachen, eine grössere Anzahl von durchbohrten Thierzähnen und Knochenstücken, die als Amulete gedient hatten, drei bearbeitete Knochengegenstände, ein thönerner Wirtel und gegen 17 Bronzegegenstände.

Die Leichenverbrennung bildete in diesen Gräbern noch die Ausnahme, die unverbrannte Leichenbestattung die Regel. So sind wir zu dem Schlusse berechtigt, dass diese Allstedter Hügel in ihrer Mehrzahl der frühesten Bronzezeit ihre Entstehung verdanken, da die Bronze fast nur erst bei kleineren Schmuckgegenständen in Anwendung kam. Von Bronzewaffen wurde nur eine Lanzenspitze gefunden, diese aber lag neben einem Serpentinsteinhammer und in demselben Grabe fand sich auch eine knöcherne Lanzenspitze. Dass einzelne der Allstedter Gräber in ihren tieferen Schichten aber keine Bronzegegenstände, sondern nur Gegenstände von Stein und Knochen enthielten, ist ausdrücklich zu betonen, in diesen Fällen zeigten auch die Thongefässe abweichende Formen und Verzierungsweise.

Jedenfalls nehmen diese Allstedter Gräber ein hohes wissenschaftliches Interesse für sich in Anspruch und ist eine weitere Fortsetzung der Ausgrabungen daselbst, wofür noch reicher Stoff vorhanden, bereits in Aussicht genommen.

Eine Grabstätte aus merovingischer Zeit bei Würzburg.

Im Frühjahre 1873 stiessen Landleute im Dörfchen Mädelhofen (10 Minuten von der Würzburg-Lengfurter Staatsstrasse bei Rossbrunn entfernt) beim Graben eines Kellers etwa 2' (= 0,58 Meter) unter dem Boden auf Steinpflaster und unter demselben in gelbem Bachlehm auf eine grosse Zahl menschlicher Gerippe. Sofort wurde Anzeige bei dem königl. bayer. Bezirksamte Würzburg erstattet, welches sie dem historischen Vereine zu näherer Untersuchung des Fundes übermittelte. Auf den Wunsch desselben übernahm ich dieselbe. In Mädelhofen angekommen, war ich nicht wenig überrascht, in dem engen ausgegrabenen Raume*) eine Menge**) von Skeleten zu sehen, deren Schädel den höchsten Grad von Dolichocephalie zeigten, während die jetzige Bevölkerung brachycephal ist. Von Metallgeräthen wurde ausser einem unförmlichen Messingstückchen nur ein kupferner Ohrring gefunden, wie Herr Lindenschmit versichert, von etrurischer Arbeit, aber an der Schliesse mit einem blaugrünen Glasstückchen verziert, wie es so häufig in merovingischen Gräbern vorkommt. Der Bau der Schädel wiederholt sich in vielen unzweifelhaften Frankengräbern der Mittelrhein-Gegend aus merovingischer Zeit, deren Erfunde in dem römisch-germanischen Museum zu Mainz niedergelegt sind. Mit der anatomischen Untersuchung der Reste von Mädelhofen hat sich Herr Dr. R. Wiedersheim, Prosector an der hiesigen anatomischen Anstalt, auf meine Veranlassung seither sehr eingehend beschäftigt und wird darüber sehr bald eine Mit-

*) 4,5 Meter lang, 3,90 breit, 2 tief.

**) Die Gesammtzahl wird auf 50 bis 60 geschätzt, leider waren schon viele Knochen in Feld und Wiese eingegraben, als ich ankam.

theilung machen *). Es schien mir aber wünschenswerth, auf diesen ersten Fund einer zweifellos fränkischen Grabstätte in dem alten Südthüringen auch in dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen. Schliesslich bemerke ich noch, dass die sehr nachlässige Art der Bestattung vermuthen lässt, dass die Todten Opfer einer Epidemie waren, die man so rasch als möglich beseitigte, um Ansteckung zu verhüten; Verletzungen, welche auf einen Kampfplatz schliessen liessen, fehlen gänzlich.

Würzburg, 10. März 1874.

F. Sandberger.

Dr. H. Berendt's neueste Reise in Centralamerika.

Aus der in Panama erscheinenden Zeitung „La Estrella de Panama“ vom 20. Jan. d. J. ersehen wir, dass unser Landsmann Dr. C. H. Berendt aus Newyork, welcher im vorigen Jahre von der Berliner anthropologischen Gesellschaft zum correspondirenden Mitgliede ernannt wurde, in Panama angekommen ist. Dr. Berendt begieht sich nach Nicaragua und Guatemala, um seine schon seit vielen Jahren in jenen Ländern begonnenen geographischen, ethnologischen und naturhistorischen Forschungen fortzusetzen. Schon seit langer Zeit mit dem Smithsonian-Institution in Washington in Verbindung stehend, hat Berendt es sich zur Aufgabe gemacht, ein grösseres Werk über die Eingeborenen zu schreiben, welche zwischen der Landenge von Tehuantepec und Honduras wohnen; darin sollen namentlich die alte Geschichte derselben, ihre physischen Eigenthümlichkeiten, ihre Sitten, Gebräuche, religiösen Anschauungen, ihre Kunst- und Handfertigkeiten, ihre Sprachen, die geographische Verbreitung und ihre socialen Zustände geschildert werden. Zu diesem Zwecke hat Dr. Berendt an verschiedenen Malen die angegebene Strecke nach allen Richtungen durchreist. Dabei hat er sich oft Jahre lang an einem oder dem anderen Orte aufgehalten, der ein besonderes Interesse darbot, und hat monatelang im Urwalde unter den Indianern gelebt, mit Messungen zur Anfertigung von Karten, mit Zeichnen und Sammeln von naturhistorischen Gegenständen beschäftigt und dabei die Sprachen der Eingeborenen studirend. Eine der letzten Erforschungsreisen Berendt's war bekanntlich **) seine Reise nach Peten und zum Rio de la Pasion, durch welche der bisher ganz unbekannte Reichthum jener Gegenden an kostbaren Nutzhölzern entdeckt wurde, der in den letzten Jahren die Holzschläger von Belize und Tabasco dorthin gezogen hat. Eine andere Reise hatte die Erforschung von Chiapa, Tabasco und Yucatan zum Zweck, wo Berendt die Ueberreste der alten Stadt Cintla entdeckte, wo Cortez auf seinem Zuge nach Mexico seine erste Schlacht gewann. Dort studirte er die staunenswerthen Reste des Alterthums, jene Paläste, Pyramiden, in Stein gehauenen Hieroglyphen und bemalten Wände, welche uns von der hohen Civilisation der Völkergruppe Zeugniss geben, die wir heute in Yucatan unter dem Namen Mayas, in Tabasco als Chontales, in Chiapas als Tzentales und Choles und in Guatemala als Quiches und Chortis kennen. Ein paar Jahre der Erholung in den Vereinigten Staaten gaben unserem Reisenden Zeit und Gelegenheit, auch die Eingeborenen des südlichen Theiles von Centralamerika in den Kreis seiner Studien hineinzuziehen. Eine Abhandlung über die Sprache von Darien, in welcher die Uebereinstimmung der Idiome nachgewiesen wird, die noch gegenwärtig auf der Landenge vom Golf von Darien und dem Rio Tuyra an bis an den Küsten von Veragua gesprochen werden, und im November vorigen Jahres in einer Sitzung der ethnologischen Gesellschaft von Newyork gelesen wurde, befindet sich unter der Presse. Die Indianer jenes Gebietes, bekannt unter den Namen Tulés, Mandingas, San Blas, Careta, Tunas, Chucunaques, Bayanos u. s. w., sprechen sämmtlich eine und dieselbe Sprache in verschiedenen Dialekten und diese Sprache ist aller Wahrscheinlichkeit nach keine andere, als die alte Cueva oder Coibasprache, welche von den spanischen Eroberern in derselben geographischen Verbreitung angetroffen wurde. Hoffentlich werden die Nachforschungen Berendt's uns Aufklärung über die Verwandtschaft der heutigen Eingeborenen von Nicaragua und ihrem Zusammenhang mit denjenigen Nationen geben, von welchen uns die ersten Entdecker so interessante Berichte hinterlassen haben. Die Namen der Chorotegas, Mangues, Potones und anderer Stämme hört man heute dort ebenso wenig mehr, wie man den Namen der „feinen Hofsprache“ von Coiba vergessen hat. Die Schriftsteller, welche sich am meisten mit den Eingeborenen von Nicaragua beschäftigt haben, Squier und Levy, geben nicht einmal die Namen der Ortschaften an, wo die Dialekte gesprochen werden, von denen sie behaupten, dass sie nicht ausgestorben, sondern heute noch vorhanden seien. Die alte Geschichte der Chorotegas, ihre Wanderungen, die Ausdehnung ihres Wohngebietes in verschiedenen Zeiten sind von sehr hohem allgemeinen und speciellen Interesse.

Wir dürfen daher wohl hoffen, dass durch die Bemühungen eines so gründlich gebildeten wissenschaftlichen Fachmannes, wie es unser Reisender

---

*) Eine vorläufige Mittheilung ist bereits unter dem Titel: „Ueber altgermanische Schädel in Unterfranken“ von Dr. R. Wiedersheim. Würzburg 1874. erschienen.

**) Archiv f. Anthropologie Bd. IV, S. 133.

ist, endlich der Nachweis geliefert wird, welcher Nation die merkwürdigen Goldarbeiten und andere Reste des Alterthums angehören, welche man in den Guacas von Chiriqui gefunden hat. Ein allgemeineres Interesse bietet die „Chorotegenfrage" für die früheste Geschichte von Mexico und Centralamerika dar, denn nach den Ueberlieferungen sind die Chorotegen von den Hochebenen Anahuacs herabgekommen, um die Küsten des Stillen Oceans zu bevölkern. Gewiss wird Dr. **Berendt**, der erst kürzlich die Dialekte von Chiapas an Ort und Stelle erforschte, durch neue Untersuchungen in Nicaragua festzustellen im Stande sein, ob die Ansicht derjenigen eine richtige oder falsche sei, welche wie der Abbé **Brasseur** und andere bedeutende Schriftsteller meinen, dass einige Sprachen von Chiapas (das Chapaneca und das Zoque) eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Dialekten der Chorotegensprache in Nicaragua haben.

Zur Keramik der germanischen älteren Eisenzeit.

Kaum minder interessant und bis jetzt seltener noch als die sogenannten Hausurnen und Gesichtsurnen ist eine Urnenform, die wir, im Hinblick auf ihre charakteristischen Merkmale, Fensterurnen nennen wollen: Thongefässe mit eingesetzten Glasstückchen in den Wandungen und am Boden. Unseres Wissens kennt man deren bisjetzt erst fünf*) Exemplare, von welchen drei in Norwegen, eines in England, eines in Hannover gefunden wurden.

In dem norwegischen antiquarischen Jahresbericht für 1870 finden wir Taf. II, Fig. 12, die Abbildung eines zu Skagestad, im Lister- und Mandalsamt gefundenen tassenförmigen Gefässes mit einem Henkel, $4^{1}/_{2}$ Zoll hoch, oben $5^{1}/_{2}$ Zoll weit, unten und mit scharf eingezogenem, nach dem oberen Rande sich wieder erweiternden Halse. Mit Linien und Punkten reich verziert, zeigt es am Boden einen eigenthümlichen Zierrath, nämlich ein fensterartig in den Thon eingefügtes Stück Glas, augenscheinlich ein Scherben von einem gerippten grünen Glasgefässe. Dieses Gefäss wurde aus einem Grabhügel der älteren Eisenzeit gehoben, nebst anderen Grabgeschenken, von welchen jedoch nur zwei Brettspielsteine von Glas und ein Bruchstück von einer kreuzförmigen Bügelfibula genannt sind.

In dem Jahresberichte für 1871 finden wir die Abbildung eines ähnlichen Gefässes, $5^{1}/_{4}$ Zoll hoch und oben 6 Zoll weit, mit elf Glasstückchen, von welchen fünf rings um den Hals, fünf um den unteren bauchigen Theil des Gefässes und eins am Boden sitzen. Dasselbe stammt aus einem Grabhügel in der Nähe von Vemestad, Probstei Lyngdal, und stand nebst einer zweiten Urne in einer 6 Fuss langen, 4 Fuss breiten und 2 Fuss hohen Steinkammer. Beide Gefässe enthielten Asche, Knochen und Kohlen und das eine scheint durch einen hölzernen Deckel verschlossen gewesen zu sein. In demselben Berichte wird auf ein drittes ähnliches Gefäss hingewiesen, welches schon im Jahre 1781 nebst anderen Alterthümern nach Kopenhagen gesandt wurde. Die Annalen f. nord. Oldkyndighed f. 1856 geben darüber S. 183 folgende Auskunft. Auf dem Gehöfte Steenstad, Probstei Holden, wurde ein Grabhügel abgetragen, in welchem vier irdene Gefässe, ein hölzerner Eimer mit Bronzebeschlag und Henkel, ein eisernes Schwert nebst bronzenem Scheidebeschlag, ein goldener Ring, ein Hängeschmuck oder Spange und vier Perlen gefunden wurden. Das eine der vier Gefässe zeichnet sich durch ein in den Boden eingesetztes Stück Glas aus, welches, wie aus dem Begleitschreiben hervorgeht, dem Einsender schon damals höchst merkwürdig gewesen zu sein scheint. In demselben Hügel wurde ein rundlicher harter Stein mit einer Inschrift in älteren Runenstäben gefunden. Diese Runenschrift, die begleitenden Fundstücke, sowie die Form der oben beschriebenen drei Gefässe lassen keinen Zweifel, dass sie der älteren Eisenzeit angehören.

Herr **Lorange**, welcher in seiner anziehenden Schrift über römische Cultureinflüsse in Norwegen auch dieser merkwürdigen Gefässe gedenkt, giebt Nachweis über ein viertes, welches in England gefunden und von R. Smith in seiner Collect. antiq. V. IV. pag. 189 abgebildet ist mit Bemerkung, dass dem Verfasser noch eine (also eine fünfte) ähnliche Urne mit zwei hellgrünen Glasstücken in der Lüneburger Alterthümersammlung bekannt sei. — Dass die Töpfer, als sie die Glasscherben in den feuchten Thon setzten, nicht den Begriff eines Glasfensters damit verbanden, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung; wir wählten den Ausdruck Fensterurnen nur, um in Ermangelung der wünschenswerthen Abbildungen eine klarere Vorstellung von diesen interessanten Grabgefässen zu geben. J. M.

*) Nach der Einsendung vorstehender Mittheilungen brachte das von der schwedischen Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde herausgegebene Monatsblatt Nachricht von einem sechsten Exemplar der oben beschriebenen Gefässe. Dasselbe wurde im verflossenen Sommer von Dr. **Montelius** aus einem mehrere Gräber umschliessenden Hügel im nördlichen Bohuslän (Ortschaft Greby, Probstei Tanum) gehoben, der zu einem Gräberfelde von circa 157 Hügeln gehört, von welchen 11 geöffnet wurden. Der Inhalt ergab, dass sie sämmtlich der ersten Periode der sogenannten älteren Eisenzeit angehören. Das hier fragliche Gefäss war tassenförmig, rothbraun, mit eingedrückten Ornamenten und am Boden mit einem Scherben von einem weissen durchsichtigen Glasgefässe geschmückt.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 4. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **April 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Göttingen, am 21. Februar 1874.

Herr Spangel legte dem Vereine eine Reihe von Fundgegenständen aus dem schon mehrfach besprochenen Gräberfelde in Rosdorf bei Göttingen vor, darunter eiserne Messer, eine eiserne Kette, eine grobe, aus freier Hand gearbeitete Urne, einige emaillirte Perlen und eine silberne, zum Theil vergoldete Fibula. Ausserdem waren in neuerer Zeit zahlreiche Pferdeskelete neben den menschlichen gefunden. Herr Unger bemerkte über diese Gegenstände: die silberne Fibula und die Perlen seien charakteristisch für die Gattung von Grabfeldern, welche man als fränkische und alemannische zu bezeichnen pflege, und die unzweifelhaft der Periode zwischen der Völkerwanderung und der merovingischen Zeit, etwa zwischen 450 und 700 n. Chr. angehörten. Dieser Fund sei besonders interessant, weil solche Reihengräber mit unverbrannten Leichen im nördlichen Deutschland auf altsächsischem Boden bisher noch nicht bekannt geworden. Was die einzelnen Fundstücke betreffe, so sei die Fibula ein hübsches Beispiel der dieser Periode eigenthümlichen Technik, welche man mit Recht aus einer einfachen Handhabung der Holzschnitzerei erklärt habe, vermittelst deren ohne Zweifel das Holzmodell zu der Gussform hergestellt sei. Die Perlen schienen von emaillirtem Thon gemacht zu sein. Die grosse Perle mit einem regelmässigen farbigen Muster scheine eine Nachahmung jener Perlen aus zusammengeschmolzenem Glasmosaik zu sein, welche schon in sehr alter Zeit von Aegypten aus weithin verbreitet und namentlich von den Römern zum Handelsverkehr mit den Germanen benutzt sein müssen.

Herr L. Meyer hielt darauf einen Vortrag: „Ueber den Einfluss der Körperhaltung auf die Bildung der Schädelform.“ Nachdem derselbe im Allgemeinen auf die Bedeutung des Studiums der pathologischen Verhältnisse für das Verständniss der normalen hingewiesen, zeigte er, dass der Schädel bei Skoliose des Rückgrats stets eine von der Richtung der Verkrümmung abhängige Asymmetrie der Entwickelung zeige, und zwar bei Linksskoliotischen im entgegengesetzten Sinne wie bei Rechtsskoliotischen. Auch zeitweise, habituelle Skoliose sei im Stande, ähnliche Veränderungen in der Schädelform hervorzurufen. Die wirkenden Kräfte dabei seien einerseits das Gewicht des Gehirns, andererseits der Zug der Halsmusculatur. Diese Thatsachen, schloss Redner, seien geeignet, auch ein Licht auf das Verständniss der verschiedenen normalen Schädelformen zu werfen.

Sitzung am 14. März.

Der Vortragende, Herr v. Seebach, referirte zunächst über die Schrift des Herrn Prof. Kollmann in München: „Ueber altgermanische Gräber in der Umgebung des Starnberger Sees“ *), welche für den Verein als Geschenk eingegangen war.

Herr Spengel hielt darauf einen Vortrag: „Ueber den fossilen Schädel aus dem Neanderthale und ähnliche Formen aus der Göttinger anthropologischen Sammlung.“ Der Vortragende zeigte, dass es bis jetzt nicht gelungen sei, den Beweis zu führen, dass die eigenthümliche

*) Aus den Sitzungsberichten der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1873. 3. München 1874.

Form des Neanderthaler Schädels pathologisch sei, wenn auch nicht zu verkennen sei, dass derselbe mancherlei Spuren von pathologischen Affectionen zeige.

Es seien nun bereits seit längerer Zeit einzelne recente Schädel bekannt geworden, welche man ihrer Aehnlichkeit mit dem in Rede stehenden Schädel halber als „neanderthaloïd" bezeichnet habe. Er könne dem Vereine zwei solche Schädel vorlegen, den des bekannten Batavus genuinus von der Insel Marken und einen aus einer Leiche der Göttinger Anatomie stammenden. Beide Schädel, welche die Bezeichnung in hohem Maasse verdienten, seien frei von jeglichen Synostosen und anderen pathologischen Veränderungen, und lieferten damit den Beweis, dass die eigenthümliche Form, wie sie der Neanderthaler Schädel zeige, auch auf einem andern Wege als dem von Davis und manchen Anderen angenommenen entstehen könne. Zum Schluss warf der Vortragende die Fragen auf: Darf der Neanderthaler Schädel als ein Racenschädel betrachtet werden? Sind die neanderthaloïden Schädel bloss individuelle Formen oder aber Ueberreste einer alten, einst weit verbreiteten Race? Das Material zur endgültigen Beantwortung fehle noch; jedenfalls verdiene die Angelegenheit die vollste Aufmerksamkeit der Anthropologen. In der auf den Vortrag folgenden Discussion beleuchtete Herr v. Seebach, anknüpfend an die angebliche Affenähnlichkeit des Neanderthaler Schädels vom geologischen Standpunkte die Frage nach der Abstammung des Menschen von anthropomorphen Affen und zeigte an dem Beispiele der historischen Entwicklung des Pferdes, dass die Paläontologie wohl im Stande sei, einen derartigen Beweis überhaupt zu liefern; in Bezug auf den Menschen sei die Lücke jedoch bis jetzt gänzlich unausgefüllt.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu München am 20. Januar 1874.

(Schluss.)

Es sollen die Leute der verschiedenen kleinen Stämme, in welche das Restchen Volk der Ainos zerfällt, stets nur unter sich heirathen; doch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass vor älterer Zeit auch Vermischungen der Ainos mit den Japanern vorgekommen sind, denn es finden sich unzweifelhafte Spuren solcher Vermischung hauptsächlich im Norden der Insel Nipon vor, wo sich die Ainos am längsten gehalten haben.

Bei der Geburt eines Kindes, welches nach japanischer Sitte erst nach einem halben Jahre einen Namen erhält, finden ebenfalls Trinkgelage statt.

Der Aelteste des Stammes oder auch eines Dorfes vertritt bei allen Familienereignissen die Stelle des Priesters. — Er ist Dichter, Barde und Gelehrter, in Streitsachen der Richter, er weiss die Thaten der Vorfahren zu erzählen und ist in der Genealogie durchaus bewandert. Er geniesst grosse Achtung und Verehrung bei seiner Gemeinde; stimmt er seine Gesänge an, so wird er alsbald von jungen und alten Leuten umgeben, welche ihm mit grosser Aufmerksamkeit und Andacht anhören.

Die Sprache der Ainos klingt weich und wohllautend, sie ist einfach und soll leicht zu erlernen sein. Die Japaner sprechen zu denselben nur in deren Sprache, indem Keiner der Ainos japanisch versteht. Ihre Sprache hat kein schriftliches Alphabet, erscheint arm, ist aber desto bilderreicher, zu Vergleichen werden häufig, die ihnen imponirenden, nahe liegenden Gegenstände, wie ein Berg, ein Fluss, das Meer, ein Vulkan, ein Fuchs, ein Hirsch, ein Bär u. s. w. gebraucht, welche auch nächst den Geistern der vier bekannten Elemente ihre Gottheiten bilden. Als Gott spielt der Bär eine hervorragende Rolle und als solcher wird ihm weit mehr Verehrung gezollt als dem Meere, den Vulkanen, den Strömen und Bergen; deshalb widmen auch die Ainos den vor ihren Hütten aufgepflanzten Bärenschädeln eine Art abgöttische Verehrung. Die Aufstellung derselben geschieht mit gewissen Ceremonien und bei besonderen Gelegenheiten werden denselben Trankopfer dargebracht, wahrscheinlich eine Art Sühnopfer, um den Geist des erschlagenen Bären zu besänftigen. Die Ainos sind daher weder durch Geschenke noch durch irgend etwas Anderes dazu zu bewegen, auch nur einen Bärenschädel an irgend Jemand abzutreten.

Es ist mir von vielen mit Ainos verkehrenden Japanern gesagt worden, dass der Bärencultus in ganz eigenthümlicher Weise geübt wird, was ich auch durch hierauf bezügliche japanische Gemälde bestätigt gefunden habe.

Jeder Stamm, manchmal auch jedes grössere Dorf besitzt einen lebenden Bären, dem grosse göttliche Verehrung und die sorgfältigste Pflege erwiesen wird. Im Frühjahre, wenn die Bären Junge haben, erlegen die Ainos die Bärenmutter in deren Höhle, die sie schon während des Winters ausfindig gemacht haben, bemächtigen sich der Jungen und geben eines davon einem jungen Ainosweibe zum weiteren Aufziehen an die Brust und zur weiteren dreijährigen Verpflegung. Immer wird die Schönste und Jüngste, dazu Brauchbare mit diesem sie ehrenden Geschäfte betraut. Nach drei Jahren ist der Bär vollkommen ausgewachsen und in Folge der gewissenhaften Pflege seiner Wärterin, wie auch der grossen allgemeinen Fürsorge für sein Gedeihen sehr fett geworden. Nun

wird ihm ein grosses aber zugleich sein letztes Fest vom Aeltesten des Stammes oder Dorfes veranstaltet; es werden ihm nächst den grössten Andachtsbezeugungen Geschenke aller Art dargebracht und nachdem ihm noch die besten Leckerbissen gereicht wurden, schlachtet ihn der die Ceremonie vollziehende Ainos mittelst eines Messerstiches in das Herz; worüber seine sorgsame Pflegemutter in lautes Geheul und Jammern ausbricht. Hierauf wird von sämmtlichen Anwesenden der Todtenschmaus gehalten, wobei die Reste der essbaren Geschenke mit dem Fleische des vor Kurzem noch so sehr gefeierten, nun geschlachteten Gottes aufgezehrt werden. Andere ihm dargebrachte Opfer von Schmuckgegenständen oder Kleidungsstücken fallen der Amme als Belohnung für ihre gewissenhafte Pflege und zugleich zum Troste zu. Das ganze Fest schliesst mit einem Trankopfer, bei welchem sich Alle dem Genusse von Reisbranntwein in unmässiger Weise hingeben.

So oft ich mit den Ainos, allerdings stets in Gegenwart von Japanern, verkehrte, fand ich immer deren Benehmen sehr bescheiden und unterwürfig.

Als ich ihnen Geschenke machte, pflegten sie nach mehrmaligem Umdrehen, wie es Hunde zu thun pflegen, sich in eine Reihe mit untergeschlagenen Beinen zu setzen und die Augen sofort niederzuschlagen. Der am rechten Flügel sitzende Aelteste unter ihnen führte das Wort und während er die Danksagung mit einer sehr leisen Stimme sprach, blickten Alle zur Erde.

Auf das auffällige, erwähnte Umdrehen vor dem Niedersitzen stützen die meisten Japaner den Glauben, dass die Ainos von einem mährchenhaften Hunde abstammen, der, wie sie erzählen, am Strande des Meeres ein grosses Ei legte, das ein vorübergehender Japaner mit dem Fusse wegstiess, so dass es zerschellte und der Stammvater der Ainos aus demselben heraussprang.

Der Glaube über diese Abstammung von Hunden wird von den Ainos selbst getheilt.

Wenn ich auf meinen häufigen Jagdzügen und Ausflügen nach den Gebieten der Ainos zuweilen solchen auf dem Wege begegnete, so schien es mir, als ob sie eine gewisse Scheu und Furcht vor den Europäern nicht verbergen könnten, wenigstens war es so bei den Ainos der westlichen Küste der Amamori- oder Vulcan-Bay, wo vor einigen Jahren von Engländern ihre Gräber gewaltsam geschändet wurden, indem sie dieselben öffneten und ihres Inhaltes von Schädeln und Skeletten beraubten.

Der gewöhnliche Gruss der Ainos bei einer Begegnung oder Verabschiedung, besteht darin, dass sie sich den Bart oder an der linken Seite das Kopfhaar mit der flachen Hand streichen und dabei leise sagen: „Der Geist und die Stärke des Bären mögen dich begleiten!“

Dem Vortragenden standen Photographien von Ainos und Ainoswohnungen, ebenso andere Abbildungen derselben von den Japanern zur Verfügung. Sie gleichen denjenigen, die Herr v. Brandt, Generalconsul des deutschen Reiches für Japan in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. December 1871 (Zeitschrift f. Ethnologie, Band IV, 1872, Seite (23), Tafel III vorgelegt hat.

Am Schlusse der Sitzung folgte noch ein Vortrag des Herrn Wetzstein: Ueber die Hügelgräber auf deutschem Boden.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Die Ausgrabungen auf der Mälarinsel Björkö.

Das Programm der auf den 7. August d. J. nach Stockholm berufenen siebenten Versammlung des internationalen Congresses kündigt unter anderen Ausflügen in die Umgegend auch eine Fahrt nach Björkö an, und da scheint es uns im Interesse derjenigen unserer Leser, welche sich persönlich an der Versammlung betheiligen werden (und wir hoffen, dass deren recht viele sein mögen!) geeignet, im voraus über den archäologischen Charakter dieser reizend gelegenen *) Mälarinsel zu berichten, wie denn überhaupt die Ergebnisse der kürzlich dort vollzogenen Ausgrabungen auch für andere Leute als Congress bereisende und nicht reisende Archäologen interessant und lehrreich sind.

Als der Corveyer Mönch Anegar sein Bekehrungswerk von Dänemark aus auch auf das Land Schweden auszudehnen beschlossen hatte, wurde das Schiff, auf dem er sich dorthin begab, unterwegs von Seeräubern angegriffen und geplündert. Der Angriff muss in der Nähe der schwedischen Küste stattgefunden haben, denn es heisst, dass Ansgar und sein Gefährte sich retteten, indem sie schwimmend das Land erreichten. Danach setzten sie ihre Reise theils zu Fuss, theils zu Schiffe fort, bis sie die Stadt Birka erreichten, wo sie bei dem Könige Björn gastliche Aufnahme fanden. Birka war Königssitz und zugleich ein berühmter Handelsplatz mit einem guten Hafen, wo viele fremde Schiffe einliefen und fern wohnende Völker Waaren tauschten. Der Erzbischof Unno starb dort während eines Aufenthaltes und wurde dort begraben. Zur Zeit Adam's von Bremen oder richtiger zur Zeit der Abfassung der Scholien

*) Westlich von Stockholm in einer Entfernung von ungefähr $3^3/_4$ Meilen.

war indessen die Stadt so auf den Grund zerstört, dass man kaum noch ihre Spuren fand, weshalb auch das Grab des Unno nicht mehr aufzufinden war.

Wo lag nun diese Stadt Birka? Es ist darüber viel gestritten worden. Etliche identificirten sie mit der „von Odin erbauten" alten Stadt Sigtuna, Andere suchten sie auf der Mälarinsel Björkö (= Birkei oder Birkeneiland), wo dem Ansgar, zur Gedächtnissfeier seines tausendjährigen Geburtsfestes, ein Denkmal gesetzt worden ist.

Die Annahme, dass die Stadt Birka auf der Birkeninsel (Björkö) gelegen habe, findet manche Stütze. Nicht nur zeugen unzählige Grabhügel von einer früher dichteren Bevölkerung der Insel (Sjöborg kannte deren vor etwa 40 Jahren noch 2000), man findet dort auch auf einem Berge noch die sogenannte Burg, einen aus Kies und Geröll künstlich aufgeschütteten Ringwall, wohin sich einst die versammelten Kaufleute und Landbewohner flüchteten, als der verjagte König Anund mit einer Flotte wiederkehrte und die Stadt mit Plünderung bedrohte. Noch mehr. Nördlich von der Burg erstreckt sich ein Areal von 12 Tonnen Landes, auf dem die Ackerkrume von so dunkler Färbung ist, dass das Feld von altersher im Volke „die schwarze Erde" heisst. Die intensiv dunkle Farbe aber rührt lediglich vom Kohlenstaube her, und dieser mit Asche vermengte Kohlenstaub und der Umstand, dass in demselben zahllose Knochen und mancherlei Werke von Menschenhand gefunden sind und noch gefunden werden, begründeten die Tradition, es habe auf der schwarzen Erde einst eine Stadt gelegen, welche durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstört sei, und zwar sei diese Stadt die von Adam von Bremen *) genannte Stadt Birka gewesen.

Unverhofften Aufschluss über „die schwarze Erde" auf Björkö und die damit verknüpfte historische Frage, gaben kürzlich die von Hrn. Dr. Hjalmar Stolpe dort ausgeführten Ausgrabungen. Als der genannte Gelehrte sich im October 1871 zuerst nach Björkö begab, geschah dies weder um die Ueberreste der zerstörten Stadt aufzudecken, noch um die Beschaffenheit der „schwarzen Erde" zu untersuchen, sondern lediglich im Interesse einer von ihm vorbereiteten Schrift über die geologische Geschichte des Bernsteins.

Er suchte Entscheidung der Frage, ob der in der „schwarzen Erde" gefundene, sowie der nur an einer bestimmten Stelle der Insel bei Nord- und Nordweststürmen an das Ufer gespülte Bernstein durch Vermittlung des Menschen dorthin gebracht sei, oder ob möglicherweise eine diluviale Bernsteinablagerung, ein sogenanntes Bernsteinnest, dort auf dem Seeboden verborgen liege. Nachdem schon von älteren Autoren, z. B. von Rudbeck, dieser Bernsteinfunde gedacht worden, sprach Sjöborg (1830) die Ansicht aus, dass derselbe durch den Handel dorthin gelangt sei, und ihm widersprachen weder Werlauff (in seiner Geschichte des Bernsteinhandels) noch Törnebohm in seiner geognostischen Beschreibung der Localität. Dr. Stolpe bestreitet die Wahrscheinlichkeit nicht, allein er hält die Sache nicht für bewiesen und betont die Möglichkeit, dass so gut wie anderorts (Norddeutschland, Südschweden, Norwegen, Finnland), auch im Mälarsee eine Bernsteinablagerung stattgefunden haben könne. Nichtsdestoweniger hatte er die ersten Schaufeln Erde aufgeworfen, als die Beschaffenheit des Erdreichs seine Aufmerksamkeit so ausschliesslich in Anspruch nahm, dass er die Bernsteinfrage einstweilen in zweite Linie stellte. Er hatte eine colossale „Culturschicht" aufgeschlossen und die Resultate seiner ersten Ausgrabungen waren so überraschend, dass er dieselben im nächsten Jahre mit Unterstützung der Regierung fortsetzte. Hatte er zuerst hier und dort den Spaten gesenkt, so beschränkte er 1872 seine Grabungen auf eine Fläche von 7000 Quadratfuss, welche bis 5 — 6 Fuss tief gründlich untersucht wurde. Die Ergebnisse seiner Arbeiten von 1871 und 1872 veröffentlichte er in einem Berichte an die königl. Akademie der Wissenschaften; einen Gesammtbericht wird er dem archäologischen Congress vorlegen. Wir halten uns in nachstehenden Mittheilungen an den vorliegenden gedruckten Bericht.

Die „schwarze Erde", ein Areal von circa 12 Tonnen gross, grenzt im Norden an die seichte Bucht Kugghamm, im Westen verläuft sie circa 20 Schritt vom Strande; im Osten ist sie durch einen von Geröll und Kies aufgeschütteten Wall begrenzt, der von der Küste südwärts zieht; im Süden stösst sie an den vorerwähnten, nach der Seeseite schroff abfallenden Berg, welcher nach der Landseite durch einen Ringwall geschützt ist (die sogenannte Burg). Danach verläuft die „schwarze Erde" allmählich in die Ackerkrume der Felder, welche sich bis an die Ortschaft Björkö erstrecken. Ob der Wall früher bis an die Burg gereicht, konnte Herr Stolpe nicht constatiren. Wäre dies der Fall, so wäre die „schwarze Erde" ehemals im Norden und Westen von dem See, im Osten und Süden von Verschanzungen eingeschlossen gewesen.

Das „Culturlager" hat eine Tiefe von 5 — 6 Fuss. Die erste Bodenschicht (1/2 — 1 Fuss) ist in Folge der Bodencultur sehr gemengt und von schwarzer Farbe; darunter liegt eine 1/2 — 3 Fuss tiefe Schicht von hellerer Farbe, welche schon reicher an Knochen ist als die überliegende; am zahlreichsten aber sind sie in der 2 Fuss mächtigen dritten Schicht, die wiederum dunkler gefärbt ist. Die Schichtung ist aber nicht regelmässig; bald sind

*) Adam's von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte übersetzt von Laurent. Berlin 1850, S. 23 und 206. Scholien 121.

die Lager scharf gesondert, bald durch einander gemengt, bald wechseln 1 Zoll tiefe Schichten von Asche und Kohlen. An einer Stelle zählte Stolpe deren 10 übereinander; an einer anderen fand er, 4 — 5 Fuss tief zwei dünne Lehmschichten zwischen den Aschen- und Kohlenlagern, welche hartgebrannt, sichtlich einem starken Feuer ausgesetzt gewesen waren. Die in Asche und Kohlen eingebetteten Knochen zeigen dahingegen keine Spur von der Einwirkung des Feuers, auch die Bronzeartefacte und andere Metallsachen haben nicht vom Feuer gelitten, ja selbst so leicht verbrennbare Substanzen, wie Bernstein sind unversehrt. Herr Stolpe sieht darin einen Beweis, dass „die schwarze Erde" nicht das Product einer grossen Feuersbrunst sein kann.

Nach seiner Auffassung sind die Aschen- und Kohlenlager das Product alter Herdstätten. Bei der mangelhaften Construction der Herde musste zur Erwärmung der Wohnräume ein stetes Feuer unterhalten werden, was allerdings durch den reichen Vorrath an Brennholz erleichtert wurde, aber auch colossale Massen von Asche und Kohlen erzeugen musste, welche von Zeit zu Zeit mit sonstigem Abhub neben dem Wohnhause liegenden Kehrichthaufen geschüttet wurden. So entstanden die Kohlen- und Aschenlager mit den darin eingeschlossenen Knochen und sonstigen Speiseresten und mancherlei theils verschlissenen und deshalb absichtlich weggeworfenen, theils aus Versehen mit verschüttetem Hausgeräth — eine colossale Anhäufung von Küchenabfällen, welche sich den dänischen Kjökkenmöddingen um so interessanter gegenüberstellen, als diese uns die Culturproben der ältesten Landesbewohner überliefern, während erstere den Scandinaviern die Hinterlassenschaft ihrer Vorfahren aus der jüngsten Periode der vorhistorischen Zeit bewahrten.

Widerspricht Herr Stolpe der Behauptung, dass die schwarze Erde das Product einer gewaltigen Feuersbrunst sei, welche eine dort gelegene grosse Ortschaft zerstörte, so leugnet er doch keineswegs die einstmalige Existenz einer solchen Stadt. Grundmauern von Wohnhäusern fand er zwar auf dem von ihm durchgegrabenen Raume nicht; wohl aber andere Spuren und zwar von Behausungen zweierlei Art: 1. Lehmplatten mit Abdrücken von Flechtwerk, wie deren in Pfahlbauten und anderen verlassenen oder untergegangenen alten Wohnplätzen gefunden sind, und 2. dreiseitige Lehmstücke, welche er als Fugenausstrich erklärt, indem man an der einen Seite noch die Eindrücke der Finger wahrnimmt, welche den feuchten Lehm abstrichen, an den anderen beiden Seiten die Abdrücke der feinen Blättchen eines Mooses (*hyloconium splendens*), dessen man sich noch heute zu gleichem Zwecke bedient.

Wie massenhaft die Speiseabfälle in die Aschen- und Kohlenlager eingebettet sind, beweist, dass Herr Stolpe allein auf dem von ihm untersuchten Flächenraum 50 Tonnen gröbere und 80 Kästchen mit feineren Knochen (Vogelknochen und Fischgräten) einsammelte. Fast alle diese Knochen sind aufgeschnitten oder zerschlagen und gehören grösstentheils unseren gewöhnlichen Hausthieren an. An Jagd- und nicht essbaren Thieren sind vertreten: Eber, Hase, Biber, Feld- und Wasserratte, Eichhorn, Fuchs, Marder, Luchs, Wolf und Katze. Unter den Vögeln und Fischen sind mehrere Arten nachgewiesen, welche heutzutage nicht mehr auf und in dem Mälarsee, wohl aber in den Scheeren vorkommen. Herr Stolpe glaubte anfänglich, diese Thiere könnten sich dort noch erhalten haben aus einer Zeit als der Mälar noch eine offene Ostseebucht war; spätere Erfahrungen leiteten ihn jedoch zu dem Schluss, dass die fremden Vögel und Fische, gleich manchen anderen nachweislich fremden Producten, als Handelswaare an den Markt gebracht seien. — An menschlichen Ueberresten fand Herr Stolpe nur einzelne Skelettheile, doch weiss man, dass ehemals mehrere Menschengerippe dort gefunden sind. Willkommenen Anhalt für die Zeitbestimmung dieser colossalen Anhäufungen von Küchenabfällen liefern die in grosser Anzahl gefundenen Artefacte.

Die eisernen Waffen und Werkzeuge tragen den Charakter der scandinavischen späteren Eisenzeit. Der Schmuck von Gold, Silber und Bronze zeigt zum Theil ganz eigenthümliche Formen. Da sind Ringe, Ketten, Schnallen, Riemenbeschläge, ovale Fibeln, Ringfibeln und seltsam genug auch eine Bügelfibula älteren Styls: in der späteren Eisenzeit eine seltene Erscheinung. Ferner ein bracteatenähnlicher Schmuck von Blei, Perlen von Glasfluss, Achat, Carneol, Amethyst, Bergkrystall, Bernstein und Knochen.

Die Glasperlen bieten der technischen Herstellung wegen ein ganz besonderes Interesse, weil diese ihre Fabrication an Ort und Stelle ausser Zweifel stellt. Beweis dafür liefern gewisse Stangenperlen, welche abgeschnürt sind, als ob mehrere Perlen aneinander hingen. Man hat zu dem Zweck eine Anzahl feiner Glasfäden aneinander gelegt, so dass sie einen hohlen Cylinder bilden und diesen mit einer oder mehreren Glaslamellen überlegt. Alsdann ist dieser Cylinder in glühendem Zustande in gewissen Entfernungen eingeschnürt, so dass er das Aussehen einer Perlenreihe empfing. Der Länge nach gespaltene Perlen lassen hierüber keinen Zweifel. Bisweilen ist die Schnur zu straff gezogen und in Folge dessen das Loch zugedrückt. Derartige untaugliche Perlen wurden eine so beträchtliche Anzahl gefunden, dass an ihrer localen Anfertigung kein Zweifel ist. Eine Anzahl Wirtel und Senksteine waren von Thon, Thonschiefer,

Bernstein, Sandstein, Topfstein, Achat, Korallen, Blei oder Elennknochen. Unerklärt bleibt bis weiter die Nutzanwendung gewisser runder Lehmscheiben von 9—15 Cm. Durchmesser. Im ersten Jahre fand Herr Stolpe nur solche, welche an einer Seite platt, an der andern convex und an letztgenannter mit Ornamenten bedeckt waren. Er glaubte diese als Lampenfuss erklären zu dürfen, da man im Calmar-Län auf dem Lande noch jetzt ähnliche Scheiben im Gebrauch hat, in welche ein Stab gesenkt wird, der am obern Ende eine einfache Schale mit Docht und Oel trägt. Die Ausgrabungen von 1872 förderten indessen eine Menge ähnlicher Scheiben ans Licht, die theils wie die oben beschriebenen nur an der einen, theils aber an beiden Seiten gewölbt und verziert waren, wodurch die frühere Erklärung sich als unrichtig erwies.

Unter den Knochengeräthen zeichnen sich die Kämme aus, welche hinsichtlich der Form und Technik dem von Prof. Virchow beschriebenen Kamm aus dem Pfahlbau von Daber ähnlich sind und, nach den halbfertigen Exemplaren zu schliessen, gleichfalls dort am Orte verfertigt sind. Ferner sind da hübsch geschnitzte Löffel, Strick-, Näh- und Knopfnadeln, Brettspielsteine, Würfel und Schlittknochen. Dr. Stolpe wünscht, dass bei der Erwähnung von Schlittknochen stets bemerkt werde, ob sie gespalten oder nicht gespalten, durchbohrt oder nicht durchbohrt sind. Die auf Björkö gefundenen sind nicht gespalten und von 44 (38 von Rinderknochen, 6 von Pferdeknochen) nur 5 durchbohrt. Gespaltene Schlittknochen kennt er aus der Landschaft Wärmend und von der Insel Gotland. Im historischen Museum in Lund liegen einige Schlittknochen aus dem Mittelalter, welche zeigen, welcher Art die Befestigung um den Knöchel war. In das hintere Ende wurde ein Loch in der Richtung der Längsachse gebohrt, in das man einen Holzpflock trieb zur Befestigung der Schnur. Das vordere Ende ward senkrecht durchbohrt.

In dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropol. Gesellschaft vom 13. Januar 1872, wo über diese Knochen gehandelt wurde, weist Dr. Brückner den Gebrauch nicht durchbohrter Schlittknochen nach, wohingegen Herr Koenig (Jüterbogk) weiss, dass sie in genannter Gegend durchbohrt und mit einer Schnur versehen sind, die um den Knöchel gebunden wird. Das Kieler Museum besitzt 18 Schlittknochen aus dem Oldenburger Burgwall. Sie sind nicht gespalten, aber schön abgeschliffen und von 18 zehn durchbohrt, einige in der Längsrichtung und senkrecht.

An Glassachen fand Hr. Stolpe in der schwarzen Erde ausser Glasperlen und Fragmenten von Glasgefässen, runde Glasklumpen von 5,5 bis 7,5 Cm. Durchmesser, an der einen Seite gewölbt und abgenutzt, an der andern etwas gehöhlt. Er meint dieselben als Glättsteine erklären zu dürfen und beruft sich deshalb auf eine Mittheilung der dänischen Antiquarisk Tidskrift, welche von dem Gebrauch ähnlicher Glättsteine auf den Färöern erzählt. Aus dem Heranziehen dieses Beleges schliesst man, dass die als Glättsteine benutzten Glasklumpen in Schweden jetzt nicht mehr bekannt sind*). Auch in Norwegen scheinen sie unbekannt geworden zu sein, denn der norwegische antiquarische Jahresbericht von 1871 fügte der Beschreibung solcher in Gräbern der jüngern Eisenzeit gefundenen Glasklumpen die Bemerkung bei „wahrscheinlich als Glättstein benutzt.“ Auf der kimbrischen Halbinsel hat sich der Gebrauch derselben bis in die Gegenwart erhalten. Im 30. Bericht der Schlesw.-Holst. Lauenb. Alterth. Gesellsch. erzählt Chr. Johannsen in seiner Beschreibung der Kleidertracht der nordfriesischen Frauen, dass sie zum Glätten der Schafpelze und zum Auspressen der Nähte sich des Gnitjalstians bedienten. In Holstein und Hannover benutzten die Frauen den Gnidelsteen zum Auspressen der Nähte in den Tuch- und Beiderwandkleidern. Schütze, Holst. Idiotikon II, S. 45—46, beschreibt den Gnidelsteen als plattrunden Ball von hartem Holz mit Handhabe oder von gegossenem Glase. Auf die Glasklumpen deutet jedenfalls der in Märchen und Sagen von Kobolden etc. häufig vorkommende Ausdruck: „en paar Oogen as en Gnidelsteen.“ Danach wäre ein tausendjähriger Gebrauch des Gnidelsteines oder Glättsteines von der Elbe bis nach den Färöern hinauf constatirt. Wie weit derselbe sich nach Süden erstreckt, bleibt zu untersuchen. In Süddeutschland und Oesterreich soll derselbe unbekannt sein.

Die irdenen Scherben waren so zerkleinert, dass sich die Form der Gefässe selten erkennen liess. Sie scheinen schwach gebrannt und nur zum Theil auf der Scheibe gedreht zu sein. Einige zeigten am Halse Verzierungen: parallele gerade Linien oder Wellen- und im Zickzack laufende Linien. Eine einzige zeigte am Halse eine Reihe fein geritzter Astrunen. Ein Krug, welcher sich grösstentheils herstellen liess, verrieth durch Form und Material seinen fremden Ursprung. Auch mehrere Gussformen kamen zu Tage: für Nadeln, Ringe, Hängeschmuck u. s. w. und eine für solche Barren wie sie unter den arabischen Silberfunden vorkommen. Dass diese letztgenannte indessen nicht orientalischen, sondern schwedischen Ursprunges ist, beweist das Material: ein nachweislich gotländischer Sandstein.

Die oben beschriebenen Anticaglien lagen zerstreut zwischen Asche, Kohlen und Knochen, wie

*) In den südschwedischen Provinzen scheint man jedoch den Gnidsten, einer freundlichen Mittheilung zufolge, noch jetzt zu kennen.

der Zufall sie gebettet hatte. Absichtlich vergraben war dahingegen ein prächtiger Silberschatz von circa 5 Pfund feinsten Silbers, bestehend in 89 ganzen und 360 defecten kufischen Münzen (die älteste ein Umajjad vor 718 n. Chr. geprägt, die jüngste ein Hamdanid von 963—967 n. Chr.); 9 byzantinischen Münzen (Constantinus X. und Romanus II., 948—959), 15 geschlossenen Armringen und 1 Armbügel, 2 Ringfibeln von colossaler Grösse (11 Cm. Durchmesser mit 23 Cm. langer Nadel), Silberbarren, Bruchstücken von Armringen, Fibeln und Zierrathen. Die Münzen sind zum Theil durchbohrt um als Schmuck getragen zu werden. Von der Einwirkung eines Brandes oder des Feuers überhaupt zeigen die Sachen keine Spur.

Aehnliche grosse Silberfunde an Münzen und Schmuck, oftmals mit angelsächsischen und deutschen Münzen gemischt, sind, wie bekannt, in Scandinavien und Norddeutschland nicht so ganz selten. Sie fallen in die Zeit vom 8.—11. Jahrhundert, folglich bestätigt der Björköer Silberfund, was schon die Typen der gefundenen Waffen, Geräthe und Schmucksachen angekündigt, dass die Kohlen- und Aschenlager der „schwarzen Erde" aus der sogenannten jüngeren Eisenzeit herrühren.

Die Bernsteinfrage fand bis jetzt auch durch die Untersuchung des Seebodens keine Lösung. Herr Stolpe wählte dazu die Bucht Kugghamn, wo am meisten Bernstein angespült wird. Er begann bei 20 Fuss Tiefe und ging nach dem Ufer zu bis etwa 10 Fuss. Viel Holz, Kohlen, Nussschalen und Steine von *Prunus spinosa* brachte das Schleppnetz an Tage, aber wenig Bernstein, der nach des Verfassers Meinung vielleicht näher am Ufer zu suchen ist. Die genannten Gegenstände: Holz, Nussschalen u. s. w. können ins Wasser gefallen oder absichtlich hineingeworfen sein, doch ist damit nicht bewiesen, dass dies auch mit dem Bernstein der Fall gewesen. Auch der Umstand, dass unter dem angespülten Bernstein bearbeitete Stücke vorkommen, beweist nichts, da auch an der preussischen Küste solcher mit dem rohen ausgebaggert wird. Die Frage harrt somit noch der Entscheidung.

Ein neues Moment bildeten in der Untersuchung der Localität die im Wasser entdeckten Pfähle, deren schon in früheren Zeiten eine grosse Anzahl herausgezogen und „an Tischler" verkauft sein sollen. Auch Herr Stolpe fand solche und da lag es allerdings nahe auf Pfahlbauten zu schliessen. Zwischen den Pfählen herausgefischte Nussschalen, Prunussteine, Kohlen und sonstige Gegenstände erinnerten unwillkürlich an ähnliche Vorkommnisse an Orten, wo solche Funde zu der Entdeckung alter Seeansiedlungen führten. Dass die von Herrn Stolpe angetroffenen Pfähle durch ihre Stellung zu einander solcher Voraussetzung widersprachen, ist nach unserer Meinung nicht beweisend, da die grosse Anzahl früher herausgeholter Pfähle Gegenbeweis hätten liefern können; entscheidend dünkt uns dahingegen der zweite Grund dawider, dass ein dem Nordweststurm so exponirter Ort, der bei unruhiger See von dem Anfruhr der Elemente stark berührt wird, für wohnliche Niederlassungen in keiner Weise geeignet ist. Herr Stolpe meint deshalb die Pfähle als Uferbollwerke betrachten zu dürfen.

Ist der auf Björkö und zwar nur an dem bezeichneten Orte gesammelte und ausgegrabene Bernstein importirt, so bezeugt er, gleichwie andere dort gefundene Naturproducte von der Insel Gotland und Schonen, wie die Ueberreste nicht im Mälar, sondern in den Scheeren lebender Thiere und wie der arabische Silberschatz, einen lebhaften Handelsverkehr, gleichwie die Knochenschnitzereien, die Perlenfabrication, die auf Metallgiessereien hindeutenden Gussformen einen nicht geringen Gewerbefleiss ankündigen. Die enormen Massen der gespaltenen und zerschlagenen Knochen, die 5—6 Fuss mächtigen Kohlen- und Aschenlager kündigen einen grossen Wohnort mit einer zahlreichen, rührigen Bevölkerung an, die in den jenseits des die schwarze Erde begrenzenden Walles liegenden unzähligen Grabhügeln ihre Ruhestätte gefunden haben dürfte. Ob dies erweislich, wird die in Aussicht genommene Untersuchung dieser Gräber ergeben. Die Gesammtresultate seiner Ausgrabungen hofft Herr Dr. Stolpe, wie gesagt, dem archäologischen Congresse in Stockholm vorlegen zu können.

Der Untergang der in der schwedischen Geschichte ungenannten Stadt auf der Insel Björkö fällt in die letzten Decennien des 11. Jahrhunderts, nach Stolpe etwa um 1072—1075 und etwa um dieselbe Zeit meldet der Scholiast des Adam von Bremen*) den Untergang der Stadt Birka. Das gänzliche Schweigen der schwedischen Ueberlieferungen über diesen Vorgang erklärt Stolpe aus den nach Stenkil's Tode beginnenden inneren Unruhen, welche das Land zerrütteten; eine Zeit, über welcher nach mancher Richtung hin trüber Nebel liegt. Das Wiederemporblühen der Stadt dürfte durch den Aufschwung der Ansiedelungen am Stocksunde gehemmt worden sein, ein Ort, der durch seine Lage für den Handel günstiger war und nachdem er Königssitz geworden und stärker befestigt, bald durch rasches Aufblühen den Glanz der alten Mälar-Handelsplätze verdunkelte. Sind in der sogenannten schwarzen Erde auf Björkö wirklich die Ueberreste der zu Ansgar's Zeit so wichtigen Handelsstadt Birka aufgefunden, so ist dies um so interessanter, als durch die Ausgrabungen des Herrn Prof. Virchow bei Wollin mit

*) A. a. O. p. 216. Schl. 138.

gleicher Wahrscheinlichkeit die Lage einer zweiten, nicht minder berühmten und in den nordischen Schriften oftgenannten Handelsstadt festgestellt ist. Jumne und Birka, der Tummelplatz der edelsten und kühnsten Helden und der alte Königssitz, die Märkte, wo Normannen, Dänen, Slawen, Sembern, Sachsen, ja Griechen und andere fern wohnende Völker ihre Waaren tauschten und die bald nacheinander untergingen, wären demnach zu gleicher Zeit wieder in soweit aus den Trümmern erstanden, dass ihre Lage und Ausdehnung constatirt ist, und auf ihre Befestigungen, ihre Handelsverbindungen, und den Gewerbefleiss ihrer Bewohner, ja auf die Bauart ihrer Häuser und die Bestände ihrer animalischen Küchenvorräthe mit Sicherheit geschlossen werden kann.

Die Ausgrabungen bei Wollin und auf der Insel Björkö zeigen klar in wie hohem Maasse das Terrain der historisch bekannten alten Handelsplätze unsere Aufmerksamkeit fordert. Neben Birka und Jumne florirte z. B. gleichzeitig die im nordöstlichen Holstein gelegene slawische Stadt Stargard (Oldenburg), Königssitz, weitberühmte Cultusstätte und wichtiger Handelsplatz mit sicherem Hafen. Sie wurde von gleichem Loos betroffen wie Birka. Eine jüngere Rivalin beraubte sie des alten Glanzes. Nachdem der Königssitz und das Bisthum nach Lübeck verlegt waren und nach mehrfacher Zerstörung durch Feindeshand auch der berühmte Hafen versandete — da war es mit dem Ruhm der alten Slawenstadt zu Ende. Wie die schwarze Erde auf Björkö, barg auch der Oldenburger Burgwall colossale Anhäufungen alter Küchenabfälle nebst darin begrabenen Geräthen und sonstigen Sachen. Leider wurden diese Knochenmassen für die Wissenschaft zu früh entdeckt. Fuderweise wurden sie aus dem Erdwall herausgeholt und von den Armen des Ortes an Knochenhändler verkauft. Eine genauere Beschreibung dieses Fundes behalten wir uns vor. Hier sei nur erwähnt, dass unter den an das Kieler Museum gekommenen Fundobjecten mehrere sehr stark an diejenigen der schwarzen Erde auf Björkö erinnern, und dass $^1/_2$ Meile von Oldenburg auf dem Gebiete des adeligen Gutes Farve bekanntlich vor Jahren der grosse Silberfund gemacht wurde, bestehend in west- und mitteleuropäischen und arabischen Münzen und Silberschmuck, zusammen 10 Pfund betragend, welcher sich dem von Björkö und den gleichartigen bekannten grossen Silberfunden aus dem neunten bis elften Jahrhundert anschliesst. J. M.

Ein Grabfeld in Regensburg.

Der Bau der Eisenbahnlinie von Regensburg nach Nürnberg hat im Weichbild der alten Augusta Tiberii eine Menge von Gebänderesten, Denkmälern, Münzen u. dergl. zu Tage gefördert und darunter auch eine Masse von Gräbern der verschiedensten Art. Die Gräber finden sich vorzugsweise zwischen dem St. Jakobsthor, der Strasse nach Kumpfmühl und den zunächst östlich von dieser Strasse liegenden Grundstücken im Westen und Südwesten der Stadt. Es sind nicht einzelne Gräber, sondern ein Grabfeld, das bei der römischen Sitte die Gräber nie umzugraben, nach und nach eine Ausdehnung von drei Hektaren angenommen hatte. An den bereits geöffneten Gräbern zeigten sich verschiedene Bestattungsarten. Näher bei der Stadt, wo die älteren Gräber sind, fanden sich nur Urnenbestattungen. Weiter von der Stadt entfernt beginnen die eigentlichen Sargbeerdigungen, anfangs noch neben Urnenbeerdigungen, später ohne alle Spuren der Verbrennung. Bis jetzt wurden drei Arten von Leichenbehältern aufgefunden, nämlich Steinsarkophage, Backsteingräber und Holzsärge. Weitere Mittheilungen enthält F. Ohlenschläger „über die neuen Funde römischer Antiquitäten in Regensburg“ (Berichte d. phil. philol. Cl. der Münchener Akad. d. W. vom Juni 1872). Diese Ausgrabungen, welche schon jetzt äusserst interessante Resultate lieferten, werden von einem kundigen Freunde antiquarischer Forschung, Pfarrer Dahlem, auf das sorgfältigste überwacht. Durch die Veröffentlichung des Fundprotokolls wird sich zeigen, dass die Reichhaltigkeit der Regensburger Funde alle bisher gemachten derartigen Entdeckungen in römischen Provinzen übertrifft. Unter zahlreichen Inschriften findet sich auch die eines Arztes der III. italienischen Legion, welche dort ihr Standquartier hatte; die Bezeichnung: medicus ordinarius bezieht sich wohl auf einen höheren Rang. Aus den bis jetzt geöffneten 1800 Gräbern wurde auch mancher wohlerhaltene Schädel gehoben. Laut brieflichen Mittheilungen des Herrn Dahlem zeigen die Schädel eine von dem typischen Frankenschädel und den heutigen Brachycephalen abweichende Form. Eine genauere Mittheilung über diese Seite des Fundes wird in Bälde erfolgen.

Kollmann.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.
Erscheint jeden Monat.

Nro. 5. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Mai 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig am 10. Februar 1874.

Der Vorsitzende Dr. Lissauer eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, dass gemäss den Beschlüssen des Vereins vom 21. October 1873 ein Aufruf an die Bewohner der Provinz, betreffend die Meldung und Ablieferung von prähistorischen Funden an die Sammlung der „Naturforschenden Gesellschaft" erlassen, dass ferner der von den Marienburger Ausgrabungen übrig gebliebene Fond von 100 Thaler zu anderweitigen grösseren Ausgrabungen in Westpreussen vom Vorstande der „Deutschen anthropologischen Gesellschaft" bewilligt worden sei.

Hierauf wurden zunächst die eingegangenen Geschenke vorgelegt. Herr Prediger Bertling hatte eine sehr schöne polirte Feuersteinaxt, welche in Polchau, und Frau Dr. Stephany einen durchbohrten polirten Doppelhammer aus Serpentin, welcher bei Oslanin gefunden worden, Herr Helm eine kleine Feuersteinaxt aus Rügen geschenkt; Herr Scharlock hatte vier unter seiner Leitung von Herrn Florkowski in Graudenz angefertigte Gypsabgüsse von Steinwaffen aus der Graudenzer und Conitzer Gegend eingeschickt, welche für einen mässigen Preis für die Sammlung des Vereins gekauft worden sind.

Der Vorsitzende lenkte dann die Aufmerksamkeit auf eine Arbeit von Carl Rau in Newyork über die Gesichtsvasen, welche sich unter den vorhistorischen Resten der amerikanischen Urbevölkerung befinden. Alle diese Thongefässe zeigen, obschon eine Anregung seitens der alten Welt hier ganz sicher auszuschliessen ist, doch eine so hohe Technik und künstlerische Auffassung in der Darstellung des Gesichts, dass wir wohl nicht mehr fürchten dürfen, zu viel Genie bei den Verfertigern unserer weit untergeordneteren pommerellischen Gesichtsurnen vorauszusetzen, wenn wir annehmen, die Idee dazu sei in ihnen selbst entstanden. — Ferner wurde über den Pfahlbau, welchen Herr Director Töppen im See von Lonkorreck entdeckt, referirt und aus einer grössern Arbeit des Herrn Major Kasiski, welche in den Schriften der Gesellschaft erscheinen wird, hervorgehoben, dass derselbe wieder zwei Gesichtsurnen gefunden und in seinen Untersuchungen der vorhistorischen Gräber zu gleichen Resultaten für die Umgegend von Neu-Stettin komme, wie Herr Dr. Marschall für die Umgegend von Marienburg.

Darauf demonstrirte der Vorsitzende an einigen Schädeln, welche aus sogenannten Hügelgräbern in der Umgegend von Neustettin herstammen, den Charakter dieses Typus. Die Skelette lagen unter grossen Hügeln beerdigt und hatten als Beigabe entweder ein kleines eisernes Messer oder Beil an der Seite oder einen eisernen Haarpfeil unter dem Kopf. Während nun einige von diesen zwölf Schädeln ganz entschieden den Charakter der Reihengräberform zeigen, also äusserst schmal und lang sind, eine elliptische Scheitelansicht und dachförmige Hinterhauptsansicht bieten, sind andere schon breiter und kürzer, wenngleich sie immer noch zu den Dolichocephalen gerechnet werden müssen und haben eine birnförmige Scheitelansicht und bogenförmige Hinterhauptsansicht, während endlich noch andere Schädel einzelne Charaktere beider Gruppen in sich vereinigen. Es stimmt dieses Resultat genau überein mit demjenigen, welches Ecker in den süd-

deutschen Hügelgräbern von Allensbach und Sinsheim und Hölder in denen von Darmsheim gefunden, Gräber, die nach dem letzten Forscher aus einer Zeit der Vermischung einer germanischen Urbevölkerung mit brachycephalen Elementen herstammen. Wenn nun die Beigaben darauf hinweisen, dass die Neustettiner Gräberschädel der älteren Eisenzeit angehören, so machen die Schädel es wahrscheinlich, dass dieselben die Reste einer germanischen Urbevölkerung enthalten, welche in der Vermischung mit slavischen Einwanderern begriffen ist. In Betreff der Einzelnheiten müssen wir auf die ausführliche Arbeit des Vortragenden über die preussischen Gräberschädel verweisen.

Herr Lehrer Pawlowski hatte einen Bericht über diejenigen prähistorischen Funde eingesandt, welche in der Nähe von St. Albrecht oben am Kapellenberge und unten an der Radaune zu Tage gefördert und von ihm sorgfältig gesammelt worden sind. Unter diesen Resten einer alten vorchristlichen Cultur, welche ebenfalls vorgelegt wurden, befanden sich mehrere Urnenscherben mit verschiedenen Ornamenten, ein Steinhammer, eine Waffe aus Hirschhorn, ein Spinnwirtel aus Thon, Perlen aus Thon und Bernstein, vor Allem aber eine grosse Menge höchst interessanter Münzen aus der römischen Kaiserzeit, von Germanicus bis Aurelian, dann sogenannte barbarische Münzen, ferner arabische Münzen, endlich Ottonen und andere Münzen aus der christlichen Zeit von unbekannter Herkunft. Da die Münzen fast alle einzeln gefunden worden, so ist es höchst wahrscheinlich, dass in der Gegend von St. Albrecht bereits im vorigen Jahrtausend ein ausgedehnter Handel getrieben worden sei. Der Vorsitzende hatte alle Orte von Westpreussen und Posen, an denen alte Münzen gefunden worden, an der Tafel aufgezeichnet, so dass man den alten Handelsweg längs der Weichsel, auf welchem der Bernstein in der vorhistorischen Zeit vertrieben wurde, deutlich verfolgen konnte. Es liegen nämlich alle diese Orte die Weichsel entlang zu beiden Seiten, mehr oder weniger nahe. Der älteste Fund ist in der Gegend von Schubin bei Bromberg gemacht, wo urgriechische Münzen (5. bis 4. Jahrh. v. Chr.) auf einen sehr alten Handelsverkehr mit griechischen Kaufleuten hinwiesen. Dann folgen römische Münzen von Augustus (bei Inowraclaw) an bis Aurelian, die in verschiedenen Orten (bei Inowraclaw, Schubin, Löbau, Marienburg, St. Albrecht, Gischkau, Schöneck) gefunden worden, also längs der ganzen Weichsel, indessen, so viel bis jetzt bekannt, nicht nördlich von St. Albrecht. Die Thatsache, dass die ältesten Münzen mehr am oberen Weichselufer, die jüngeren, wie wir sehen werden, mehr an der Küste gefunden werden, macht es wahrscheinlich, dass der älteste Bernsteinhandel mit den Völkern des Mittelmeeres den Landweg und nicht den Seeweg aufgesucht hat. Wenn man dies aber erwägt, so verliert die Ansicht, dass die pommerellischen Gesichtsurnen einer Anregung der mittelländischen Culturvölker ihre Entstehung verdanken, immer mehr an Wahrscheinlichkeit, da man diese Gefässe gerade in dem südlichen District des Weichselgebiets, mit welchem doch der Verkehr am frühesten angeknüpft worden, nicht mehr findet.

Nun tritt eine Pause von mehr als einem Jahrhundert ein, aus dem keine Münze hergekommen zu sein scheint, wenn man nicht einige sogenannte barbarische Münzen dieser Zeit der Völkerwanderung, also wahrscheinlich des völlig unterbrochenen Handelsverkehrs zuschreiben will. Dann folgt eine grosse Reihe byzantinischer Münzen, welche das ganze fünfte Jahrhundert in das sechste hinein vertreten und von einem ausgedehnten Handel mit dem alten Byzanz Zeugniss ablegen. Dieser Handel scheint aber schon den Seeweg eingeschlagen zu haben: wenigstens sind nicht nur im Lande bei Schwetz und Pelplin, bei Marienburg, sondern auch an der heutigen Ostseeküste bei Putzig, Brösen, viele solche Münzen gefunden worden.

Wieder eine Pause von zwei Jahrhunderten, aus denen die Funde kein Zeugniss einer Handelsverbindung unserer Provinz mit auswärtigen Völkern ergeben. Dann aber beginnt mit den vielen arabischen Münzen aus dem 8. und 9. Jahrhundert, welche besonders längs der Küste (Stegen, Oliva, Putzig) und an dem untersten Weichselgebiet (Kahlbude, St. Albrecht) zahlreich gefunden worden, also vorherrschend durch den Seehandel hergekommen sein dürften, eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen eines regen Handelsverkehrs der westpreussischen Küste mit fremden Völkern, welche durch angelsächsische Münzen und Ottonen bis in die historische Zeit hinein sich fortsetzt.

Herr Dr. Mannhardt knüpfte hieran eine Mittheilung über einen Fund von 700 römischen Münzen, welcher im Jahre 1871 bei Goschin gemacht und theilweise eingeschmolzen worden. Soweit der erhaltene Vorrath untersucht worden, ergab derselbe Geldstücke in ziemlich fortlaufender Reihe von Nero bis Caracalla. Die Geschichte dieses Fundes wurde von den Herren Helm, Stumpf, Bertling und Kauffmann bestätigt und ergänzt.

Herr Bertling sprach, an die amerikanischen Gesichtsvasen anknüpfend, die Meinung aus, dass der Bildung von Gesichtsurnen wohl die allgemeine, bei den verschiedensten Völkern verbreitete Idee zu Grunde liege, dass die Seele des Verstorbenen gleichsam in das Gehäuse, welches die Urne darstelle, zurückkehre, daher das Gesicht an dem Gefässe gleichsam die Persönlichkeit dessen darstelle, dessen Asche darin aufbewahrt werde. So zeigten die amerikanischen Gefässe zum Theil

ganz entschiedene Porträts; auch bei den pommerellischen Gesichtsurnen habe er bemerkt, dass die mit weiblichem Schmuck versehenen auch reichere Haarzeichnungen besitzen, als die anderen einfacheren; in Böotien seien ferner in den Gräbern Statuetten gefunden worden, die wahrscheinlich bezeichnen sollten, wer darin begraben ist. Er glaube daher, dass die bei den verschiedensten Völkern selbständig entwickelte Kunst, Gesichtsurnen zu verfertigen, auf jene allgemeine Idee zurückzuführen sei. Der **Vorsitzende** erwiderte darauf, dass die amerikanischen Gesichtsvasen nur als Trinkgefässe benutzt seien und auch die ägyptischen Kanopen nur theilweise die Reste der Verstorbenen enthielten, dass Gefässe, welche unseren Gesichtsurnen ganz analog sind, bisher nur noch aus der Umgegend von Mainz her bekannt geworden sind.

Hierauf hielt Herr **Mannhardt** einen Vortrag über **Menschen- und Thieropfer bei Neubauten.**

Ausgehend von der Sage, dass nach dem Nogatdurchbruch von 1463 der immer wieder zusammenstürzende Damm durch Hinabstürzung eines Bettlers in die Bangruhe haltbar gemacht sei, wies er nach, dass sich in vielen deutschen Landschaften, aber auch in Schottland, Serbien und anderen Ländern an Deiche, Brücken, städtische Ringmauern, Burgen und Kirchen die Erzählung knüpfe, dass sie beim Aufbau so lange wieder und wieder einfielen, bis man, um ihnen Festigkeit und die Eigenschaft der Uneinnehmbarkeit mitzutheilen, einen Menschen, zumeist ein unschuldiges Kind, in den Grund vergrub oder vermauerte, oder mit dessen Blut den Grundstein netzte. Noch 1843 bei Erbauung der Elisabethbrücke in Halle a. S. und bald darauf bei Errichtung der Eisenbahnbrücke über das Göltschthal in Reichenbach trug sich das Volk mit dem Gerücht, ein derartiges Menschenopfer habe stattgefunden. Gewöhnlich malt sich die Sage mit rührender menschlicher Theilnahme die letzten Worte und Handlungen des unschuldigen Opfers aus und übt poetische Gerechtigkeit an den hartherzigen Vollstreckern des grausamen Brauches. Statt der Menschen treten in Scandinavien Thiere ein, die der Sage nach in den Grund der Kirchen eingesenkt (in Dänemark unter dem Namen Kirkevarsle, in Schweden unter demjenigen der Kyrkogrime) als Schutzgeister vorbedeutend, warnend und wehrend die Stätte umschweben. Der damit verbundene Volksglaube, dass bei unterlassener Eingrabung des Thieres das erste in der Kirche getaufte Kind sterben müsse, weist auf die Vorstellung zurück, dass jenes Thieropfer nur ein Ersatz für die Versenkung eines Säuglings sei. In unserer Provinz bezieht noch jetzt mancher Maurer kein neu gebautes Haus, ohne zuerst einen Hund oder eine Katze in die Stube zu werfen, oder einen frisch geschlachteten Hahn hindurch zu tragen, weil das erste lebende Wesen, das den Neubau betrete, sterben müsse. Aus diesem in vielen Gegenden Deutschlands verbreiteten Brauch und Glauben erklären sich mannigfache interessante Sagen und Schwänke. Im Mittelalter mauerte man noch wirklich Thiere oder Menschen ein, wahrscheinlich die Leichen kürzlich Gestorbener, wie u. A. die in neuerer Zeit unter der Blackfriarbrücke in London gefundenen Thier- und Menschenknochen, in Stadtmauern, Kirchen- und Burgmauern mehrfach zu Tage gekommenen Skelete, oder Kindersärge mit Gebeinen beweisen, mit der Zeit hat man rein symbolisch leere Särge in die Mauern eingeschlossen oder blosse unausgefüllte Nischen in denselben angebracht. So fand sich durch Milderung in der Praxis und durch Mitleid mit dem Opfer das christliche Gewissen mit dem uralten Brauche ab, dessen alter Ritus daneben in der Volkssage festgehalten, Vollziehung an lebenden Personen forderte. In Albanien (Scutari), wo auch bei Brückenbauten noch ein Dutzend Schafe zur Unterlage für die Pfeiler geschlachtet wird, sind wirklich noch 1865 muhamedanische Maurer in flagranti bei dem Versuche ertappt, zwei Christenkinder in das Fundament des Blockhauses von Duga einzumauern.

Somit weisen jene Sagen auf einen realen barbarischen Brauch zurück, der einst eine vollbegründete Stelle im Leben der europäischen Völker selbst hatte, aber weder aus der Weltanschauung, noch den Zuständen ihrer christlichen Zeit, noch aus demjenigen ihrer zunächst zurückliegenden heidnischen Entwicklungsstufe erklärlich ist, sondern ähnlich den rudimentären Bildungen im thierischen Organismus Ueberbleibsel einer von ihnen einst durchgemachten Phase des geistigen Lebens sein muss, welche dem Zustande der wilden Naturvölker entsprach. Ein sicherer Beweis dafür ist, dass bei verschiedenen wilden oder halbcivilisirten Nationen aller Welttheile (bei den Dayaks auf Borneo, den Alfuren auf den Molukken, in Birma, im Pendschab, in Japan, Senegambien, Oberguinea, Sudan, Polynesien, Neugranada u. s. w.) sich Menschenopfer als Unterlage der im Bau begriffenen grösseren Häuser, Festungen, Tempel oder Deiche entweder noch bis heute in allgemeiner, durch die Religion gebotener Uebung erhalten haben, oder erst in neuerer Zeit abgeschafft, oder durch Thiere ersetzt sind. Zugleich geht aus dem Vergleiche dieser Bräuche mit ihren europäischen Schwesterformen mit Sicherheit hervor, dass man dabei keineswegs eine Versöhnung der Geister des Bodens, oder der Erde, weil dieselbe ungewohnte Last tragen soll, bezweckte, sondern, dass man gemeint hat, der vermauerte oder vergrabene Mensch (Thier) resp. seine Seele lebe als schützender, den Bau tragender und behütender Dämon in demselben

fort. Es ist dies das Bruchstück einer ganz primitiven Weltanschauung, welche noch nicht einmal Götter kannte, doch den Geistern der Verstorbenen übernatürliche Kräfte beimaass.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Bitte um mexikanische und südamerikanische (brasilianische), rohe oder verarbeitete Nephrite oder nephritähnliche Mineralien.

Von

Prof. H. Fischer zu Freiburg im Breisgau.

In meiner zweiten Fortsetzung der kritischen, mikroskopisch-mineralogischen Studien. Freiburg 1873, S. 15. Anmerkung, habe ich darauf hingewiesen, dass der Name Amazonenstein, welcher in den letzten Jahrzehnten wohl durchweg nur auf eine apfelgrün gefärbte Varietät von Kalifeldspath (Orthoklas) angewendet wurde, zugleich auch ein Synonym von Nephrit sei, ferner dass nach Dana (System of mineralogy, 1868, p. 233), bald nach der Entdeckung von Amerika Nephrit oder Jade in Form von geschnitzten Schmucksachen aus Mexico oder Peru nach Europa gekommen sei, während del Rio in seinen: Elementos de oryctognosia Mexico, 1795, 4. von einem Vorkommen des Nephrits in Mexico nichts erwähnt.

Ich habe diesen Gegenstand seitdem noch eingehender untersucht und behufs einer bald zu veröffentlichenden Arbeit über die archäologisch-ethnographische Bedeutung des Nephrits und der ihm ähnlichen Mineralien die Literatur bis ins früheste Alterthum verfolgt. Ich gerieth dabei bezüglich der gewissen Steinen zugeschriebenen Heilkräfte bis auf König Salomo (1015 bis 975, nach Anderen 1025 bis 986 v. Chr.) und auf den ägyptischen König Nechepsos (reg. 677 bis 672 v. Chr.) zurück!

Es haben sich mir durch diese Studien eine Reihe unerwarteter Resultate ergeben, von denen ich im Folgenden zur Erläuterung meines Gesuches um südamerikanische Nephrite nur vorläufig einige Skizzen hier einschalten möchte.

Die Pfahlbauten der Schweiz und vereinzelte Funde an anderen Orten Europas haben uns bekanntlich die überraschende Thatsache geliefert, dass die zähesten aller Mineralien, der Nephrit und der erst 1863 durch Damour*) als Species aufgestellte, chemisch von Nephrit ganz wesentlich verschiedene Jadeit, von welchen beiden noch kein europäischer Fundort bekannt ist*), von Bevölkerungen, die der Wissenschaft noch überaus fern standen, unter so vielen anderen Steinarten eben vermöge ihrer hervorstechenden Eigenschaft der äussersten Zähigkeit ganz besonders ausersehen worden waren, um Steinbeile, Steinmeissel daraus herzustellen, welche man meist ganz unversehrt erhalten findet.

*) Compt. rend. LVI, 861.

Andererseits hat die Erfahrung gelehrt, welche Aufmerksamkeit bis in die neueste Zeit dem Nephrit in Asien fortan noch geschenkt wird und wie kostbare Schnitzarbeiten besonders in China daraus gefertigt werden.

In Paris sah ich 1867 in der Industrieausstellung einen Schrank mit Nephritgegenständen von dem Gesammtwerth einer halben Million Franken. — Kürzlich hatte ich Gelegenheit, bei Herrn Krayer-Förster in Basel prachtvolle Nephritschnitzwaaren, welche derselbe von seinen ausgedehnten Reisen (in China und Japan) mitgebracht hatte und mir mit grösster Bereitwilligkeit vorwies, zu bewundern; einen wunderschönen Salamander aus grünem Nephrit hat derselbe dem mineralogischen Museum zu Basel zum Geschenk gemacht.

Veranlasst durch jenes Synonym des Nephrits, „Amazonenstein", und durch die obige Aussage Dana's bemühte ich mich, die Entstehung jenes Namens in der Literatur rückwärts zu verfolgen und fand die Quelle in der durch Breithaupt († 1873) fortgesetzten Mineralogie von C. A. S. Hoffmann, 1811 bis 1817. Dort sagt Letzterer im II. Band 1. Abth. 1812, S. 323 bis 324, dass ein dem grünen von Vauquelin analysirten sibirischen Feldspath ähnliches Mineral auch am Amazonenstrom vorkomme und deshalb auch „Amazonenstein" genannt werde. Ein wissenschaftlicher Beleg für die Identität beider Substanzen ist nicht beigegeben.

In der von Breithaupt geschriebenen 2. Abtheilung desselben Bandes, 1815, S. 254 erwähnt dieser letztere Autor, es komme der gemeine Nephrit auch aus dem Lande der Topajas am Amazonenstrome und man kenne diesen auch unter dem Namen „Amazonenstein". Ein wissenschaftlicher Nachweis hierfür ist auch hier nicht angeführt und die Analyse eines brasilianischen Nephrits fehlt — meines Wissens — bis auf den heutigen Tag.

Es liegt also hier der merkwürdige Fall vor, dass in zwei Abtheilungen desselben Bandes ein

*) Der Nephrit von Schwemsal bei Leipzig (preuss. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld), worüber ich 1866 im Archiv f. Anthropologie Bd. I, Heft III, S. 338 bis 344 näher berichtete, kommt nicht ursprünglich dort vor.

und desselben Werkes durch zwei Bearbeiter derselbe Name „Amazonenstein" in zweierlei ganz verschiedenem Sinne verwendet wurde. Breithaupt's Angabe dürfte sich vielleicht auf irgendwelche Untersuchungen seines Lehrers Werner gestützt haben, wenigstens führt Letzterer in seinem 1791 bis 1792 erschienenen Verzeichniss des Mineraliencabinets des Pabst von Ohain unter dem Namen Nephrit überhaupt nur zwei Fundstätten und zwar aus Südamerika an, einen lichtlauchgrünen und einen dunkellauchgrünen.

Dies waren nun für mich die Ausgangspunkte, um das angeblich auch auf Süd- (und Mittel-) Amerika ausgedehnte Vorkommen von Nephrit oder wenigstens nephritähnlicher Mineralien in der Literatur immer weiter rückwärts zu verfolgen.

Ferner galt es zu ermitteln, von welcher Zeit an dem Nephrit, einem äusserlich so unansehnlichen, als kryptokrystallinische Varietät dem Tremolit nahezustellenden Mineral, eben dieser, auf Heilkraft gegen Nieren (νεφρός)-Leiden und Steinkrankheiten hindeutende Name beigelegt worden sei.

Es hat sich nun herausgestellt, dass der fragliche Mineralkörper früher und noch bis auf Sloane (1725) in der Literatur als „Jaspis", besonders als „grüner Jaspis" figurirte (vielleicht neben Heliotrop und Chrysopras) und als solcher in der Eigenschaft als Amulet und zwar gegen Magenleiden etc. schon zur Zeit des ägyptischen Königs Nechepsos (677 bis 672 v. Chr.) getragen wurde.

Mit der Entdeckung Amerikas (1492) schlug die Sache auf eine mir aus der Literatur bisher noch nicht klar gewordene Weise insofern um, als dasselbe Mineral nun den Namen Nierenstein, *lapis nephriticus*, nach dem spanischen *ijada* und *piedra de los riñones*, ital. *Osiada*, franz. *Siadre*, *Jade*, erhielt und als Amulet z. B. Ringstein u. s. w. in den Ruf ganz ausserordentlicher Wirksamkeit gegen Nierengries, Nierenstein, Nierenkolik kam, während die Mexikaner dem Stein den Namen: „*Iztliayotli quetzaliztli* und *chalchihuitl*" beilegten, was auf eine Vergleichung mit dunklem Smaragd hindeutet und uns einen erwünschten Wink für die beim eventuell mexikanischen Nephrit zu erwartende Farbe giebt.

Es war mir aber überaus interessant, in dem Werke von Hernandez*), dem Leibarzte Königs Philipp, und von Letzterem im Jahre 1555 zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse von Mexico (Neuhispanien) dorthin abgeschickt, die Notiz zu finden, dass die Mexikaner von Haus aus solche Steine ausschliesslich nur als Zierrath an sich trugen und nur erst von den Spaniern die (aberglänbische) Idee annahmen, als sollten sie gegen Krankheiten heilsam sein.

In den in meiner Schrift dereinst näher aufzuführenden Werken von Monardes (1569), Boëtius de Boodt (1609), Hond (um 1611), Clutius (1627), de Laet (1647), Sloane (1725), Barrère (1743), Condamine (1745) u. s. w. (es sind im Ganzen gegen 200 Autoren) ist davon die Rede, dass die Bewohner am Topajasflusse (Nebenflusse des Amazonenstroms), sowie jene von Cayenne, Mexico, Jamaica grüne Steine in der Form von Vogelsköpfen, Papageischnäbeln, Fischen oder Corallen (für Halsbänder) geschnitzt und alle zum Anhängen durchbohrt tragen sollen; es seien diese Steine von so enormer Härte, dass sie nur mit Diamantpulver zu zerschneiden, zu durchbohren und zu poliren seien. Gesner beschreibt unter Beigabe eines Bildes (de rerum fossil. etc. Tiguri. 1565, p. 107. 2. Fig. 1) einen Stein, den die Brasilianer in den von Jugend an durchbohrten Lippen tragen und nennt ihn Oripendulum.

Seitdem ich nun diese — mir wenigstens höchst merkwürdigen — in der alten Reiseliteratur und zum Theil in alten Schriften über Gemmen u. s. w. vergraben gewesenen Berichte über Verwendung eines wenigstens nephritähnlichen Minerals auch in Mittel- und Südamerika aufgefunden hatte, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, in Antiquitätenhandlungen von Berlin, Wien, Hamburg, Dresden. Basel, Paris, etwas derart zu erhalten. Ueberall hiess es zwar, man erinnere sich wohl, solcherlei Gegenstände gelegentlich gesehen zu haben, allein es sei gegenwärtig nichts derartiges vorhanden.

Eine Notiz in der Encyclopédie ou dictionnaire universel. Yverdon 1773, welche meldet, dass dieser — auch als Amulet gegen Epilepsie, Biss giftiger Thiere (Stein νεύριτις des Orpheus!) getragene — Stein früher (also vor 1773) in Paris besonders bei Damen noch sehr in Schwung gewesen und sehr theuer bezahlt worden sei, jetzt aber (also um 1773) ausser Cours gekommen wäre, vermehrte meine Hoffnungen auf Erlangung solcher Amuletsteine keineswegs.

Endlich erhielt ich von der Antiquitätenhandlung von Ad. Fröschels in Hamburg (Neuerwall 74) zwei sehr interessante ächt mexikanische Colliers von je hundert durchbohrten Steinchen, worunter auch nephritähnliche, bei deren Mehrzahl jedoch das zu niedere specifische Gewicht von vornherein schon gegen Nephrit und Jadeit spricht. — Herr Dr A. v. Frantzius hatte die Güte, mir kürzlich eine Anzahl von ihm aus Costa rica mitgebrachter, alten Indianergräbern entstammender geschnittener Steine von dunkelgrüner und grauer Farbe zu senden, welche noch näher zu untersuchen sind, bei den grünen spricht aber auch wieder das specifische Gewicht gegen Nephrit. — In der antiquarischen Abtheilung des Museums zu Basel

*) Die aus dem Spanischen ins Lateinische übersetzte Ausgabe von 1651 stand mir auf der hiesigen Universitätsbibliothek zu Gebote.

liegen verschiedene sehr schöne mexikanische geschnittene Steine, darunter ein flaches Täfelchen und ein von der Rückseite und oberen Seite durchbohrtes! Steinbeil von der dunkelgrünen Farbe und durchscheinenden Beschaffenheit, wie die Nephrite aus Amerika in der ältern Literatur beschrieben wurden.

Zur Beantwortung der wichtigen Frage, ob jenes grüne Mineral Amerikas Nephrit oder Jadeit oder etwas Anderes sei, bedarf es natürlich eines weit reichhaltigeren Untersuchungsmaterials, deshalb richte ich hiermit zum Frommen der Wissenschaft an die Herren Directoren und Inspectoren von mineralogischen, ethnographisch-archäologischen, anthropologischen und antiquarischen Sammlungen, sowie auch an Private das höfliche Ersuchen, wenn in ihren Museen geschnittene oder rohe, hell- oder dunkelgrüne, durchscheinende Steine aus Mittel- oder Südamerika ohne Namen oder unter der Bezeichnung: Nephrit, Nierenstein, Jade, Amazonenstein sich finden sollten, mich davon in Kenntniss setzen zu wollen.

Freiburg in Baden, 10. März 1874.

Professor Fischer, Salzstrasse 47.

Weitere ethnographische Beiträge zur Geschichte der kriegerischen Weiber.

Von

Dr. med. Wilh. Stricker in Frankfurt a. M.

Zu meiner Schrift über die Amazonen*) sind mir neuerdings zwei weitere Lesefrüchte aufgestossen, welche ich am besten an dieser Stelle niederzulegen denke.

Zu Seite 7 der zweiten Auflage: E. Spencer (travels in the western Caucasus. London 1838, I, 343) berichtet Pater Lamberti, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Mingrelia war, dass zu seiner Zeit aus dem Kaukasus Banden von Amazonen in das Land der Moskowiter, in das Gebiet der Karatschai und Suoni eingebrochen seien. Die Gebirgsbewohner hätten diese Krieger nach langen Kämpfen zurückgeschlagen, und bemerkt, dass die Erschlagenen Weiber seien. Die Waffen, welche als Beute dem Dadian von Mingrelien überbracht wurden, waren Helme, Kürasse, Arm- und Beinschienen von dem feinsten polirten Stahl, so wohl gearbeitet, dass sie biegsam sich dem Körper anschmiegten. Der Brustharnisch war mit scharlachenem Wollenzeug eingefasst. Nicht weniger bewunderte man ihre Halbstiefel, welche mit glänzenden Messingknöpfen geschmückt waren, und selbst ihre langen Bogen waren kunstvoll gearbeitet und reich mit Stahl verziert. — Spencer glaubt, dass diese Amazonen die Weiber der tscherkessischen Krieger gewesen seien, welche noch heute ihre Männer in die Schlacht begleiten. — Mir war diese Notiz besonders um deswillen interessant, weil sie sich auf die classische Heimath der Herodot'schen Amazonen (IV, 110) bezieht.

Zu Seite 11 der zweiten Auflage, oben (von den libyschen Amazonen) Cap. 26, S. 183 des Buchs: I viaggi di Marco Polo tradotti per Rusticiano, corredati da Vinc. Lazari pubblicati per Lodovico Pasini. Venezia 1847. Parte III enthält: le due isole mascolina e femminina, wo es heisst: Jede dieser Inseln ist nur von Einem Geschlechte bewohnt. Im März, April und Mai leben die Männer zusammen mit den Frauen. — Lazari (S. 406) erklärt diese arabische Sage daraus, dass die Männer als Fischer einen grossen Theil des Jahres abwesend sind. — 1449 erzählte Nicolò di Conti dem Poggio dieselbe Sage als auf Socotra bezüglich. Auch Barbosa (Ramusio Navigazion I, 292) erklärt Socotra auf Grund maurischer Erzählungen für die Insel der Amazonen. Pigafetta (1552) erfuhr von einem alten molukkischen Piloten, dass auf der Insel Ocoloro bei Gross-Java (Borneo) Weiber wohnen, welche vom Wind schwanger werden und ihre männlichen Geburten umbringen. — Die Amazonenfabel, sagt der Herausgeber, hat alle Zonen durchlaufen, sie gehört zu dem einförmigen und engen Sagenkreis, in welchem die Phantasie aller Völker sich bewegt.

*) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, herausg. von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Nr. 61. Berlin 1868. Zweite verbesserte Auflage, 1873, und Archiv für Anthropologie V, 220.

Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben, von Dr. Fr. Klopfleisch zu Jena.

II. Die Ausgrabungen zu Oldisleben.

Die meisten Grabhügel lagen in dem mit „Hagen" oder „Hain" bezeichneten Walddistriet, der von beträchtlicher Ausdehnung ist und sich von dem Berghange südlich über Oldisleben in südlicher Richtung über den Bergrücken nach der Sachsenburg zu hinstreckt bis zu dem Thalhange, der Burg nördlich gegenüber. Sowohl auf dem nördlichen Abhange dieses Hagens, gerade über Oldisleben, als auf dem südlichen Abhange, der Sachsenburg gegenüber und auch auf dem bewaldeten Plateau des Berges liegen die Grabhügel, theils in Gruppen vertheilt, theils einzeln. Auch in dem von hier aus nordwestlich gelegenen Walddistricte, welcher die „Heimthalswand" heisst, liegt

eine Gruppe von zwei Grabhügeln. Ueber die im Jahre 1870 vom Berichterstatter auf Kosten der grossherzogl. weimarischen Regierung ausgegrabenen vier Grabhügel im Hagen hat derselbe schon in der Versammlung der deutschen Anthropologen zu Schwerin Einiges mitgetheilt. Siehe Corresp.-Blatt 1871, S. 74. Hier sollen die 1872 fortgesetzten weiteren Ausgrabungen geschildert werden.

Es wurden diesmal sieben Hügel vollständig ausgegraben und fünf Hügel durch breite Mittelgassen oder Gruben geöffnet. Letztere Methode wendet Berichterstatter aus Gründen der Ersparniss nur da an, wo keine wichtigere Construction des Hügels sich vorfindet und blosse Wiederholungen eines schon beobachteten Typus vorliegen, im Uebrigen hält er sich streng an den Grundsatz, dass nur eine vollständige schichtenweise Abtragung des Hügels bis zum „Urboden" eine wissenschaftlich gründliche Untersuchung genannt werden kann.

Hügel 1, auf dem Plateau gelegen, von 17 Meter Durchmesser und 1,50 Meter Höhe war in Bezug auf innere Construction der reichhaltigste. Der natürliche Untergrund desselben war gelber Lehmboden; die unterste der künstlich aufgetragenen Schichten bestand aus einer unter Feuereinwirkung ganz hart gebrannten thonigen Erdschicht mit röthlichen Beimengungen. Auf diesem Boden ruhten, nur ein wenig in denselben hinabreichend, die zahlreichen Steinbauten des Hügels. Ueber dieser Schicht und um die Steinbauten herum befand sich eine mehr lockere schwärzlich und röthlich untermischte Erde, über derselben folgte eine weissliche Lehmschicht, welche einzelne Reibsteine von Sand(?), einige gebrauchte Kalksteine und das Bruchstück eines Feuersteininstrumentes enthielt, zu oberst lag der Humus der Erddecke. Was die Steinbauten anbelangt, so befand sich der grössere massive Theil derselben, die wohl Grabgehäuse gebildet hatten, auf der nordöstlichen Hälfte des Hügels, während auf der südwestlichen Hälfte eine in gerader Linie liegende Reihe von vier Steinaltären sich zeigte. Jene als Grabgehäuse bezeichneten Steinbauten waren ebenfalls vier an der Zahl; die Kalk- und Sandbruchsteine, aus denen sie bestanden, waren nach sogenannter cyklopischer Manier fest miteinander verbunden, als Bindemittel hatte Lehm gedient. Als Basis unter diesen Steingehäusen, welche von unregelmässig viereckiger und rundlicher Form waren, befand sich noch eine wagrecht gesetzte Steinschicht, unter der sich eine leichte Erdmulde zeigte; letztere enthielt eine mehr lockere schwärzliche Erde, in der sich einige wenige Thonscherben fanden, eine dieser Mulden barg aber ausserdem eine Feuersteinpfeilspitze und in einer zweiten lag ein kleines Schabinstrument von Feuerstein. Jene vier Steingehäuse waren in einem Viereck angeordnet und auf ihrer Oberfläche war ein jedes von ihnen durch einen höher ragenden Stein markirt, während tiefer liegende kleine Steinstreifen ihre Peripherien brückenartig unter einander verbanden. Der zweite und dritte Altar jener oben erwähnten Altarreihe waren am Grunde ebenfalls durch ein Steinpflaster verbunden, das sich nach den vorbesprochenen Steingehäusen hinzog; unter diesem Steinpflaster zeigte sich eine mehr lockere Erde und in dieser stand eine Urne (verziert), neben welcher ein Feuersteinmesser und ein Serpentinkeil lagen. Auf demselben Steinpflaster stand auch noch ein kleiner Steinaltar, hinter jener Reihe der vier Altäre, welche meist aus mehreren obenaufliegenden grösseren Steinplatten und aus einem Untergrunde von kleineren Bruchsteinen bestanden. Nur der letzte westlich gelegene Altar war durchweg aus kleineren Bruchsteinen gebildet und hatte eine ovale Gestalt.

Von den Skeleten, welche dieser Hügel einst sicher enthielt, wie aus Analogie mit ähnlich construirten schon früher hier ausgegrabenen zu erschliessen ist, war leider keine Spur mehr vorhanden; in dem feuchten Waldboden war Alles verwest, da selbst zwei Thierzähne eines grösseren Wiederkäuers, welche sich in der Beisetzungsschicht fanden, fast gänzlich aufgelöst waren.

Hügel 2, ebenfalls auf dem Plateau gelegen, in westlicher Richtung von dem vorigen, hielt 16 Meter Durchmesser bei einer Höhe von $1^1/_2$ Meter. Auf dem natürlichen sandigen Lehmboden des Grundes folgte wieder eine durch Feuereinwirkung hart- und rothgebrannte Thonschicht, in welcher sich einzelne umhergestreute Thongefässscherben vorfanden, darunter einige verzierte von besonderem Interesse. In derselben Schicht fussten nach Westen hin zwei kleine, nahe bei einander liegende, aus Bruchsteinen und rohen Platten aufgeführte Steingehäuse, in deren Umgebung sich ein abgebrochenes Serpentinäxtchen und ein kleiner Serpentinkeil vorfanden. Gegenüber, nahe der östlichen Hügelperipherie, fand sich ein dritter ähnlicher Steinbau ohne weitere Fundgegenstände. In der Mittellinie des Hügels, die von Süd nach Nord lief, lagen in gleichen Abständen von der Hügelperipherie zwei grössere Steinplatten in wagrechter Lagerung, die wohl eine altarartige Bestimmung gehabt hatten. Nicht sehr weit von der südlichen Platte entfernt wurde ein kleines „Feuersteinschabinstrument" der Erde entnommen. Diese ganze Steinbautenschicht war mit lehmiger Sanderde von obenher stark bedeckt, über welcher der Humus der Hügeloberfläche folgte. Weitere Funde wurden in diesem Hügel nicht gemacht.

Hügel 3 (dieser sowie auch Hügel 4 und 5 wurden im Beisein des Herrn Professor Virchow geöffnet), einer sechsfachen Hügelgruppe angehörig, welche in südlicher Richtung von den beiden zuerst geöffneten Hügeln lag, befand sich ebenfalls auf dem Plateau des Hagens. Er hielt 20 Meter

im Durchmesser und circa 1,50 Meter Höhe. Ueber dem natürlichen lehmigen Grundhoden folgte als erste künstliche Schicht wiederum jene harte, röthlich-thonige Erde, welche von Fenereinwirkung zeugt; im Mittelpunkte dieser untersten Hügelschicht aber senkte sich jene feste Erde 0,40 Meter tiefer in den Urboden ein, eine Grube von 3 Meter Länge und 2 Meter Breite bildend, über welche einzelne kleinere platte Steine, ohne Verbindnng mit einander, gelegt waren. Im Uehrigen enthielt dieses Grah nichts von Fundgegenständen.

In derselben harten röthlichen Erdschicht fussten ferner die Steinbanten des Hügels, welche in Hufeisenform so angelegt waren, dass die Westseite des Hügels offen hlieh, während auf der Süd- und Nordseite aus groben Bruchsteinen eine schmale, die Hügelperipherie hegleitende Maner von circa 0,050 Meter Höhe und Dicke aufgeführt war, welche sich aber auf der östlichen Seite, also in der Mitte des Hnfeisens, zu drei altarartigen Steinhanten verstärkte. Diese letzteren hingen mit der Peripherie des Hügels unter eich zusammen, hildeten aber nach der inneren Seite des Hügels hin drei viereckige Vorsprünge, von denen der eine 1,60, der zweite 1,40, der dritte 1 Meter Durchmesser der Länge nach, der Breite nach aber der erste 0,90, der zweite 1 Meter, der dritte 1,50 Meter Durchmesser hielt. Die trennenden Einbiegungen zwischen den drei Banten hielten 0,50 und 0,40 Meter Breitendurchmesser bei circa ehen so viel Länge. Nach der Hügelperipherie zu waren diese drei Banten von Steinplatten eingegrenzt, die auf der hohen Kante standen nnd nach Süden und Norden in die schmale Steinmauer ühergingen. Von oben her waren diese drei Steingehäuse altarähnlich wagrecht ahgeplattet, die Steine waren mit Lehmerde verhnnden. Der gesammte Hufeisenmauerhogen hielt 20 Meter im Umkreis. Vor dem südlichen dieser Steingehäuse fand sich am Boden, 0,75 Meter von dem Steinban entfernt, ein nur noch Erde bergendes Thongefäss von napfartiger Schalenform ohne Verzierung und von grober roher Arbeit. Unmittelbar daneben, 0,20 Meter entfernt, lag eine Feuersteinklinge von der Form der sogenannten „Schahinstrumente". Ausserdem kamen sowohl in dieser als auch der nächsten böheren weniger harten und mehr grauen Erdschicht eine bedentende Anzahl roher Feuersteinbruchstücke zum Vorschein, die aber alle gewaltsam zertrümmert erschienen und znm Theil scharfkantig waren. Die Zahl der Scherhen irdener Gefässe war auffallend gering.

Diese wenigen Funde sowie die Steinbauten befanden eich sämmtlich in jener durch Feuereinwirkung hartgebrannten röthlichen Hügelschicht; über dieser aber folgte die schon erwähnte, auch die Steinbanten bedeckende weichere, mehr ins Graue spielende, theilweis aber noch röthliche Erdschicht, in deren Mittelpunkte sich eine schwarzgraue, lockere, aschenartige Erde grnbenartig einsenkte, während sie sich oben zu einem kleinen Hügel wölhte, welcher von der dritten, etwa 0,50 Meter starken allgemeinen Hügelschicht, über die noch die Humnsdecke folgte, nur wenige Zoll hoch bedeckt wurde. In diesem kleinen Aschenhügel über der Mitte fanden sich ein kleines bronzenes Ringgehänge, ein Gürtelhaken und zwei Fibeln von ganz gleicher Form nnd sanberer Arbeit. Diese letzteren Fnndgegenstände weisen ihrer Form nach auf eine viel jüngere Zeit hin als die ist, welcher die Steinbanten, die rohe Urne und das Fenersteingeräth in den tieferen Schichten desselben Grabhügels entstammen. Da auch hei einigen der anderen Hügel dieselhe Erscheinnng wiederkehrte, dass die oberen Hügelschichten einen solchen Aschenhaufen zum Theil mit ganz gleichen Bronzegegenständen enthielten, sich aber dahei nie Urnen mit geglühten Menschenknochen fanden, wohl aber Spuren von letzteren in einigen Aschenhaufen entdeckt wurden, so scheint es, als oh auf diesen Hügeln in einer viel späteren Zeit als die war, in welche ihre erste Anlage fiel, noch Todte oder Lebende verbrannt wnrden, deren Asche nnd Schmuckgegenstände man aber nicht in Urnen sammelte, sondern der Erde ruhig überliess.

Hügel 4, von 15 Meter Durchmesser nnd 1,15 Meter Höhe, an der obersten Kante des nördlichen Hainabhanges gelegen, wurde, da die letzten Hügel verhältnissmässig nur geringe Ausbente an Fundgegenständen boten, nur mittelst einer von Norden nach Süden getriehenen 1,50 Meter hreiten Gasse geöffnet, die dann vom Mittelpnnkt aus nach Westen zu erweitert wnrde. Ueber dem Urhoden fand sich als unterste Hügelschicht eine röthlich grane, ebenfalls hartgehrannte Erdschicht, auf welche, die Hügelmitte einkreisend einzelne kleinere Bruchsteine gelegt waren. Innerhalh dieses Centrums fanden sich nur eine grössere schön gearbeitete aber von Rost ganz zerfressene grosse Bronzespirale, ein Knopf von Bronze, nnd ausser einigen anderen rohen Gefässscherben anch eine kleine Thonscherbe mit interessanter Verzierung. Sowohl die Bronzespirale als der Knopf hatten auf einer anch sonst in der Hügelmitte sich zeigenden verwesten Holzschicht (Leichenhrett?) gelegen. Ueber der hartgehrannten nnteren Beisetzungsschicht folgte dann nnr noch eine weisslich grane hedeckende Erdschicht und über dieser der natürliche Waldhumus.

(Schluss folgt.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 6. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Juni 1874.**

☞ *Die siebente Versammlung des internationalen Congresses der Archäologen und Anthropologen, die in diesem Jahre in Stockholm stattfindet, wird ihre Sitzungen am 7. August beginnen und am 16. August schliessen. Diejenigen, welche sich an dem Congress zu betheiligen beabsichtigen, werden ersucht, sich möglichst frühzeitig an den Secretair des Leitungscomité's, Herrn Hans Hildebrand im Königlichen Archäologischen Museum in Stockholm, zu wenden. Die grosse Zahl der bis jetzt eingegangenen Anmeldungen lässt auf eine sehr zahlreiche Betheiligung schliessen.*

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 12. Juli 1873.

Herr Virchow, der an Stelle des noch abwesenden Herrn Bastian den Vorsitz führt, legt eine Anzahl von verschiedenen Seiten als Geschenke eingegangener Photographien vor und berichtet dann über die Reise des Hrn. Jagor; darauf werden von demselben mehrere neu erschienene Schriften vorgelegt und besprochen, darunter das vortreffliche Werk von Prof. v. Düben über die Lappen, sowie auch ein altes seltenes Werk vom Jahre 1591 von J. le Moyne, in welchem sich Abbildungen von Floridaindianern finden. — Herr Koner berichtet über eine Abhandlung von Döll über cyprische Alterthümer aus der Sammlung des italienischen Consuls Cesnola; er hebt die Verschiedenheit in dem Styl der Figuren hervor, von denen eine grosse Anzahl einer sehr alten nicht zu fixirenden Culturperiode angehört. Es ist daher wohl anzunehmen, dass zu einer Zeit, in der bereits griechische Einwanderungen die Küstenplätze der Insel besetzt hatten, neben der griechischen Kunst sich auch die alteinheimische Kunst, mag man dieselbe als phönicische oder griechische bezeichnen, erhalten habe. Zu beachten sind auch eine Anzahl Gefässe, welche durch ihre geometrisch geordnete Ornamentirung durch Punkte und Linien, sowie durch ihre auf ihnen gemalten Thiergestalten nach Analogie der ältesten griechischen Vasenbilder auf eine sehr frühe Culturperiode zurückweisen; nicht minder verdienen die mehrfach vorkommenden Gesichtsurnen Beachtung. — Herr Ch. F. Hart hat dem Vorsitzenden eine Mittheilung über seine Amazonenflussexpedition gemacht, von der er höchst interessante Topfgeräthe mitgebracht hat, von denen einige an die merkwürdigen Funde aus Peru erinnern und darthun, dass die alte peruanische Cultur sich auch auf die Ostseite der Cordilleren herübererstreckt hat. — Von Herrn Lossen ist ein Bericht des Försters v. Borosini über neun alte Grabhügel bei dem Forsthaus Langenlonsheim bei Kreuznach übersendet worden. — Herr Voss spricht über eine alte Ansiedelung bei Cammin (Pommern). Die Stadt wird zuerst durch die Reise des Bischofs Otto v. Bamberg im

Jahre 1124 bekannt, sie war damals stark bevölkert und blieb auch noch später lange Zeit in grossem Ruf. Sie ist auf einer Anhöhe gelegen, welche ganz besonders geeignet ist zur Ueberwachung der Divenowmündung; man warf daher gegen diese Mündung zu eine im Halbkreise verlaufende Verschanzung auf. Zu beiden Seiten des Walles laufen Gräben, die augenscheinlich früher sehr tief und nass gewesen sind, gegenwärtig werden dieselben zu Gärten benutzt. Das jetzige Strassennetz der Stadt zeigt in seiner Anlage noch völlig den mittelalterlichen Charakter. Im Jahre 1861 stiess man im inneren Stadttheil bei Gelegenheit eines Brunnenbaues in bedeutender Tiefe auf Balkenwerk und auch im Jahre 1869 fand man beim Graben eines starken Fundamentes etwas Aehnliches. Herr Tetzlaff in Cammin hatte schon früher Gelegenheit gehabt, folgende Schichten bei verschiedenen Erdarbeiten zu beobachten: unter der heutigen Oberfläche fanden sich sofort Luftziegeln und Lehmfachwerk, dazwischen Massen von verbranntem und angebranntem Getreide und Stroh; dann folgt in einer Tiefe von 4 bis 7 Fuss unter der Oberfläche eine 2 bis 3 Fuss mächtige Schicht von Mauersteinresten, glasirten Ziegelstücken, zerbrochenen, aus Lehm gebrannten Ornamenten von ziemlich roher Form; unter dieser Schicht kommt wieder Lehmschutt und unter demselben fanden sich Balkenmassen, eichene und eschene Hölzer. Unter dieser Schicht folgt eine 2 bis 3 Fuss mächtige Masse, bestehend aus Blattresten, untermischt mit Schilf, Erlenzweigen, Birkenzweigen und ganzen Erlenblättern, die wohl nichts Anderes sein kann als alter Waldgrund (Elsbruch); unter dieser Lage fand man dunkelgrauen Sand; in ihm, sowie auch in dem Elsbruch wurden Schädelbruchstücke und Scherben gefunden, ferner ein vollständig erhaltener Rinderschädel. Alle die gefundenen Sachen gehören einer ziemlich späten Zeit an, die Topfscherben haben grosse Aehnlichkeit mit denen, welche Professor Virchow in den Pfahlbauten bei Wollin gesammelt hat. Letzterer bestätigt die Uebereinstimmung der Fundgegenstände, namentlich der Topfbruchstücke, mit denen von Wollin. Sie gehören durchweg dem von ihm nachgewiesenen Typus der Pfahlbauten und Burgwälle Pommerns an. — Herr Hartmann übergab verschiedene, von dem Reisenden J. Hildebrandt eingesendete, von den Somâli herrührende ethnologische Gegenstände, darunter auch vergiftete Pfeile mit eisernen Spitzen. Herr Hildebrandt hat auch eine in der Nähe von Beberah gelegene, bereits von Heuglin besuchte und in Petermann's Mitth. 1860, Seite 429, beschriebene Ruinenstätte durchforscht. Eine Anzahl von Hildebrandt an den Vortragenden eingesendeter Fundstücke wurden von diesem vorgelegt, darunter Scherben von grünen Glasgefässen, Topfscherben aus gelber Thonmasse und Stücke gläserner Armbänder von verschiedenen Farben; ferner ein sehr niedlich aus schön blaugrüner, weisslich geaderter, einen fetten Glanz zeigender Steinmasse gearbeiteter Henkel eines kleinen Gefässes; endlich auch Fragmente von Bronzegegenständen. Die Glasgefässe deuten auf abyssinischen Export hin; die Armbänder sind denen der jetzt noch in Aegypten gebräuchlichen Reifen der Fellachen durchaus gleich. — Herr Virchow macht die Bemerkung, dass einzelne Bruchstücke von Thongeräthen so auffallend in der Ornamentik mit Sachen von unseren Burgwällen und Pfahlbauten übereinstimmen, dass wir sie, wenn sie hier gefunden wären, wahrscheinlich als einheimische anerkannt haben würden. — Herr Virchow spricht, unter Vorlegung einiger Specimina, über Golden-Schädel. Mit besonderer Berücksichtigung der Schädelformen der Giljaken und Ainos hat derselbe ihre Verwandtschaft mit anderen westlicher und südlicher wohnenden Nachbarn zu erforschen gesucht und ebenso auch die Verwandtschaft aller dieser Stämme mit den Eskimos. Aus der Vergleichung des vorliegenden Materials geht für den Vortragenden vorläufig hervor, dass jene Verwandtschaft mit den Eskimos eine sehr zweifelhafte sein muss; er sieht sich daher (obwohl er der Meinung ist, dass die Analogien der Golden mehr tungusisch und weniger eskimotisch sind) genöthigt, sie doch als eine eigenthümliche und sowohl von den nördlichen, wie von den südlichen und westlichen Völkerschaften abweichende Gruppe darzustellen, für welche bis jetzt eine unmittelbare Ableitung von keiner der anderen zulässig erscheint. Er bittet schliesslich, dass die linguistischen Mitglieder der Gesellschaft sich jener Völkerschaften einmal genauer annehmen möchten.

Sitzung am 18. October 1873.

Der Vorsitzende Herr Virchow theilt der Gesellschaft mit, dass von allen Seiten in höchst erfreulicher Weise Berichte von den auswärtigen correspondirenden Mitgliedern eingelaufen sind, und legt dann eine Anzahl als Geschenke eingegangener Druckschriften vor. Er berichtet darauf über den Verlauf der Wiesbadener Generalversammlung und fordert zu möglichst ausgedehnter Theilnahme bei den Vorarbeiten zur Herstellung der prähistorischen Karte von Deutschland auf. — Ferner legt der Vorsitzende eine Reihe von Correspondenzen mit dem Unterrichtsministerium vor, welches mit entgegenkommender Bereitwilligkeit die verschiedenen Anträge der Gesellschaft genehmigt hat; darunter ist hervorzuheben die Bewilligung von 3000 Thalern an Herrn Jagor zum Ankauf von ethnologischen Gegenständen während seiner Reise. Auch ist Herrn Prof. Klopfleisch in Jena eine Summe zu den in der Nähe von Zeitz schon früher begonnenen Ausgrabungen bewilligt worden. Die

Resultate jener Ausgrabungen sind dadurch wichtig, dass man annehmen kann, es sind hier die ältesten Gräbertypen erschlossen, die in Mitteldeutschland vorkommen. Sie gehören offenbar der späteren Steinzeit an, vor der Einführung von Metall. An ein Schreiben des Herrn W. H. J. Bleek aus Mowbray bei der Capstadt an Herrn Prof. Lepsius über die helle Hautfarbe der Buschmänner, die sich besonders bei guter Kost und Verpflegung und civilisirter Lebensart bei ihnen zu zeigen pflegt, knüpfen Herr Fritsch und Herr Hartmann einige ergänzende Bemerkungen an. — Ein Schreiben des Herrn Engelhardt zu Kopenhagen berichtet über einen Gräberfund von Ringsted auf Seeland aus der halbrömischen, gothischen Zeit; derselbe stimmt mit zahlreichen seeländischen Funden überein und auch mit den Hävenschen Funden in Mecklenburg und in ausgedehnterem Sinne mit den norddeutschen, früher sogenannten Wendenkirchhöfen. — Herr v. Cohausen schreibt über den Schlackenwall auf dem Limberg bei Saarlouis und macht dabei die Bemerkung, dass die Ansicht, als hätten die Erbauer, um Erde und Steine zusammen zu backen, jene Holzschichtung vorgenommen und in Brand gesetzt, eine ganz falsche sei, da jede Brandstätte und jeder verlassene Hoch- und Kalkofen uns belehren kann, wie durch ein solches Verfahren die Wälle erst recht den zerstörenden Einflüssen von Feuchtigkeit und Frost zugänglich gemacht werden. — Herr Berendt in Newyork übersendet einen Bericht über die Indianer des Isthmus von Tehuantepec. Er weist die nahe Verwandtschaft der Zoque- und Mijesprachen nach; beide Sprachen bilden vorläufig eine isolirte Familie, deren Beziehungen zu anderen Sprachengruppen erst zu ermitteln sein werden, wenn die übrigen Sprachen der Gegend besser bekannt sind. Ebenso sind wir über die Verwandtschaft der Zapotecasprache vorläufig noch im Dunkeln; die Zapotecos bilden bekanntlich einen der höchstcivilisirten Stämme der alten mexikanischen Geschichte, welche in den Traditionen neben den ältesten Bewohnern der Centraltheile Mexikos genannt werden, und gegenwärtig einen grossen Theil des Staates Oaxaca bewohnen.

Herr Virchow zeigt photographische Abbildungen von Holzgötzen von den Guanoinseln vor und macht auf die starke Adler- oder Geiernase mit herabhängender Spitze aufmerksam, ein Typus, der sich bei den Holzidolen der Papuas wiederfindet, ausserdem aber auch bei Goldfiguren aus altperuanischen Gräbern. — Herr Pincus übersendet einen Bericht über die Haare der Negritos auf den Philippinen nach drei Haarproben, welche er von Herrn Dr. A. B. Meyer zugeschickt erhalten hatte. Herr Kuchenbuch hat einen Bericht über Alterthümerfunde bei Platiko an der Oder eingesendet, darunter befinden sich auch Bronzesachen, einige Schädel und sehr gut erhaltene Skelete. Die Schädel sind von dem Vorsitzenden genau untersucht worden und das Ergebniss seiner Untersuchungen und Messungen ergiebt eine Gestalt, wie wir sie von dem Germanenschädel des Westens seit längerer Zeit kennen, weshalb man nach Herrn Virchow nicht fehlgehen wird, wenn man dieses Gräberfeld einem älteren deutschen Stamme zuschreibt; für das linke Oderufer ist damit ein in mehrfacher Beziehung werthvoller Anhalt gewonnen, der gewiss für die Beurtheilung und Vergleichung weiterer Funde Bedeutung haben wird. — Durch Vermittelung des Herrn v. Cohausen ist ein Bericht von Herrn v. Röder über die Wallberge bei Reitwein bei Podelsig eingegangen, in denen sich in grosser Menge Urnenreste wendischen Ursprungs finden. Herr Dr. Schöler übergiebt ausser zahlreichen Photographien von Esten eine Reihe von Messungen estnischer Schädel. Herr Virchow knüpft daran die Bemerkung, dass er seine Bemühungen, den verschiedenen finnischen Völkern, welche so vielfach in Beziehung zu unserer Urbevölkerung gesetzt worden sind, nahezukommen, fortgesetzt habe und dass er dabei sehr überrascht gewesen sei, zu sehen, wie gross die Leichtfertigkeit einzelner unserer französischen Collegen sei. Dem Dogma des Herrn de Quatrefages gegenüber, nach welchem die finnische oder estnische Bevölkerung, die nach ihm die Urbevölkerung Europas gebildet haben soll, eine brünette war, haben die Nachforschungen des Herrn Virchow ergeben, dass an Orten Finnlands, wo ganz und gar keine Einwanderung nachzuweisen ist, eine exquisit blonde Bevölkerung existirt, so blond, dass in Russland sogar die sprichwörtliche Bezeichnung „blond wie ein Finne" davon hergeleitet wird. — Herr Hartmann übergiebt wieder einige von Herrn Hildebrandt eingesendete Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Somâli, unter Anderem einen sehr grossen hölzernen Haarkamm und einen irdenen Räuchertopf zum Einräuchern der weiblichen Genitalien. — Herr Virchow macht schliesslich einige Bemerkungen über moderne Steingeräthe und über die Wege der Bronzecultur. In der Wiener Weltausstellung fand er in der türkischen Abtheilung Steinmesser aus Feuerstein, welche, wenn sie irgendwo in Deutschland gefunden würden, sicherlich als der Steinzeit angehörig betrachtet würden; er vernahm zu seiner Ueberraschung von Herrn Abdullah-Bey, dass diese Spähne zu denjenigen gehören, die unter Dreschschlitten gesetzt werden. Diese Erfahrung ist insofern von erheblichem Interesse, als man danach genöthigt ist, die Frage zu stellen, ob man ein Recht hat, die bei uns gefundenen Spähne sofort als Messer zu bezeichnen, noch mehr trifft dies vielleicht für manche Funde in Aegypten zu.

Im Christymuseum zu London befindet sich eine sehr reiche Sammlung aller möglichen Geräthe der westlichen Eskimos von der Behringsstrasse. Diese Gegend hat den grossen Vorzug, dass sie durch die Strömungen des Meeres viel mehr Treibholz, Wrackstücke und andere Gegenstände erhält, wie sie nach dem östlichen Grönland fast gar nicht kommen. Obgleich die Eskimos auf diese Weise Eisen erhalten und es auch zu bearbeiten gelernt haben, so fahren sie dennoch immer noch fort, auch Steine zu bearbeiten. — Interessant ist das territoriale Vorkommen ganz ähnlicher Obsidiansachen in Ungarn, wie sie früher von Herrn Heldreich aus Griechenland geschickt wurden. — Die reiche Sammlung von Bronzesachen aus Ungarn, Steiermark, dem eigentlichen Oesterreich und Mähren haben Herrn Virchow immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, dass die alte Ansicht, die Bronzecultur sei vom Westen zu uns nach dem Osten gekommen, aufgegeben werden müsse, und dass wir vielmehr unsere Blicke nach dem Süden zu richten haben.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig vom 22. April 1874.

Nachdem einige neu eingegangene Schriften und Geschenke vorgelegt worden waren, erstattete der Vorsitzende Herr Dr. Lissauer Bericht über das Gräberfeld bei Münsterwalde. Gegenüber von Marienwerder, auf einem der Hügel, welche das westliche Ufer der Weichsel begleiten, liegt das Dorf Münsterwalde, südlich von Mewe und östlich von Bielsk, drei Orte, welche durch interessante vorhistorische Funde in der Sammlung des Vereins schon vertreten sind. Auf den sogenannten Pfarrhufen von Münsterwalde befindet sich, nicht weit von der jetzigen Kirche, ein Feld, welches schon lange als heidnischer Begräbnissplatz bekannt war, da man beim Pflügen auf sehr viele zertrümmerte Urnen und deren zerstreuten Inhalt gestossen war. Anfangs März d. J. wurden auf diesem Felde Steine ausgegraben und abermals drei Gräber geöffnet.

Das erste enthielt eine Urne aus schlecht gebranntem Thon, von kopfgrossen Steinen umstellt, mit Knochenasche und einer bronzenen Schnalle von der Form, wie dieselbe bisher nicht in unserer Provinz gefunden worden ist. Es ist nämlich eine viereckige Doppelschnalle mit strichförmigen Verzierungen.

Das zweite Grab enthielt, ebenfalls von drei kopfgrossen Feldsteinen umstellt, eine Urne aus Bronze mit Knochenasche, einem Stück zusammengeschmolzenen Goldes, einem Stück zusammengeschmolzener Bronze, einem Sporn oder Helmbuckel aus Bronze und mehreren kleinen Stücken Bronze, von denen eins der Art auf den Rand der Urne passt, als ob es von dem Deckel derselben herrührte. Die Urne selbst ist getrieben, von gefälliger Kesselform und durch schöne parallele Wellenlinien verziert, welche abwechselnd concav und convex gearbeitet sind; der Boden zeigt kreisförmige Verzierungen, wie von der Drehscheibe und in der Mitte eine rauhe Stelle, wie von einem abgebrochenen Zapfen herrührend. Auf dem oberen, umgebogenen Rand der Oeffnung ist an zwei gegenüberliegenden Stellen noch deutlich Zinnloth zu erkennen, als wäre dort ein Ohr angelöthet gewesen. Die ganze Urne ist von edlem, schönen Rost bedeckt.

Bei der relativen Seltenheit von Bronzeurnen überhaupt und bei dem gänzlichen Mangel derselben in den Sammlungen unserer Provinz speciell musste dieser Fund das grösste Interesse erregen. Es sind besonders in den skandinavischen Ländern und in Mecklenburg wiederholt Bronzegefässe von sehr schöner Arbeit in den Gräbern und Mooren gefunden worden; allein eine wirklich zur Beisetzung der Reste des Leichenbrands benutzte Urne aus Bronze gehört selbst in jenen Ländern zu den Seltenheiten. Wir müssen nun über die Stellung, welche gerade diese Urne unter den prähistorischen Funden einnimmt, auf die ausführliche Abhandlung und Abbildung verweisen, welche der Vortragende in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft veröffentlichen wird; hier wollen wir nur noch auf die spornähnliche Beigabe aus dieser Urne aufmerksam machen.

Auch in einem dänischen und mehreren mecklenburgischen bronzenen Gefässen, besonders den sogenannten Hängeurnen, wurden Beigaben aus Bronze gefunden, welche mehr oder weniger einem Helmbuckel oder einem Helm ähnlich sehen und die verschiedenste Deutung erfahren haben, bis man durch die Häufigkeit, mit welcher gerade in den Urnen aus Bronze solche Buckel gefunden werden, darauf aufmerksam gemacht wurde, dass dieselben mit der Urne selbst in einem nothwendigen Zusammenhange stehen. In der That ist es wahrscheinlich gemacht worden, dass dieselben bei den Hängeurnen zum Verschluss derselben mitwirkten und daher ist auch bei der Münsterwalder Urne daran zu erinnern, dass die helmbuckelähnliche Beigabe vielleicht mit dem Deckel in Verbindung gestanden habe; eine Frage, welche nur durch weitere glückliche Funde entschieden werden kann.

Herr Hauptmann v. Flotow machte darauf aufmerksam, dass der Boden des Gefässes gegossen, abgedreht und in die Urne, welche selbst getrieben, wie aus den deutlich zu erkennenden Hammerschlägen zu ersehen, eingesetzt sei.

Das dritte Grab, welches die Arbeiter eröffne-

ten, enthielt ein unverbranntes Skelet, in gestreckter Lage, in einer Tiefe von etwa 6 Fuss der Art, dass der nach Norden gerichtete Kopf auf einem sehr grossen Stein ruhte, welcher erst gesprengt werden musste, um fortgeschafft werden zu können, während der übrige Körper mit einem sehr grossen Haufen von kleinen Steinen bedeckt war. Der Finder zerschmetterte den Schädel leider sofort, so dass aus den Trümmern nur das Hinterhaupt und die Seitenwände des Mittelhauptes vollständig wieder zusammengestellt werden konnten. Von Beigaben ist nichts erhalten; doch sind die Schädelknochen so stark mit Kupfersalzen imprägnirt, dass dieselben ursprünglich wohl mit einem Schmuck aus Bronze umgeben beerdigt sein müssen. Eine nähere Bestimmung des Schädelfragments ist wegen Mangels aller sicheren Messungspunkte nicht möglich; nur so viel lässt sich aus dem steilen Hinterhaupt erkennen, dass es nicht dem Reihengräbertypus angehört; dagegen beweist der 49 Centim. lange, gut erhaltene Oberschenkelknochen, dass das Skelet von einem sehr grossen Menschen, nach den Burmeister'schen Verhältnisszahlen etwa von 5 Fuss 10 Zoll, herstamme.

Was nun das Alter dieser Gräberfunde betrifft, deren Erhaltung überhaupt dem Herrn Ortsvorsteher Lachmansky in Münsterwalde zu verdanken und deren wissenschaftliche Verwerthung nur durch das lebhafte Interesse des Hrn. Gerichtsdirectors Wetzki in Marienwerder für die Bestrebungen des Vereins möglich geworden ist, so lässt sich eine Jahreszahl natürlich nicht dafür angeben. Der Umstand aber, dass das ganze Gräberfeld auf den Pfarrhufen in der Nähe der Kirche liegt, dass ferner ein unverbranntes Skelet in heidnischer Weise beerdigt unter den Gräbern mit Leichenbrand gefunden worden, macht es wahrscheinlich, dass das Gräberfeld bis in die Anfänge der christlichen Zeit hinein benutzt worden ist. In dieser Uebergangsepoche geschah es nämlich häufig, dass die Leichen, welche nach dem Gebot des Christenthums nicht verbrannt, sondern in der Nähe der Kirche beerdigt werden sollten, zwar nicht mehr verbrannt, aber doch von dem im Herzen noch heidnischen Volke heimlich nach der Sitte der Väter beerdigt wurden, während in den nächst vorangehenden Jahrhunderten nur Leichenbrand herrschte. Auch die Art der Urnenbeisetzung, ohne Steinkisten, nur von einigen Kopfsteinen umstellt, spricht dafür, dass dieser Kirchhof ein sogenannter Wendenkirchhof sei, also aus der slavischen Zeit herstamme, wenngleich nicht bestimmt werden kann, wie weit derselbe zurückreicht. Daraus, dass bisher nur Beigaben von Bronze dort gefunden, folgt durchaus nicht, dass die Gräber bis in die Bronzezeit zurückreichen, da Bronzeschmucksachen bis tief in das jetzige Jahrtausend hinein benutzt werden, und Bronzewaffen dort nicht aufgedeckt sind. Uebrigens haben die Mitglieder des Vereins, die Herren Medic.-Rath Dr. Pianka und Lehrer Wacker in Marienwerder, welche den Vortragenden bei den Ausgrabungen in Münsterwalde persönlich unterstützten, in Aussicht gestellt, diese interessante Stätte im Laufe des Sommers weiter zu erforschen.

Nach einer kurzen Discussion über das Alter des Kirchhofs berichtete Herr Walter Kauffmann über seine neuen Ausgrabungen. An seinen letzten Vortrag vom 21. October 1873 anknüpfend, beschrieb er zuerst eine merkwürdige Steinkiste, welche er in Saskoczin aufgedeckt. Während diese Kisten gewöhnlich aus vier Seitenplatten, einer Boden- und einer Deckplatte bestehen, hatte diese vier Decksteine, und zwar war der oberste beinahe kreisrund und 3 bis $3^1/_2{}'$ im Durchmesser; unter ihm lagen nun drei andere Decksteine, die nur gespalten, aber nicht rund behauen waren. Die ganze Kiste lag in der Richtung von Norden nach Süden und war $2^1/_2{}'$ lang und 2' breit. Hart an der nach Süden gelegenen Steinplatte standen zwei sehr schöne, schwarze, beinahe glasirt erscheinende Urnen, die beide mit Deckeln versehen waren; eine derselben war eine Kinderurne, wie nicht nur aus den Dimensionen der Urne selbst, sondern auch aus den in derselben enthaltenen kleinen dünnen Knochen zu ersehen ist. Die grössere Urne, die eine Höhe von 8", eine Bauchweite von $9^1/_2{}''$, eine Halsweite von 5" und eine Bodenweite von 4" hat, zeichnet sich besonders durch die schönen Verzierungen aus, welche unterhalb des Halsschmuckes, rings um den Bauch der Urne laufen. Dieselben bestehen aus sieben sich wiederholenden Figuren, von denen zwei durch eine eigenthümliche Zeichnung unterbrochen sind, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit der Zeichnung eines Gesichtes hat. In der Urne waren weder Bronze- noch Eisenüberreste zu finden. Die Kinderurne ist von gefälliger Form und hat eine Höhe von 4", eine Halsweite von $3^1/_4{}''$, eine Bauchweite von $5^3/_4{}''$ und eine Bodenweite von 2"; um den Hals laufen zwei parallele Streifen, unter denen sich ein Kranz von kammartigen Punkten befindet. — Eine zweite Excursion nach Alyem, die derselbe am 31. Januar 1874 machte, führte zu mehreren interessanten Funden, die deutlich zeigen, auf welche Weise die erhabenen Verzierungen auf den Urnen hergestellt sind. Es fanden sich nämlich vier Stücke, theils von dem Halse der Gefässe, theils von deren Verzierungen, welche beweisen, dass die Verzierungen um den Hals der Urne angeklebt und nicht aus der Urnenmasse selbst geformt worden sind. Ausserdem fand Redner noch eine sehr fein geschlagene Feuersteinpfeilspitze, einen Theil eines Steinhammers und einen Stein mit einer merkwürdig ausgeschliffenen Seitenfläche, als ob sie zum Poliren

von Steinhämmern gebraucht werden sei. Urnenscherben fanden sich wieder in grosser Menge, doch alle mit den schon bekannten Mustern.

Von Herrn R. Saltzmann erhielt Herr Kauffmann eine Urne, die im Herbste 1873 bei Oliva in einer Steinkiste zwei Fuss unter der Oberfläche gefunden worden. Die Urne ist von gelblich brauner Farbe und durch ihre Form besonders ausgezeichnet. Ein Urnenfeld von scheinbar grösserer Ausdehnung hat Redner am 19. April 1874 in Rottmannsdorf, einem Rittergute, das $^1/_2$ Meile von Praust nach der Höhe zu liegt, aufzudecken angefangen. Sich auf seinen letzten Vortrag zurückbeziehend, gab er zuerst ein Bild von der Lage dieses Rittergutes und beschrieb dann seine letzte Excursion. Er stiess nach längerem Suchen mittelst eines Erdbohrers circa ein Fuss unter der Oberfläche auf eine Steinkiste, welche vom Pfluge bereits sehr beschädigt war. Dieselbe lag von Süden nach Norden, hatte eine Länge von 2′ 7″ und eine Breite von 1′ 7″, war aus 4 je 6″ starken und nicht gespaltenen Steinen zusammengesetzt. Die Urnen waren durch den hereinbrechenden Sand und die Steine sämmtlich zerbrochen, doch konnte man noch die Scherben von acht Gefässen von gelblicher, brauner und auch schwarzer Farbe deutlich unterscheiden; im Allgemeinen zeigten sie alle eine sehr primitive Technik. Die meisten hatten Deckel in Mützenform gehabt, die mittelst sehr flacher Rillen in den Hals der Urne hineingriffen. Jenseits des nach Norden liegenden Endsteins der ersten Kiste weitergrabend, fand Redner, dass derselbe nur eine Scheidewand von der folgenden Kiste sei, die auch leider arg beschädigt war. In derselben standen vier zerbrochene Urnen von glänzend schwarzer Farbe und mit reichen Verzierungen. Während zwei dieser Urnen durch und durch eine schwarze Farbe zeigten, war die Grundmasse der anderen von röthlich brauner Farbe und ziemlich grobkörnig; auf diese war als eine dünne Schicht die schwarze Masse, welche die Verzierungen zeigt, aufgetragen, und blätterte bei der geringsten Berührung sofort ab. Beim Blosslegen des Halses der einen Urne fand Redner einen Bronzeschmuck, welcher durch ein ganz kleines Ohr auf der linken Seite durchgezogen war und in unserer Gegend noch nicht in dieser Form gefunden worden ist. Es hängt in einem grösseren Ringe von $^3/_4$″ Durchmesser ein kleinerer von $^1/_2$″, auf den zwei Bronzekettchen von 4″ Länge aufgezogen sind. Die beiden Ketten bestehen aus 29 Gliedern, am Ende einer jeden befindet sich ein 1″ langes, 1 bis 2 Linien dünnes und $^1/_2$″ breites Bronzeplättchen (sogenannte Klapperbleche), ein eben solches ist an der einen Kette am 22. Ringe vermittelst eines Seitenringes angebracht. Auf der rechten Seite fand sich ein ebensolcher Schmuck, nur hatte derselbe bei derselben Länge 32 Glieder, und war das eine Plättchen am 25. Ringe befestigt. Von einem Ohr zum anderen gehend, fand ich noch eine Schnur von 21 Bronzeringen, die je $^1/_4$″ lang und $^1/_8$″ breit sind, und hinten in dünne über einander gebogene Enden auslaufen, während der vordere Theil breiter und stark gebaucht ist. In den einzelnen Ringen fanden sich noch die Ueberreste einer verkohlten Lederschnur, auf welche dieselben aufgezogen waren. Ausser diesen beiden Steinkisten wurden noch zwei andere geöffnet, die jedoch auch nur zerbrochene Urnen hielten. Im Ganzen waren 20 Urnen in diesen vier Kisten.

Eine Excursion nach dem Prangenauer Schlossberge führte zu keinem positiven Resultate. Sodann beschrieb Herr Kauffmann noch die fünf Gesichtsurnen aus dem Stadtmuseum, welche, mit den gewöhnlichen Urnen zusammen, durch gütige Vermittelung des Herrn Geheimrath v. Winter in die Sammlung des Vereins gekommen sind. Von dreien derselben ist leider der Fundort ganz unbekannt, die vierte soll aus Pegersz stammen, und nur von der fünften weiss man genau, dass sie in Warmhoff bei Mewe gefunden ist.

Herr Dr. Marschall machte auf eine Gesichtsurne aufmerksam, welche von Büsching noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Bielsk gesehen und beschrieben worden und seitdem verschollen ist. Dieselbe hatte Verzierungen von Menschen- und Thierköpfen, beweise also einen gewissen Fortschritt in der Fabrication der Gesichtsurnen; es sei Aufgabe des Vereins, über den Verbleib dieser Urne weitere Nachforschungen zu veranlassen. Herr Schück bemerkt, dass bei Hainau in Schlesien Urnen in Vogelform aufgedeckt seien, welche auf dasselbe Motiv, wie die Gesichtsurnen, nämlich auf einen religiösen Cultus zurückzuführen sein dürften.

Herr Dr. Marschall erinnert ferner daran, dass derselbe Büsching seiner Zeit noch in Königsberg kleine Thonfiguren mit Glasüberzug, sogenannte Porzellanverglasungen, gesehen habe, welche in alten preussischen Grabhügeln gefunden sein sollten, jetzt aber in keinem der dortigen Museen mehr vorhanden sind. Diese kleinen Figuren gleichen durchaus denjenigen, welche in den Särgen egyptischer Mumien gefunden werden. Herr Marschall legte nun eine solche Figur aus geschnitztem Feuerstein vor, welche aus einem Grabe aus der Gegend von Divenow herstammt und von einer sehr vorgeschrittenen Technik Zeugniss ablegt.

Archiv für Anthropologie, Band VI.

Heft 3.

1) Von amerikanischen Gesichtsvasen handelt ein Aufsatz von C. Rau in Newyork. 2) Dr. Pansch in Kiel beschreibt einen bei Ellerbeek am Kieler Hafen im Torf ohne weitere Beigaben aufgefundenen dolichocephalen Schädel von 72·8 Index. 3) Schmid in Bern theilt Untersuchungen mit über die gegenseitige Stellung der Gelenk- und Knochenaxen der vorderen und hinteren Extremität bei Wirbelthieren. 4) Ueber die Bewohner des heiligen Landes hat im zweiten Hefte Dr. Langerhans Untersuchungen mitgetheilt und zwar meist über die Beduinen. In der hier folgenden Fortsetzung behandelt er die Fellahs oder Bauern, theilt mehrere sehr charakteristische nach Photographien entworfene Abbildungen derselben, dann auch eine solche eines jungen Drusen mit. 5) Junker giebt meist nach Präparaten des Hunter'schen Museums in London eine Anatomie des verkrüppelten Fusses der Chinesinnen. Dieselbe ist begleitet von mehreren lithographischen Tafeln, welche theils das Aeussere der Füsse, theils Muskelpräparate, theils Durchschnitte darstellen; dann folgen Referate über Müller's Ethnographie, Caspari, Urgeschichte; Bataillard, über die Zigeuner; Darwin, Ausdruck der Gemüthsbewegungen; van der Kindere, über belgische Ethnologie; Dupont, über den Menschen der Steinzeit in Belgien; Compte rendu des Brüsseler Congresses.

Heft 4.

1) H. Genthe, über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden. Diese treffliche Abhandlung ist seitdem in einer erweiterten, mit einer archäologischen Fundkarte versehenen Bearbeitung erschienen (Frankfurt a. M., Zimmer. 1874. 8°). 2) Beiträge zur Kenntniss der Mikrocephalie von Prof. Aeby (1. Abtheilung).

Kleinere Mittheilungen: 1) Pseudo-Pfahlbauten im Schluchsee auf dem Schwarzwalde von A. Ecker; 2) die Hünengräber der Nordseewatten von Schaaffhausen (über diesen interessanten Gegenstand wird in einem der nächsten Hefte eine ausführlichere Arbeit von Herrn v. Alten in Oldenburg erscheinen); 3) die Feier des 80sten Geburtstages von C. E. v. Baer.

Referate: 1) Schiern, Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen; 2) das friesische Adelsbuch.

Mit dem 3. Hefte ist auch das 61 Seiten starke Verzeichniss der anthropologischen Literatur incl. des Jahres 1872 ausgegeben worden.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Fensterurnen.

In Nr. 3 d. Bl. 1874 sind zum ersten Male vor einem grösseren Leserkreise die sogenannten Fensterurnen zur Sprache gebracht, d. h. Urnen der älteren Eisenzeit mit eingesetzten Glasstücken. Es sollen deren bis jetzt sechs Exemplare gefunden und bekannt geworden sein: drei in Norwegen, eine in Schweden, eine in England und eine in Hannover; dabei wird gesagt, dass ein Exemplar in der „Lüneburger Alterthümersammlung" aufbewahrt wird, vermuthlich das Exemplar, welches als in Hannover gefunden angegeben ist.

Zur Chronologie dieser Funde bringe ich folgenden Bericht. Schon vor ungefähr 25 Jahren entdeckte ich eine solche Urne in der Alterthümersammlung des Herrn Hauptmanns Thymig in Lüneburg. Die Urne gehörte der älteren Eisenzeit an und hatte an den Seiten drei und im Boden einen Glasscherben von mattem, grünlichem Glase. Ich habe diese Urne selbst in Lüneburg untersucht und in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Jahrg. XVII, 1852, S. 372, ausführlich beschrieben. Wo diese Urne gefunden ist, habe ich nicht erfahren, jedoch, dass Herr Hauptmann Thymig, nach seinen mir gemachten Mittheilungen, einen grossen Theil seiner Sammlung 1848 in Schleswig-Holstein erworben hatte. Auch weiss ich nicht, ob das Thymig'sche Exemplar das in der Lüneburger Sammlung aufbewahrte Exemplar ist; die hoffentlich vorhandenen Kataloge werden darüber Auskunft geben können.

Von grösserer Wichtigkeit als diese Verzierungsweise dürfte der Umstand sein, dass diese Gläser („Fenster") ohne Zweifel Bruchstücke von römischen Gefässen sind. Hiefür entscheidet sich offenbar auch A. Lorange in seiner Schrift über die Spuren römischer Cultur in Norwegens älterem Eisenalter, 1873, indem er die Glasscherben in den drei norwegischen „Fensterurnen" zu den Spuren römischer Cultur in Norwegen zählt. Es wäre also von Wichtigkeit, der Herkunft der Lüneburger Urne nachzuforschen.

Schwerin, Mai 1874. G. C. F. Lisch.

Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben, von Dr. Fr. Klopfleisch zu Jena.

II. Die Ausgrabungen zu Oldisleben.

Hügel 5, ebenfalls am Nordabhang, aber tiefer unten, nördlich von dem vorigen Hügel gelegen, hielt 10 Meter Durchmesser bei circa 1 Meter Höhe. Dieser Hügel barg drei Steinbauten in sich.

Zwischen seiner Süd- und Ostseite lag ein aus Bruchsteinen und Lehm aufgemauerter, länglich viereckiger Steinbau von 1·45 Meter Länge. Am schmäleren westlichen Ende war derselbe 0·40 Meter und am breiteren östlichen Ende 0·72 Meter breit, aus dem letzteren ragte ausserdem noch eine grössere Steinplatte stark hervor. Nach der nordöstlichen Peripherie hin lag ein zweiter kleinerer Steinbau von 1 Meter Länge und 0·60 Meter Breite; von diesem führte in nordwestlicher Richtung ein tiefer unten abzweigendes Steinbrückchen nach dem dritten, nordwestlich gelegenem grössten runden Steinbau, der 2·10 Meter Durchmesser und 0·70 Meter Höhe hielt. Auch diese Steinbauten fussten wieder sämmtlich in einer durch Feuer gehärteten, röthlich und weisslich gemengten Erdschicht, auf welcher nach oben Lehmerde mit der Humusdecke folgte. Unter dem grossen Rundbau zeigte sich im lehmigen Urboden eine muldenartige Grube, welche noch mit der röthlichen festen Erde ausgefüllt war, aber sonst nichts, auch keine Knochenspuren enthielt. Diese Grube war 2 Meter lang und 1·80 Meter breit, ihre Längenachse lief von Ost nach West.

Von ganz besonderem Interesse in diesem Hügel war es, dass sich zwischen dem nordwestlichen grössten und dem kleinsten nordöstlichen Steinbau, südlich von dem sie verbindenden Steinbrückchen, unten am Hügelgrunde ein künstlich gefügtes kleines Urnengewölbe befand, welches ein sehr roh gearbeitetes, der Form nach zwischen Napf- und Tassenform stehendes Thongefäss umschloss. Die eigenthümliche Construction dieses Urnengewölbes war folgende. Man hatte das Gefäss auf eine wagrecht gelegte kleine Steinplatte gestellt, um die letztere herum waren in polygoner Anordnung sechs Steinplatten aufrecht gestellt mit einer leichten schrägen Neigung nach der Urne zu; unmittelbar dahinter waren noch einmal etwas grössere Platten ebenso angeordnet. Ueber diesen aufrecht stehenden Platten aber folgten nach oben wagrecht gelegte Platten, durch Uebereinanderkragen ein primitives Gewölbe über der Urne bildend. Thonscherben waren nicht vorhanden.

Hügel 6 (gleich dem folgenden Hügel 7 zu derselben Gruppe gehörig wie Hügel 3) maass 13 Meter Durchmesser bei 1 Meter Höhe. Er wurde mittelst einer die halbe Breite des Hügels messenden, durch die Mitte in der Richtung von Ost nach West geführten Gasse ausgegraben. Der Hügel war im Innern von einem Steinkranz, der circa 0·50 Meter hoch war, eingehegt. Die unterste der aufgetragenen Erdschichten bestand aus einer festeren grauen, weiss und roth gesprenkelten Erdschicht, die sich nach oben zu einem leichten Hügel wölbte, auf der Oberfläche dieser Schicht fusste genau im Hügelcentrum ein kleiner, aus mehreren Bruchsteinen zusammengesetzter viereckiger Steinbau (Altar?) von 0·50 Meter Breite und Höhe und 0·80 Meter Länge. Rechts und links von ihm, in der Richtung von Nord nach Süd, lagen zwei einzelne grössere Plattensteine, hinter dem südlichen dieser Steine folgten noch zwei weitere Steine, mit jenem ein Dreieck bildend. Sonst fand sich in diesem Hügel ausser einzelnen Thongefässscherben nichts.

Die Arbeiter machten darauf aufmerksam, dass die Steine des Steinkranzes, Kalkbruchsteine, nicht von der Höhe, auf welcher wir uns befanden, stammten, die nur Sandsteine liefert, sondern von dem Höhenzuge gegenüber, auf dem die Sachsenburg liegt. Dies zeigte sich auch bei einigen anderen Grabhügeln.

(Fortsetzung folgt).

Druckfehler.

Nro. 2. S. 11 r. Z. 28 v. o. Gotland statt Gothland.
„ 13 l. „ 2 „ „ Ubertas „ Ubertus.
„ „ „ „ 21 „ „ Rost „ Stoff.
„ „ „ „ 26 „ „ eine „ ein.
Nro. 3. S. 24 l. Z. 21 u. 22 v. n. unten fällt aus.
„ „ „ „ 9 „ „ Bohuslän statt Bohuslän.
Nro. 4. S. 28 r. Z. 24 v. n. Kughamn statt Kughamm.
„ 29 l. „ 23 „ „ Abhub auf den neben statt Abhub neben.
„ „ „ „ 22 „ „ Scandinaven statt Scandinaviern.
„ „ r. „ 9 v. o. Elen statt Eber.
„ 30 l. „ 25 v. u. Wärend statt Wärmend.
„ 31 l. „ 29 v. o. Kugghamn statt Kugghamm.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 7. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Juli 1874.**

Mit der letzten Nummer (Nro. 6) des Correspondenz-Blattes ist die Einladung und das Programm zur diesjährigen Generalversammlung, welche am 14. bis 17. September in Dresden stattfinden wird, den geehrten Mitgliedern unserer Gesellschaft zugesendet worden. Zum Besuch dieser Versammlung sind dieselben daher, sowie auch andere Freunde der Anthropologie freundlichst eingeladen.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 15. November 1873.

Der Vorsitzende Herr Virchow macht der Versammlung von eingegangenen Drucksachen Mittheilung. Die französische anthropologische Gesellschaft hat ihr „Bulletin de la société d'Anthropologie" übersandt, das erste Zeichen internationalen Entgegenkommens auf diesem Gebiete. Von der schlesischen Gesellschaft sind einige Lieferungen „Schlesiens Vorwelt in Bild und Schrift" eingegangen.

Prof. Engelhardt in Kopenhagen hat in einem römischen Grabe sehr werthvolle Metallsachen, besonders Geld, gefunden. Hervorzuheben sind Armringe mit Schlangenköpfen, ganz ähnlich einigen aus Schweden stammenden. Auch im hiesigen Museum sind dergleichen vorhanden aus Thüringen und es ist damit auch für diese eine bestimmte Chronologie gewonnen.

Hr. Virchow kommt auf die Farbe der Esten zurück. Nach neueren Nachrichten, welche er erhalten, ist die Farbe derselben auch auf der Insel Oesel überwiegend blond.

Hr. Burmeister hat einen längeren Bericht über die Alterthümer der La-Plata-Staaten eingesandt, welcher die Ankunft altpatagonischer Schädel ankündigt und zugleich gewisse Irrthümer des officiellen Berichtes über den letzten internationalen Congress in Brüssel berichtigt.

Hr. Adolf Bernh. Meyer schickt einen Brief, worin er seine Reise in Neu-Guinea bespricht und Mittheilungen über die dortigen Eingeborenen macht; er unterscheidet bei denselben mehrere Varietäten. Hr. Virchow spricht, im Anschlusse daran, über Papua-Schädel im Hunter'schen Museum in London: nach seinen Messungen hat sich herausgestellt, dass die Insulaner aus der Torresstrasse noch zu den Papuas gehören und sich wesentlich von den Australiern unterscheiden.

Der kürzlich aus Afrika zurückgekehrte Ornithologe Dr. Reichenow berichtet über die Cameroon-Neger: Die Stämme, welche die Cameroongegend bevölkern, reden die Duallasprache. Es sind diese Stämme keineswegs die Urbewohner des Landes; es haben im Gegentheil häufige Invasionen und

dadurch Verdrängungen der verschiedenen Völkerschaften stattgehabt. So sind die Wuri früher an den Fluss gekommen und dann durch die Cameroon stromaufwärts gedrängt und haben jetzt die Landschaft Wuri inne. Die Jabjang und Abo setzten sich an einem Quellfluss des Cameroon am Abo fest. Alle diese Stämme sind kräftig und gut gebaut und unterscheiden sich hierdurch sehr zu ihrem Vortheil von den Bakwiri. Doch sind die Gesichtszüge, besonders bei den Weibern, hässlich. Ihre geistigen Fähigkeiten sind nur gering. Die Hautfarbe ist hell kaffeebraun im Gegensatz zu den nördlichen Stämmen an der Goldküste, den Gâ, Aquapim und Akim. Auch bei den südlichen Völkerschaften, den Gabun, findet sich eine helle Färbung; während die zwischen dem Cameroon und Gabunflusse wohnenden Quaqua bedeutend dunkler tingirt sind. Das Tättowiren der Haut ist wenig verbreitet und beschränkt sich bei vorkommenden Fällen auf den Körper, während das Gesicht verschont bleibt, obgleich doch gerade Ausschmückungen desselben häufig charakteristische Zeichen einzelner Stämme sind. Die Gâ z. B. haben drei über die Schläfe zum Auge laufende Schnitte und eben solche über die Backe zum Mundwinkel gerichtete, die Frauen derselben haben meist einen Kreuzschnitt auf dem Backenknochen.

Im weiteren Verlaufe seines Vortrags giebt Herr Reichenow eine eingehende Darstellung der staatlichen Einrichtungen jener Völkerschaften; er erwähnt die Blutrache, welche bei ihnen herrscht und schildert die eigenthümliche Kriegführung, bei der besonders die Ungeschicklichkeit im Gebrauche der Schusswaffen geschildert wird; dann geht er auf die religiösen Anschauungen über, auf den Schutz des Eigenthums mittelst des „Juju“; auf die Geheimhünde, die Stellung der Sklaven und die der Frauen.

Die Hütten werden aus Flechtwerk hergestellt und Thongeräthe aus dem Schlamm der Flüsse verfertigt. Die Cameroon zeigen nicht unbedeutende Geschicklichkeit im Schnitzen von Figuren aus Holz und Elfenbein. Festlichkeiten sind selten und die musikalischen Instrumente sehr unvollkommen. Die Lebensweise und die Nahrungsmittel der Cameroon sind sehr einfach. Krankheiten giebt es nur wenige; ausser der Syphilis fand Dr. Reichenow einen bösartigen Ausschlag, der ganze Gliedmaassen zerstört. Die Cameroon werden bei so mangelhafter Lebensweise selten alt.

Sitzung am 6. December 1873.

Die Gesellschaft begrüsst freudigst den nach sechsmonatlicher Abwesenheit aus Afrika zurückgekehrten Herrn A. Bastian.

Herr Prof. Kuhn hat Geräthe von den Fidschi-Inseln ausgelegt, über die Herr Bastian nähere Auskunft giebt. Es befindet sich darunter eine Keule, die sofort eine Aehnlichkeit mit alten Gewehren zeigt; Herr Bastian erklärt, dass diese Waffen von den Insulanern den alten Schusswaffen nachgebildet sind, weil diese durch ihre Wirkung ihnen grossen Respect einflössten. Jede Inselgruppe hat ihre typische Keule, die oft äusserst unpraktisch ist. Im hiesigen Museum giebt es solche, die eine Länge von einigen Metern haben, und hierdurch, sowie durch ihre ausserordentliche Schwere ihre Brauchbarkeit wesentlich beeinflussen, wenn nicht ganz in Frage stellen. — Eine andere kürzere Keule in Form einer Reibkeule ist aus schwerem, festem Holze sauber gearbeitet. Dieselbe wird am Gürtel getragen und ihrer geringen Länge wegen zum Werfen benutzt und giebt hierdurch, in sicherer Hand, entschieden eine sehr gefährliche Waffe ab. Als Keule dienen häufig auch die ausserordentlich schweren, circa 3 Fuse langen Ruder, von denen ein Exemplar, das sich auch durch saubere und zierliche Arbeit auszeichnet, vorliegt. Ueber einen Schmuckgegenstand, ein Gehänge von Zähnen, sind die Meinungen verschieden, da sich nicht mit Bestimmtheit angeben lässt, welchem Thiere dieselben angehört haben.

Aus Japan ging ein werthvolles Geschenk ein: die dortige Gesellschaft für Natur- und Heilkunde übersandte ein Heft ihrer Mittheilungen.

Herr Jagor schenkt die Zeichnung eines japanischen Götzen und zwei photographische Blätter, auf denen sich eine grosse Anzahl der verschiedenartigsten in Japan gefundenen Steinwerkzeuge und Waffen befinden.

Herr Virchow giebt näheren Aufschluss über die vor circa einem Jahr vorgelegten beiden Neu-Guineaschädel. Dieselben waren durch Herrn Dr. Meyer von den Offizieren der russischen Fregatte Vitias erworben worden. Herr Maeley berichtet nun Folgendes: Die Papuas beerdigen ihre Leichen in sitzender Stellung. Das Kinn berührt die Kniee und die Arme umfassen die Beine; dann wird der Leichnam in Blätter eingehüllt und fest mit Lianen umschnürt in der Hütte beerdigt. Nach Verlauf eines Jahres graben die Verwandten des Verstorbenen seine Ueberreste wieder aus, nehmen den Unterkiefer vom Schädel und reinigen denselben sorgfältig, um ihn als Reliquie aufzubewahren. Der Schädel wird alsdann in irgend einen Busch geworfen und kann für Kleinigkeiten, wie leere Flaschen etc., von den Eingeborenen erhandelt werden. Nicht so der Unterkiefer. Es gelang zwar, ein Dutzend Schädel aufzutreiben — die meisten zerfallen leicht, da sie allen Witterungseinflüssen ausgesetzt sind — darunter aber nur zwei mit Unterkiefern, welche ein Papua heimlich brachte mit der Bitte, dieselben seinen Landsleuten nicht zu zeigen. Die Nasen der Neugeborenen werden nicht, wie dies wohl angenommen worden ist, eingedrückt. Im vierten bis fünften Jahre wird

sie mit einem Dorn durchbohrt und dabei das Septum nach unten gezogen. Bei dem leichten Druck, der hierdurch auf dieselbe ausgeübt wird, kann eine Verunstaltung des Gesichtes durch Eindrücken der Nasenbeine nicht vorkommen. — Der Unterkiefer wird nach der Meinung des Herrn Virchow wohl deshalb aufgehoben, weil er wegen seiner Stärke äusseren Einflüssen den meisten Widerstand entgegensetzen kann. Herr Bastian erwähnt hierzu, dass die Fetischpriester die Unterkiefer sehr oft als Medizin benutzten.

Herr Virchow zeigt einige Funde aus der Gegend Neu-Brandenburgs, welche durch Herrn Prof. Boll Namens seines Vaters übergeben sind. Es sind dies ein im Ganzen gut erhaltener Torfschädel, an dem Gesicht und Basis cranii defect sind, und zwei jedenfalls musikalische Instrumente. Das eine wurde 1872 auf einer Wiese bei Küssow 3 Fuss tief gefunden, ist circa 14 Centimeter lang aus einem Knochen gearbeitet und ähnelt unseren modernen Clarinetten. Das Instrument hat sehr lange im Torf gelegen. Das andere ist aus der Sprosse eines Hirschgeweihes und mag wohl als Pfeife gedient haben, was durch Herrn Friedel bestätigt wird, der ein ganz ähnliches Instrument in Lund gesehen hat. Die in Frankreich aufgefundenen prähistorischen Pfeifen sind einfacher, gewöhnlich aus Phalangenknochen angefertigt.

Der Schädel bietet Analogien mit dem, welcher beim Bau der Elbbrücke bei Dömitz in einem versandeten und verwaschenen Elbarm in grosser Tiefe gefunden wurde. Namentlich am Hinterhaupt und an den Seitenwandbeinen zeigen sich grosse Analogien. Auch der Neu-Brandenburger Schädel gehört zu den brachycephalen und weicht von den ältesten Gräberschädeln durch seine Breite ab. Die Bildung ist nicht schlecht, aber mangelhaft; der Capacität nach ist er sogar recht vollkommen. Er trägt Zeichen grosser Wildheit an sich: die Augenbrauenbogen sind stark gewölbt, die Muskelansätze treten an den Seitenwandbeinen, deren eines Spuren einer Verletzung zeigt, bis über die Höcker derselben; der Jochbogen steht stark ab und lässt auf ausserordentliche Entwickelung der Kaumuskeln schliessen. Auch die Nackenlinien sind sehr kräftig ausgebildet. Er hat jedenfalls einem männlichen Individuum angehört. Die Gelenktheile des Unterkiefers sind gut gebildet und bewegen sich in einer Pfanne, die eine ausserordentliche Flächenausdehnung besitzt.

Andere Schädel hat ein polnischer Edelmann Herr Zawissa eingesendet. Eine Hinterhauptsschuppe vom Menschen wurde mit Knochen von Mammuth und Höhlenbären zusammen in einer Höhle im Kalkgebiet bei Krakau gefunden, und zwar in der Nähe des Eingangs der Höhle. Zwei vollständige Schädel wurden in der Höhle von Wierszchow (Zeitalter des polirten Steins) gefunden; sie scheinen nach der Untersuchung des Herrn Virchow einer modernen Zeit anzugehören und slavischen Ursprungs zu sein, obgleich sie nicht ganz den Angaben über die Brachycephalie der Slaven entsprechen. Sie sind verhältnissmässig flach und nicht sehr lang, das Gesicht etwas kurz, ganz wie bei der niederen slavischen Bevölkerung.

Herr C. v. Nordenskiöld schickt eine Uebersicht von Felsenzeichnungen aus der Provinz Ostgothland in Schweden. Dieselben stellen meist Fahrzeuge mit und ohne bewaffnete Bemannung dar, auch einzelne Leute, zwei Kameele (ob einoder zweihöckerige ist leider nicht angegeben), Waffen, wie Schwerter mit und ohne Scheide, Dolche, Lanzen etc. Sie sind mit grosser Sorgfalt bald tiefer, bald flacher in das Gestein gearbeitet.

Herr v. Nordenskiöld glaubt, dass hierzu Feuersteininstrumente benutzt sind, und zwar aus dem Grunde, weil Quarzadern und einzelne grössere Quarzcomplexe stets umgangen sind, was wohl beim Gebrauch eiserner Instrumente nicht geschehen wäre. Man hat bisher angenommen, dass dies Volk keine Schriftsprache besessen habe, doch wird dies von Herrn v. N. bezweifelt; er übersendet eine Sammlung von Zeichen, die er für Buchstaben hält. — Herr Virchow bezweifelt, dass die verschiedenen, oben angeführten Ornamente mit Feuersteinen in die Granitfelsen gearbeitet seien; obgleich der Feuerstein eine ganz ausserordentliche Härte besitzt, ist seine Sprödigkeit doch noch bedeutender, und Jedermann weiss, dass derselbe sogar beim Anschlagen auf weit nachgiebigere Gesteinsarten, als Granit ist, eher als die bearbeitete Masse springt. Es ist also wohl anzunehmen, dass die Künstler eiserne oder stählerne Instrumente benutzten.

Herr Virchow spricht über Bronzewagen, Bronzestierköpfe und Bronzevögel im Norden. Der erste und merkwürdigste Fund der Art ist von Herrn Lisch beschrieben. Er stammt mit Skeletknochen aus einem kegelförmigen Grabe bei Peccatel. Durch Vergleiche und schliesslich mit Zuhilfenahme der Bibel kam Herr Lisch dazu, den Ursprung derartiger Geräthe auf die Phönizier zurückzuführen. Es sind später noch mehr Wagen gefunden worden: einer in Lund in einem Teiche, ein anderer in Ober-Kehle bei Trebnitz in Schlesien (jetzt in Breslau), ein vierter bei Frankfurt a. d. O. (im Besitz des Gymnasiums in Neu-Ruppin). Einen fünften erwarb Herr Virchow selbst in Burg im Spreewalde, als derselbe soeben für Kinder in ein Spielzeug umgearbeitet werden sollte. Zwischen diesen verschiedenen Wagen besteht eine nicht unbeträchtliche Differenz. Die Wagen von Peccatel und Lund gleichen sich am meisten: sie sind zweiaxig. Die drei anderen besitzen je eine Axe, an der zwei oder drei Räder befestigt sind. Die Axe trägt ein dreieckiges Gestell, das in einen

hohlen Vorsprung ausläuft, in den wahrscheinlich ein Stab, als Deichsel dienend, eingefügt wurde. Auf der Axe befinden sich rohe Stierköpfe, die äusserst schlank sind, und auf Deichsel und Gabel Vögel ungefähr in der primitiven Art dargestellt, wie etwa ein Kind mit einigen Strichen eine Gans oder besser einen Schwan zu zeichnen sich bemüht. Auf dem Peccatel- und Lundschen Wagen befanden sich solche Figuren nicht. Der erstere hatte vier Räder, die auf zwei Axen befestigt waren. Möglicherweise ruhte auf ihm das mit dem Wagen zugleich aufgefundene grössere Gefäss.

Herr Virchow zeigt den aus Burg stammenden zierlichen Wagen vor; nur das eine Rad ist zerbrochen. Jedes Rad hat vier Speichen; die Nabe ist ungefähr vier Centimeter lang und auf der Axe leicht drehbar. Der Durchmesser des Rades beträgt circa ein Decimeter. Wozu er gedient haben mag, darüber sind die mannigfachsten Hypothesen aufgestellt, ohne dass seine Verwendung mit Bestimmtheit angegeben werden kann.

Die nächsten Analogien lassen sich weiter südlich finden. Das reichste Gebiet an ähnlichen Sachen ist das Gräberfeld bei Hallstadt in Oesterreich. Dasselbe ist ziemlich unnahbar, da es auf der einen Seite durch einen See, auf der anderen durch steile Gebirgsabhänge begrenzt ist. Aus dieser Bodenbeschaffenheit lässt sich auch wohl der Umstand erklären, dass auch nicht ein Pferdeknochen daselbst gefunden worden ist. Um so schöner sind aber die an das Tageslicht geförderten Bronzen, welche viele Beziehungen zu den weiter oben erwähnten zeigen. Auch in Italien hat man ähnliche Vogelgestalten gefunden, wie die sind, welche sich auf dem Wagen befinden. Dies scheint auf einen alten Culturweg hinzuweisen, dessen Ursprung entweder in Italien oder in Griechenland zu suchen ist. Ausser in Hallstadt in Oesterreich findet sich für diese Verbindung noch eine andere Station, die Byciskála Höhle in der Nähe von Brünn in Mähren. Näheres hierüber steht in den „Publicationen der anthropologischen Gesellschaft in Wien". Zwei Studenten hatten auf einer Reise diese Höhle untersucht und fanden unter anderen Sachen einen sehr schönen, fast vollkommen erhaltenen Bronzeochsen, der auf einem weissen Blech stand. Dies ist leider verloren worden und es hat demnach nicht bestätigt werden können, ob es wirklich, wie die Studenten angaben, ein Silberblech gewesen ist. Die Augenhöhlen dieses Ochsen sind durchbohrt — von einer zur andern Seite, vielleicht um durch Hineinstecken irgend eines mehr weniger passenden Gegenstandes die Augen darzustellen. Auf der Stirn befindet sich ein dreieckiger brauner Ausschnitt. Herr Dr. Wankel, der die Sachen beschrieb, machte aus der Figur die Nachbildung eines Apis, führte also seinen Ursprung gewissermaassen auf ägyptische Cultur zurück. Diese Ansicht wurde von Herrn Karabaček widerlegt. Es findet sich nämlich auf einem bei Hallstadt vorgefundenen Stiere auf der Stirn ebenfalls ein solches Dreieck wie auf dem beschriebenen. Wahrscheinlich lebte wohl in Hallstadt und bei Brünn derselbe Volksstamm und derselbe war wohl celtischen Ursprungs; wenigstens ist mit Sicherheit bekannt, dass die norischen Gebirge lange Zeit von Celten bewohnt waren; ebenso haben auch in Böhmen in historischer Zeit Celten gelebt. — Sehr werthvoll ist noch der Schädel eines Höhlenlöwen, welcher ebenfalls in der Byciskála Höhle gefunden und der vollständig erhalten ist. Herr Virchow sah die Sachen in Wien und glaubt, dass sich die Ansammlung in der Höhle durch Jahrtausende erstreckt.

Die Anzahl der Stiere und Stierköpfe, die lose gefunden worden sind, ist eine ziemlich bedeutende. In der Priegnitz wurde in der Nähe von Pritzwalk ein solcher im Sande gehoben und dem Herrn Superintendenten Kirchner übergeben. Derselbe zeichnet sich besonders dadurch aus, dass er seiner Form nach zwischen den Hallstädtern und dem Byciskáler einerseits und denen, welche sich auf dem Wagen von Burg befinden, andererseits steht. Die letzteren sind, wie im Anfange bemerkt ist, äusserst schlank, während der Byciskáler eine seiner Länge entsprechende Dicke besitzt.

Im Grossherzogthum Posen wurden im Kreise Samter, hart an einem Steine, zwei kupferne Stiere und sechs Celte gefunden. Eine Abbildung hat Herr Schwartz eingesandt. Die beiden Stiere sind durch ein Joch mit einander verbunden. Sie zeigen eine besondere Hornbildung, die weder auf inländische Formen, noch auf bos urus schliessen lassen, vielmehr entschieden an südliche, italienische Rinder erinnern. Diese Posener Gegenstände sind unter dem Steine wohl aufbewahrt, aber vergessen worden, bis ein glücklicher Fund sie wieder an das Tageslicht förderte.

Ein einzelner Kopf, der breit und flach gearbeitet ist, und wahrscheinlich von einer Degenkoppel stammt, — er hat zwischen den Hörnern und auf der Rückseite je eine ringartige Erweiterung, durch welche sich leicht ein Riemen ziehen lassen würde, — wurde in der Nähe von Königshofen im Grabfeld gefunden und von Hrn. Rosenberg erworben. Er scheint einer spätern Zeit anzugehören.

Aus den bei Beschreibung des Burger Wagens angeführten Zahlen ergiebt sich, dass die Räder desselben nur klein sind. In romanischen Gegenden hat man sehr grosse gefunden, namentlich bei Toulouse.

Bei Speyer sind Stücke alter, grosser Bronzeräder entdeckt worden, die aus einer Zeit stam-

men, in der noch kein directer römischer Einfluss zu bemerken war.

In Kopenhagen befindet sich das Modell eines eigenthümlichen Bronzestabes, dessen Original aus Irland stammt. Der Stab ist ziemlich lang, besitzt an dem einen Ende einen Ring, an dem andern zwei Krallen. Hierdurch drängt sich dem Beschauer die Vermuthung auf, dass das Instrument vielleicht dazu diente, Opferfleisch aus dem Feuer zu holen. Verziert ist er ferner noch an der einen Seite durch mehrere kleine Stäbchen mit Ringen und auf der andern Seite durch sieben Vögel, analog denen auf dem Wagen von Burg.

Im British Museum zu London sind mehrere Dinge mit denselben Vogelfiguren. Diese stammen aus einem Grabe in Etrurien.

Auffallend ist ferner in der Hallstadter Sammlung (Wien) ein dünnes Bronzegefäss, das ziemlich aufgebaucht ist. Aus der Mitte des Bodens ragt ein eingenieteter, spiralig gewundener Stab hervor, auf den sich eine Kuh mit den Vorderbeinen stützt. Ihr etwas unverhältnissmässig langer Leib streckt sich bis zum Rande des Gefässes, auf dem die Hinterbeine einen Ruhepunkt finden. Der Kuh folgt an der Seite des Gefässes ein kleines Kalb. Die Kuh scheint als Griff — als Henkel gedient zu haben. Dass das Ganze dem Besitzer werthvoll gewesen sein muss, zeigen die häufigen Flicken, durch die dasselbe an schadhaften Stellen ausgebessert worden ist.

Herr Virchow schliesst aus diesen Funden auf alte Handelsstrassen von der Donau, die March aufwärts und die Oder abwärts, welche schon in vorrömischer Zeit benutzt wurden.

An der Discussion betheiligen sich die Herren Wattenbach, Meitzen und Friedel.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in München am 24. Februar 1874.

Nach Vorlegung verschiedener Züsendungen an die Gesellschaft hielt Herr A. Bachmaier einen Vortrag „über die Sprache", und weist sowohl durch die Vergleichung eines Wortes, z. B. Geist, in den verschiedenen Idiomen cultivirter Völker, als durch die Analyse der Entstehung derselben nach, dass die Sprache selbst die Bezeichnungen für die abstractesten Begriffe allmählich entwickelte und aus sinnlichen Eindrücken schöpfte. Geist = spiritus = Hauch u. s. w.

Der Vortrag wird an einer andern Stelle in extenso erscheinen.

Herr Prof. Lauth bemerkte: Herr Bachmaier habe besonders der dichterischen Sprache erwähnt; sie ist es, die von der Vorzeit auf uns gekommen. Es ist interessant, wie die alten Sprachen den Dichter selbst benennen. Die Griechen haben ihn von „schaffen" ποιεῖν einen Poeten genannt. Die Lateiner nennen ihn vates, und man führt dieses Wort mit Recht auf eine alte Wurzel zurück, welche „sprechen" bedeutet. Die Deutschen, welche ja Alles mehr geistig auffassen, benannten ihn von „denken" Dichter.

Prof. Kollmann berichtet ausführlich über die in den Frankengräbern bei Ganting und Feldaffing am Starnberger See gefundenen Schädelformen (Sitzungsbericht d. königl. Akad. d. Wissenschaften z. München. 1873) und über einen Schalenstein, der überdies mit seltsamen Schriftzeichen versehen ist, bei Neuburg vor dem Wald. Eine genauere Untersuchung dieses Denkmales übernimmt Herr Studienlehrer Hartmann.

Herr v. Schlagintweit-Sakünlünski macht auf die deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens aufmerksam, die sich im vorigen Frühjahr in Japan gebildet, und legt zwei Hefte ihres in Yokahama in deutscher Sprache gedruckten Berichtes vor.

Herr Ingenieur Zechmeister erwähnt einer auf der Wiener Ausstellung gesehenen Form für den Guss von Bronzemessern. Sie war aus zwei grauen Sandsteinplatten hergestellt. Die Form war im Gebrauch, denn sie ist durch die Einwirkung des glühenden Metalls geschwärzt. Bronzemesser von derselben Gestalt, wie die Form geben würde, waren in derselben Fundschicht, an einem österreichischen See gefunden worden; Beweise inländischer Fabrication von Bronzewaffen.

Major v. Würdinger führt an, dass auch im Münchner Nationalmuseum sich ähnliche in Bayern gefundene Formen befänden. Bei Burghausen z. B. hat man solche erhoben für Pfeile und Lanzen. In der Sammlung des hiesigen histor. Vereins findet sich eine Form, welche eben zum Guss vorbereitet war, und ferner das Product eines misslungenen Gusses. Bei Lindau hat man Formen für die Herstellung von Bronzenadeln gefunden. Im Ganzen sind in Bayern sieben Fabricationsorte für Bronzegeräthe bekannt.

Ein Bericht über die Eröffnung von mehreren Grabhügeln von Esting (an der Bahn zwischen München und Augsburg) und namentlich über die dort aufgefundenen Urnen aus schlecht gebranntem Thon führte zu einer eingehenden Besprechung der Frage, ob es überhaupt nicht auch ungebrannte Urnen gäbe? Herr Prof. Marggraff bestreitet ihr Vorkommen in Tumulis, weil auf Grund der von ihm eingeholten Gutachten eine Verwendung ungebrannter Gefässe unmöglich sei. Prof. Marggraff und Major v. Würdinger werden die Sache experimentell untersuchen und seiner Zeit darüber Mittheilungen bringen.

Sitzung vom 20. März 1874.

Herr Wetzstein erörterte in einem längern Vortrage die Verbreitung der Dolmen und Tumuli auf deutschem Boden. Er entwarf ein durch mehrere Tafeln wirksam unterstütztes Bild der verschiedenen Formen dieser Denkmale und der in ihnen gefundenen Bestattungsarten.

Prof. Rüdinger sprach „über die künstlichen Schädelumformungen". Einer der sonderbarsten Gebräuche besteht bei den verschiedenen Völkern darin, dass sie den Kopf künstlich umformen. Sie wenden gewaltsame Mittel an, um an der Schädelkapsel eine abweichende Gestalt zu erzwingen. Diese Sitte herrschte schon vor 2000 Jahren und herrscht noch heute und zwar in Europa, Asien und Amerika.

Es giebt mehrere Arten von Formen, die durch Pressung des Schädels in der Kindheit erzeugt wurden oder noch heute erzeugt werden. Von Amerika kennt man allein vier verschiedene Arten.

Bei der ersten sind die Schädel nach hinten und oben in die Länge gedrückt. Der quere Durchmesser nebst dem Höhendurchmesser des Schädels sind sehr gering. Die einzelnen Schädelknochen sind ganz ausserordentlich in ihrer Form verändert, das Stirnbein ist von vorn nach hinten verlängert, die Scheitelbeine und die Schuppen der Schläfenbeine so stark nach rückwärts geschoben, dass der Schläfenmuskel einen rechten Winkel machen muss, um zum Unterkiefer herunter zu gelangen. Die Ausdehnung nach rückwärts beginnt vom Hinterhauptsloch und der grösste Theil des Gehirns liegt hinter diesem; ja man sieht, dass die Druckmittel oft in den Nacken hinab gewirkt haben müssen. Die Basis des Schädels ist von hinten nach vorn deshalb am wenigsten verändert, weil hier keine Angriffspunkte für die Druckmittel möglich sind. Ob die Capacität des Schädels im Vergleich zu der eines normalen verringert ist, lässt sich schwer bestimmen. Ich habe die Capacität eines solchen Schädels bestimmt und 1500 cbcm als Rauminhalt gefunden. Das Gehirn muss in seinen einzelnen Abtheilungen die Verschiebung der Knochen auf gleiche Weise mitmachen.

Die zweite Form ist zuckerhutförmig, man nennt die Schädel daher Thurmköpfe. Hier wurde das Knochenwachsthum in der horizontalen Ebene beschränkt. Der Durchmesser von vorn nach hinten ist sehr gering, von oben nach unten sehr gross. Diese Zuckerhutform findet man auch im Süden Frankreichs; Foville hat davon mehrere Abbildungen gegeben.

Die dritte Form ist die einfache Abplattung der Stirn und der Scheitelhöhle. Diese Köpfe haben etwas ganz Charakteristisches. Sie finden sich gegenwärtig noch bei vielen Völkerstämmen im Norden des Columbiaflusses vor. Stirn- und Schädelbein bilden eine Ebene, der Querdurchmesser ist auf Kosten der Höhe bedeutend gesteigert. Das Gehirn muss hierbei als abgeplattetes gedrücktes Organ erscheinen. Zum nähern Verständniss wird ein Repräsentant dieser Schädelgattung vorgezeigt.

Die vierte Form endlich ist eigenthümlich bisquitförmig mit kantigem Vorsprunge auf der Kranznaht und blasigen Ausbauchungen an den Scheitelhöckern. Das Stirnbein ist sehr beschränkt in seiner Ausdehnung, die Mitte der Scheitelhöhe zeigt muldenförmige Vertiefungen. Bei dieser Form ist die Schädelcapacität bedeutend beschränkt. (Ein Indianerschädel aus Columbia veranschaulicht diese Schädelform.) Das Gehirn ist nach der Seite hinausgedrängt und die Druckmittel scheinen von zwei Seiten eingewirkt zu haben, das eine von vorn, das andere von hinten. Zu diesen Druckmitteln wurden auch noch Compressen angewendet, um die Rinne oben am Kopfe zu erzeugen; die Schädelcapacität ist bei dem Vorliegenden gering, sie beträgt 1350 cbcm. Der Vortragende bespricht sodann die Methoden, durch welche diese Umformungen hervorgebracht werden, und die muthmaasslichen Gründe, welche die einzelnen Völker, bei denen diese Sitte herrschte, dazu veranlassten.

Herr Dr. Naumann spricht über die Pferderace von Einst und Jetzt. Derselbe beklagt mit Recht, dass den in Gräbern und anderweitig gefundenen Thierknochen aus vorgeschichtlicher Zeit nicht hinreichende Berücksichtigung zu Theil werde; daher ist es schwer, ein richtiges Urtheil über die Pferde der Vergangenheit zu fällen. Herr Prof. Frank unterscheidet zwei Typen, die aber vielfach mit einander gekreuzt sind, nämlich den arabischen und den norischen Typus. Die reinste Form des letzteren folgt dem Alpenzuge, es gehören dazu das Pferd der Ardennen, das flämische, das französische, das englische Kohlenpferd etc., ausser durch bedeutende Körpergrösse und kurzen Hals sind die zu diesem Typus gehörenden Pferde dadurch ausgezeichnet, dass sie nur sechs Lendenwirbel besitzen. Sehr wahrscheinlich stammt das gezähmte Pferd (Eq. caballus) von zwei verschiedenen diluvialen Arten ab. Unsere Kenntniss über vorgeschichtliche Pferde ist sehr gering. Als Hausthier findet sich dasselbe zuerst in den Pfahlbauten der Schweiz, aber selten, an der Roseninsel dagegen sehr zahlreich. Auch bei Olmütz und in den Terramaren fand man Reste. Die kleine Art muss daher zur Pfahlbautenzeit sehr verbreitet gewesen sein, während nur ganz vereinzelte Angaben in der Literatur von einer grösseren sprechen.

Bei den Indern und Chinesen ist die Pferdezucht schon in den frühesten Zeiten vorhanden gewesen, bei den Aegyptern dagegen erst verhältnissmässig spät, zur Zeit der Hykeos. Die Pferde der alten Völker, Scythen, Perser etc., waren klein, über die grösseren Pferde, welche im Alterthum

Griechenland, Italien, Spanien besassen, wissen wir nur wenig. Dass eine kleine Spielart in Europa noch in verhältnissmässig später Zeit eine sehr weite Verbreitung gehabt habe, beweisen die grossen Massen gefundener kleiner Hufeisen. Da der kleine Pferdeschlag mit dem Ausbreitungsgebiet des grossen Keltenvolkes ziemlich genau übereinstimmt, so können wir ihn den keltischen nennen. Herr Dr. Lauth macht einige sprachliche Bemerkungen über die Namen des Pferdes bei den ältesten Völkern. Herr Dr. Haug bemerkt, dass das Pferd bei den alten Persern eine ausserordentliche Rolle gespielt habe und auch zu Opfern gebraucht wurde. Eine ganz besondere Rolle als Opfer spielte aber das Pferd bei den Indern; und zwar sieht man an der ganzen sprachlichen Fassung der Schriften, welche über die Opfer handeln und sehr viele alterthümliche Ausdrücke enthalten, dass das Pferdeopfer, je höher wir in das Alterthum hinaufgehen, um so häufiger angewandt wurde. Die jetzigen indischen Pferde sind eine sehr kleine Race, aber sie sind sehr ausdauernd und hart; es werden aber auch Pferde aus Turan, Arabien und Australien eingeführt.

Anknüpfend an das Vorige, spricht Herr Dr. Lauth noch über das Maulthier und dessen Benennung bei den alten Aegyptern und über den Mumienweizen, dessen Keimkraft im Gegensatz zur Behauptung des Dr. Schnepp nicht zu Grunde gegangen, sondern noch vorhanden sein solle. — Prof. Ohlenschläger bemerkt in Bezug auf die kleinen Hufeisen, dass sie in Süddeutschland häufig vorkommen und für römische gehalten werden; ein Hufeisen für einen kleinen Pferdehuf ist indessen ganz und gar verschieden von denen für den Huf eines Maulthiers. — Im Anschluss an die bisherigen Mittheilungen berichtet Herr A. von Schlagintweit-Sakünlünski über Thiere zur Gruppe der Equiden gehörend, wie sie ihm während seiner Reise in Indien und Hochasien vorgekommen sind. Im wilden oder auch nur verwilderten Zustande wurden zur Species Equus caballus Linn. gehörige Thiere nirgends angetroffen, obgleich die Terrainverhältnisse in einigen Gegenden dem Vorkommen derselben nicht ungünstig waren. Die turkestanische Race hat sich in jenen Gegenden nach den übereinstimmendsten Urtheilen sowohl als Reit- wie als Lastthier als die leistungsfähigste und ausdauerndste bewährt. Ihrer Grösse nach sind es Doppelponies von 13 bis 14 Faust Pferdemaass. Die in Tibet und in den Himalaya-Staaten vorkommenden sind kleiner und schwächer. Arabische Pferde werden an der Westküste Indiens eingeführt, sind aber wegen des hohen Preises selten, viel zahlreicher sind die persischen Pferde, und besonders von den Eingeborenen geschätzt, von den Fremden werden sie aber auf Reisen in irgend schwierigen Terrains ihrer grossen Unsicherheit wegen wenig benutzt. Mit grosser Sorgfalt werden jetzt von der Regierung englische Racen eingeführt. Da diese indessen, wenn sie direct von Europa eingeführt werden, leicht erkranken und den Klimawechsel nicht gut ertragen, so hat man mit gutem Erfolg Pferde aus den schon seit längerer Zeit in Australien bestehenden Gestüten eingeführt. Der allgemein hindostanische Namen für Pferd ist Ghora, was als altindisch gilt, wofür sich aber nach der Aussage des Herrn Haug keine Ableitung aus dem Sanskrit nachweisen lässt. — Esel und Maulthiere sind in Indien fast niemals zu sehen, nur ausnahmsweise und selten kommen sie mit Karawanen von Yarkand. Im wilden Zustande kommen nur zwei Einhufer vor, der Kyang und der Gorkhar. Der Kyang (Eq. hemionus Pallas), der in Tibet und Turkestan angetroffen wurde, ist jetzt ausschliesslich Bewohner der Hochgebirge. Der Kyang steht unter den jetzt lebenden Einhufern dem Pferde am nächsten in Schädelform und Knochenbau, sowie in Gangart. Auch wiehert er wie das Pferd und hat einen lang behaarten Schweif. Der Gorkhar (Eq. Onager Pallas) lebt in niedrigen wärmeren Gebieten, in Mesopotamien, Persien; in Indien wurden die Ufer des Ran, eines durch Hebung isolirten Salzwasserbeckens östlich vom Indusdelta, als die besondere Heimath der Gorkhar angegeben. — Am Schlusse spricht sich Herr Markgraf gegen die von Herrn Naumann vorgeschlagene Bezeichnung der keltischen Pferderace aus. Herr Naumann erwiedert, dass er dies nach dem Vorgange Rütimeyer's thun zu können geglaubt habe, der das Torfschwein ebenfalls das keltische Schwein genannt habe. Herr Naumann hält die sogenannten „Mooskatzen" für die directen Nachkommen des alten Pfahlbauernpferdes und bat die Uebereinstimmung beider durch Messungen nachgewiesen.

Kleinere Mittheilungen.

Die prähistorische Karte von Deutschland.

Die Berliner anthropologische Gesellschaft hat vor Kurzem ein Circular in Umlauf gesetzt, durch welches sie alle Gebildeten, die sich für die Erforschung der Urgeschichte unseres Vaterlandes interessiren, auffordert, sich bei der Herstellung der prähistorischen Karte Deutschlands durch thätige Mitwirkung zu betheiligen.

Bei der Vertheilung der verschiedenen deutschen Gebiete unter die Zweigvereine der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist der Berliner Gesellschaft die Gegend zwischen Elbe und Weichsel bezüglich der Sammlung und Zusammensetzung des literarischen Materials zugewiesen worden.

Dem Circular ist eine systematisch geordnete Zusammensetzung alles Dessen beigefügt, was bei der Eintragung in die prähistorische Karte in Betracht zu ziehen ist. Es sind dies I. Reste aus vorgeschichtlicher Zeit: a. vorgeschichtliche Wohnstätten; b. vorgeschichtliche Wirthschaftsabfälle; c. vorgeschichtliche Geräthe; d. vorgeschichtliche Befestigungen; e. vorgeschichtliche Opferplätze; f. vorgeschichtliche Grabstätten (Einzelgräber, Massengräber, Reihengräber, Inhalt der Gräber, Bestattung in Urnen, einzelne Gerippe); g. thierische und pflanzliche Reste. II. Angabe der vorhandenen Sammler und der öffentlichen oder privaten Sammlungen unter Mittheilung der Kataloge, endlich der auf vorgeschichtliche Gegenstände bezüglichen schon vorhandenen Literatur.

Es wäre sehr wünschenswerth und für die möglichst vollständige Ausführung des grossen Planes in hohem Grade förderlich, wenn ähnliche Circulare auch in denjenigen Theilen Deutschlands verbreitet würden, wo das Interesse für unsere Vorgeschichte noch nicht so lebendig ist, wie in demjenigen Gebiete Deutschlands, dessen Erforschung sich die Berliner anthropologische Gesellschaft zur Aufgabe gemacht hat.

Die ethnologischen Instructionen für die Mitglieder der Expedition S. M. Corvette „Gazelle" nach den Kergueleninseln.

In Folge eines Schreibens des Chefs der Admiralität, Generallieutenants v. Stosch, an die Akademie der Wissenschaften vom 30. April d. J. haben einige Mitglieder derselben in einer unter dem Titel „Wissenschaftliche Wünsche" als Manuscript gedruckten Broschüre die Instructionen zusammengestellt, welche für die Mitglieder der Expedition S. M. Corvette „Gazelle" auf ihrer Fahrt nach den Kergueleninseln bestimmt sind. Die von der Gazelle auf ihrer Reise zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe zu berührenden Punkte werden folgende sein: Die Küste von Niederguinea, das Cap der guten Hoffnung, die Kergueleninseln, ein Punkt in der Nähe des Südpolarkreises zwischen 80° und 90° Länge von Greenwich, St. Paul und Amsterdam, Mauritius, die Nordwestküste von Australien, die Torresstrasse, die Fetji- und Samoagruppe, Auckland auf Neuseeland, die Chathaminseln, Puntarenas in Centralamerika und die Magellanstrasse; von hier wird die Corvette auf der gewöhnlichen Route nach Europa zurückkehren.

Die Instructionen für ethnologische Forschungen sind von Herrn Virchow entworfen; sie empfehlen namentlich die Beachtung vorhistorischer Ueberreste von Bevölkerungen, die Verbreitung der Hausthiere auf den polynesischen und melanesischen Inseln, die Feststellung der Grenzen zwischen Negritos, Papuas und Australiern, sowie ihre etwaige Mischung mit Malaien; die Ausbreitung gewisser Eigenthümlichkeiten der Technik, z. B. der Thongeräthe, und die Verbreitung gewisser Waffen; endlich in Bezug auf Nahrungsmittel, in welchem Maasse thierische Nahrung zur Anwendung kommt, wo etwa kein Salz gebraucht wird und die Sitte der Anthropophagie in Verbindung mit sonstigen Nahrungsgewohnheiten.

Der badische anthropologische Verein,

ein Zweigverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

In den Statuten der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist in §. 2 gesagt, dass dieselbe ihre Zwecke zu erreichen suche: in erster Reihe durch Gründung von Localvereinen und der Vereinigung zu gemeinsamem Wirken etc. Baden ist in der Bildung solcher mit zuerst vorgegangen und schon bei der constituirenden Versammlung in Mainz, am 1. April 1870, war der Freiburger Verein durch seinen Bevollmächtigten mit mehr als 80 Stimmen vertreten. Bald bildeten sich eben solche Vereine oder Gruppen in Heidelberg und Mannheim und Einzelne traten da und dort dem deutschen Vereine bei. In eine nähere Verbindung waren die einzelnen Vereine und Personen nicht getreten und es hatten wohl die einen der ersteren von dem Bestehen der anderen kaum anders als durch Vermittelung des Correspondenzblattes Kenntniss erhalten. Nachdem die Nothwendigkeit einer solchen Verbindung sich mehr und mehr herausgestellt hatte, traten im October v. J. eine Anzahl Mitglieder in Freiburg zusammen, und es constituirte sich, nachdem Württemberg mit Bildung eines Landesvereins vorangegangen, in Folge einer von den Theilnehmern an dieser Zusammenkunft erlassenen Aufforderung mit dem 1. Januar 1874 der oben genannte badische anthropologische Verein. Die Zwecke und Einrichtungen des Vereins wurden durch bestimmte Statuten festgesetzt; darnach zerfällt der Verein in fünf den Amtsbezirken entsprechende Vereinsbezirke, von denen ein jeder seine besondere Localsammlung besitzt. Der Verein zählt gegenwärtig 172 Mitglieder und hat Freiburg zum Vorort, Herrn Prof. Ecker zum Vorsitzenden, Herrn Prof. Weismann zum Stellvertreter und Herrn F. H. Meier zum Rechner ernannt.

Die grossherzoglich badische Regierung ist mit der anerkennenswerthesten Bereitwilligkeit den Wünschen des Vereinsvorstandes entgegengekommen und hat durch eine Anzahl von Verordnungen gezeigt, wie sehr es ihr Ernst ist die Zwecke des neugegründeten Vereins zu fördern.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 8. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **August 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Einladung.

Laut Beschluss der Deutschen anthropologischen Gesellschaft bei der vierten allgemeinen Versammlung zu Wiesbaden, am 16. September 1873, wurde Dresden zum Ort der nächsten Versammlung gewählt und Professor Dr. Geinitz zum Geschäftsführer dieser Versammlung ernannt.

Im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft beehren sich die Unterzeichneten die Mitglieder und andere Freunde anthropologischer und prähistorischer Forschungen zu der auf den

14. bis 17. September 1874

festgesetzten Versammlung freundlichst nach Dresden einzuladen.

Die Anmeldung zur Theilnahme erfolgt vom 13. September, früh 8 Uhr an in dem Bureau der Gesellschaft, Königl. Polytechnicum, Antonsplatz, Dresden. Frühere Anmeldungen sind nicht erforderlich, da das Unterkommen in Dresden bei den zahlreichen guten Hôtels ersten und zweiten Ranges keine Schwierigkeiten hat.

Heidelberg, Dresden, den 1. Juli 1874.

Dr. v. Frantzius, Generalsecretär.
Dr. H. B. Geinitz, Geschäftsführer der fünften allgemeinen Versammlung.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 1. Juli 1874.

Prof. Zittel legt der Gesellschaft Steinbeile vor aus dem Gygaeischen See bei Sardes, welche der schwedische Viceconsul Herr Spiegelthal der Münchener anthropologischen Gesellschaft zum Geschenk gemacht hat.

Bei der darauf folgenden Wahl wird der Vorstand des abgelaufenen Jahres wiedergewählt und zugleich zwei Ehrenmitglieder ernannt: Herr Dr. Jul. Froebel, deutscher Consul, und Herr Spiegelthal, schwedischer Viceconsul, beide in Smyrna.

Prof. Lauth hält einen Vortrag:

Ueber den Begriff des Prähistorischen.

Es ist noch nicht sehr lange her, dass man die aus den classischen Quellen überlieferten vier Zeitalter, nach dem absteigenden Werthe der Metalle: Gold, Silber, Erz, Eisen betitelt, als bare Münze allgemein angenommen hatte. Die neuere Wissenschaft hat an die Stelle dieser mythischen Zeiträume andere gesetzt, welche nach dem Materiale der Werkzeuge und Waffen in aufsteigender Linie als das steinerne, bronzene und eiserne Zeitalter bezeichnet werden. Bei aller Verschiedenheit in der Grundanschauung dieser beiden Reihen ergiebt sich doch auch wieder manche Uebereinstimmung, so z. B. in Bezug auf die zeitliche Dauer. Während die indische Kosmogonie eine grosse Periode (mahâ yuga) von 432000 Jahren sich dreimal wiederholen lässt, bis die vierte als eigentlich geschichtliche Zeit beginnt, setzt die chaldäische hinter Xisuthros (Noah) eine cyclische Zahl von 34080 Jahren, welche in der biblischen Redaction zu 443 Jahren einschrumpft. Die Mitte hält das ägypti-

sche System, welches der eigentlichen Geschichte ein prähistorisches Götterregiment von 24925 Jahren vorangehen lässt. Eine ähnliche Verschiedenheit waltet im Allgemeinen bei den betreffenden Gelehrten: die Indologen, z. B. Max Müller, lassen dem Mythischen einen zu grossen, dem Historischen fast gar keinen Raum; die Bibliker schliessen das Mythische aus und beginnen sofort mit der Geschichte, deren Gebiet sie sehr enge begrenzen; die Aegyptologen endlich gestatten dem Prähistorischen einen mässigen Zeitraum der Entwicklung, dehnen aber das Gebiet des steng Geschichtlichen bis zum vierten Jahrtausend vor Christus aus.

Nicht geringer sind die Differenzen innerhalb der Anthropologie resp. ihrer Vertreter. Diejenigen, welche mit Lyell die Schichten der Erdoberfläche einem langsamen Processe, mit Ausschluss aller plötzlichen Katastrophen, zuschreiben, sind selbst da, wo es sich um das Auftreten des Menschen handelt, mit Millionen von Jahren bei der Hand. Andere begnügen sich mit Myriaden für den tertiären, mit Tausenden für den quaternären Menschen. Auf den letzten Congressen (z. B. 1867, 1868) zeigte sich schon nicht mehr der „ewige" Mensch des Herrn Lalande, vielmehr äusserte der sehr vorsichtige Forscher Lartet: „Das Zeitalter des Rennthieres ist wahrscheinlich nicht so früh anzusetzen als man früher glaubte," und Jacobi erklärte sich gegen die „fieberhaften" Missbräuche in der Annahme unbewiesener Zeiträume.

Dabei macht es keinen Unterschied, ob ein imaginäres Zeitalter in einer grossen runden Zahl, z. B. 300000 Jahren, oder scheinbar exact auftritt, wie z. B. Herr Piètrement die Domestication des Pferdes genau vor das Jahr 19337 v. Chr. ansetzt. Denn wir müssen sofort die Frage aufwerfen: worauf gründet sich diese concrete Zahl, worauf jener ungeheuerlich erscheinende Zeitraum? Zieht man das Facit aus dem Gros der Untersuchungen, die unserm Jahrhundert angehören, so ist gegen früher ein entschieden höheres Alter des Menschengeschlechtes dargethan, während die Frage über das relative Alter der Fossilien noch verschieden beantwortet wird. Da hierbei der Begriff des Prähistorischen eine wesentliche Rolle spielt, so muss derselbe möglichst präcis gefasst werden. Um diese Abgrenzung anzubahnen, ist es unerlässlich, sich vorher über den Begriff des Historischen zu verständigen.

Unter die Rubrik Geschichte — ob man dieses Wort von „geschehen" oder „schichten" (ἱστορ-ἱστορία) ableitet — fällt im Allgemeinen Alles, was durch monumentale oder schriftliche Zeugnisse als existirend erhärtet ist. Im engeren Sinne versteht man darunter eine Reihenfolge von Zuständen oder Handlungen in der Zeit, und in dieser Beziehung ist die Historie von der Chronologie begleitet und bestätigt. Aber es wird noch mehr gefordert, als ein bloss lineares Hintereinander: da eine Mehrheit von Völkern gleichzeitig mit oder ohne gegenseitigen Verkehr existirt, so erhält die streng gefasste Geschichte die nöthige Festigkeit und Zuverlässigkeit erst durch die Synchronismen oder das zeitliche Nebeneinander.

Legt man diesen Maassstab an das bisher für geschichtlich Gehaltene, so sind bedeutende Streichungen vorzunehmen. Das übliche Jahr der Gründung Roms, 754 v. Chr., liegt schon in der prähistorischen Zeit der Römer, insofern aus der sogenannten Königszeit und den ersten Jahrhunderten der Republik keine Denkmäler oder Urkunden vorliegen.

Aehnlich verhält es sich mit der ersten (eigentlich 28sten) Olympiade der Griechen: 776 v. Chr., obschon die reiche griechische Epigraphik schon einzelne Beispiele aufweist, die dem sechsten Jahrhundert v. Chr. angehören. Je historischer sich die hellenischen Anfänge, z. B. der trojanische Krieg, durch neuere Forschungen und Entdeckungen gestalten, desto näher treten sie den ebräischen, vor Allem dem Tempelbau um das Jahr 1000 v. Chr., der durch die in Dibhon aufgefundene Inschrift des Moabiterkönigs Mescha aus demselben Jahrhundert nicht unerheblich bestätigt wird, was die Geschichtlichkeit des Zeithorizontes betrifft. Höher hinauf, bis zum Exodus, Joseph und Abraham giebt es wohl noch eine Geschichte, aber bisher ohne die sichere Grundlage der Chronologie.

Zwischen den berühmten Aeren und der Epoche des assyrischen Babylonierkönigs Nabonassar, 26. Februar 747 v. Chr., besteht der fundamentale Unterschied, dass diese durch ein astronomisches Ereigniss, nämlich eine Mondfinsterniss, genau bestimmt ist. Die Entzifferung der Keilschrift hat neulich noch mehrere solcher Daten geliefert, die in frühere Jahrhunderte hinaufführen, wie sich denn hier eine geschichtliche Reihe bis ins 22ste Jahrh. v. Chr. herstellen lässt. Nicht viel weiter zurück reichen die chinesischen Annalen, welche ihren geschichtlichen Jao auf 2357 v. Chr. ansetzen. Da aber in China bekanntlich der Holzbau üblich war, sich also keine dauerhaften steinernen Denkmäler aufweisen lassen, ferner die Buchliteratur durch einen grossen Brand unterbrochen worden ist, so besitzt dieses Volk, trotz seiner uralten Cultur und Geschichte, doch kein streng historisches Anfangszeitalter.

Alle genannten Völker übertrifft das ägyptische an nachweisbarem Alterthum; nirgends trifft man eine solche Menge steinerner Zeugen für die Geschichte. Auch fehlt es nicht an der astronomischen und chronologischen Basis, wenn es bis jetzt auch noch nicht gelungen ist, die Epochen der Zeitperioden, besonders der 1460jährigen Sothis, mit bestimmten

Regierungen zuverlässig zu verbinden. Allein schon der Kalender, der durch die Gregorianische Verbesserung und Julius Cäsar's Adoptirung auf Aegypten hinüberweist, kennt die richtige Länge des Jahres zu ungefähr 365¼ Tagen, und diese Kenntniss war in Aegypten wenigstens seit der VI. Dynastie (2800 v. Chr.) vorhanden, da damals schon dem Frühanfgange des Sirius Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Parallel jedoch, für den die Epoche der Sothis- oder Siriusperiode berechnet und gültig war, trifft auf Heliopolis (Ann, An), jene Urhauptstadt des Landes vor der Erbauung von Memphis, die dem Protomonarchen Menes zugeschrieben wird. Nach allen Anzeichen kommt dieser König noch etwas vor 4000 v. Chr zu stehen, so dass die Pyramiden von Kochome, welche Manetho dem fünften Herrscher der I. Dynastie zuschreibt, mithin die ältesten geschichtlichen Bauten Aegyptens, sich mit der Epoche des vierten Jahrtausends v. Chr. ungefähr decken.

Wir wissen hiermit den zeitlichen Umfang der documentirten Geschichte. Was vor derselben liegt fällt unter den Begriff des Prähistorischen. Damit ist aber zugleich dargethan, dass die Grenze beider Gebiete durch keine isochrone Linie gebildet wird, sondern bei verschiedenen Völkern verschieden liegt, bei den Aegyptern in ziemlicher Höhe beginnend und bei den uncultivirten Stämmen selbst jetzt noch unter den Nullpunkt sinkend.

In gewissem Sinne fällt die Geschichte mit der Cultur zusammen, da nur diese die Hülfsmittel erzeugt, durch welche die historische Periode als solche charakterisirt wird: die Schrift und das Denkmal. Dass gar manche der jetzt lebenden Stämme noch nicht zu dieser Stufe gekommen sind und folglich noch in der prähistorischen Entwickelung stehen, ist eben so gewiss, als dass viele der alten Culturvölker, wenn auch nicht spurlos vom Schauplatze ihrer Thätigkeit längst verschwunden, also nicht mehr vorhanden sind.

Soll ich das Gebiet des Prähistorischen mit dem des Historischen versinnlichend zur Anschauung bringen, so möchte ich jenes mit dem bedeckenden Meere, dieses mit dem festen Lande vergleichen; beide verhalten sich bekanntlich ungefähr wie 2 : 1. So wie auf der Erdrinde immer mehr Punkte dem Wasser entsteigen, ebenso tauchen im Verlaufe der Zeit und des wechselnden Culturverkehrs immer neue Völker aus dem Dunkel des prähistorischen Seins in den hellen Tag der beglaubigten Geschichte.

Ohne Zweifel ist die Priorität geschichtlicher Entwickelung durch die geographische Lage oder klimatische Beschaffenheit eines Landes mitbedingt: die ältesten Staaten in historischer Zeit treffen wir im Süden und Osten; die kräftigsten Culturvölker der Gegenwart bewohnen den Norden und Westen, zu welch letzterem die geschichtliche Bewegung überhaupt zu vergiren scheint.

Dass es auch vergessene Völker gegeben hat, beweist die durch Ida Pfeiffer bezeugte Thatsache, dass in Neuguinea auf Rinde geschriebene Texte existiren, inmitten eines kannibalischen Stammes, sowie die ansehnlichen Baudenkmäler in Centralamerika den Gedanken aufnöthigen, dass auch dort einst ein geschichtlicher Schauplatz gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben, von Dr. Fr. Klopfleisch zu Jena.

II. Die Ausgrabungen zu Oldisleben.

(Schluss.)

Hügel 7, zu derselben Gruppe gehörig, 16 Meter Durchmesser und 1·20 Meter Höhe haltend, wurde ebenfalls mit breiter Mittelgasse geöffnet. Hier zeigte sich kein Steinkranz. Die unterste künstliche Hügelschicht bestand aus bräunlich grau und roth gesprenkelter feuerharter thoniger Erde, welche hinter dem Mittelpunkte, nach Süden hin in eine höhere hügelige Spitze auslief, welche eine kleine unbedeutende Steinsetzung als Krönung trug; eine einzelne Steinplatte lag noch in nordöstlicher Richtung von hier aus. Es folgte nun über den ganzen Hügel hin eine grauweisse Erdschicht, aus welcher nur noch jene Steinspitze etwas hervorragte. Ueber dieser Schicht folgte, auch die Steinkrönung bedeckend, sandiger Lehmboden (aus der Hügelumgebung stammend) und eine dünne Humusschicht. Südlich von der erwähnten Steinspitze wurden aber die beiden letzten Erdschichten von einer 1 Meter Durchmesser haltenden trichterförmigen Grube unterbrochen, welche ganz mit grauschwarzer Branderde angefüllt war, in welcher sich wiederum eine Fibula und ein Gürtelhaken von Bronze befanden, ähnlich wie oben bei Hügel 3. Hier waren in der Asche noch einzelne geglühte Knochenstückchen nachweisbar. Ein rohes Feuersteinstückchen lag in derselben Schicht, Thonscherben fanden sich nur vereinzelt.

Hügel 8, dem nördlichen Abhang angehörig, von einem Fusswege berührt, der über ihn hinweg nach dem „Schiesshause" hinführt, maass bis 15 Meter Durchmesser, im höchsten Punkte 1·50 Meter

Höhe. Dieser Hügel war von abweichender Construction, indem seine ganze Oberfläche ein zusammenhängendes Steinpflaster von eigenthümlicher Form bildete. Nach Norden endete nämlich dieses Pflaster in ziemlich wagrechter gerader Linie, an deren westlicher und östlicher Ecke ein grösserer Markstein errichtet war, der übrige Theil des Pflasters war in Hufeisenform bogig begrenzt. Oben war dasselbe nur leicht von weisslich lehmiger Erde und der Humusschicht bedeckt. Das Pflaster selbst bestand aus einer mindestens dreifachen Lage von übereinander gelegten Bruchsteinen und kleinen Plattensteinen, die aber sämmtlich gut miteinander verbunden waren, so dass ihr Herausbrechen vielfach Mühe verursachte. Unter dem Pflaster befand sich zunächst eine starke Schicht weisslicher Erde und unter dieser folgte wieder jene feste, rothe, thonige Erdschicht, welche von Feuereinwirkung zeugte. Hier und da fanden sich in dieser Schicht einige Thongefässscherben und nach Norden dicht hinter der geradlinigen Basis des Steinpflasters einige wenige Reste von einem menschlichen Skelete. Ueber dem Steinpflaster in der west-östlichen Mittellinie desselben befanden sich wieder zwei jener kleinen ganz mit schwarzer aschenartiger Erde angefüllten Brandgruben ohne irgend welche Beigabe.

Hügel 9, auf dem Plateau isolirt gelegen, hatte eine Ausdehnung von circa 18 Meter Durchmesser bei 1·50 M. Höhe, war aber in seiner Hauptmasse schon im Jahre 1870 von Hrn. Revierförster Holle durchgraben worden, da man beim Roden hier auf Skelete gestossen war. Die Ausbeute an Menschenknochen soll dabei sehr gross gewesen sein, auch kamen von jener Ausgrabung einige Urnenscherben, ein Bärenzahn-Amulet und ein Knochenpfeifchen, sowie eine bronzene Fibula an das Germanische Museum zu Jena — leider waren die Skelete fast sämmtlich zertrümmert.

Da einige Arbeiter behaupteten, dass ein kleiner Theil dieses Hügels noch nicht durchgraben sei, so wurde derselbe einer nachträglichen Untersuchung unterworfen. Aus dieser ergab sich, dass dieser Hügel eine Art Mausoleum gewesen zu sein scheint, in welchem menschliche Skeletknochen massenweis in bestimmter Ordnung und zum Theil in gewissen Abständen aufgeschichtet wurden. Die Zahl der hier beigesetzten Skelete muss eine sehr bedeutende gewesen sein nach der Ausbeute zu schliessen, welche der kleine noch unverletzte Theil des Hügels an Menschenknochen enthielt. Die Construction dieses Hügelrestes war folgende: Unter dem Humus und der ersten schwachen lehmigen Erdschicht folgte eine Schicht gut mit einander verbundener, stellenweis sogar „verkeilter“ grober unregelmässiger Kalksteine, die ebenfalls von den Höhen der Sachsenburg hergeschafft worden waren. Diese Schicht bestand aus zwei- bis dreifach über einander lagernden Steinen. Unter derselben folgten wagrecht gelegte Steinplatten, darunter zeigte sich überall eine schöne lockere braungraue Erde mit einzelnen Gefässscherben und Thierknochen, auch fanden sich hier einige jener zugespitzten und zugeschärften Kalksteinchen, welche der Berichterstatter auch schon in anderen thüringischen Grabhügeln (zu Nerkewitz, Thierschneck, bei Borsch etc.) gefunden hat, welche theils als Bodenbearbeitungsinstrumente zu betrachten sind, theils auch eine symbolische Bedeutung gehabt zu haben scheinen. Am Grunde dieser Erdschicht aber lagerten auf einem Pflaster von Steinplatten menschliche Skelete dicht bei einander haufenweise so angeordnet, dass obenauf die Schädel- und Handknochen, dann die Arm- und Rumpfknochen und zu unterst die Schenkel- und Fussknochen folgten; man könnte daher auf eine hockende Stellung der Skelete schliessen, wenn nicht die Schädel- und anderen Knochen gar zu dicht bei einander gelegen hätten, es bleibt demnach die Annahme übrig, dass die Skeletknochen vielleicht im fleischfreien Zustande in bestimmter Ordnung zusammengelegt worden seien. Wirbelknochen fanden sich oft noch in natürlicher Reihenfolge zusammenhängend. Schon früher bei Besprechung von Hügelgräbern, die bei Thierschneck (sachsen-meiningische Grafschaft Camburg) von dem Berichterstatter ausgegraben worden waren, in denen sich ähnliche, wenn auch nicht so massenhafte Skelethäufchen gefunden hatten, wurde die Ansicht ausgesprochen, dass hier sowohl eine alte Sitte gewaltet haben mag, nach welcher man fern von der Heimath gefallene oder gestorbene Helden oder sonstige Volksangehörige einer Abschälung oder Abschabung des durch Kochen oder Rösten gar gemachten Fleisches unterwarf, welches dann für sich verbrannt wurde, während die so vom Fleische befreiten Skeletknochen in der Heimath feierlich beigesetzt wurden. (Vergleiche: Mannhardt, germanische Mythen S. 72 ff.) Leider waren die Knochenreste sehr mürbe und brüchig, doch befanden sich sechs bis sieben Schädel und zahlreiche andere Knochen in einem zum Theil zusammensetzbaren Zustande. In dem nachuntersuchten Hügeltheile waren diese Skeletgruppen so angeordnet, dass sie einen circa 2 Meter langen, der Peripherie des Hügels folgenden und circa 1 Meter breiten Streifen einnahmen, auf welchen nach allen Seiten leere Stellen, in denen keine Skelete lagen, folgten, obwohl sie im Uebrigen gerade so construirt waren, wie die Stellen, in denen sich Skelete fanden. Den Angaben der Arbeiter nach sollen in 1 bis 1·50 Meter Entfernung von dem ausgegrabenen Skeletstreifen neue Skeletgruppen in der Peripherie des Hügels gelegen haben, während die Hügelmitte durchweg

mit Skeleten bedeckt gewesen ist. Bei zweien der von mir ausgegrabenen Skelete fanden sich dicht neben dem Schädel zerdrückte Urnenreste von nicht mehr gana roher Technik, ferner ein einzelner durchbohrter Hundszahn und in einen Menschenschädel war eine ganze Reihe durchbohrter Thierzähne, die jedenfalls einst eine Halskette gebildet hatten, hineingebrochen. Leider musste Berichterstatter die Missgunst der Verhältnisse beklagen, dass gerade dieser so sehr interessante und an Skeleten reiche Hügel von unkundigen Händen fast gänzlich zerstört worden war.

Hügel 10 war am Abhange der Südseite des Hagens ziemlich tief im Grunde auf einem natürlichen Vorsprung gelegen; er hielt 13 Meter Durchmesser und 1·50 Höhe*). Dieser Hügel wurde gänzlich aufgeschlossen und enthielt zahlreiche Steinbauten meist auf seiner südlichen Hälfte, während auf der nördlichen Hälfte sich nur zwei grössere altarartig wagrecht neben einander liegende Steinplatten befanden. Im Mittelpunkte des Hügels ruhte ein sonderbar geformter Steinbau von der Gestalt eines Strumpfes oder Stiefels, gana aus Bruchsteinen mittelst Lehmverbandes gefügt, die Spitze desselben war nach Süden und die Sohle (von 1·60 Meter Länge) nach Osten gerichtet; von der Ferse bis zum oberen westlichen Ende maass der Steinbau 1·25 Meter. In der Tiefe unter demselben, in der abermals hartgebrannten röthlich und weiss gesprenkelten Erdschicht, welche über dem sandigen Urboden folgte, fand sich eine zerdrückte roh gearbeitete Urne und einige Gefässscherben. Im Uebrigen enthielt die Erde des Hügels weder Gefässscherben noch Stein- oder Metallgegenstände. Westlich von jenem mittleren Steinbau lagen altarartig wagrecht zwei sehr grosse Steinplatten, östlich, in gleichem Abstande fanden sich abermals zwei kleinere Steinplatten, hinter denen noch weiter östlich ein kleinerer 0·80 Meter langer und 0·70 Meter breiter, aus rohen Bruchsteinen zusammengesetzter, unregelmässig viereckiger, und südöstlich ein grösserer, trapezförmiger, 1·35 langer, am breiten Ende 1 Meter, am schmalen Ende 0·55 Meter breiter, sonst ebenso construirter Steinbau angelegt war. Unter jenem kleineren Steinbau fand sich die feste roth und weiss gesprenkelte Erde der untersten Hügelschicht, dann aber folgte tiefer noch ein Steinpflaster aus rohen Bruchsteinen, ohne dass darunter etwas Anderes als der Urboden zum Vorschein gekommen wäre.

Diese sämmtlichen Steinbauten waren von obenher mit einer weissgrauen Erdschicht bedeckt, über welcher die Humusdecke folgte.

*) Auf diesem Südabhang befinden sich noch viele uneröffnete Hügel.

Hügel 11 lag eine Viertelstunde vom „Hagen" in nordwestlicher Richtung entfernt am Waldessaum auf der „Heimthalswand", woselbst im Kieferndickicht, circa 30 Meter von dem geöffneten entfernt noch ein zweiter Grabhügel liegt. Der geöffnete Hügel hielt 15 Meter Durchmesser bei 1·60 Meter Höhe. Durch die Mitte desselben wurde zunächst von Ost nach West eine circa 2 Meter breite Gasse gegraben; als diese aber auf Steinbauten stiess, wurden die letzteren gänzlich freigelegt. Es ergab sich folgende Construction des Hügels. Unter dem bedeckenden Waldhumus folgte eine gelbliche, lehmigsandige Erdschicht und unter dieser eine graulehmige Schicht; nach der westlichen Peripherie hin war in dieser Schicht ein Halbkreis von einzelnen Bruchsteinen gebildet, der nach Osten hin mit einem zweiten, etwas tiefer stehenden Halbkreise verschmolz, welcher, wie auch die übrigen Steinbauten schon gana unter jener grauen Erdschicht lag und noch von einer festeren röthlichen Erde bedeckt war. Unter dieser röthlichen Erde folgte als unterste aufgetragene Schicht wieder eine graue Erde, in welcher die anderen Steinbauten fussten. Jener zweite Steinkreis ruhte nämlich auf einem noch tiefer liegenden Pflaster von rohen Bruchsteinen, welches die ganze Mitte des Hügels bedeckte und auf welchem nach Osten hin ein eigenthümlich construirtes Steingebäuse, das wohl ursprünglich ein Grab barg, errichtet war. Nur unter jenem Pflaster senkte sich die unterste graue Erdschicht grubenartig in den sandig-lehmigen Urboden ein und eine schalenförmige Urne ward derselben entnommen, die aber keine Knochen enthielt. Ausserdem lagen hier und innerhalb des höher gelegenen östlichsten Steinhalbkreises ziemlich zahlreiche irdene Gefässscherben, jedenfalls vom Todtenopfer herrührend; auch einige Feuersteinsplitter fanden sich dazwischen. Das erwähnte Steingehäuse, von 2·10 Meter Länge, 1·16 Meter Breite und 0·82 Meter Höhe, dessen Längsaxe von Nord nach Süd lief, war so construirt, dass um einen inneren, aus groben Bruchsteinen gebildeten Steinkern herum plattenartige Steine schräg gestellt waren, so dass alle Seiten des Gehäuses sich nach oben stark conisch verjüngten, obenauf aber verschloss eine Lage wagrecht gelegter roher Steinplatten dies conische Gehäuse, das übrigens nirgends Merkmale einer Bearbeitung mit scharfen Instrumenten an sich trug.

Hügel 12, wieder auf dem Plateau des Hagens gelegen, hielt bei 15 Meter Durchmesser circa 1 Meter Höhe. Eine durch die Mitte des Hügels gelegte circa 2 Meter breite Gasse ergab, dass der Hügel nur aus sandiger Lehmerde bestand und keine Steinbauten enthielt, hingegen fand sich in dessen Mittelpunkte, 0·40 Meter unter dessen Oberfläche eine mit schwarzer Branderde gefüllte

Grube von 1 Meter Breite und 0·30 Meter Tiefe, in welcher noch einzelne calcinirte Knochenreste angetroffen wurden. Sonst wurde nichts Bemerkenswerthes in diesem Hügel gefunden.

Hügel 13, südwestlich vom vorigen gelegen und von gleichem Umfange wie jener, wurde mittelst einer im Mittelpunkte angelegten, etwa 2 Meter im Quadrat haltenden Grube eröffnet. Unter dem Humus zeigte sich eine röthliche Lehmerde und unter dieser folgte eine grauweisse Erdschicht, darunter der lehmige Urboden, aus welchem die obere Schicht aufgeworfen worden war. In der weissgrauen Erde fand sich nach Osten hin ein halbmondförmiger Steinbau, aus rohen Bruchsteinen gefügt, davor, nach Westen hin ein grob gearbeitetes Bronzemesser, sonst nichts.

Da die disponibeln Geldmittel erschöpft waren, auch die zuletzt geöffneten Hügel nur noch wenig Ausbeute geboten hatten, so wurden mit diesem Hügel die Ausgrabungen in Oldisleben geschlossen. Es ist immer noch eine beträchtliche Menge uneröffneter Hügel im „Hagen" vorhanden.

Die Ausbeute an Fundgegenständen aus den Oldislebener Grabhügeln bestand aus circa 10 Skeletresten (darunter 7 Schädelreste), aus 8 Urnenresten, 10 Steinsachen, 9 Bronzen und 2 amuletartigen bearbeiteten Knochengegenständen. Acht der Grabhügel enthielten grössere Steinbauten, nur zwei waren gänzlich ohne Steinanlagen. Der Zeit nach scheinen diese Hügel verschiedenen weit auseinander liegenden Perioden anzugehören. Die ältesten Grabanlagen sind entschieden noch älter als die Allstedter Gräber, da einige der Oldislebener Hügel neben äusserst primitiven Thongefässen nur Steingeräthe und gar keine Metallgegenstände enthielten. Die Construction der Gräber dieser Kategorie weist auf Leichenbestattung, nicht auf Todtenverbrennung hin. Mehrere dieser ältesten Gräber enthielten aber in den obersten Schichten Verbrennungsstellen aus einer entschieden viel späteren Zeit, welche schon der Form nach ziemlich entwickelte Bronzearbeiten besass. Einzelne der Gräber stammten auch aus der früheren Bronzezeit, diese enthielten keine Verbrennungsstellen. Der Gebrauch der Thongefässe war in sämmtlichen Gräbern ein verhältnissmässig seltener, nur der, leider nicht mehr intacte Hügel 9, welcher die zahlreichen Skelete enthielt, hatte mehrere Gefässe von verhältnissmässig guter Technik aufzuweisen. Eiserne Gegenstände fanden sich in keinem der Gräber.

Weitere wichtige Folgerungen, die sich besonders aus den Formen und der Ornamentik der Thongefässe ergeben in Verbindung mit der Form der Steinbauten, behält sich Berichterstatter für den ausführlichen Bericht vor.

R. Oberländer. Westafrika. Vom Senegal bis Benguela. Leipzig. Otto Spamer. 1874.

Ein Buch, welches sich zur Aufgabe macht, „die Berichte derjenigen Erforscher zusammenzustellen, welche bislang an der Westküste Afrikas thätig gewesen sind", muss schon an sich demjenigen Theile des Publicums sehr erwünscht kommen, welchem bei regem Interesse für die Fortschritte der Enthüllung ferner Erdgegenden sowohl Zeit als Gelegenheit fehlen, von den Originalarbeiten der betreffenden Entdeckungs- und Forschungsreisenden Einsicht zu nehmen. Noch grössere Aufmerksamkeit muss aber ein derartiges Buch gegenwärtig rege machen, wo deutsche Forscher im Auftrage einer ganz Deutschland umfassenden und unter Leitung der bewährtesten Autoritäten arbeitenden Gesellschaft zur Erforschung Innerafrikas in den unbekannten Kern dieses Welttheils von dessen äquatorialem Westen her einzudringen bemüht sind. Dieser Umstand dürfte es gerechtfertigt erscheinen lassen auch an dieser Stelle auf Oberländer's Buch hinzuweisen und, was dasselbe an ethnologischer Ausbeute liefert, kurz zusammenzustellen.

Oberländer's Buch beschäftigt sich mit dem Küstengebiet vom Senegal bis Benguela und zerfällt, abgesehen von der Einleitung, in drei Abschnitte, deren erster Senegambien und den obern Niger behandelt, während die beiden anderen auf Ober- und Niederguinea kommen. Innerhalb jedes dieser Abschnitte ist der Gang der Darstellung der, dass die einzelnen Gebiete in der Reihenfolge, wie sie geographisch an einander grenzen, geschildert werden, hauptsächlich im Anschluss an die Berichte derjenigen Reisenden, welchen wir die ausführlichsten und zuverlässigsten Kenntnisse über sie verdanken. So enthält der erste Abschnitt, Senegambien und der obere Niger, die Beschreibung der westlichen Sahara und der französischen Colonie am Senegal, Mungo Park's Reisen, Lambert's Reise nach Futa-Dschalon 1861, endlich Mage's Reise nach Segu am obern Niger 1863 bis 1866; der zweite Abschnitt enthält Oberguinea, die Schilderung der Sierra-Leone-Küste und des angrenzenden Liberia, der Goldküste und des Reichs Aschanti, des Ewegebietes, des Reichs Dahomeh und des Yorubalandes, des Nigerdeltas und des unteren Nigerlaufes, der Küste bis zum Camerungebirge, sowie der Inseln im Busen von Guinea; der dritte Abschnitt endlich: Niederguinea, die Darstellung unserer Kenntnisse über die französische Niederlassung am Gabon, einen Ueberblick über Du Chaillu's Reisen und über Serval's Reise auf dem Ogowai, Angaben über Congo und Angola, und Magyar's Reisen. Als Bewohner Senegambiens und der Länder am obern Niger werden nach Faidherbe (S. 21 ff.) aufgeführt:

die Glieder der Mandingofamilie, unter welcher Bezeichnung die Malinka — deren wichtigster Stamm die Bambara in Segu und Kaarta — und die Soninke oder Sarakule zusammengefasst werden, der Stamm der Serere-Wolof und die Fulbe; als Sprachen dieser drei grossen Stämme werden Bambara, Soninke, Serere, Wolof und Pul genannt. — Im Abschnitt „Oberguinea" finden sich (166 ff.) ausführliche Angaben über die Gallinasneger (eigentlich Vei), welche durch ihren Sitz an der Küste, westlich von Liberia, zwischen Gallinasriver und Cape Mount als die südwestlichsten Ausläufer der Mandingofamilie sich ausweisen; ebenso über die Kru der Pfefferküste (S. 189 ff.). Von den Völkern, welche die Odschisprache reden, ist den Aschanti nach E. Bowdich eine genaue Schilderung zu Theil geworden (S. 207 ff.); von ihren Verwandten, deren Sprachen die Ewe-Sprachfamilie bilden, den Eweawo selbst (S. 216 bis 220), und den Bewohnern von Dahomeh, deren Fetischdienst nach den älteren Berichten von Repin (1856) und den neueren von Sketchly (1873) besonders eingehend behandelt wird; endlich den Yoruba, Vertretern der gleichnamigen weitverbreiteten Völkerfamilie, nach G. Rohlfs. Sehr dankenswerth sind die Mittheilungen über die socialen Zustände bei den Bewohnern des Nigerdelta nach Baikie, den Missionsberichten Samuel Crowthers, und den Angaben des englischen Consuls auf Fernando Po, Thomas Hutchinson.

Ueber die Camerun-Neger, denen sprachlich die eigentlichen Eingeborenen von Fernando Po, die Adiah (Auiyah S. 279) verwandt sein sollen (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, 63), wird nach brieflichen Mittheilungen von Reichenow berichtet (S. 277). Diese sitzen auf der Grenzlinie zwischen ächten Negern und der südafrikanischen Völkerfamilie, als deren westlichster Endpunkt das Camerungebirge betrachtet werden kann. Der ganze Länderraum südlich von 5° n. Br. wird ausser von Hottentotten von Angehörigen der Kafferrace eingenommen, wenngleich daran erinnert werden muss, dass für den nördlichen Theil des genannten Gebietes der Nachweis der physischen und ethnographischen Zugehörigkeit seiner Bewohner zu Race und Sprachstamm der im südlichen Theile sitzenden Völkerstämme in der wünschenswerthen Sicherheit und Ausdehnung noch nicht erbracht ist; sowie daran, dass Barth und Bleek Glieder der südafrikanischen Völkerfamilie auch noch nördlich vom 5° n. Br. annehmen. Als Anwohner des Gabun nennt Oberländer vier Volksstämme, welche „vier verschiedene Sprachen reden": an der Mündung die Mpongwe, deren ethnographische Schilderung S. 290 bis 293, und nach Du Chaillu (S. 338 ff.), weiter landeinwärts die Schekiani oder Bulu (S. 337), dann die Bakalai (oder Bakale, S. 360 ff.), endlich die Pangwe oder Pahuin (oder Fan, Du Chaillu); den Sitten und Gebräuchen der letzteren, besonders auch ihrem Cannibalismus, wird eine längere Betrachtung gewidmet.

Ueberhaupt ist der ganze Abschnitt „Niederguinea" reich an ethnographischem Detail, aus dem besonders hervorzuheben ist: die Beschreibung des Mondcultus bei den Mbischo (S. 334, 335); der religiösen Vorstellungen, Zaubereien und Gottesgerichte bei den Kommi (Kamma) zwischen Cap Lopez und Cap Catharina (S. 350 bis 360); der Feste, welche bei den Bakalai ausschliesslich die Frauen feiern (S. 365), — dieser höchst interessanten Sitte, welche auch anderwärts in Südafrika vorkommt und als Rest eines gewissermaassen „vorhistorischen" Instituts aufzufassen ist, indem sie, wie die im Innern Südafrikas weit verbreitete Gynäkokratie mit der auf primitiven Stufen der Culturentwickelung bestehenden Herrschaft des Mutterrechtes zusammenhängt (Bastian); endlich des Priesterkönigthums bei den Galo am Ogowai (S. 391). — Die Völker weiter im Innern, im Gebiete des Nguni — die Aschira, Otando, Apono und Aschango —, werden als nach Race und Sprache zusammengehörig bezeichnet, während die Ischogo, rings von den Apono umschlossen, eine ethnographische Insel bilden (S. 383). Ueber die Verwandtschaft der Apingi wird nichts ausgesagt; die Obongo (richtiger Babongo) werden als Reste einer afrikanischen Urrace angesprochen (?).

Die letzten Capitel endlich beschäftigen sich mit Loango, Congo, Angola und Benguela, dem Gebiete der Congovölker, und mit dem Lande Moropu oder Mulua, soweit dasselbe von L. Magyar bereist worden ist. Dem Küstenstrich von Loango, Congo und Angola wird nur eine kurze geschichtliche Betrachtung zu Theil, während gerade für diesen im Hinblick auf die Probleme, welche der deutschen Expedition in dieser Gegend ins Auge zu fassen obliegt, eine ausführlichere Wiedergabe der bisher gesammelten ethnologischen Beobachtungen den Bedürfnissen des Lesers entsprochen hätte. Die Stämme von der Benguelaküste landeinwärts bis zur Koanza werden nach Magyar als Kimbunda zusammengefasst und im Einzelnen aufgezählt (S. 407 bis 408); den Schluss bildet die Beschreibung der Länder Moropu und Lobal.

Damit wäre der ethnologische Inhalt des Buches gemustert, und etwa nur noch das interessante Capitel über den Gorilla und seine Vettern, das in die Auszüge aus Du Chaillu's Reiseberichten eingeschaltet ist, hervorzuheben. Ferner sei noch auf die Vorzüglichkeit der Illustrationen hingewiesen, unter denen sich namentlich auch viele gut ausgewählte und ausgeführte Abbildungen von Racentypen befinden. Das Buch ist daher Allen denjenigen dringend zu empfehlen, welche es zur Hand

nehmen, um über die genannten, in demselben behandelten Gebiete Belehrung zu suchen.

G. A. Kärker.

Vorhistorische Funde bei Heilbronn.

Herr Amtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm berichtet in dem Heilbronner Unterhaltungsblatt vom 3. Juli 1874 über einige antiquarische Funde bei Heilbronn, die er für altgermanische hält, da ähnliche Funde, die an vielen anderen Orten der Umgegend gemacht wurden, aus altgermanischer Zeit herrühren. Die im verflossenen Winter gefundenen Gegenstände bestehen aus einem sehr schwach gebrannten Thongefäss mit Linearzeichnungen an der Aussenseite, einer zerbrochenen Streitaxt aus Serpentin, einem Stücke Bronze, einem Stücke Bein von elliptischer Form, aussen geründert und sauber gearbeitet, und endlich einer Anzahl von Zähnen vom Pferd und Wisent. An einer anderen Stelle fand sich ein schüsselförmiges Gefäss aus dunkelfarbigem gebrannten Thon, daneben lag eine Streitaxt aus Serpentin, ein Stück Serpentin von der Form der Wetzsteine, ein Stückchen Graphit und eine abgebrochene Pfeilspitze aus Bronze. An derselben Stelle fand man auch Menschen- und Thierzähne, sowie Kiefer- und Knochenreste vom Menschen.

Ein vorhistorischer Pflug aus einem Torfmoore bei Graudenz.

Herr Dr. Lanpold in Wiewiorken bei Graudenz hat in seinem Torfmoore, in welchem vor zwei Jahren schon eine gelochte hammerbeilartige Steinwaffe und ein durchbohrtes Stückchen Bernstein gefunden wurde, zwei aus Eichenholz gearbeitete interessante Gegenstände gefunden, die augenscheinlich zu einander gehört haben.

Der eine ist ein Pflug- oder Hakenbaum, gegen 10 Fuss lang, mit 3 Löchern am Ende, zur Anbringung von Strick oder Stange für das Zugthier oder den ziehenden Menschen. Der andere ist ein Pflugkörper von einer Gestalt, welche bereits erkennen lässt, dass die spätere Zoche aus ihr hervorgegangen; er zeigt deutlich die Vertiefung, in der ein Schaar befestigt gewesen ist, und ein grösseres Loch, in welches die Stützen zur Führung des Pfluges hineingesteckt werden konnten. Beide Gegenstände lagen dicht neben einander auf der Sohle eines 6 Fuss tiefen Torflagers, unter zusammengestürzten Eichen und den regelmässig darüber gelagerten Torfschichten.

(Der Gesellige, Graudenzer Wochenblatt, 20. Juni 1874.)

Eröffnung des Museums für Völkerkunde in Leipzig.

In feierlicher Weise wurde am 7. Juni d. J. in Anwesenheit von Mitgliedern und Vorständen der städtischen, königlichen und Reichsbehörden das Museum für Völkerkunde eröffnet. Dasselbe befindet sich jetzt in einem geräumigen Gebäude, im Hospitalitenhause am Grimmaschen Steinweg Nr. 46, 2 Etagen hoch.

Das sogenannte Hospitalitenhaus macht Front nach allen Himmelsrichtungen, die vom Museum in Anspruch genommene Etage besteht aus einer ineinander laufenden Reihe von Zimmern und Stübchen, die meist von zwei Seiten Licht erhalten und zwar durch die Corridors an der Hofseite sowie durch Herausnahme der Zwischenwände in den Flügeln, welche nach Nord und Süd gehen. Diese zahlreichen gutbeleuchteten, wenn auch nicht hohen Räume sind beinahe gefüllt, an keiner Stelle aber überfüllt mit den mannigfaltigsten Gegenständen, die den Freund der Völkerkunde interessiren können.

Neu eingetretene Mitglieder.

Wegen Mangel an Raum konnte das Namenverzeichniss der seit dem August v. J. eingetretenen Mitglieder bis jetzt noch nicht veröffentlicht werden. Die Zahl derselben beträgt 202; indessen ist anzunehmen, dass diese Zahl weit grösser ist, da die Namen der bei den Zweigvereinen eingetretenen neuen Mitglieder erst am Jahresschluss dem Generalsecretair mitgetheilt werden.

／Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg,
Generalsecretair der Gesellschaft.
Erscheint jeden Monat.

Nro. 9. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **September 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig, vom 9. Juli 1874.

Aus dem Bericht, welchen der Vorsitzende am Ende seiner zweijährigen Geschäftsführung erstattete, entnehmen wir, dass der Verein sich sehr günstig entwickle. Der Umstand, dass von den 94 Mitgliedern, welche der Verein jetzt zählt, viele ausserhalb Danzigs, in den verschiedenen Städten Westpreussens und der angrenzenden Provinzen wohnen, machte es möglich, jene Aufgabe, welche sich der Verein gestellt, die vorhistorischen Verhältnisse Westpreussens zu erforschen, erfolgreich in Angriff zu nehmen, zumal gerade von den auswärtigen Mitgliedern viele selbstthätig sich an der Lösung jener Aufgabe betheiligten.

Nachdem nun Dr. Lissauer abermals auf zwei Jahre zum Vorsitzenden gewählt worden, legte derselbe die neu eingegangenen Geschenke vor. Auf Anregung des Herrn Dr. Marschall in der vorigen Sitzung hatte sich Herr v. Kries in Bielsk nach der von Büsching dort gesehenen Gesichtsurne erkundigt; die in Folge dessen von dort hergeschickten Urnen zeigten indess nur den Charakter der Urnen aus den sogenannten Wendengräbern, von jener Gesichtsurne wusste man dort nichts mehr.

Herr Florkowski in Graudenz hatte ferner einen interessanten Bericht über Ausgrabungen eingesandt, welche derselbe im Mai d. J. im Schwetzer Kreise in Kommerau unternommen hatte.

Das Dorf Kommerau, welches 1855 durch das Hochwasser des Wechseleises stark Schaden erlitt, baute sich aus dem Ueberschwemmungsgebiete des Stromes weiter westlich so hoch an den baltischen Höhenzug hinauf, dass es vom Hochwasser nicht mehr erreicht werden kann, und nur zwei Besitzer verblieben auf der alten Dorfstelle mit ihren Häusern.

Zwischen diesen beiden Theilen des Dorfes befindet sich, etwas nordwärts ausserhalb der Wohnstätten, der jetzige Dorfkirchhof auf einem schwach kegelförmigen Hügel, der sich in seinem Gipfel noch nicht voll 4,0 M. über die Niederungsebene erhebt. Von diesem Kirchhof erstreckt sich nach Süden hin ein kleiner 0,50 bis 0,57 M. hoher Wall, an dessen Nordende eine aus Platten von groben dunkelrothen Sandsteinen zusammengesetzte Steinkiste in Gestalt eines länglichen Viereckes sich befand, 2,0 M. lang, 0,87 Meter breit und 0,65 M. hoch, in der Längenrichtung genau von Süd nach Nord gelegen, mit sieben Platten jenes Gesteins und darüber noch etwa 0,25 M. hoch mit Erde überdeckt. Die Kiste war voll von Weichselschlick, nach dessen vorsichtiger Entfernung man auf dreizehn dicht nebeneinander stehende mit schaalenartigen Deckeln bedeckte Krüge stiess, zwischen diesen noch auf ein ganz kleines offenes Henkeltöpfchen, welches in einer, die Hohlseite nach oben gewandten grossen Deckelschaale stand. Sämmtliche dreizehn Krüge bestanden aus je einem äusseren offenen Gefässe, in welchem ein inneres zugedecktes stand, das Knochenasche, Sand und Schlick enthielt. Von den innern liessen sich nur vier Krüge ohne Deckel, von den äussern gar keine erhalten. Von Beigaben fanden sich nur in einer Urne geplatzte blaue Glasperlen und eine kleine etwa erbsengrosse Thonperle mit einem Stückchen Bronzedraht. Alle Urnen waren aussen rauh, innen geglättet und ohne alle Verzierung mit vielen Glimmerblättchen durchsetzt und offen-

bar aus freier Hand geformt. Die äusseren Krüge standen je auf einem Scherben von rothem Sandsteine, die inneren Knochenkrüge dagegen unmittelbar auf dem Boden der äusseren.

Die zuerst von der Schmalseite des Südendes fortgenommenen Steine reichten mit ihren Unterkanten nicht ganz so tief als die anderen Seitenwände der Kiste und scheint von hier aus die allmälige Füllung der Kiste mit Krügen stattgefunden zu haben. Es ist nun jedenfalls interessant zu constatiren, dass hier sämmtliche Urnen einer Steinkiste noch in einem äusseren grösseren Kruge (vielleicht als Schutz vor den Wirkungen der möglichen Weichselüberschwemmungen) gestanden haben, eine Bestattungsart, wie sie bisher nicht beschrieben worden ist. Die Besitzer, Herr Görtz und Herr Crüger, erzählten von ähnlichen Funden, die an derselben Stelle von ihnen gemacht wurden, von denen nur ein kleiner eiserner Ring im Besitz des Herrn Florkowski erhalten ist. Bei der Discussion hierüber machten die Herren Schimmelpfennig und Steimmig darauf aufmerksam, dass diese Gräber wohl aus einer Zeit herrührten, in welcher das Weichselbett noch viel tiefer lag, als heute, die Ufer also nicht bis zu derselben Höhe wie heute der Ueberschwemmung ausgesetzt gewesen seien, da die Bewohner sonst sicher nicht die Gebeine ihrer Todten dort beigesetzt hätten. Im Allgemeinen wurde constatirt, dass die ganze Bestattungsweise eine bisher unbekannte sei und weitere Erforschung verdiene.

Herr Helm legte hierauf einige Feuersteinspitzen vor, welche Herr Radtke auf Titzow bei Belgard gefunden und referirte dann über die Seitens einiger Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft kürzlich unternommenen Ausgrabungen im Kreise Carthaus. Dieser mit zahlreichen Seen, Wäldern und hohen Bergen ausgestattete Kreis ist sehr reich an alten Grabstätten und mancher Fundgegenstand aus vorhistorischer Zeit bringt Kunde von den Sitten, Gebräuchen und dem Culturzustande der alten Bewohner desselben. Wie schon eine Expedition vor zwei Jahren, welche dem westlichen Theile dieses Kreises galt, darthat, sind es namentlich hoch gelegene mit Strauch überwachsene Steinkistengräber, welche zahlreich bei einander liegend hier vorkommen. Es sind bekanntlich von flachen Steinen gebildete Grabkammern, von denen jede ein bis sechs thönerne Urnen enthält. Solche Gräber wurden auch diesmal wieder bei dem Gute Maxen in der Nähe des grossen Radaunensees aufgedeckt; sie förderten eine Zahl grösserer und kleinerer mit Knochenresten, Asche und Sand gefüllter Thongefässe zu Tage, von denen zwei unversehrt blieben und der Gesellschaftssammlung einverleibt wurden; die eine besitzt zwei Henkel, sonst wurde weder an der Aussenseite ein Ornament, noch im Innern derselben ausser dem gewöhnlichen Inhalt irgend eine Beigabe aufgefunden.

Interessanter war ein Fund, welcher unmittelbar an der Grenze eines derartigen Steinkistengrabes aus der Erde gehoben wurde, nämlich ein bearbeiteter Granitstein von 0,75 Meter Länge, 0,35 Meter Höhe und 0,55 Meter Breite. Dieser Stein ist tief trogförmig ausgehöhlt und hat wahrscheinlich ehedem als Opferstein oder als Mahlstein für Kornfrüchte gedient; mehrere runde Steine, welche als Handhabe zu dem letzteren Zwecke geeignet erschienen, wurden bereits andernorts gefunden. Von Herrn Schulz dem Besitzer des Gutes Maxen wurde noch ein runder flacher 32 Centimeter breiter, in der Mitte mit einer viereckigen Durchbohrung versehener Granitstein herbeigeholt, welcher drei Meter unter der Erdoberfläche beim Kiesgraben gefunden wurde. Aus Klukowahutta wurde von Herrn v. Puttkammer ein eisernes Instrument, welches von den dortigen Landwirthen als eine Pflugschaar ältester Construction gehalten wurde, übergeben. Dasselbe war vor einiger Zeit in einem Bruche mehrere Fuss unter dem Moorboden aufrechtstehend gefunden worden. Die genannten Gegenstände befinden sich in unserer Sammlung. Die sich hieran knüpfende Discussion, an welcher sich die Herren Kauffmann, Steimmig, Semon, Menge, Schück und der Vorsitzende betheiligten, ergab als Resultat, dass solche Steine, wie der von Herrn Helm beschriebene trogförmige, sowohl aus den schweizer als auch mecklenburgischen Pfahlbauten her als die ältesten Mahlsteine bekannt, dass dieselben noch heute bei vielen uncivilisirten Völkern in Afrika und Amerika im Gebrauch seien, dass endlich so kleine, runde Mahlsteine, wie der von Herrn Helm beschriebene zweite, noch heute zu den Handmühlen auf dem Lande, wie der Vorsitzende selbst im Lauenburger Kreise gesehen, gebraucht worden.

Hierauf setzte Herr Helm seinen Bericht fort. Die an Umfang bedeutendsten Hügel befanden sich in der Nähe des mehr als 1000 Fuss hohen Thurmberges; sie maassen circa 30 Schritte in der Peripherie, waren mit grossen Steinen regelmässig umsetzt, also ordentliche Steinsetzungen, enthielten im Innern jedoch nur Erde und regellos auf einander gehäufte Steine; ein kleines Messerchen von Eisen, vollständig mit Rost bedeckt, war das einzige Bemerkenswerthe, welches beim Aufgraben dieser Hügel gefunden wurde; dasselbe war ähnlich den bei Meisterwalde und Krissau in Steinkistengräbern aufgefundenen. An einem Orte unweit Schöneberg befanden sich sechs derartige Steinhügel zu beiden Seiten eines Weges; zu welchem Zwecke dieselben einst gedient haben, muss dahin gestellt bleiben.

Unweit Lindenhoff unmittelbar an dem grossen Radaunensee und ziemlich steil aus demselben auf-

steigend, befindet sich ein von Dünensand gebildetes weites Terrain, welches mit Urnenscherben und Knochenasche vielfach belegt war. Von diesem Terrain, welches offenbar ehedem als Begräbnissplatz diente, weht der Wind häufig Sand ab und bringt dann Gegenstände von hohem Interesse ans Tageslicht. Der Besitzer des Gutes, Herr Dieckhoff, hatte dort u. a. mehrere Spangen und Gewandnadeln gefunden, händigte auch mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit ein prächtiges Bronzearmband und eine schön geformte Fibula aus. Letztere ist ähnlich einer auf Bornholm gefundenen, welche in den Memoiren der Gesellschaft für Alterthumskunde in Kopenhagen (1872, Taf. I, Fig. 11) beschrieben und abgebildet ist. Herr Helm fand auf dem beschriebenen Todtenfelde nur ein paar Feuersteinsplitter und eine kleine meerblaue Perle. Die darauf zerstreut liegenden Urnenscherben waren zum Theil von beiden Seiten schön geglättet, jedoch ohne Verzierungen.

Der Vorsitzende machte darauf aufmerksam, dass sowohl das Armband als die Fibel eine ganz ungewöhnliche, eigenthümlich schöne Form zeigen wie sie nicht leicht in den archäologischen Abbildungen gefunden werde. Es müsse daher um so mehr Gewicht darauf gelegt werden, dass nur unter den Funden der Bornholmer Gräber, welche bekanntlich dem älteren Eisenzeitalter angehören, eine gleiche Fibel sich befinde; ebenso müsse besonders hervorgehoben werden, dass zwei silberne Armbänder von unzweifelhaft römischer Fabrikation, aus Darzan in Hannover (Hostmann S. 105) und Wotenitz in Mecklenburg ganz denselben Kunststyl wie das obige Bronzearmband, sowohl in der ganzen Form als in den einzelnen Ornamenten zeigten. Der Einfluss römischer Vorbilder weise nämlich für das Armband auf dieselbe Zeit hin, wie die Beziehung der Bornholmer Gräber für die Fibel, d. i. auf die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Herr Helm theilte hierauf mit, dass er einen kleinen Theil des Goldklümpchens, welches in dem bei Münsterwalde gefundenen Bronzegefäss befindlich gewesen und in der letzten Sitzung vorgezeigt wurde, chemisch analysirt habe, um daraus Schlüsse auf dessen Herkunft zu ziehen. Dasselbe enthielt in 100 Theilen nur 0,25 Thle. Silber und 1,8 Thle. Kupfer; Platin war in der spirituösen Lösung dieses Goldes durch Vermischen mit Chlorkaliumlösung nicht aufzufinden. Die chemischen Analysen von Gold aus alten Mecklenburger Gräbern durch v. Santen ergeben einen Gehalt von Platina und viel mehr Silber, als in dem hier vorliegenden Falle; v. Santen und Lisch ziehen hieraus und unter Vergleichung mit Analysen von Gold aus dem Uralgebirge den Schluss, dass das in Mecklenburg gefundene Gold seinen Ursprung aus dem Ural verrathe und dass sich schon damals Handelsverbindungen bis dahin erstreckt haben mögen. Das hier vorliegende Gold dürfte nach diesen Voraussetzungen nicht aus dem Uralgebirge stammen.

Demnächst referirte Hr. Helm über einen bei Putzig entdeckten interessanten Fund von 27 Kilogramm antiker Bronzebarren, von denen Proben vorgelegt werden. Die Barrren sind $^1/_3$ Meter und darüber lang, von der Breite und Dicke eines Mittelfingers, auf der einen Seite convex, auf der andern flach; die convexen mit der Gussform in Verbindung gewesenen Flächen sind glatt und fast ohne Eindrücke. Die Bronze selbst ist mit einer schönen grünen Patina bezogen, sieht im Bruche grau, im Feilstriche blassgelb aus, ist sehr hart und spröde und enthält nach der chemischen Analyse in 100 Theilen:

75,70	Theile	Kupfer,
11,70	„	Zinn,
11,25	„	Blei,
0,75	„	Silber,
0,55	„	Zink,
Spuren	von	Eisen.

Aus diesen analytischen Befunden kann mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden, dass die beschriebene Bronze aus der sogenannten Eisenzeit stammt, da die Bronzen der reinen Bronzezeit nur Spuren von Silber und kaum mehr als ein Procent Blei enthalten, wie auch v. Fellenberg's Analysen alter Mecklenburger Bronzen und Lisch's Erläuterungen über diesen Gegenstand dargelegt haben. Die meiste Aehnlichkeit in der chemischen Constitution hat die betreffende Bronze mit der alt-römischen und ist es daher wahrscheinlich, dass dieselbe in der Eisenzeit von dort durch den Handel hierher vertrieben wurde, um zur Fabrikation von Waffen und Schmuckgegenständen zu dienen. Bei näherer Erkundigung an Ort und Stelle wurde noch festgestellt, dass die Bronzebarren zu Schwarzau bei Putzig, nicht weit vom Seestrande aufgefunden wurden und zwar nur von einem grossen Steine und von Erde bedeckt. Der Ort liegt ungefähr 15 Meter über dem Meeresspiegel, aus welchem das Terrain hier steil aufsteigt. Andere Gegenstände waren neben dem Funde nicht vorhanden, doch soll die Stelle nach der Ernte nochmals genau untersucht werden. Unzweifelhaft ist der beschriebene Fund von grosser Wichtigkeit, weil er uns Aufschluss über Handelsverbindungen giebt, die zur Eisenzeit hier bestanden.

Herr Mannhardt legte hierauf eine römische Bronzemünze von Antoninus vor, welche in Ohra-Niederfeld gefunden worden. Herr Kauffmann berichtete über interessante Alterthümer aus Krokow, welche der Herr Graf Krokow dem Verein an wissenschaftlicher Verwerthung übersandt hatte.

Die Gegenstände sind auf Krokower Gebiet zum Theil einzeln gefunden an Orten, die nicht mehr genau festzustellen waren, zum Theil aber rühren sie von zwei grösseren heidnischen Kirchhöfen her. Zu den ersteren gehören 4 kleine Henkelurnen mit gefälligen Verzierungen aus horizontalen und verticalen Streifen am Urnenbauche, 1 schön polirter Steinhammer aus Speckstein, 1 Hammer aus dem Geweih eines Elens, dessen schön erhaltene Krone die Spuren von harten Schlägen zeigt, ferner 1 Halsring und 2 spiralig gewundene Armringe aus Bronze, 1 Bronzeschwert mit zweischneidiger Klinge von der Form eines Schilfblattes, von dessen Griff nur noch ein kleiner Theil mit 2 Löchern erhalten ist; endlich 1 Spinnwirtel aus gebranntem Thon und 1 eiserner Sporn, welcher nicht nur durch eine vollständige Hackenkappe aus Eisenblech, sondern auch durch den 21 Centimeter langen Spornansatz, der in drei Spitzen ausläuft, ausgezeichnet ist. Nach der Ansicht des Vortragenden stammt dieser Sporn bereits aus der Zeit des deutschen Ordens her.

Was nun die beiden Gräberfelder betrifft, so ist das eine nordwestlich vom Schlose Krokow bei Lankwitz gelegen und bedeckt aus zwei mit Strauch bewachsenen Hügeln, welche bei näherer Untersuchung 15 regelmässige Steinsetzungen von verschiedener Grösse erkennen lassen. Von diesen hatten die Herren Graf Krokow und Prediger Bertling schon vor einiger Zeit zwei untersucht und darin ausser Urnen noch die Skelete zweier unverbrannter Leichen mit folgenden interessanten Beigaben gefunden. Zuerst eine leider sehr zerbrochene Schaale aus dünner Bronze mit schöner Patina von flacher gefälliger Form mit angenieteten Platten und einem erhaltenen Henkel; ferner zwei stark verrostete, sehr beschädigte eiserne Sporen, welche nach sorgfältiger Entfernung des Rostes eine sehr schöne Silbertauschirarbeit zeigen. Es sind nämlich auf das ganze Eisen des Sporns abwechselnd glatte und fiederförmige, nur 3 Millimeter breite Silberplättchen aufgetragen. Ferner wurde dort ein zerbrochenes eisernes Messer gefunden, dessen Schaft eine Fassung von Holz, Leder und Bronzeblech zeigt, endlich Stückchen von Leder, Rinde, Wollfäden und Tuch, an welchen die Spuren einer früheren Bronzefassung deutlich zu erkennen sind. Weitere Ausgrabungen liessen nun Herrn Kauffmann an derselben Stelle zwar noch ein eisernes Gürtelschloss entdecken, indessen fand er alle übrigen untersuchten Gräber ganz leer, obwohl die Steinsetzung selbst zum Theil sehr schön erhalten und der Spaten bis auf den gewachsenen Boden vorgedrungen war: es ist daher wahrscheinlich, dass diese Gräber schon früher einmal untersucht worden seien.

Das zweite Gräberfeld liegt südlich von Krokow auf dem Wege nach Lissau und zeigt die Charaktere der sogenannten Wendengräber. 1 bis 1/2 Fuss tief unter der ganz ebenen Erdoberfläche stehen einzeln die schwarzen, von wenigen kopfgrossen Feldsteinen umgebenen Urnen, welche ausser der Knochenasche zerbrochene und verbogene einschneidige Schwerter, Schildbuckel, Lanzenspitzen, Fibeln und Zängchen aus Eisen enthalten, wie der Verein sie bereits aus dem Zywitz'schen Funde bei Oliva her kennt.

Ausser diesen interessanten Funden legt Herr Kauffmann noch folgende vor: 1 Steinaxt aus Serpentin, bei Schillno an der polnischen Grenze gefunden und von Hrn. Piltz geschenkt; 1 amerikanische Pfeilspitze, welche Herr Knoff in der Nähe des Niagara von einem Indianer selbst erhalten; 1 runden bearbeiteten Stein mit einer Rille an der Peripherie und 2 Vertiefungen in der Mitte, bei Kl. Bölkau gefunden und von Hrn. Prediger Gehrt geschenkt, endlich 1 eisernen alterthümlichen Sporn von Hrn. Arnold in Goschin gefunden und geschenkt.

Der Vorsitzende, Dr. Lissauer, machte nun darauf aufmerksam, dass die Krokower Funde auf eine sehr alte Ansiedlung hinweisen. Sowohl der Hammer aus dem Geweih eines Elens, als auch das Bronzeschwert machten es unzweifelhaft, dass schon zur Bronzezeit, also lange vor der christlichen Zeitrechnung, der Mensch dort seine Wohnstätte aufgeschlagen habe. Auch die Steinsetzungen, welche Herr Kauffmann beschrieben, gleichen den in Krissau und Meisterswalde entdeckten so sehr, dass man dieselben an und für sich in die Zeit des Ueberganges vom Bronze- in das Eisenalter setzen müsste, wenn nicht die kunstvolle Silberincrustation der darin gefundenen Sporen auf eine viel spätere Zeit, nämlich auf die jüngste Eisenzeit, d. i. das Ende des vorigen Jahrtausends, hinwiese, wo bereits arabischer Handel das Silber den Ostseeküsten zuführte. Die dort gefundenen Schädel seien leider so zertrümmert, dass aus denselben gar kein Aufschluss zu gewinnen sei; aus den Beigaben allein müsse man zunächst die Thatsache constatiren, dass hier ursprünglich ältere Steinsetzungen, welche wahrscheinlich von einer germanischen Bevölkerung im Aufange des vorigen Jahrtausends herstammen, gegen Ende desselben noch einmal von späteren Bewohnern der Gegend als Grabstätten benutzt worden sind.

Dagegen zeige der andere sogenannte Wendenkirchhof ganz rein den Charakter der Bornholmer Culturepoche, also der ältern Eisenzeit; es bieten demnach die vorgelegten Krokower Funde ein interessantes Miniaturbild der westpreussischen Cultur, von den ersten Anfängen bis in die christliche Zeit hinein.

Herr Schück zeigte eine Abbildung der Schliemann'schen Funde aus dem trojanischen Gebiet vor, unter welchen sich Gefässe von ganz

gleicher Form, wie die pommerellischen Gesichtsurnen und die in Schlesien gefundenen vogelförmigen Urnen vorfinden. Die Aehnlichkeit ist auffallend und verspricht die weitere Untersuchung wichtige Aufschlüsse für die vorhistorischen Verkehrswege. Vorläufige Mittheilungen über schlesische Alterthümer von Herrn Schück schlossen die reichhaltige Sitzung.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 1. Juli 1874.

Ueber den Begriff des Prähistorischen.

Von Professor Lauth.

(Fortsetzung.).

Ist hiermit der Begriff des Prähistorischen negativ bestimmt, insofern er von dem des streng Geschichtlichen unterschieden wird, so involvirt er jedoch keine Verneinung: das Urgeschichtliche ist nicht ungeschichtlich, sondern nur noch nicht vollgeschichtlich; es stellt so zu sagen eine Vorstufe dar, wie beispielsweise die Pelasger im Verhältnisse zu den Hellenen. Es fehlt der prähistorischen Entwickelung zwar am eigentlichen Denkmale und an der Schrift, aber nicht an Werkzeugen, Waffen und Artefacten. Die Verzierungen der Töpferwaaren, auch wenn sie nur in einfachen Linien oder Combinationen von solchen bestehen, verrathen schon ein künstlerisches Bestreben und dieses kommt zu ziemlicher Geltung in jenen Nachbildungen gewisser Thiere, wie des Mammuth und des Rennthieres, die man auf Knochenstücken eingeritzt gefunden hat.

Hierdurch war man also in der prähistorischen Zeit schon beim Bilde angelangt, aus welchen erwiesenermaassen sowohl in Aegypten als in China, in Mesopotamien wie in Mexico sich die Schrift entwickelt hat. Wie in dem Stempel und Siegel der alten Welt schon lange die Idee des Druckes gegeben war, ehe er selbst, d. h. die beweglichen Lettern erfunden wurden, ebenso hat die ungemessene und bis jetzt unmessbare Dauer der prähistorischen Periode das Bild, die Vorstufe der Schrift, erzeugt und damit eine der Grundbedingungen aller Cultur entwickelt. Denn die Gestaltung des Bildes ist ein bedeutender Sprung in das Gebiet der Freiheit vom Boden der stricten Leibesbedürfnisse, obschon selbst zur Gewinnung dieser eine namhafte Menge von Erfindungen und Werkzeugen mitgewirkt haben musste.

Die Sprache selbst ist, wie so manches noch jetzt controlirbare Beispiel beweist, den prähistorischen Menschen nicht abzusprechen, wenn auch längst der mittheilende Ton verhallt und nirgends fixirt ist. Ja wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, dass sie bilderreich und mit sinnlicher Volltönigkeit ausgestattet gewesen, die sich im Verlaufe der historischen Zeit allmählich zu Gunsten der dialektischen Verwendbarkeit mehr oder minder verloren hat.

In den Schutz- und Trutzmitteln, den Waffen, zeigt sich eine gewisse Mannigfaltigkeit, lange vor der Bekanntschaft mit den Metallen. Wenn es unbestritten bleibt, dass der Mensch ein sociales, d. h. für die Gesellschaft bestimmtes Geschöpf ist, so zwingt ihn andererseits seine Umgebung zum beständigen Kampfe ums Dasein, nicht nur gegen die Unbilden und Gefahren der Natur, gegen die reissenden Thiere, sondern auch gegen Seinesgleichen. Erst wenn die Quelle des Wildes versiecht, wird aus dem Jäger ein Hirte, d. h. ein Mensch, der sich Thiere zur Nahrung züchtet und analog folgt auf den Hirten der Ackerbauer. Es liegt ein tiefer Sinn in der Ueberlieferung, dass Kain, der rauhe Mann des Feldes, seinen Bruder, den Hirten Abel, erschlagen hat. Dieses Ereigniss ist allgemein aufzufassen; gar oft, ja durchweg in der Geschichte ist der Ackerbauer an die Stelle des Hirten und Jägers getreten und hat ihn wenigstens wirthschaftlich überwunden. Das grellste Beispiel zeigt uns Nordamerika, wo die Rothhaut von dem noch dazu industriellen Blassgesicht in immer engere Grenzen verdrängt und aufgerieben wird.

Herodot, der Vater der Geschichte, hat zu Vorläufern die Logiographen oder Sagensammler; vor den historischen Berichten herrscht der Mythus oder die Sage, d. h. die mündlich vermittelte Ueberlieferung, in welcher Zustände und Handlungen durch Personen und Personificationen repräsentirt werden. Diese Sagen sind in ihrem Kerne geschichtlich, weil auf Thatsachen beruhend und durchaus nicht mit den Mährchen, d. h. willkürlich erdichteten Erzählungen zu verwechseln. Letztere setzen schon eine Literatur voraus, reichen also tief in die historische Zeit hinunter, während das mythische Zeitalter dem geschichtlichen als Vorstufe und Vorbedingung vorangeht. Insofern darf man behaupten, dass sich die Begriffe mythisch und prähistorisch vollkommen decken. Wir haben nur den Unterschied zu statuiren, dass das Mythische ein Spiegelbild oder Nachklang aus vorgeschichtlicher Zeit in der Literatur ist, während wir prähistorisch die zahlreichen Funde nennen, welche man, besonders gegenwärtig, in rühmlichem Wetteifer überall aus dem Schoosse der Mutter Erde gräbt und in die Scheune der Wissenschaft fördert: „Mag auch die Geschichte davon schweigen — Tausend Steine werden redend zeugen — die man aus dem Schooss der Erde gräbt — dass ein menschlich Volk hier schon gelebt."

Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie hat sich die weitgreifende Aufgabe gestellt, eine prähistorische Karte unseres Gesammtvaterlandes herzustellen. Man hat die Denkmäler der römischen Periode davon ausgeschlossen und nur auf die eigentlich germanischen Funde sein Augenmerk gerichtet. Trotz dieser weisen Beschränkung ist das zu erforschende Feld ein ungeheuer grosses, da man es nicht nur mit den an der Oberfläche und in den Höhlen vorkommenden Resten, sondern auch mit den Gräbern, ihrem Inhalte und anderen absichtlich oder zufällig aus der Tiefe zu Tage geförderten Spuren menschlicher Thätigkeit zu thun hat. Es freut mich hier constatiren zu können, dass in Bezug auf unser engeres Vaterland Bayern Hr. Dr. Ohlenschlager bereits sehr bedeutende Vorarbeiten gemacht hat, die dem Unternehmen zu Gute kommen werden. Nimmt man hinzu, dass die historischen Vereine der bayerischen Kreise ebenfalls ein namhaftes hierfür verwendbares Material besitzen; dass der geologische Theil durch Dr. Gümbel's Meisterwerk als erledigt zu betrachten ist; dass die paläontologische Sammlung des Staates unter den Händen des so eben von der ehrenvollen Mission in die lybische Wüste zurückgekehrten Dr. Zittel, des Vorstandes der hiesigen anthropologischen Gesellschaft, zu den ersten ihrer Art gehört, so lässt sich erwarten, dass der von Bayern zu leistende Theil des kartographischen Werkes in ziemlicher Vollständigkeit an die Oeffentlichkeit treten werde, wenn es gelingt, die beschränkten Mittel der Gesellschaft durch anderweitige Beiträge zu vermehren.

Ist durch Vorstehendes der Begriff des Prähistorischen definirt, d. h. wenigstens seine untere Grenze, wo er mit dem des Historischen zusammenstösst, einigermaassen bestimmt, so würde die Vollständigkeit erfordern, auch die obere Grenze festzustellen. Dass dieses zur Zeit und vielleicht in alle Zukunft unmöglich ist, wird Jeder zugeben, der sich mit dieser Frage beschäftigt hat. Es lässt sich daher auch über die Dauer des prähistorischen Zeitraumes vorderhand wissenschaftlich keine Zahl von Jahren angeben, weder eine sogenannte runde, noch eine solche genaue, wie sie oben in dem Datum des Pferdes: 19,337 v. Chr. angeführt worden ist. Der Phantasie ist hier durchaus kein Spielraum zu gestatten, da es sich um sehr reale Dinge handelt, die nur auf Grund von Entdeckungen, Beobachtungen und vorsichtigen Folgerungen ein Gemeingut der Wissenschaft werden können.

(Schluss folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Zur Ethnologie von Nicaragua.

Wir entnehmen aus einer brieflichen Mittheilung von Dr. H. Berendt, welcher einen kurzen Besuch in Nicaragua gemacht, einen vorläufigen Bericht über die Resultate seiner Untersuchungen, die Reste der dortigen Indianerstämme betreffend.

1. Die **Chorotegas**, welche zur Zeit der spanischen Eroberung an drei Stellen (Nicoya und Guanacaste, Bezirk von Masaya und Choluteca) lebten, sind die von Palacio und Torquemada erwähnten Mangues. Sie existiren nur noch in zwölf Dörfern im Umkreise der Seen von Masaya und Apoyo (ein Bezirk, den sie selber La Manguesa nennen) und führen heute noch den alten Namen, welchen Berendt auf das Wort *mánkeme*, Herr, zurückzuführen geneigt ist. Die Sprache ist fast ausgestorben. Berendt hat sie nur zweimal sprechen gehört, jedoch von alten Leuten, welche Wörter und Gesprächsweisen im Gedächtniss bewahrt, Material zu einem Vocabularium gesammelt, welches die nahe Verwandtschaft dieser Sprache mit der Chapaneca von Mexico ausser Zweifel stellt. Er hat die noch gebräuchlichen Orts- und Familiennamen dieser Sprache gesammelt, die Grenzen des Mangue-Bezirkes von Masaya mit ziemlicher Bestimmtheit ermitteln können und Notizen über Lebensweise, Bräuche, Festspiele etc. so wie Beobachtungen über die vorkommenden Alterthümer gesammelt. Berendt bestreitet, dass es eine Gruppe von chorotegischen Sprachen gegeben; eine solche sei weder durch die älteren Berichte noch durch die vorhandenen Sprachreste gerechtfertigt, welche alle auf eine einzige Chorotega-Sprache hindeuten; die Aufstellung einer Orotina-Sprache sei auf ein Missverständniss zurückzuführen.

2. Es ist kein Grund zu finden für die Behauptung Zelayas, dass die **Maribios** ein Chorotegen-Stamm gewesen seien (siehe Palacio's Bericht, ed. Frantzius, Berlin 1872, S. 65). Berendt hält die Indianer von Subtiaba für die Reste dieser Nation. Oviedo schreibt den Maribios, in Uebereinstimmung mit Palacio, eine eigene Sprache zu und giebt die Entfernung ihres Landes (von Torquemada Quezalutia genannt), von dem alten Leon auf fünf Leguas (zu 16²/₃ auf den Aeq. Grad) an; dieselbe Entfernung als von Subtiaba nach demselben Punkte. Squier hat die Subtiaba-Indianer Nagrandans genannt, weil sie eine Vorstadt von Leon bewohnen und Leon in der Ebene von Nagrando gegründet war, und er zählt sie zu seiner Chorotega-Gruppe, weil Oviedo sagt, dass die Sprache jener Gegend die Chorotega

gewesen. Der Irrthum liegt in dem, von Squier wohl gekannten hier aber übersehenen Umstande, dass die Stadt Leon im Chorotegen-Bezirke von Nagrando angelegt, später jedoch in die Nähe des Indianerdorfes Subtiaba verlegt wurde. — Die Sprache wird noch gegenwärtig von einem Theile der Subtiaba-Indianer gesprochen. Berendt hat eine grössere Anzahl von Wörtern und Gesprächsformen gesammelt. Sie hat in ihren Wurzelformen durchaus keine Aehnlichkeit mit der Chorotega.

3. **Nicaraos** nennt Berendt den in Nicaragua eingewanderten Nahuatl-Stamm, nach dem Namen ihres Fürsten oder Landes in der ältesten uns überlieferten Form. Der Name Niquirans, welchen Squier aus einer Abschrift von Oviedo's Werk entnommen, findet sich nicht in der seither gedruckten Ausgabe und auch bei keinem anderen der älteren Berichterstatter. Die Sprache war über den Bezirk des heutigen Rivas und die meisten Inseln des Nicaraguasees verbreitet, existirte zu Anfang dieses Jahrhunderts noch ziemlich allgemein und soll gegenwärtig noch von den Indianern auf den Inseln von Solentenami, auf Omotepe und von wenigen Familien des Dorfes San Jorge gesprochen werden. Ortsnamen aus der Nahuatl-Sprache finden sich über alle centralamerikanischen Republiken verbreitet; in Nicaragua, besonders dicht in den Districten von Rivas und Chontales, sehr wenige dagegen im Mangue-Bezirk von Masaya. Das Vorkommen derselben ist nicht überall der localen Verbreitung des Stammes oder seiner Oberherrschaft entsprechend. Sie sind oft lediglich Uebersetzungen von Ortsnamen anderer Sprachen, durch die in der Nachbarschaft wohnenden Nahuatls oder durch die die Spanier begleitenden Mexikaner und Tlaxkalteken in Gebrauch gekommen. Es scheint auch, dass während der spanischen Zeit Indianer der Nahuatl-Sprache in Gebieten anderer Stämme angesiedelt wurden, da zu Anfang dieses Jahrhunderts in Orten wie Jalteva und Managua, welche Oviedo ausdrücklich als chorotegisch bezeichnet, die Nahuatl-Sprache gesprochen wurde. In der nächsten Umgegend beider Orte finden sich zahlreiche Ortsnamen in Nahuatl und es ist wahrscheinlich, dass eine ähnliche Besiedelung in Chontales stattgefunden habe. — Ein Einfluss des Nahuatl-Elementes auf Nachbarstämme ist in dem Umstande erkennbar, dass bei den Mangues Festspiele in Nahuatl üblich wurden, von denen eines der Macho-Raton (eine Komödie mit Ballet, in veraltetem Spanisch und verdorbenem Nahuatl, welches die Indianer selbst nicht verstehen), heute noch in den meisten Mangue-Dörfern aufgeführt wird. Berendt hat davon eine Abschrift erworben. Auch ein Tischgebet in Nahuatl-Worten war noch bis vor Kurzem bei Festmahlzeiten der Mangue-Indianer von Monimbó im Brauche.

4. Die Nation der **Chontales**, welche die älteren Schriftsteller als in dem gebirgigen Theile des Landes wohnhaft erwähnen und Alcedo noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Chontales de Matagalpa aufführt, hat Berendt in einem Indianerstamm wiedergefunden, welcher den grössten Theil der Dörfer von Segovia und mehrere von Matagalpa bewohnt, und, nach dem Vorkommen von Ortsnamen seiner Sprache zu schliessen, sich in früherer Zeit auch über einen grossen Theil des Bezirkes von Chontales verbreitet hat. Stamm und Sprache werden heute von den Weissen wie von den Indianern selbst mit dem Namen Popoluca bezeichnet*). Ihre Zahl ist auf 10 000 bis 12 000 geschätzt. Es ist überraschend, dass wir dieselben von neueren Schriftstellern nicht namhaft gemacht finden. Berendt hat ein Wörterverzeichniss ihrer Sprache erworben, in welchem sich eine kleine Zahl von Wörtern findet, welche verschiedenen Nachbarsprachen angehören; doch giebt dasselbe keinen Anhaltspunkt für Schlüsse auf Verwandtschaft mit anderen Sprachen. Es liegt mithin, sprachlicherseits, kein Grund vor, eine Gruppe von Chontal-Stämmen oder Chontal-Sprachen aufzustellen, wie denn auch bei den älteren Schriftstellern, welche die Eingebornen Nicaraguas behandeln, immer nur von einer Chontal-Sprache die Rede ist. Ebensowenig haben die verschiedenen Sprachen Mexicos und Centralamerikas, welche als Chontal oder Popoluca aufgeführt werden, eine andere Gemeinschaft mit einander, als dass sie eben nicht Nahuatl sind.

5. Die uncivilisirten Stämme von Honduras und Nicaragua, welche die östlichen Abhänge des Centralgebirges bis zu den Küstenebenen bewohnen, werden von älteren und neueren Autoren unter einer grossen Zahl von Namen aufgeführt, ohne dass von den meisten mehr als der Name angegeben wäre. Neuerdings werden diese, in kleinen Weilern (*Palenques*) oder nur familienweise bei einander wohnenden Stämme Caribes genannt. Der Name scheint erst seit der Ankunft der durch die Engländer 1796 nach Honduras gebrachten St.-Vincent- Kariben in Aufnahme gekommen zu sein und es liegt kein Grund vor, sie mit den Kariben von den kleinen Antillen und Südamerika, oder

*) Wir finden die Namen Popoluca und Chontal in verschiedenen Gegenden Mexicos und Centralamerikas, aber immer in der Nachbarschaft von Nahuatl-Stämmen, auf verschiedene Stämme und Sprachen bezogen. Beide Wörter gehören der Nahuatl-Sprache an. Popoluca bedeutet: ein Mann von anderem Stamme und Sprache, *bozal*, nahezu gleichbedeutend mit Chontal: ein Fremder, *bárbaro* (Molina). — Siehe Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 18. October 1873, Seite 8, Anmerkung 1, wo beiläufig durch Auslassung einiger Worte des vorstehenden Satzes ein Fehler sich eingeschlichen hat.

gar mit den Corovioi oder Corihici zu identificiren, welche die Spanier vor 350 Jahren mit einer eigenen Sprache an einer einzigen Stelle der Südseeküste des heutigen Costarica fanden, spätere Berichte jedoch nicht wieder erwähnen *). Von den Sprachen dieser Stämme, welche Berendt in Ermangelung eines besseren Collectionamens Palenque-Indianer nennt, sind nur zwei durch kleine Wörterverzeichnisse oberflächlich bekannt, und diese zeigen keine Verwandtschaft: die Sprache der Xicaques in Honduras und die der Ulnas in Nicaragua. Ein kleines Wörterverzeichniss der Twakas, von Stanislaus Haly gesammelt, welches Berendt von dem als Linguist bekannten Missionär Henderson in Belize erhalten, hat von 35 Wörtern, deren Aequivalente in der Ulna-Sprache bekannt sind, mehr als die Hälfte identische; andere zeigen grössere oder geringere Aehnlichkeit. Auch die Sprache der Ramas, aus welcher Berendt einige wenige Wörter ermittelt hat, scheint derselben Gruppe anzugehören. Berendt hat mehrfach Gelegenheit gehabt, Nachrichten über diese Rama-Indianer einzuziehen und eine Liste von Personennamen mit Uebersetzung erlangt. Es sind dies dieselben Indianer, welche am San-Juan-Flusse Melchoras genannt werden und sie sind durchaus nicht wild oder unzugänglich. — Auch über die Palenque-Indianer von Bulbul, am oberen Rio Grande im Bezirke von Matagalpa, welche mit den Haciendas von Olama verkehren, hat Berendt Notizen gesammelt. Es scheint, dass dies derselbe Stamm ist, von welchem eine Anzahl zu Ende des vorigen und wiederum in den zwanziger Jahren des laufenden Jahrhunderts durch die *Padres Recoletos* bekehrt und in dem cultivirten Theile des Landes angesiedelt wurde, wo noch Reste in den Dörfern San Isidro und Guadalupe de la Conquista existiren. Die ersteren sollen noch ihre Muttersprache reden; bei den letzteren hat Berendt dieselbe bereits erloschen gefunden. Er hoffte noch, in Olama angefertigte Wörterverzeichnisse der Bulbul-Indianer und der Pantasmas zu erlangen.

6. Hinsichtlich des Elementes, welches mit dem afrikanischen die Mischrace der **Moskitos** gebildet hat, ist Berendt der Ansicht, dass die supponirte Abstammung von verschiedenen Stämmen des Innern (Palenque-Indianer) oder von geraubten Weibern derselben und europäischen Flibustiern oder von Inselkariben unwahrscheinlich sei, indem sich in ihrer Sprache keine Elemente der betreffenden Indianersprachen nachweisen und die spanischen und englischen Wörter, welche die Moskitos gebrauchen, sich natürlicher durch spätere Zumischung erklären lassen; dass vielmehr die grosse Uebereinstimmung dieser Sprache in ihrer weiten räumlichen Ausdehnung auf einen mehr einheitlichen Ursprung hinweise, wie denn auch die Existenz eines grösseren Küstenstammes zur Zeit der Entdeckung ausser Zweifel sei.

7. Die **Guatusos**, an der Grenze von Costarica und im Innern jener Republik wohnend, sind neuerdings durch häufige Züge von *Uleros* (Kautschuksammlern) aus Nicaragua in das betreffende Gebiet bekannter geworden. Berendt hat Gelegenheit gehabt fünf gestohlene Kinder dieses Stammes zu sehen und von einem derselben, einem zwölfjährigen Knaben, eine Anzahl Vocabeln der Sprache zu erfragen. Dieselben sprechen entschieden gegen die Hypothese, dass die Guatusos versprengte Nahuatl-Indianer (Nicaraos) seien. Ueber ihre Lebensweise, Nahrung, Bräuche etc. hat Berendt von diesen Kindern und von Kautschuksammlern interessante Mittheilungen erhalten. Die von ihm beobachteten sind von auffallend heller Hautfarbe und erscheinen in ihrem Gliederbau mehr den Mestizen als Vollblutindianern ähnlich. — Ihr Haar ist glänzend schwarz, nicht blond, wie die Sage lautet, welche ihren Namen mit dem röthlichgelben Felle der Guatusa (*Dasyprocta Sp.*) erklären will. Berendt hoffte noch die Trümmer eines in Granada vorhandenen photographischen Apparates soweit herzustellen, um ein Lichtbild von einer Gruppe dieser Kinder nehmen zu können.

*) Siehe u. A. Palacio, der 50 Jahre später die damals in Nicaragua gekannten Sprachen aufzählt.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg.
Erscheint jeden Monat.
Nro. 10. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. October 1874.

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des Göttinger anthropologischen Vereins am 25. April 1874.

Herr Nöldecke überreichte dem Verein zwei Pfeilspitzen aus Feuerstein von einem uralten Begräbnissplatze der Dacotah-Indianer.

Herr Pauli machte dem Verein Mittheilung von dem regen Interesse, welches in England dem Fortschreiten der anthropologischen Wissenschaft in Deutschland gewidmet wird.

Herr v. Brunn besprach den Einfluss der Muskeln auf die Knochen und demonstrirte die Proportionalität zwischen der Mächtigkeit der Musculatur und der Grösse der betreffenden zum Muskelansatz dienenden Prominenzen und Flächen.

Herr L. Meyer wies in der sich daran knüpfenden Discussion auf die pathologischen Veränderungen, besonders die Flächenverkleinerung am Schädel in Folge atrophischer Processe des Gehirns hin.

Herr v. Seebach machte auf die Schnelligkeit aufmerksam, mit der sich die Cristae z. B. beim Höhlenbären in der Dentitionsperiode bilden.

Herr Ehlers führte aus, dass derartige Vorgänge keine Typuseigenthümlichkeiten, sondern Anpassungserscheinungen seien.

Herr Unger legte sodann einige Zeichnungen vor, in denen mehrere der merkwürdigen Sculpturen in Rennthierhorn, an Felswänden und auf einzelnen Steinblöcken copirt sind; dieselben sind grösstentheils als die frühesten Aeusserungen des menschlichen Kunsttriebes zu betrachten. Die ältesten sind die in einer Höhle der Dordogne gefundenen Thierbilder auf Rennthiergeweihen. Es wurde jedoch bemerkt, dass ihre Echtheit von Vielen bezweifelt wird und gerade die Gewandtheit der Zeichnung im Vergleich mit solchen Erscheinungen, wie der schwedischen Felskritzeleien, grosse Bedenken erregten, während manche Umstände allerdings es schwer machten, eine Fälschung hier anzunehmen. Andere Sculpturen, wie die in ein paar Dolmen bei Lokmarraker in Morbison vorkommenden und die von Gongora aus Andalusien bekannt gemachten, scheinen eine hieroglyphische Schrift zu sein, zu deren Verständniss freilich jede Handhabe fehlt. Die eigenthümlichen concentrischen Kreise in Northumberland wurden mit anderen Felsbildern verglichen, welche Pallas aus Sibirien und Gongora aus Andalusien mitgetheilt haben, und als Grundrisse von Wohnungen, Tempeln oder Gräbern erklärt. Selbst die Labyrinthe der christlichen Kirchen könnten damit Verwandtschaft haben. Thierbilder, welche mit eigenthümlicher Charakteristik gezeichnet sind, finden sich an sehr entlegenen Orten. Es wurden Rennthiere und Antilopen vom Felsen Dolen Kara (Altai) nach v. Ledebour und verschiedene Thiere von der Depuch-Insel bei Australien nach Lord Stokes vorgelegt. Sehr viel früher erschienen die schwedischen Felskritzeleien. Neben diesen wurde endlich das Denkmal des Zuges einiger Isländer nach Amerika vorgelegt, das dem 11. Jahrhundert angehören und neben äusserst rohen Figuren auch Runenschrift und in römischen Ziffern die Angabe der Zahl der nordischen Abenteurer zu enthalten scheint.

Sitzung vom 16. Mai.

Herr v. Seebach hielt einen längeren Vortrag, in welchem er den heutigen Stand der Frage nach dem fossilen Menschen beleuchtete und die Schwie-

rigkeiten besprach, welche sich den chronologischen Feststellungen auf diesem Gebiete entgegenstellen.

Herr Martin berichtete über die Ausgrabungen im Jahdehusen, wo bei tiefer Ebbe Sandbänke zu Tage treten, auf denen zahlreiche Funde gemacht werden. Dieselben werden jetzt im Oldenburger Museum geordnet. An den betreffenden Schädeln war das häufige Vorkommen von Schaltknochen auffällig.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 1. Juli 1874.

Ueber den Begriff des Prähistorischen.

Von Professor Lauth.

(Fortsetzung.)

Trotz dieser Unbestimmtheit lässt sich doch eine gewisse Gliederung des prähistorischen Zeitraumes, soweit er den Menschen umfasst, versuchen und zwar ist dieses schon bisher in der Weise geschehen, dass ausser der diluvialen und alluvialen Periode das Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter unterschieden wurde.

Es hat sich selbst bei den Steinwerkzeugen und Waffen — Silex, Nephrit etc. — die Annahme uralten Handelsverkehrs aufgedrängt, da das betreffende Material in der Mehrzahl der Fälle nicht aus unmittelbarer Nähe, sondern oft aus beträchtlicher Entfernung bezogen wurde. Oder soll man solche Fälle letzterer Art aus blossen Wanderungen und Veränderungen des Wohnsitzes erklären? Dazu kommt, dass in manchen Gegenden, z. B. Aegypten, wie Lepsius dargethan hat, der Silex durch natürliche Einflüsse so zersplitterte, dass manche Stücke dieser Gattung von absichtlich durch Schlagen erzeugten Manufacten nicht zu unterscheiden sind. Man wird also annehmen müssen, dass die Natur auch hierin die Lehrmeisterin des Menschen gewesen ist und dass solche Punkte, wo die Natur dermaassen vorgearbeitet hatte, als die Urstätten der Steinfabrikate anzusehen sind. Durch Herstellung von Facetten mit Hinzufügung der Politur entstanden Werkzeuge und Waffen feineren Gepräges, die man als zweite Stufe nach jener ersten der Natur nachgeahmten roheren Behandlung mit Recht betrachtet. Dass übrigens Steinwerkzeuge selbst mit einem hohen Grade der Cultur vereinbar sind, zeigt das Beispiel Aegyptens, wo sie früher zu allen Zeiten, selbst den historischen und noch heutzutage, neben dem Gebrauche metallener Utensilien getroffen werden*). Ich erinnere nur an das Messer aus äthiopischem Steine, womit der Leichnam zum Behufe der Mumificirung geöffnet wurde. Dass übrigens auch hier die Kenntniss des Steinwerkzeugs dem Metallgebrauche zeitlich voranging, liegt in der Natur der Sache. Etwas anders liegt die Frage über das Messer der Beschneidung. Aus einem Verse des Exodus (IV, 19 bis 26), wonach Zipporah, des Moses Gemahlin, die Beschneidung an ihrem Sohne mittelst eines zôr — Messers vorgenommen haben soll, schloss man, gegen die rabbinische Tradition und die heutige Uebung, dass die Entfernung der Vorhaut durch ein Messer von Stein (zôr) bewerkstelligt worden sei. Allein zor bedeutet als Adjectiv überhaupt „kantig, schneidig", und ausserdem hätte der Text, wenn es sich um ein Instrument aus Stein gehandelt hätte, des Ausdruckes aben lapis sich bedient.

Dagegen hat es seine Richtigkeit, dass die Priester der Cybele, in Nachahmung der Selbstverstümmelung des Atys, sich mittels scharfer Steine oder Topfscherben zu entmannen pflegten. Nur bleibt es unentschieden, ob dies aus Pietät für das heilig erachtete Material des Werkzeuges oder zur Erhöhung der Selbstmarter geschehen sei.

Im Allgemeinen wird heutzutage die Beschneidung sowohl als die Castrirung, selbst in Abessinien und bei den arabischen Beduinen der Wüste, durch ein Metallmesser vollzogen. Wenn Ausnahmsfälle vorkommen, dass man scharfe Steine dazu verwendet, so geschieht dies eben in Ermangelung des vollkommeneren Werkzeuges. Aehnlich verhält es sich mit der biblischen Vorschrift, die Altäre und Aehnliches aus unbehauenen Steinen zu erbauen. Es sollte nur die Herstellung eines sculptile oder Bildes überhaupt verboten werden, gleichviel, ob die Politur durch Stein- oder Metallwerkzeuge hergestellt wurde. Die polirte Spiegelfläche hätte ein Bild reflectirt. Aber ein Ueberzug mit Kalk war gestattet, da ja das ganze Deuteronomium von Josue auf unbehauene Steinblöcke geschrieben wurde.

Nicht anders wird die Schwierigkeit zu lösen sein, welche in der Stelle des Livius I, 24 liegt. Der Fetialpriester schlug ein Schwein mit einem Silex-Felsenstücke „saxo silice". Es ist hier nicht von einem Messer die Rede, sondern von einem Steinhammer, wodurch das Thier auf den Kopf geschlagen wurde, vermuthlich, um das vorzeitige Abfliessen des Blutes zu verhüten**) Thatsache

---

*) Chabas: Études sur l'antiquité historique, pag. 329 sqq.

**) Die Wiener Weltausstellung sah unter andern auch das ganz ähnliche System der Amerikaner bei Tödtung der Schweine.

ist, dass bei den Römern Bronze das bevorzugte Metall zu Opferhandlungen war.

Damit soll nicht geleugnet werden, dass der Sprung vom Steinwerkzeuge zum Metallgebrauch ein grosser und folgenreicher Fortschritt war. Vergegenwärtigt man sich einen Augenblick die Schwierigkeit, aus dem oft für das Auge kaum wahrnehmbaren Metallerze Klumpen, Barren, Formen mittels des Gusses herzustellen — die Verarbeitung selbst mittels Hämmerns bietet nur untergeordnete Schwierigkeiten —, so muss man die Erfindsamkeit der Menschen des Bronze- und noch mehr des Eisenzeitalters unwillkürlich bewundern. Wenn auf die Nachricht über die zufällige Entdeckung des Glasflusses durch die Phöniker etwas zu geben ist, so kann man sich auch die erste Idee des Erzschmelzens als durch zufälliges Feuerergebniss veranlasst vorstellen. Wenigstens kommt das Metall überhaupt meist nicht so massenhaft in gediegenem Zustande vor, dass man von jener Hypothese Abstand nehmen musste.

Metallerze finden sich nicht überall, wenigstens nicht an dem zunächst zugänglichen Theile der Erdoberfläche. Es kann daher die Annahme langsamer Selbstentwicklung vom steinernen zum metallenen Werkzeuge nicht als allgemein gültig hingestellt, sondern es muss dem uralten Verkehre der Völker, ihren Handelswegen und dem gegenseitigen Austausche ein weiter Spielraum gelassen werden.

Es sind verhältnissmässig nur wenige Mittelpunkte, von denen aus die Verbreitung neuer Erfindungen strahlenartig erfolgte. So wie unsere gesammte alphabetische Schrift aus den Hieroglyphen Aegyptens abgeleitet erscheint — China und Mesopotamien entwickelten selbstständige Bilderschriftsysteme, von denen nur die persische Keilschrift den Schritt zum eigentlichen Buchstabensystem vollzog; — ebenso mag es sich auch mit der Entdeckung der Bronze und des Eisens verhalten, deren Urheimath in Asien zu suchen sein dürfte.

Die Züchtung von Hausthieren zeigt sich auf gleicher Zeitstufe mit der Anpflanzung der Cerealien oder „mehlreichen Grasarten". Offenbar genügt die Steinhaue zur Aufgrabung und Lockerung des Bodens, sowie der Reibstein, das jetzt noch im Orient gebräuchliche Vorbild unseres Mühlsteins, zum Zerquetschen der Fruchtkörner hinreicht *). Allein dessungeachtet zeigt der altägyptische Pflug schon zur Pyramidenzeit eine metallene Pflugschaar und dass die glattgearbeiteten Pyramidenblöcke — oft aus Granit bestehend — metallene, wenn nicht stählerne Instrumente erforderten, wird Jedermann unbedenklich zugeben. — Wie schnell sich übrigens eine Getreideart von einem Centrum aus verbreitet — auch ohne die Mitwirkung landwirthschaftlicher Vereine und Preise — lehrt die Geschichte seit Entdeckung der neuen Welt mit unzweideutiger Beweiskraft. Wenn wir auch für die urgeschichtlichen Zeiten eine langsamere Bewegung voraussetzen müssen, so wissen wir doch — und im Nothfalle könnten es uns die Schädelstätten der Menschheit lehren, — dass es auch damals an Handelsverkehr, Kriegen, Wanderungen und Zügen ganzer Volksstämme keineswegs gefehlt hat.

Die Knochen so mancher Thiere, die man mit Spuren der menschlichen Thätigkeit an so vielen Punkten zusammen getroffen hat, weisen nicht nur auf das Mark als Nahrung hin, sondern zeigen durch unverkennbare Merkmale der Verarbeitung, dass man sie als Material für allerhand Werkzeuge benutzte. Um von den sogenannten vorsintfluthlichen Geschöpfen zu schweigen, die zum Theile der Geologie ausschliesslich angehören, will ich nur drei Species erwähnen, über deren Vorkommen mir historisch-chronologische Anhaltspunkte gegeben sind. In einem von Dr. Ebers 1873 zu Theben entdeckten Grabertexte wird von einem Augenzeugen erzählt, dass der König Thutmosis III. (17. Jahrhundert v. Chr.) während seines Feldzuges in Asien auf dem Boden von Nenii (Ninive) nicht weniger als 120 Elephanten erjagte. Der Inhaber des Grabes, Amenemheb, tödtete eigenhändig ein Prachtexemplar eines solchen Thieres, nachdem er dessen Vorderfuss durchhauen hatte. Es fragt sich also, ob nicht die Massen Elfenbeines, welche die ägyptischen Inschriften so häufig unter den asiatischen Tributen anführen, aus Assyrien bezogen wurden. Heutzutage existirt in jener Gegend kein Elephant mehr. Ja die Classiker erwähnen sogar keine in dortiger Landschaft und wenn die Deutung des schwarzen Obelisken mit Keilschrift und Darstellung eines indischen Elephanten richtig ist, so war der Elephant schon frühzeitig (im 9. Saec. v. Chr.) in Assyrien ausgestorben oder anderswohin ausgewandert.

Ein zweites Beispiel bildet das Zurückweichen des Krokodils in Aegypten. Wir wissen aus einer Darstellung zu Karnak, dass zur Zeit Sethosis I. (15. Saec. v. Chr.) der noch heute danach benannte Timsahsee im Osten des Delta, der schon damals durch einen Süsswasserkanal mit dem Nile zusammenhing, von Krokodilen wimmelte. Der Papyrus von Bulaq *) zeigt den Moerissee von Krokodilen reichlich bevölkert und die Hauptstadt der ganzen Landschaft das Fayûm hiess Krokodilopolis. Noch zu Prokesch's und Champollion's Zeiten (vor nicht einem halben Jahrhundert) konnte man auf

*) Sogar jetzt noch dienen auf dem flachen Lande in Aegypten die Steine allgemein als Gewichte.

*) Vergl. unseren Vortrag über den Moerissee, Allg. Zeitung.

den Nilsandbänken Mittelägyptens ganze Rudel Krokodile sich sonnen sehen. Auf meiner 1873 ausgeführten Nilreise gelang es mir bis zu den Katarakten hinauf trotz eifrigen Ausspähens während der ganzen Fahrt nirgends auch nur ein einziges Exemplar zu entdecken. So sehr hat sie der zunehmende Verkehr mittelst der Dampfschiffe und die jagdmachende Touristenwelt nach Nubien zurückgescheucht, dass man sie in Aegypten nur als Rarität und Handelsartikel zu sehen bekommt.

(Schluss folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ein durchbohrter Steinmeissel.

Mit Bezug auf die im Correspondenzblatte, Februar 1874, S. 13 seitens des Herrn Carl Rau über ein in Deutschland gefundenes Steinwerkzeug gegebene Notiz, wonach Steinkeile der dort abgebildeten Art mit Durchbohrung am stumpfen Ende zutreffend als nicht sehr häufig vorkommend bezeichnet werden, bemerke ich, dass ich im Juni d. J. ein ähnliches Instrument unter auffallenden Umständen in Irland gefunden habe.

In dem Dorfe Clondalkin, 1½ deutsche Meilen westlich von Dublin, welches ich besuchte, um den dortigen trefflich erhaltenen, angeblich phönicischen Rundthurm (nach meiner Auffassung ein Bauwerk aus der Anfangsperiode des Christenthums in Irland) zu besichtigen, führten Maurer eine Gartenmauer auf, wobei sie sich wie üblich eines Richtloths bedienten. An der Schnur des letztern hing als Gewicht zu meinem Erstaunen ein durchbohrter Steincelt fast genau von der Form und Grösse des Seite 13 gezeichneten. Er schien aus dichtem hartem Grünstein zu sein und war wohlerhalten. Bei dem überaus abergläubischen Sinn des Irländers, welcher noch fest an die Kraft der gefundenen oder vererbten „Glückssteine“ glaubt, ist es nicht unmöglich, dass die Maurer sich dieses Steins nicht blos aus Bequemlichkeit, sondern wegen der ihm innewohnenden Zaubermächtigkeit bedienten.

Berlin, September 1874.

Ernst Friedel.

Grab- und Malhügel der Bronzezeit auf Sylt *).

Zu Anfang des Bronzealters pflegte man die Todten in sargförmigen Steinkisten beizusetzen, welche, aus mittelgrossen Steinblöcken oder abgesprengten Steinplatten erbaut, ca. 2 bis $2^1/_2$ Meter lang und am westlichen Kopfende etwas breiter sind als am östlichen Fussende. Innerhalb der Kiste ist der Urboden mit aufgeschüttetem Sande bedeckt, dann mit Geröllsteinen und Fliesen gepflastert; einzeln hat man den Todten überdies noch auf hölzerne Bohlen gebettet. Die Leichen wurden mit Rinde, Bast und Bastgeflecht (Wollenzeug war kostbarer) zugedeckt, oder statt dessen mit Sand überschüttet. Als Grabgeschenke gab man Aexte, Dolche und Messer von Flintstein, bronzene Schwerter und Dolche mit hölzernen Scheiden, bronzene Meissel und Messer, Schmuck-



Messer aus dem Hündshoog.

sachen von Bronze, Gold und Knochen, auch wohl einmal ein Thongefäss und ein topf- oder pfannenförmiges Naturgebilde von Limonit (Hexenschüssel), wie man solche auf der Haide findet. Dann verschloss man die Steinkiste mit grossen Decksteinen, bedeckte sie mit einem Steinhaufen **) und wölbte darüber den gewaltigen 3 bis 6 Meter hohen Erdhügel. — Es deutet vielleicht auf einen älteren strengeren Brauch, wenn in der Steinkiste nur Flintsteingeräth oder zerschlagene Flintsteinknollen, offenbar Rohmaterial! beiliegen, während die Leidtragenden ihre Bronzegaben zwischen den Steinhaufen über der Kiste geschoben haben.

In sämmtlichen bisher untersuchten Gräbern dieser Art scheinen die Grabgeschenke auf männliche Leichen hinzudeuten. Es müssen hochstäm-

*) „Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt. 1870, 1871 und 1872. Von H. Handelmann.“ Kiel 1873. — Von den Protokollen über die Ausgrabungen des Jahres 1873 sind bisher nur Nr. 35 und 36 gedruckt im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Jahrgang 1874, Nr. 1.

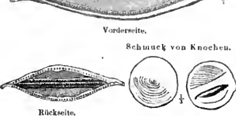
**) Die Nordfriesen erzählen: Zur Zeit, als das Land noch voll von Wölfen war, hätten reiche Leute sich in Sarkophagen aus (rheinischem) Sandstein beisetzen lassen, und der Sarg sei nicht begraben, sondern auf die Erde gestellt worden, und man habe einen Steinhügel darüber aufgeführt. (Solche Sarkophage, Noosten, dienen gegenwärtig als Tränktröge; vgl. Jahrbücher für die Landeskunde von Schleswig-Holstein und Lauenburg Bd. X, S. 371.)

mige Gestalten gewesen sein; die Messung einer völlig ungestörten Verwesungsspur ergab 182 Centimeter. Von den Skeleten selbst waren nur geringfügige Reste übrig, wie auch die Bronzen ganz ausserordentlich vom Roste gelitten hatten.

Im grossen Brönshoog war die sargförmige Steinkiste angedeutet, aber nur das abgetheilte Kopfende war wirklich benutzt zur Bestattung eines abgetrennten Kopfes. Am wahrscheinlichsten erscheint die Vermuthung, dass ein Häuptling auf der Heerfahrt in der Fremde umkam. Die Gefolgsgenossen bestatteten dort den Leichnam; aber das abgetrennte Haupt nahmen sie mit sich, um es in der Heimath zu begraben. Bis wie spät solche Sitte sich erhielt, zeigt eine Erzählung in der Lebensbeschreibung des Bischofs **Arnulf** von Metz (Acta Sanctorum, Monat Juli, Bd. IV, S. 436 *).

Der grosse Brönshoog umschloss ausser dem Schädelgrabe noch zwei Steinhaufen, welche keine Grabstätte und überhaupt keinen absichtlich angelegten Hohlraum enthielten. Aehnliche Steinhaufen von verschiedenen Formen und Dimensionen, meistens rund, sind noch in mehreren Hügeln auf Sylt (und auch in anderen Ländern) beobachtet.

Schmuck von Goldblech, in Gestalt einer Fibula. Aus dem tl. Tilderinghoog.



Vorderseite.

Schmuck von Knochen.

Rückseite.

Aus demselben Hügel.

Diese einfachen Steindenkmäler haben wahrscheinlich als **Kenotaphien** für auswärts Verstorbene gedient, und man bezeichnet die betreffenden Hügel, im Gegensatz zu den Grabhügeln, als Gedächtniss- oder **Malhügel**. Wo Beigaben vorhanden waren, zeigten sie eine völlige Uebereinstimmung mit den obgedachten Grabgeschenken der sargförmigen Steinkisten. Es unterliegt danach keinem Zweifel, dass die Kenotaphien gleichfalls aus der älteren Bronzeperiode herstammen.

Als der alte Brauch der Bestattung durch die neue Sitte des Leichenbrandes verdrängt war, blieben die sargförmigen Steinkisten vorerst noch üblich. Hier hat man gleichfalls bronzene Waffen und Schmucksachen beigegeben, aber insbesondere die Schwerter sind schon von einem anderen Typus, und anstatt der schön gearbeiteten Flintstein-Aexte und -Dolche kommen nur noch die einfachen löffelförmigen Schabmesser von Flintstein vor.

Schwert aus dem kleinen Brönshoog.



a b c

a die Klinge, *b* die hintere (nach dem Leibe zu getragene) und *c* die vordere Seite der hölzernen, mit Leder überzogenen und gefütterten Scheide.

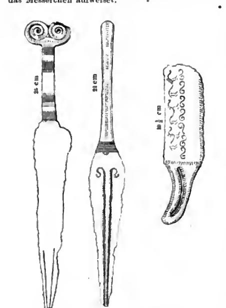
Die verbrannten Gebeine liegen entweder frei, oder innerhalb der Sandanffüllung der Steinkiste. In der Regel hat hier, ebenso wie die begrabenen Leichen, jedes Individuum sein Grab für sich. Ausnahmsweise ergab die Untersuchung der dem kleinen Brönshoog entnommenen Knochenreste, dass in diesem Falle zugleich mindestens drei menschliche Leichen (eine ältere und zwei jüngere) und ein hirschartiges Thier auf demselben Scheiterhaufen verbrannt und in derselben Steinkiste bestattet sind.

Da die verbrannten Gebeine verhältnissmässig wenig Platz erforderten, so hat man wahrscheinlich bald sich an kleineren (viereckigen) **Steinkisten** genügen lassen, die in den verschiedensten Dimensionen vorliegen. Ausgezeichnet durch sorgfältigen Bau war die Steinkiste des $2^1/_2$ Meter hohen Esling-

---

*) Auch die römischen Zwölftafelgesetze erlaubten ein Glied des im Auslande Gestorbenen heimzuführen und anstatt des Leichnams zu begraben. So wurde das Haupt des **Varus** durch **Marobod's** Vermittlung nach Rom geführt und in dem Familiengrabe beigesetzt (gentilitii tumuli sepultura honoratum; Vellejus Paterculus Buch II, Cap. 119).

hoog, wo in der Sandanfüllung neben den Knochenresten drei schöne Bronzen der späteren Periode gefunden wurden. Namentlich möchte ich aufmerksam machen auf die meines Erachtens ganz unzweifelhafte Darstellung von drei Pferden, die das Messerchen aufweiset.



Backofenförmige Steinbauten mit rundlichen oder länglichen Steinkisten sind sowohl in Hügeln wie in einem Riesenbett beobachtet. Aber nur eine enthielt neben verbrannten Gebeinen Bronzeschmuck und ein löffelförmiges Flintstein-Schabmesser, während die anderen schon früher ausgeleert waren.

Am Ende war es nur ein weiterer Fortschritt, wenn man die verbrannten Gebeine zunächst in einer Urne sammelte und diese dann in einer ganz kleinen Steinsetzung barg oder einfach am Abhange eines Hügels eingrub.

Kiel, 25. Juli 1874.

H. Handelmann.

Ein Römerschädel(?) in Holstein.*)

Die in Mecklenburg und auf Seeland aufgedeckten Gräber der älteren Eisenzeit mit unverbrannten Gebeinen und reichen Grabgeschenken von zum Theil römischer Arbeit drängten zu der Frage: Gingen die Menschen, welche in diesen Gräbern ihre Todten begruben und die sich durch eine von dem herrschenden Landesbrauch verschiedene Begräbnissart als fremden Stammes ankündigten, von Mecklenburg direct über die See nach den dänischen Inseln hinüber, ohne das schleswig-holsteinische Land zu berühren, oder hat man in Holstein bis jetzt versäumt, auf ihre Spuren Acht zu geben? — Mancherlei Erscheinungen stützten die letztgenannte Annahme, und es ward von Unterzeichneter mehrfach versucht, die Aufmerksamkeit der Landleute auf diese Flachgräber der frühen Eisenzeit hinzulenken. Nun scheint die Vermuthung Bestätigung gefunden zu haben. Können wir auch bis weiter keine kostbaren Geräthe aus edlem Metall, keine Glaswaaren, keinerlei Schmuck vorlegen, so scheinen doch die Reste eines bei Siggeneben im östlichen Holstein gefundenen Skeletes von fremder Herkunft, ja von Verwandtschaft mit den Schädeln von Börjoso und Häven in Mecklenburg, von Varpelev auf Seeland u. s. w. zu zeugen.

Kenntniss dieses Fundes verdanken wir dem Lehrer zu Siggenehen, Herrn **Schmöleke**. Derselbe berichtete nämlich, dass circa $^3/_4$ Stunden vom Gestade der Ostsee, 1000 Schritt nördlich vom Gruber-See und 500 Schritt nordöstlich von dem Dorfe Siggenehen, im December v. J. beim Grandfahren auf einer Fläche von 2 bis 3 Quadratruthen und circa $1^1/_2$ bis 2 Fuss unter der Ackerkrume sieben menschliche Skelete gefunden seien, die Schädel sämmtlich gegen Nordost gerichtet, die Arme am Körper niederhängend. Die sechs zuerst gefundenen Leichen waren so mürbe, dass die Knochen bei der leisesten Berührung zerfielen. Durch Herrn **Schmölcke**, welcher in den Besitz eines Schädels zu gelangen wünschte, zur äussersten Vorsicht ermahnt, gelang es dann den Arbeitern, ein $1^1/_2$ Fuss tiefer gebettetes Skelet, wenn nicht unversehrt, doch theilweise zu heben. Von dem Schädel war leider die Gesichtspartie mit dem Spaten abgestossen. An Grabgeschenken fand sich,

*) Anmerkung der Redaction. Das Fragezeichen hinter dem Worte „Römerschädel" der Ueberschrift scheint uns sehr am Platze und wir würden es für noch passender gehalten haben, wenn das Wort „Römer" ganz weggeblieben wäre. Dass der sogenannte Hohbergschädel vollkommen mit den wohl unzweifelhaft germanischen Schädeln der Reihengräber übereinstimmt, ist bekannt. Unbekannt ist uns aber bis jetzt das, was man mit Recht römische Schädelform nennen könnte.

trotz umsichtigsten Nachsuchens, nur ein kleines 10 cm langes eisernes Messerchen, das der Form nach dem älteren Eisenalter angehört. Ueber den Schädel spricht Herr Dr. Ad. Pansch, welcher denselben zu untersuchen die Güte gehabt, sich folgendermaassen aus:

„Der vorliegende Schädel von Siggeneben ist in dem allein noch vorhandenen Hirntheile sehr gut erhalten. Derselbe zeichnet sich aus durch besondere Grösse und namentlich durch eine bedeutende Länge. Er ist unter jeder Bedingung zu den stärksten Langköpfen zu rechnen. Der Breitenindex ist 68·9 (nach Welcker 69·3), d. h. also derselbe, wie bei Kaffern, Negern und Hottentotten. Die Höhe ist genau dieselbe wie die Breite."

„In der Scheitelansicht ist der Schädel lang eiförmig mit etwas prominirenden Parietalhöckern und abgesetztem, zugespitzten Hinterhaupte."

„Das Profil (Jochbogenlinie als Horizontale) zeigt eine von oben etwas abgeplattete Kreislinie, mit etwas zurückliegender Stirn und abgesetztem Hinterhaupte."

„In der Ansicht von hinten wölbt sich der Hinterkopf tief hinab unter die Gelenkfortsätze. Die fast planen und senkrechten Scheitelflächen gehen in den Scheitelhöckern über in den abgerundet dachförmigen Scheitel."

„Ferner wäre zu bemerken, dass die Stirnhöcker mässig vorragen und die Augenbrauenbogen recht stark sind. Ebenso sind alle Muskelvorsprünge und Fortsätze stark ausgebildet."

„Von den Nähten ist die Pfeilnaht fast vollständig, die Kranznaht an beiden Seiten im unteren Theile, und an der linken Seite auch der obere Rand des Keilbeines verwachsen."

„Am Stirnbeine vorn zeigen sich Verletzungen ältern Datums."

„Der Schädel dürfte einem nicht mehr jungen Manne angehört haben. Derselbe scheint, so viel sich überhaupt aus einem Schädel schliessen lässt, von dem gegenwärtigen hiesigen Typus durchaus verschieden. Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass er in mancher Beziehung mit gewissen anderen alten Gräberschädeln Uebereinstimmung zeigt, z. B. mit denjenigen von Häven in Mecklenburg und von Varpelev auf Seeland. (Vgl. Lisch: Römergräber S. 19 bis 20, und Virchow: Altnordische Schädel, im Archiv für Anthropologie, Band IV, S. 73 ff.)"

„Auch mit den Schädeln des Hohbergtypus (His und Rütimeyer: Crania helvetica) lässt ein Vergleich, wie aus nachstehender Uebersicht zu ersehen, entschieden viele Uebereinstimmung erkennen."

	Börzow	Häven		Varpelev	Hohberg	Siggeneben
		I.	II.			
Horizontalumfang .	490	—	—	—	—	559
Derselbe n. Welcker	—	—	—	—	—	549
Grösste Länge . . .	174	196	196	—	193	206
Grösste Breite . . .	130	145	145	—	136	142
Grösste Höhe . . .	133	140 (?)	140 (?)	—	141	142
Länge der Schädelbasis	93	—	—	—	104	114
Länge zur Breite .	74,71	73,96	73,98	71,8	70,7	68,9
Länge zur Höhe .	76,44	71,43	71,43	72,4	73,3	68,9
Scheitelhöckerdistanz	127	—	—	—	—	129

Die Beschaffenheit des Siggenebener Schädels fordert sonach unsere volle Aufmerksamkeit, zumal da auf demselben Felde früher schon zwei Skelete gefunden sein sollen, und ist deshalb Herr Schmölcke dringlichst gebeten, die für diesen Herbst dort in Aussicht genommenen beträchtlichen Erdarbeiten sorgfältig zu überwachen. Der Schädel nebst einigen anderen Knochen und dem eisernen Messerchen sind dem schleswig-holsteinischen Museum vaterländischer Alterthümer überliefert.

J. M.

Höhlenfunde im Schweizer Jura.

Bern. Ueber Höhlenfunde im Laufenthal wird dem „Bund" berichtet: „Die Arbeiten der Jurabahn bei der Liesberg-Mühle haben eine der interessantesten Wohnstätten der Urbewohner unseres Landes aufgedeckt. Rennthier- und andere Knochenreste sammt zahlreichen Waffen und Instrumenten aus Feuerstein sind gesammelt und zum Theil von Gelehrten beschrieben und bestimmt werden. Vieles ist verloren gegangen und mancher Bauer schlägt Feuer für seine Pfeife an einem ächten, werthvollen Silexmesser oder Hammer! Aber auch irrige Nachrichten sind über diese Funde in Umlauf gesetzt werden und Sie wissen es mir vielleicht Dank, wenn ich Ihnen nun in einigen Zeilen genauen, obwohl kurzen Bericht abstatte.

„Seit letztem Dienstag arbeitete ich an Ort und Stelle und habe die verdeckte Culturschicht der Liesberger Höhle nach aussen verfolgend, die höchst interessanten Ausgrabungen fortgesetzt, die mir denn auch etwa 60 bearbeitete Silex von sehr verschiedenen Formen und Farben, sowie eine Anzahl von Knochen lieferten, deren genauere Beschreibung jedoch auf eine besondere Arbeit verspart werden muss. Die Formen der Artefacte aus Silex sind so vielfältig und eigenthümlich und ihre Anzahl so gross, die gänzliche Abwesenheit

von Kochgefässen so erwiesen, und die thierischen Ueberreste sind so gering im Verhältniss, dass ich nicht anstehe, diese nunmehr auf immer berühmte Höhle als eine Werkstätte der Birsthalcolonie zu erklären. Ein Steinkünstler oder eine Steinkünstlerfamilie muss da etablirt gewesen sein, denn die Höhle ist klein und eine einzige Familie hat nie eine so grosse Anzahl gleicher Werkzeuge und Instrumente brauchen können. Aber wo lebten denn die Anderen? Das werden weitere Untersuchungen vielleicht darthun, und wir werden nicht ermangeln, Ihnen das Ergebniss weiterer Höhlenfahrten mitzutheilen. Die von uns bereits angefangenen Nachgrabungen in den benachbarten Höhlen sind erfolglos geblieben und wir wenden uns an weiter entfernte."

(Schweizer Grenzpost, 27. August 1874.)

Ein in Holstein gefundenes merkwürdiges Bronzeartefact.

Von Herrn Behncke in Kiel wurde dem dortigen Museum vaterländischer Alterthümer ein in seinem Besitze befindliches Bronzegeräth vorgelegt, von welchem die nebenstehende Figur eine auf $^1/_5$ reducirte Contourzeichnung giebt. Es wurde 1849 bei Mönkhagen (an der Landstrasse zwischen Lübeck und Segeberg) beim Pflügen gefunden und dürften die an der einen Seite sichtlichen parallel laufenden Schrammen von dem Pflugeisen herrühren. Das Geräth ist 4·1 Pfund schwer, von schönem Guss und zeigt, namentlich an der einen Seite, eine schön blaugrüne Patina. Die geschrammte Seite ist von dunklerer Farbe. Der Stiel ist, wie auf der Zeichnung angedeutet, durch zwei durchgehende Nieten befestigt gewesen; die Grösse der Nietköpfe lässt sich durch eine dunklere Färbung der Bronze deutlich erkennen. Die Tiefe des Stielloches beträgt 28 cm. Der links ausstehende (abgebrochene) Zahn gleicht, auch in dem hohen Rücken, den bekannten Sicheln der Bronzezeit. Bei *a* ist die Dicke des Blattes ungefähr 1 cm, nach dem Rande läuft es in die Schärfe eines Messerrückens aus. Gehört dies Geräth in die Kategorie der Würdezeichen oder sogenannten Commandostäbe? Jedenfalls bildet es zugleich eine furchtbare Waffe, welche wohl mit einem Schlage einen Schädel zersplittern konnte. Ein zweites diesem ähnliches Exemplar ist uns bis jetzt nicht bekannt. Das Ergebniss der chemischen Analyse werden wir demnächst mittheilen.

a

$\frac{1}{5}$

J. M.

Neuwahl der Vorstandsmitglieder für 1874/75.

Da auch in diesem Jahre ein ausführlicher Bericht über die am 14., 15. und 16. September in Dresden abgehaltene Generalversammlung an die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft vertheilt werden wird, so verweisen wir vorläufig auf die in verschiedenen Zeitungen (Dresdner Journal, Dresdner Anzeiger, Frankfurter Zeitung, Allg. Augsb. Zeitung etc.) gegebenen Berichte und beschränken uns heute nur auf die Mittheilung des Resultats der auf der Versammlung sattgefundenen Neuwahl der Vorstandsmitglieder.

Vorsitzender:

Prof. Virchow, in Berlin.

Erster Stellvertreter:

Dr. v. Frantzius, in Heidelberg.

Zweiter Stellvertreter:

Prof. O. Fraas, in Stuttgart.

Generalsecretair:

Prof. J. Kollmann, in München.

Cassenführer:

Buchhändler Carl Groos, in Heidelberg.

Zum Versammlungsort für das Jahr 1875 wurde München gewählt.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 11. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **November 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 10. Januar 1874.

Der Vorsitzende, Herr Virchow, theilt ein Schreiben des Herrn Cultusministers mit über die in Aussicht genommene Gründung eines selbstständigen anthropologischen und ethnologischen Museums in Berlin; sowie ein anderes Schreiben des Herrn Handelsminister enthaltend einige Mittheilungen über ein bei der Anlage einer neuen Eisenbahn bei Saarn (Mühlheim a. d. Ruhr) entdeckten Gräberfeldes; die Fundgegenstände sind dem Verein der Alterthumsfreunde zu Bonn übergehen. — Herr Beyrich verliest einen Bericht des Dr. Bornemann in Eisenach über prähistorische Wohnplätze bei Stregda. Nach Wegräumung der Humusschicht fanden sich auf dem darunter liegenden gelben Lehmlager kreisrunde Flächen von schwarzgrauer Farbe bis zu 5 Meter Durchmesser; sie bestanden aus Culturerde, welche künstliche, in den Lehm eingesenkte, flache Vertiefungen ausfüllten, in derselben fanden sich ein Steinbeil, Geräthe aus gebranntem Thon, Kohlen und Knochenreste. — Herr Missionair Endemann hielt einen Vortrag über die Sotho (abgedruckt im 6. Jahrgang [1874], Heft 1 der Zeitschrift für Ethnologie). — Herr Schilling aus Hamburg legt eine von ihm veranstaltete höchst reichhaltige Sammlung photographischer Darstellungen von Steinwaffen und Steingeräthen sowie von Lanzen aus Holstein-Schleswig, Rügen, Vorpommern u. s. w. vor. — Herr Corvetten-Capitain Stenzel übersendet als Geschenk des deutschen Consuls Schmidt zu Santos (Brasilien) einen Schädel und ein Steinbeil aus einem Muschelberge der Insel San Amaro. Der Vorsitzende bemerkt, dass dieser Fund eine sehr wichtige Ergänzung zu einem früheren von Desterro, der durch Herrn Kreplin gemacht wurde, bildet. Sehr auffallend ist die grosse Aehnlichkeit der an den zwei verhältnissmässig nicht so nahe bei einander gelegenen Orten aufgefundenen Gegenstände. Auch hier ist das Steinbeil vortrefflich polirt und von colossaler Grösse, und der weit besser erhaltene Schädel erweist sich ebenfalls als ein entschieden brachycephaler (Breitenindex 82). Da nun auch die heutige Bevölkerung jener Gegend vorherrschend brachycephal ist, so ist man wohl zu der Annahme berechtigt, dass die Muschelberge Brasiliens von Stämmen herrühren, welche mit den noch jetzt lebenden nahe verwandt waren. — Herr Bastian sprach unter Vorzeigung zahlreicher von ihm mitgebrachter ethnologischer Gegenstände über die Bewohner der Loangoküste. — Herr M. Rees hat ein Schreiben an die Gesellschaft gerichtet, in welchem er mittheilt, dass er sich seit einiger Zeit mit der Untersuchung der Pflanzenreste aus vorhistorischer Zeit beschäftigt habe, er ersucht die Gesellschaft um Zusendung von dem ihr zur Verfügung stehenden Material und wünscht, dass auch in weiteren Kreisen dahin gewirkt werde, dass ihm derartiges Material zur Untersuchung zugesandt werde.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 14. Febr. 1874.

Nachdem vom Vorsitzenden als Geschenke einige ethnologische Gegenstände aus Grönland und Patagonien, sowie Photographien von Ainos und Gegenständen aus dem Posener Nationalmuseum vorgelegt und besprochen worden waren, spricht

Herr Bastian über das von Herrn Schliemann veröffentlichte Werk: Ueber die Ausgrabungen in der Trojade; er weist nach, dass ein grosser Theil der in dem genannten Werke abgebildeten Gegenstände genau mit denjenigen übereinstimmen, die in nordischen Museen in grosser Menge angetroffen werden und als celtisch-germanische bekannt sind. Herr Bastian schliesst daraus, dass die Ausgrabungen zum vorwiegenden Theil auf einer Ansiedelung der Galater gemacht seien, die unter Leonorins und Lutarins nach ihrer Ueberfahrt auf macedonischen Schiffen für längere Zeit (40 Jahre hindurch), in dem damals unbefestigten Ilium, wie Hegesianax (bei Strabo) erzählt, verweilten, als sie während des Krieges mit Zyboetes, Bruder des bithynischen Königs Nicomedes, dorthingeführt waren. Die runden Terracotten, welche Schliemann für Idole zu halten geneigt ist und die in grosser Menge abgebildet sind, erklärt Herr Bastian für Wirtel- oder Spindelsteine, sogar die auf denselben vorhandene Ornamentirung und Strichelfiguren sind mit denen aus dem nordischen Alterthum identisch. Die „mit einem Eulengesichte" versehenen Thongefässe schliessen sich zunächst an die bekannten Gesichtsurnen und zwar besonders an die nordische Form derselben an. Auch in dem sogenannten „Schatz des Priamus" stösst man auf verschiedene Stücke, zu denen sich die entsprechenden Pendants in der nordischen Sammlung Berlins finden. Herr Bastian bemerkt übrigens, dass der Gesammtwerth des Buches und das Verdienst der mit bedeutenden Kosten zur Förderung der Forschungen angestellten Ausgrabungen dadurch nicht geschmälert werden, dass die Verarbeitung des Materials auf eine andere Fachwissenschaft übertragen würde, als für die sie ursprünglich bestimmt sein sollte. — Herr Hirschfeld legt darauf eine Sammlung von Thonschalen und Zeichnungen von Vasen vor, welche aus altgriechischen Gräbern von Attika stammen.

Herr Stud. Gehrich macht unter Vorlegung der Fundgegenstände eine Schilderung des Schlossberges und Schlosswalles bei Medewitz (Pommern). Herr Virchow bemerkt dass das Thongeräth aus dem Schlossberge einerseits mit den Funden der westlich von da gelegenen pommerschen Orte (Garz, Cammin, Wollin), andererseits mit den südöstlich ziemlich nahen Pfahlbauten von Daber übereinstimmen, also demselben Volke angehören müssen. Sonderbarerweise findet sich übrigens auf der Tafel 26 des Herrn Schliemann ein Urnenornament (Wellenlinie), welches dem nordischen Burgwalltypus sehr nahe kommt. — Herr Hartmann setzt eine Anzahl sehr schöner, durch Herrn Dr. v. Ihering zur Ansicht eingesandter Photographien aus Konstantinopel und Grossrussland in Umlauf; ferner erläutert er eine von ihm veranstaltete Ausstellung der von dem Maler Robert Kretschmer hinterlassenen vorzüglichen Aquarellbilder abyssinischer Eingeborener; dieselben stehen wie der gesammte künstlerische Nachlass Kretzschmer's zum Verkauf und der Vortragende spricht die Hoffnung aus, dass die reichhaltige und werthvolle Sammlung einem vaterländischen Institut erhalten bleiben möge. — Herr Virchow spricht unter Vorlegung verschiedener Karten über die Dreigräben in Niederschlesien. Derselbe hat im vorigen Jahre die Linie der sogenannten Dreigräben, soweit es ihm möglich war, zu verfolgen und persönlich kennen zu lernen gesucht. Soweit jene Linie sich feststellen lässt, erkennt man darin ein Vertheidigungs- und Angriffssystem, welches Herr Virchow den Polen zuzuschreiben geneigt ist und von diesen bei ihrem Vordringen in das Lausitzer Gebiet gegen die Wenden angelegt wurde. Ueber die genaue chronologische Bestimmung der Anlage jener Werke enthält sich der Vortragende eines entscheidenden Urtheils, auf jeden Fall sind sie in eine weniger weit zurückliegende Zeit zu versetzen, als Herr G. Freytag in freilich sehr anziehender Weise dies zu thun versucht hat. — Herr Meitzen schliesst sich zwar dem Urtheil des Herrn Virchow an, glaubt aber auch die Preseka mit den Dreigräben in Beziehung bringen zu müssen, während Herr Virchow diese als etwas ganz Verschiedenes, insofern sie eine Grenze zwischen Polen und Schlesien bilden, von jener getrennt wissen will.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 1. Juli 1874.

Ueber den Begriff des Prähistorischen.

Von Professor Lauth.

(Schluss.)

In unserer Nachbarschaft, am Ursprunge der Anger, nicht weit von Graswang bei Ettal, fand man Anfangs der fünfziger Jahre das vollständige Gerippe eines Bären in einer Waldschlucht. Allen Anzeichen nach war das Thier nicht lange zuvor verendet. Wir wissen von keiner Erdkatastrophe, die zu unseren Zeiten dort stattgefunden hätte. Ich will auf diese Thatsachen kein allzugrosses Gewicht gelegt wissen. Nur so viel scheint mir daraus gefolgert werden zu müssen, dass man vorkommenden Falles, beim Verschwinden eines urgeschichtlichen Thieres, nicht sofort an plötzliche gewaltsame Katastrophen, aber auch nicht an ein lang-

sames Aufhören, sondern eher an zufällige Ursachen denke, die allerdings zumeist von Menschen als Jäger herrühren.

Hiermit sind wir beim Omega der Anthropologie angelangt, deren Hauptgegenstand ja der Mensch selber ist. Eingedenk des Spruches, welcher uns ermahnt zu überlegen quid valeant humeri quid ferre recusent, überlasse ich den Naturforschern von Fach die Untersuchung und Entscheidung — wenn von einer solchen schon gesprochen werden kann — über die unabsehbare Reihe hierher einschlägiger Fragen, mich bescheidend den desfallsigen Eindruck wiederzugeben, den mir die Aegyptologie hinterlässt. Der ägyptische Mensch zeigt, so weit wir auch in der Geschichte aufwärts steigen, vom heutigen Kopten und Fellah bis zu den Königen und Unterthanen der ältesten Dynastien hinauf, überall dasselbe körperliche und geistige Gepräge. Ja die Denkmäler der frühesten historischen Zeit sind mit einer artistischen Vollkommenheit ausgestattet, die später nur selten wieder erreicht wurde. Während die heute so hoch cultivirten Völker Europas sich noch im Zustande der Barbarei, der Rohheit des Troglodytismus, dann des Pfahlbautenthums befanden, wurden in Aegypten die staunenswerthesten Bauten zu Ehren der Götter, zum Wohnsitze der Pharaonen und der Priesterschaft aufgeführt. Dass die Frohndienste leistenden Aegypter dicht neben den Prachtbauten schlechte Nilschlammhütten bewohnten, wie die heutigen Fellahin, wird schon dadurch nahe gelegt, dass sich gar keine Spuren altägyptischer Wohnhäuser erhalten haben. Aus dieser grellen Scheidung der Gesellschaftsclassen — die man übrigens mit Unrecht den indischen Kasten identificirt — erklärt sich auch das gleichzeitige Vorkommen hölzerner, steinerner und Knochengeräthe neben dem entschiedenen Gebrauche metallener Werkzeuge. — Sprache und Schrift sind im Wesentlichen so fertig und ausgebildet, wie wir sie später treffen. Damit ist aber nicht gesagt, dass die Aegypter die Stabilität soweit trieben, immer Alles beim Alten bleiben zu lassen. Man unterscheidet in der Tracht, der Bemalung, dem Stile der Kunstwerke ganz bestimmte Epochen, die theils durch die natürliche Entwickelung, theils durch den friedlichen oder kriegerischen Verkehr mit Fremden, theils durch hervorragende Könige oder Dynastienwechsel bedingt erscheinen. Ihre prähistorischen oder mythischen Vorfahren nannten sie „Horus-Verehrer", dachten sie also im Besitze einer Religion und schrieben denselben Bauwerke und Einrichtungen zu, welche eine Intelligenz, gleich der ihrigen, erheischten. Betrachten wir zunächst den grellsten Gegensatz dieser rothbraunhäutigen Aegypter: die schwarzen Neger. Sie wurden allerdings, wie die Texte und Darstellungen lehren, als kräftig und zum Sklavenwesen brauchbar; dabei aber zugleich als stupid angesehen — tout comme chez nous. Aber nirgends werden sie geradezu als thierisch geschildert, sondern nur als Tributwaare behandelt, wobei manchmal der Vergleich mit unterläuft, dass das tanzenlernende Kamalikameel*) an Gelehrigkeit über einem stupiden Nehasi — und einem widerspenstigen ägyptischen Schüler stehe. Das oft berührte Bild der vier Menschenracen im Grabe Sethoeis' I. zeigt alle äusserlichen charakteristischen Merkmale der heutigen Neger, sogar ihre Putzsucht.

Der bisher dem Neger an Inferiorität der Bildung zunächst gerückte Tamehu (Libyer) beansprucht gegenwärtig eine Beförderung seiner Stellung, obgleich in dem Kriege mit dem Protomonarchen Menes die Libyer noch mit Stöcken (fustibus) gefochten haben sollen. Denn was man bisher für Tättowirung seiner Haut und somit als Zeichen relativer Wildheit angesehen hat, stellt sich bei genauerer Betrachtung als Verzierung seines reichen Gewandes dar und charakterisirt ihn folglich umgekehrt als ziemlich hoch civilisirt. Wer also in dem hell-, fast weissfarbigen Tamahu einen Repräsentanten der kaukasischen Race erblickt, braucht über seinen Vorfahren nicht mehr so stark zu erröthen.

Werfen wir endlich einen Blick auf den Asiaten (Aamu), so ist er gelbhäutig mit schlichtem Haar. Allein eine Abtheilung der Bewohner Syriens (Rotennu) zeigt dieselbe rothbraune Hautfarbe, wie der Aegypter und dies deutet allenfalls auf nähere Verwandtschaft beider. An Civilisation müssen diese Aamu den Aegyptern sehr nahe gekommen sein, da in der Darstellung in Assasif bei Theben, wo dieses Volk als tributbringend vor dem sogenannten Hermonthiterkönig: Haqônres (Akenchres?) auftritt, sehr kunstreiche Vasen, zum Theil aus Metall, dargebracht werden.

Als hervorragendes Beispiel uralter vorderasiatischer Cultur muss ich hier die von Ramses II. Sesostris (XV. saec. v. Chr.) bekämpften Cheta erwähnen. Abgesehen von vielem Anderen, dessen Beiziehung mich zu weit ablenken würde, sei nur die Thatsache hervorgehoben, dass das Original des Friedensvertrages**) in Cheta-Schrift abgefasst war. Dieses Beispiel überbietet die Inschrift des Mescha um reichlich fünf Jahrhunderte und erlaubt uns, die Kenntniss der Schrift überhaupt auf ausserhalb Aegyptens, höher anzusetzen, als man bisher gewagt hatte.

*) Es war bis vor Kurzem noch die Ansicht geltend, das Kameel erscheine weder in den Texten noch in den Darstellungen. Letzteres ist richtig, ersteres aber durch die Gruppen Kamaul und jetzt Kamali widerlegt (Chabas).

**) Vergl. meine Uebersetzung in der Allgemeinen Zeitung 1870.

Wegen der classischen Erinnerungen und der gegenwärtig so brennenden trojanischen Frage sei es mir gestattet, zu meiner akademischen Abhandlung: „die Achiver (*Aqaiwasch*) in Aegypten“, worin ich die Namen der Völker des Mittelmeeres zum ersten Male aus einem Siegesberichte Menophthah's (Erodus-Pharao) nachgewiesen habe, hier die Oaschasch, d. h. Oscus, die italischen Osker, als einst bedeutendes Volk nachzutragen.

Wichtiger noch ist die von Chabas vorgeschlagene Identification der *Pulesta* — in denen man bisher die semitischen Philister erblickt hatte — mit den Pelasgern. In der eben erwähpten Abhandlung hatte ich diesen Namen als die „Küstenbewohner“ (πελας-γῆ) gedeutet. Nimmt man nun an, dass den Aegyptern dieser Name in der Dialektform geboten wurde, welche δῆ und δᾶ = γῆ oder γᾶ, Demeter für Gemeter setzte, d. h. wohl der ursprünglich pelasgischen oder pelastischen, so ist Alles harmonisch erklärt. Dass diese Pelaster zuerst in einem Seegefecht mit Ramses III. (Rhampsinit) erscheinen, ist bezeichnend. Auch mögen Lessep's hellfarbige und blondhaarige Canalarbeiter aus El Arisch Nachkommen derselben sein. Giebt uns die Flotte der Pelasta, wie sie in Medinet-Ahu dargestellt ist, einen ungefähren Begriff von der hellenischen unter Agamemnon (300 Jahre später), so sehen wir anderwärts eine Schlacht zu Lande zwischen Aegyptiern (und ihren Vasallen, den Sarden einerseits) und den Pelasta (nebst den Teukriern andererseits) als in Syrien vorgefallen dargestellt. Die Streitwagen der mit Chiton und der charakteristischen Mütze mit rundem Schilde und Schwerte versehenen Pelasta werden von Ochsen gezogen, ebenso die mit einer Art Zehnegeflecht, welche ihre Frauen und Kinder führen. In Medinet-Ahu sind die Frauen, welche mit Ramses III. spielen, vermuthlich solche Gefangene: sie zeigen im Profile die bekannte griechische Linie.

So weit wir auf dem historischen Gebiete vorwärts zu dringen vermögen, finden wir die Stammeseigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker von merkwürdiger Constanz. Es lässt sich allerdings vermuthen, dass in der prähistorischen Periode, wo wir den gegenseitigen Verkehr noch nicht so lebhaft entwickelt zu denken haben, die Eigenart noch schärfer ausgebildet war. Ob jedoch vorher eine centrifugale Bewegung stattgefunden, oder ob eine Mehrheit ursprünglicher Volkscentren anzunehmen sei, dies zu entscheiden fehlt uns noch das Material. Wenn die anthropologische Forschung ohne vorgefasste Meinung, wie bisher fortfährt, immer neue Belegstücke ans Tageslicht zu fördern, dann wird der prähistorische Zeitraum nicht bloss bevölkert, sondern auch übersichtlicher werden. Haben uns die ältesten Spuren menschlicher Wirksamkeit bisher überall ein mit ratio (Vernunft und Berechnung) und oratio (Sprache) begabtes Wesen erkennen lassen, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass alle weiteren Funde aus der prähistorischen Zeit dieses Ergebniss bestätigen werden. Indess, nur immer weiter geforscht und tiefer gegraben! Oft findet man das nicht Gesuchte; aber stets einen Beitrag zu dem Riesenbau der Wahrheit.

Archiv für Anthropologie, Band VII.

Heft 1 und 2 (Doppelheft) enthält: 1) Die Fortsetzung des im vorhergehenden Heft begonnenen Aufsatzes von Prof. Aeby: Beiträge zur Kenntniss der Mikrocephalie. 2) Eine sehr ausführliche und sorgfältige Arbeit von Prof. Grewingk in Dorpat: Zur Archäologie des Balticum und Russlands. 3) Ueber Ausgrabungen im südlichen Spanien berichtet Dr. Schetelig und theilt zahlreiche Schädelumrisse und Abbildungen von Thongefässen mit (Taf. 5, XVII.). 4) Haben die Phönicier oder Carthager Amerika gekannt? lautet der Titel einer Abhandlung von Dr. Hartogh Heys van Zouteveen, welche geneigt ist, die Frage mit Ja zu beantworten, während Dr. v. Frantzius in einem Nachwort die gänzliche Unhaltbarkeit der vom Verfasser vorgebrachten Gründe nachweist.

Unter den kleineren Mittheilungen ist insbesondere eine briefliche von Rütimeyer an A. Ecker zu nennen, in welcher über die Funde der Thayinger Höhle berichtet wird. — Dann folgen Referate über verschiedene neue Publicationen und über die wissenschaftlichen Congresse zu Lyon und Bradford.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Eine vorhistorische Niederlassung am Hohenhöven von J. Maier, fürstlich fürstenbergischem Strassenmeister in Donaueschingen.

Am Hohenhöven, einem der im Höhgau gelegenen vulcanischen Basaltkuppen, zieht eine 3 bis 6 Meter breite Terasse auf der ganzen Westseite gürtelförmig um den Berg, reicht mit beiden Enden an die steile Ostwand, und grenzt die sterile Kuppe vom unteren cultivirten Theile des Berges scharf ab.

Diese wallartig, ziemlich horizontale Terrasse ist jedoch nicht durch Abgraben des Berges, oder

durch Anschüttung mit dem Anshube entstanden, wovon man sich am alten Burgweg, der sie durchschneidet, leicht überzeugen kann, vielmehr ist ihre ältere Abstammung gerade hier sehr deutlich zu ersehen.

Anfangs hielt ich die Terrasse für einen Schuttwall aus der Eruptionszeit des Berges, um so mehr als grosse Basaltblöcke ihre Böschung überlagerten, die aus der ebenen Fläche hervorschienen, welche durch den im Verlaufe von Jahrhunderten abgelagerten Humus gebildet wurde.

Um mich darüber zu vergewissern, beschloss ich in dem in diese Terrasse hineinreichenden Süsswasserkalksteinbruche auf der Nordseite Grabungen vorzunehmen, welche ergaben, dass der Wall aus lockerem Basalttuffgerölle, bestehend aus Stücken von der Grösse einer Nuss bis zu solchen von Kopfgrösse, untermischt mit Basaltblöcken, gebildet ist. Zu meinem nicht geringen Erstaunen stiess ich hierbei 3 Meter tief unter der Oberfläche auf eine Aschenschicht, die meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auf dieser etwa handhohen und mit dem Bergprofile ansteigenden Aschenschicht lag nämlich eine Culturschicht, bestehend aus vielen Kohlenresten, Massen von Thongeschirrscherben und meist zerschlagenen Knochen. Unter der Aschenschicht ist die Erde gelb gebrannt.

Die Geschirrscherben sind von schwarzgrauer Farbe von grober mit Steinkörnern gemischter, aber auch wieder von fein gearbeiteter Masse und gehörten verschieden geformten Gefässen an. Verzierungen sind nur selten, Fingereindrücke kamen nur an den roheren Stücken spärlich vor, wogegen die feineren Stücke zwei dem Rande parallel laufende Linien zeigten. Die Herstellung der Gefässe geschah sowohl aus freier Hand, wie auf der Drehscheibe. Vorherrschend fand ich den eigenthümlich einwärts gebogenen Rand.

Die vorgefundenen Knochen gehören nach der durch Herrn Geh. Hofrath Ecker in Freiburg vorgenommenen Untersuchung dem Schafe, dem Schwein, dem Rinde — kleine Race — und dem Huhne an. Die meisten Röhrenknochen waren sowohl gespalten als auch quer durchbrochen.

Von Geräthschaften fand ich zwei Spindelwirtel aus Thon, einer davon ist mit einem Kränzchen aus eingedrückten runden Löchern verziert; sodann die Hälfte eines Netzgewichtes. Stücke aus Granit mit einer abgeriebenen und einer gerundeten — bearbeiteten — Fläche mögen als Kornquetscher gedient haben. Ausserdem fanden sich in der Culturschicht einige der Jura Nagelfluhe angehörende wetzsteinförmige Stücke vor, die zum Schärfen von Geräthschaften gedient haben mögen.

An Bronzen kam eine Fibel von der bekannten Löffelchenform vor.

Oestlich von diesem Lagerplatze, den ich auf 15 Meter Erstreckung durchgraben liess, ohne die Enden erreichen zu können, wohl 100 Schritte entfernt, ist eine Rutschmasse, die sich von dieser Terrasse ablöste und tiefer unten ablagerte. Auch diese abgebrochene Erdmasse wird auf ihre ganze Länge von circa 20 Meter von der Aschenschicht durchzogen, sie enthielt ausser einigen zerstreut liegenden Knochen eine Schüssel ebenfalls mit einwärts gebogenem Rande, und ist von der gleichen schwarzgrauen Thonmasse, aber ohne alle Verzierungen von der Hand geformt. Sie diente unzweifelhaft als Aschenurne, da sie viele Asche und Knochenreste, vom Leichenbrande herrührend, in sich schloss. Die Schüssel misst oben 24 Ctm. im Durchmesser, hat eine Höhe von 11 Ctm. und einen ausserordentlich kleinen Boden.

Ob die Terrasse sich noch weiter östlich um den Berg zog, ist bei der Zerrissenheit des Terrains nicht möglich zu bestimmen; dagegen kann als bestimmt angenommen werden, dass die Bronzegeräthe, die einige 100 Meter weiter östlich gefunden wurden, mit diesem Lager in Verbindung standen. Dieser Bronzefund, den ich der fürstlichen Sammlung dahier übergab, besteht aus zwei Lanzenspitzen von edler Form und feiner Arbeit, einer vierkantigen Klinge mit gewundenem auffallend kurzem Handgriffe, einer Sichel, mehreren kleinen Ringen — wohl Gewandverzierungen — und einer Rolle, die zum Bohren von Löchern in Steingeräthe oder zum Feuermachen mittelst Bolzenreibung diente.

Möglicherweise sind diese Geräthe, die auf einer kleinen Stelle beisammen lagen, auf der Flucht verloren gegangen oder versteckt worden.

Da diese ausgedehnte Terrasse die Reste einer vorhistorischen Niederlassung überdeckt, muss sie späteren Ursprunges sein, aber dennoch der Urzeit angehören, indem auch auf ihrer Oberfläche bei der Beseitigung der sie überlagernden Basaltblöcke Geschirrscherben zum Vorschein kamen, die aus der Zeit der Hügelgräber herrühren, und von jener der erwähnten Niederlassung sich sowohl durch die Farbe als durch die Thonmasse unterscheiden.

In zwei Abstufungen — Zonen — treten zwei andere kleinere, unterbrochene und sich verlierende Terassen auf, in welchen ich Geschirrscherben auffand, welche mit den letztbesagten identisch sind, woraus zu schliessen wäre, dass sie gleichzeitig mit der grossen unteren Terrasse aus den die Bergwand überlagernden Geröllen gebaut wurden.

Dass hier am Höhenhöven eine vorhistorische Niederlassung mit Grabstätten existirte, dürfte aus dem Vorgetragenen erwiesen sein; eine Quelle, das sogenannte goldene Brünnlein, das etwa 150 Schritte tiefer liegt, bot vortreffliches Wasser für die Ansiedelung. Bezüglich der Terrassen glaube ich, dass sie als Refugien und Befestigungen gegen die leichter zugängliche Bergseite hin, dienten.

Noch habe ich einige andere Antikaglien, einer Fibel — antike Auffassung einer Schlange — und einer Haarnadel zu erwähnen, die an anderen Stellen der Bergkuppe ausgegraben wurden. Dass also einst auch die Römer Besitz von diesem Berge genommen hatten, geht aus diesen der Römerzeit angehörigen Funden hervor.

Spuren vom Menschen und Mammuth in der Wildschener Höhle im Lahnthale.

Die Gegend von Steeten zwischen Runkel und Limburg a. d. Lahn ist schon seit 50 Jahren als eine Fundstätte von urweltlichen Thiergebeinen bekannt. Es hatten sich sowohl in den Spalten eines zwischen Steeten und Dehrn an die Lahn vortretenden Dolomitfelsens die Knochen von Bären, Tigern, Hyänen und Mammuth gefunden, als waren auch durch den nassauischen naturhistorischen Verein in zwei Höhlen — der Wildschener und dem Wildhaus, die sich in der Thalschlucht eines bei Steeten mündenden Baches öffnen — solche Knochen und Zähne, aber auch Bruchstücke von Rennthiergeweihen ausgegraben worden. — Die Anthropologie war damals noch eine sehr junge, um nicht zu sagen unbekannte Wissenschaft, der vorhistorische Mensch war noch nicht aus dem Nebel der Mythe und philosophischen Supposition in die greifbare Wirklichkeit hervorgetreten und wenn man die dürftigen Artefacte von Feuerstein und gebranntem Thon fand, so wurden sie noch nicht beachtet. Die damaligen Fundstücke nahmen daher nur ein paläontologisches, noch kein höheres, sich auf den Menschen beziehendes Interesse in Anspruch. Allein bei der vorjährigen Versammlung der deutschen Anthropologen in Wiesbaden machte Virchow darauf aufmerksam, dass die Rennthiergeweihe der hiesigen naturhistorischen Sammlung die Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand zeigten*) und im Spätsommer dieses Jahres hörte man ausser von Knochen auch von Gefässscherben, welche in der erstgenannten Höhle gefunden worden seien. Der Nassauische Alterthums- und Geschichtsverein, in dessen Bereich dadurch die Erforschung jener Fundstücke überging, säumte nicht, eine wissenschaftliche Untersuchung der Höhle zu beschliessen und unverzüglich ins Werk zu setzen, damit nicht Unberufene die besten Fundstücke davon trügen und in Privatbesitz oder ins Ausland brächten und die Thatsachen verdunkelten. Von löblichem Eifer und vom Glück geleitet, hatte bereits ein Schüler des Gymnasiums zu Hadamar, O. Siebert, in der Höhle einen äusserst interessanten, wohlerhaltenen Topf von eiförmiger, an der Mündung ausgeschweifter Gestalt mit eigenthümlichen Schraffirungen und Strichmustern verziert, gefunden und mit gleichzeitig gefundenen Knochen dem Alterthumsmuseum in Wiesbaden zum Geschenk gemacht. Die Höhle, welche den Namen Wildschener führt, zeigt an der Mündung einen dreieckigen Querschnitt von 5 bis 6 Meter Basis und gleicher Höhe, der sich allmählich so vermindert, dass er an dem bis jetzt zugänglichen 12 Meter vom Eingang entfernten Ende sich bis auf den Boden senkt und hier nur ein enges Schlupfloch übrig lässt, durch das man noch 4 bis 5 Meter weiter kriechen kann. Der Oberst von Cohausen, welcher die Arbeiten leitet, hat nun begonnen, die Höhlensohle vorläufig zwei Meter tiefer zu legen, indem er auch bereits das nach dem Bachbett steil abstürzende Vorland um eben so viel vertieft hat. Bei dieser Arbeit, bei welcher man immer einen senkrechten Ort (Erdwand) von zwei Meter Höhe vor sich hat, stiess man, noch ehe die eigentliche Höhle erreicht war, auf unzählige, aber immer zerschlagene Knochen, Geweihe und Zähne und damit gemischt auf eine grosse Menge von Feuersteinmessern. Beim weiteren Vorgehen traf man nicht ganz so tief eine Brandschicht und inmitten derselben einen grossen Haufen Asche und verbrannter Knochen aller Art. Thonscherben wurden in dieser Tiefe bis jetzt nicht gefunden, aber die Mischung und durch Kalkfiltrate bewirkte unmittelbare Verbindung von mächtigen Elfenbeinsplittern mit Feuersteinmessern giebt von dem Zusammenleben des Menschen mit dem Mammuth ebenso Zeugniss, wie es mit dem Rennthier bereits constatirt ist. Denn sicherlich war es den Besitzern der Feuersteinmesser nicht um eine osteologische Sammlung, sondern um das Fleisch der Thiere und um das Mark ihrer Knochen, die sie zerspalteten, zu thun. Man kann sagen, dass die Ausgrabung mitten in die Küchenabfälle, ja in die ganze Unordnung der Küche selbst gefallen ist. — Hoffen wir, dass man im Innern der Höhle an einem geordneteren Haushalt, namentlich zu einer deutlicheren Schichtung der verschiedenen Fundstücke vordringen wird.

(Rhein. Kurier 15. Octbr. 1874.)

---

*) Siehe den Bericht über die Wiesbadener Versammlung S. 45 und 46.

Pelew-Insulaner nach Formosa verschlagen.

Von Herrn F. Jagor, der sich im September d. J. in Srinagur im Kaschmirthale aufhielt und sich damals des besten Wohlseins erfreute, erhielten wir die nachfolgende kleine Notiz, die wohl für Herrn Semper am meisten Interesse haben dürfte, der in dieser Zeitschrift 1871, Nr. 2, S. 14 zwar mit einem gewissen Rechte behauptete, dass die einstmals von Herrn Jagor in Samar auf den Philippinen photographirte Palaos keine solche gewesen seien, sondern, dass sie von einer der weiter östlich in der Carolinengruppe gelegenen Insel herstammten. Wenn derselbe aber zugleich behauptet, dass in allen uns bekannt gewordenen Fällen von Irrfahrten, bei welchen „Palaos" nach den östlichen Gestaden des Stillen Meeres verschlagen wurden, diese nicht von den Palaosinseln, sondern von weiter östlich gelegenen Inseln stammten, so sind seine Zweifel gewiss zu weit gehend und werden durch nachfolgende Notiz widerlegt.

„Fünfzehn Pelew-Insulaner wurden durch das Dampfschiff Hailong nach Hongkong gebracht. Es hatten nämlich 4 Canoes mit ungefähr 22 Mann eine Fahrt zwischen den Inseln der Pelewgruppe machen wollen, waren aber durch widrige Winde vom Lande fortgetrieben. Nach 46 Tagen, während welcher Zeit sie 1400 Meilen getrieben und grosse Entbehrungen erduldet hatten, stiessen sie auf eine chinesische Fischerflotte von der Xelunghucht (Formosa), woselbst sie an Bord des Hailung befördert und durch diesen nach Hongkong gebracht wurden."

(The Pioneer [Alahabad] 6. August 1874.)

Verzeichniss der seit September 1873 neu eingetretenen Mitglieder.

(Correspondenzblatt 1873, S. 63.)

Anthropologische Gesellschaft in Berlin.

Arnold, Referendar, Köthenerstrasse 46.
Adler, Student.
Bridge, Horatio, Dr. med. aus Boston, Luisenstr. 21.
Bartels, Dr., Kommandantenstrasse 55.
Biefel, Dr. Oberstabsarzt, Breslau, Katharinenstrasse.
v. Below, Rittergutsbesitzer, Potsdamerstrasse.
Bergius, Major.
Barnewitz, Lehrer, Brandenburg.
Bernhard, Dr.
Degner, C., Kaufmann, Friedrichsgracht 47.
Dünnwald, H. J., Kaufmann, Alexanderstrasse 34.
Eberty, Stadtgerichtsrath, Genthinerstrasse 1.
Ewald, Dr. med., Königl. Charité.
Eggel, Dr.
v. Frantzius, A., Dr. med., Heidelberg.
Frege, Ferd., Banquier.
Gueterbock, P., Dr., Victoriastrasse 12.
Grempler, Dr., Sanitätsrath, Breslau, Taschenstr. 3.
Hitzig, Dr. med.
Humbert, Legationsrath.
Jürgens, Dr., Assistent.
Jacob, Dr., Physicus, Coburg.
Kratzenstein, Missionsinspector, Friedenstr. 4.
Krueger, Dr., Brandenburgerstr. 69.
Kurtz, Studius.
Langerhans, Obertribunalsrath, Michaelkirchstr. 42.
Liebermann, Professor.
Michaelis, Ed., Dr., Bernburgerstr. 2.
Rosenberg, Stadtgerichtsrath, Potsdammerstr. 116a.
Schubert, Kaufmann, Poststr. 12.
Schultze, Oscar, Dr., Neanderstr. 21.
Schmidt, Jos., Kaufmann, Sommerstr. 6.
Schneitler, Dr., Stadtverordneter.
Strikker, Buchhändler.
Thunig, Kgl. Oekonomiecommissarius, Unterwalden, Provinz Posen.
Thorner, Dr. med., Oranienstr. 45.
Treichel.
Wernich, Dr. med., Steglitzerstr. 38.
Wattenbach, Prof.
Wolff, Stadtverordneter.
v. Wulffen.

Leipziger Verein.

Berlepsch, Graf v., Stud.
v. Bartenstein, Sec.-Lieutenant.
Fritsche, Postinspector.
Freinsleben, Gerichtsrath.
Friedburg, Dr.
Fritzsche, Fr., Kaufmann.
Gabriel, Procurist.
Hartung, Herm., Privatmann.
Hartleben, Buchhändler.
Koenner, Friedr., Prof.
Marbach, Advokat.
Peters, C. A., Gärtner.
Ritzhaupt, Konrad, Kaufmann.
Reuter, Oberlehrer.
Reclam, Dr. med., Prof.
Rosebach, Advocat.
Schlegel, Superior.
Siegismund, Berth., Buchhändler.
Schröder, F. L., Kaufmann.
Scharf, Hugo, Kaufmann.
Volckmar, Otto, Buchhändler.
v. Wurmb, Premierlieutenant.

Münchener Verein.

Ackermann, Theod., Buchhändler.
Bachmaier, A., Vorsitzender des Centralvereins für Pasigraphie.
Bayersdorfer, A.
v. Borck, Dr. med., Privatdocent.
Bomhard, Th., Premierlieutenant, Augsburg.
Camerer, F., Dr., prakt. Arzt, Reichenhall.
Christ, Dr., Universitätsprofessor.
Clausen, Commerzienrath.

Ditterich, J., Advocat.
Engler, Dr., Privatdocent.
Föringer, H., Stadtgerichtsassessor.
Frey, Dr., Institutsdirector.
Gänssler, Alb., Rechtsconcipient.
Gudden, Dr., Universitäts-Professor und Director der Kreisirrenanstalt.
Hartmann, A., Gymnasial-Verweser, Bayreuth.
Henle, Friedr., Fabrikant.
Haim, Dr., klin. Assistenzarzt.
Hirth, G., Dr. phil., Schriftsteller.
Hornstein, R., Freiherr.
v. Hutten, U., Freiherr, Excempt. der k. Hartschiergarde.
Kaeb, Lehrer.
Kottenkamp, R., Dr. med.
Martius, G., Dr., prakt. Arzt.
v. d. Mühle, Eckart, Graf u. Reichsrath.
Naumann, E., Stud. phil.
Popp, L., Dr., prakt. Arzt.
Probstmayer, W., Director der kgl. Thierarzneischule.
Puschmann, Dr. med.
Ratzel, Dr.
Seine Königl. Hoheit Herzog Carl in Bayern.
" " " " Max Emanuel in Bayern.
v. Schab, Landrichter, Starnberg.
Schäuffelen, A., Dr., Rentier.
Schmitt, Hauptmann a. D.
Schnitzlein, Dr., prakt. Arzt.
Simons, Th., Ingenieur.
Steinle, General.
Stockmeyer, A., Privatier.
Schuster, Grosshändler u. Magistratsrath.
Von der Tann, L., Freiherr, Premierlieutenant.
Von der Tann, M., Freiherr, Chevauxlegerlieutenant.
Wenz, Lehrer.
Wiedenmeyer, Dr. jur.
Wolff, C. A., Dr., Rechtsconsulent.
Wulfen, v., Freiherr, Oberhofmeister.
Wagener, A., Professor, Historienmaler.

Hamburger Verein.

Dörger, R., Dr. med.
Lippert, Ed., Kaufmann.
Ruben, El., Dr. med.
Weberling, G., Dr. med.

Frankfurter Gruppe.

Genthe, Dr. Prof.
Wolff, Commerzienrath, Waldsrode.
Winter, Wilhelm, Lithograph.

Heidelberger Gruppe.

Askenasy, Dr., Privatdocent.
Seibert, Hermann, in Eberbach a./N.
Posselt, Louis, Dr.

Mannheimer Gruppe.

Reiss, G. Fr., Altbürgermeister.
Anheuser.
Glöcklin, Otto.
Oesterlin, Fr.

Danziger Verein.

Apolant, Kreisbaumeister in Carthaus.
Clotten, Kataster-Controleur in Carthaus.
Crüger, Baurath, Schneidemühl.
Dickhoff-Przewosz, Gutsbesitzer.
v. Flotow, Hauptmann.
Gottheil, Photograph.
Grentzenberg, Kaufmann.
Hirschberg, Kaufmann.
Hoffert, Dr., Kreisphysicus, Carthaus.
Hoffmann, Strohhutfabrikant.
Kaiser, Astronom.
Kämmerer, Brauereibesitzer.
Kauffmann, Oberpostsecretair.
Kauffmann, Walther, Kaufmann.
Kafemann, Buchdruckereibesitzer.
Klotz, Dr. med.
Krüger, F. W., Maurermeister.
Morwitz, Jos., Kaufmann.
Mallonnek, Rentier, Löbau.
Oppler, Dr., Oberstabsarzt.
Otto, Stadtbaumeister.
Preuss, Dr. med., Sanitätsrath, Dirschau.
Penner, Rentier.
Puttkammer-Glinckowahutta, Gutsbesitzer.
Richter, Versicherungsinspector.
Rubehn, Redacteur in Marienwerder.
Stumpf sen., Juwelier.
Schiffer, Dr., Stabsarzt.
Scheele, Dr. med.
Schmechel, Landschaftssecretair.
Schultz-Max, Gutsbesitzer.
v. Winter, Oberbürgermeister.
Wolf, Dr. med., Kreisphysicus, Löbau.

Göttinger Verein.

Drechsler, Prof.
Esser, Dr.
Enneper, Prof.
Fricke, Stud.
Fleischer, Dr.
Gersting, Curatorial-Secretair.
Lasear, Dr.
Lotze, Stud.
Martin, Stud.
v. Michels, Assessor.
Pauli, Prof.
Schering, Prof.
Sauerwein, Dr., in Banteln.
Thöl, Prof. Geh. Justizrath.
Wieseler Prof.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 12. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **December 1874.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 14. März 1874.

Der Vorsitzende, Herr Virchow, theilt ein Schreiben des Vorstandes der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Jeddo mit, worin derselbe um Unterstützung hinsichtlich der Beschaffung wissenschaftlicher Hülfsmittel, namentlich Verwendung bei Autoren und Verlegern ersucht und sich zu Gegendiensten bei der Beschaffung japanesischer und chinesischer Werke bereit erklärt. Von den „Mittheilungen" der genannten Gesellschaft liegt das dritte Heft vor, in welchem ausser vielen anderen interessanten Neuigkeiten eine Untersuchung des Herrn Hilgendorf über eine am Japanerschädel häufig auftretende Theilung des Jochbeins (Os japonicum Hilgendorf) enthalten ist. Es wird sodann ein von dem Vorstande verfasstes Rundschreiben betreffend die prähistorische Kartographie von Nordostdeutschland zur Kenntnissnahme und gefälligen Unterstützung durch die Vereinsmitglieder vorgelegt. — Hierauf berichtet Herr Stud. Kühns unter Uebergabe der Fundgegenstände „über Gräber der Lüneburger Haide", zwei Stunden südwestlich von Uelsen am Verbindungswege der Dörfer Bohlsen und Gerdau. Auf einer aus weissem Sande bestehenden kleinen Anhöhe wurden beim Sandholen menschliche Gebeine gefunden. Herr Studienrath Müller von Hannover veranstaltete in Folge dessen daselbst systematische Nachgrabungen, welche durch den Vortragenden fortgesetzt wurden. Es wurden von ihm vier Schädel und eine Reihe anderer Knochen zu Tage gefördert. Die Skelete lagen in Abständen von circa 2 Fuss neben- und in drei Schichten übereinander, alle mit dem Kopf nach Osten, mit einer einzigen Ausnahme, wo der Kopf nach Westen sah. Die erste Schicht liegt circa 2, die folgende 3 bis 4, die unterste 5 bis 6 Fuss unter der Oberfläche. Grosse Steine von 20 bis 50 Pfund fanden sich in Menge über den Skeleten und bereiteten viele Schwierigkeiten. Zu Füssen einer jeden Leiche fand sich ein Häuflein Kohle, Reste von Waffen wurden bisher wahrscheinlich noch nicht gefunden. Nur Pferdezähne und die Scherben eines irdenen Gefässes. Wahrscheinlich sei es ein Schlachtengrab, denn Kinderknochen seien gar nicht gefunden, auch habe es in jener holzarmen Gegend, wo Leichenbrand in jener Zeitperiode allgemein üblich gewesen, an Holz gefehlt, so viele Leichen auf einmal zu verbrennen. — Herr Virchow unterzieht diese Schädel einer näheren Betrachtung im Vergleich mit einigen anderen Schädeln aus Hannover. Es konnten drei Schädel ziemlich vollständig restituirt werden und wird durch deren Untersuchung die Voraussetzung des Herrn Kühns, dass es sich um ein Schlachtfeld handele, widerlegt. Ebenso wird es dadurch sehr zweifelhaft, ob die Bestattung eine gleichzeitige war. Nro. 1 ist nämlich ein grosser, männlicher Schädel von kräftigen Formen, mit stark abgeschliffenen Zähnen. Er zeichnet sich aus durch grosse Länge namentlich des Hinterkopfes, Schmalheit des Mittelkopfes, hohe Wölbung der Stirn, grosse Höhe sowohl des Schädels als des Gesichts und stark vorspringende Adlernase. Nro. 2 ist dagegen ein jugendlicher, wahrscheinlich weiblicher Schädel, von etwas niedriger, länglicher Gestalt mit starkem Vorsprunge des oberen Theils der Hinterhauptschuppe und nicht unbeträchtlichem

Prognathismus. Alle Muskelansätze sind schwach; die Nase ist mässig vorspringend, mit breiter, voller Wurzel, leicht aquilinem Rücken; die Schneidezähne des Oberkiefers sind ungemein breit und gross. Der Unterkiefer ist zarter, auch sind die Zähne gerader gestellt. Nro. 3 ist ein alter weiblicher Schädel mit tiefer Abnutzung der Zähne und ausgedehnter Atrophie der Unterkieferränder nach Verlust vieler Zähne. Der Schädel hat eine volle, längliche Rundung, ist ziemlich breit und mehr lang als hoch, nach hinten etwas zugespitzt. Der obere Theil der Hinterhauptschuppe springt am stärksten vor. Kiefer fast ganz orthognath. Unter den Röhrenknochen sind ein ziemlich graciles os humeri (308 Millimeter lang) und zwei Tibien, die eine mit Malleolus, 360 Millimeter lang, und die andere ohne denselben, 350 Millimeter lang, beide kräftig, lang und schmal, und am oberen Theile stark von aussen her eingedrückt, zu erwähnen. Der Vortragende stellt damit einige Schädel zusammen, welche der Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen angehören: der erste ist ein Kinderschädel bei Marx im Amte Wittmund in Ostfriesland im Moore gefunden und einer der Kleidung nach vielleicht aus dem 8. bis 10. Jahrhundert entstammenden Leiche angehörig. Das Alter des Kindes mag 3 bis 4 Jahre betragen haben. Es lässt sich nicht viel aus der Form des Schädels schliessen. Der Breitenindex beträgt etwa 81. Der Typus scheint ein dolichocephaler zu sein. Der zweite, in einem Hügelgrabe bei Horneburg, Landdrostei Stade, gefunden, ist gut erhalten und anscheinend der eines Mannes in mittleren Jahren. Er nähert sich am meisten dem vorhin beschriebenen von der Lüneburger Haide. Es ist ein mässig prognather und hoher, leicht schiefer Dolichocephalus mit langem, und namentlich in der Basilaransicht ungemein schmalem, fast zugespitzt erscheinendem Hinterkopfe. Breitenindex 75,1; Höhenindex 78,6; Capacität 1325. Die dazugehörige rechte Tibia misst 340, das os humeri 295 Millimeter in der Länge. Der dritte Schädel stammt aus einem Hügelgrabe in der Nähe von Elze, Amt Kalenberg, auf dem Territorium des Dorfes Boitzum (s. Wächter, Hannov. Magazin 1840, Nro. 76 u. folg.). Der Aufbau des Grabes erinnert an die schleswigischen und jütischen Kegelgräber. Wahrscheinlich gehört er der Steinzeit an. Der Schädel ist leider sehr defect. In der Norma verticalis betrachtet, erscheint der Schädel etwas schief und breit oval; in der Norma basilaris breit und kurz, namentlich am Hinterhaupt. Sein Breitenindex beträgt 81,6. Die Höhe kann leider ebensowenig, wie die Capacität, sicher bestimmt werden. Aproximativ ist jener auf 127,6 zu schätzen, wonach sich ein Höhenindex von 73,3 berechnen würde. Die Capacität ist jedenfalls eine beträchtliche gewesen. Unter allen dem Vortragenden bekannt gewordenen norddeutschen Gräberschädeln zeigt er die grösste Aehnlichkeit mit magyarischen und rein finnischen Schädeln. Nichtsdestoweniger ist es nicht ausgemacht, dass der letztere Schädel ein finnischer war, denn bei den echten Finnen pflegt sowohl die Länge als die Breite, namentlich die parietale Breite grösser zu sein, ebenso die Basis cranii. Der Vortragende empfiehlt daher dringend die in solchen Fragen nothwendige Vorsicht und zwar um so mehr, als die Existenz brachycephaler Altschädel in Norddeutschland mehrfach nachgewiesen ist und die Mehrzahl derselben sich von dem finnischen Typus mehr entfernt, als es der Schädel von Boitzum thut. — Herr Fritzsch sprach im Anschluss an seine historische Karte Südafrikas über die Veränderungen der Eingehorenenverhältnisse dieses Landes in historischer Zeit. Um die Entwickelung des heutigen Zustandes klarzulegen, wurde die Eintragung der vergangenen Epochen festgehalten, dieselben aber zur Unterscheidung in verschiedenen Farben gedruckt. Auch sind die Wanderungen der Stämme und die verlassenen Ortschaften vermerkt. Ebenso sind die unabhängigen, geschlossen lebenden Stämme, wie solche, welche meist noch zerstreut und in Abhängigkeit existiren, verschieden dargestellt. Die erste Epoche in der Entwickelung Südafrikas schliesst mit dem Jahre 1800, wo die Etablirung der Colonie in weiteren Grenzen vollzogen war, ab. Bis gegen das Jahr 1860 folgt eine zweite Periode der Umwälzungen, in welcher nicht mehr die braunen, sondern die dunkel pigmentirten Stämme eine Hauptrolle spielten. Damit schloss sich der Völkerwirbel, dessen Mitte von der wasserlosen Kalahari eingenommen wird und dessen Hauptrichtung im Osten an der Küste abwärts, im Westen an der Küste aufwärts führt, wenn auch manche kleinere Strömungen sich eigene Bahnen suchten. Aus jenen jähen Veränderungen ergab sich das bunte Völkergemisch des heutigen Südafrikas, wo geschlossen lebende, unabhängige Stämme nur noch in kleiner Zahl existiren, während die meisten als Trümmer zwischen den Colonisten vegetiren. Im Ganzen ist, im Verhältniss zu früheren Perioden, die Eingeborenenbevölkerung des Landes nur eine wenig zahlreiche, indessen erscheint ein grosser Theil des Blutes in die entstandenen Mischlingsracen übergeführt. Nur für die colonisirten Gebiete wurden nach langen Zwistigkeiten genaue Grenzen festgestellt, für die Gebiete der Eingeborenen war dies nicht zu ermöglichen. — Hierauf zeigt Herr Virchow ein Torf-Stirnbein eines Menschen aus der Gegend von Leipzig. Es scheint einem kürzeren Schädel angehört zu haben. — Herr Hitzig spricht darauf über Localisation psychischer Centren in der Hirnrinde. Der Vortragende beabsichtigt in

seinem Vortrage nur die physische Seite psychischer Functionen durch Mittheilung einiger rein physischer Thatsachen zu behandeln. Er giebt nach einem Excurse über die Gall'sche Theorie eine Uebersicht der Entwickelung unserer Kenntnisse von den Functionen des Gehirns durch Flourens, welcher aus seinen vielfachen Versuchen zu dem Schlusse gekommen war, dass es im grossen Gehirne keinen gesonderten Theil, weder für die verschiedenen Fähigkeiten, noch für die verschiedenen Wahrnehmungen gäbe, sondern dass jeder einzelne Theil des grossen Gehirns sämmtliche Functionen ausübe und zur Noth auch nur ein sehr kleiner Theil dafür ausreichen könne. Sodann erwähnt der Vortragende, wie namentlich die französischen Aerzte Bouillaud und Dax nachgewiesen, dass die Zerstörung eines sehr kleinen Theiles der Hirnrinde zur Hervorbringung der Aphasie genannten Krankheit hinreicht und erläutert das Wesen derselben an einem von ihm selbst untersuchten Falle. Er kommt dann zu seinen eigenen Untersuchungen, welche er zuerst im Jahre 1870 in Gemeinschaft mit Herrn Fritsch ausführte und neuerdings vervollständigte. Durch dieselben sei der Beweis geliefert, dass auch diejenigen Organe, vermöge deren wir unsere inneren Zustände nach aussen zu erkennen geben, die Bewegungsorgane, sehr wohl umschriebene Centren in der Gehirnrinde besitzen. Die Versuche wurden an Hunden, später auch an einem kleinen Affen (Inuus Rhesus) angestellt. Herr Steinthal hebt hervor, ob bei der Aphasie nicht der Umstand zu berücksichtigen sei, wonach die Sprachorgane befähigt seien, ein bestimmtes Wort deutlich hervorzubringen, und nur einer der Wege der Erregung dazu, sei es durch das Auge oder das Ohr, zerstört sei. Die Fähigkeit, deutlich zu sprechen sei ja intact und somit keine Störung des die betreffende Muskelbewegung auslösenden Centralapparates vorhanden, um welche letztere es sich bei den Versuchen Hitzig's handele. Es fehle deshalb die Analogie mit den Resultaten aus Hitzig's Versuchen und der Beweis dafür, dass es sich bei letzteren um psychologische und nicht vielmehr einfach physiologische Vorgänge handle. Wolle man ein Sprachcentrum fixiren nach Auffassung der Psychologen, so gehöre auch dazu die Localisirung eines Organs, in welchem die Begriffe, welche durch die Sprache geäussert werden sollten, zuvor formulirt, resp. mit einander in Verbindung gebracht würden. Herr Virchow bemerkt, dass es ausser dem Punkte im Rückenmark, von wo aus eine Bewegung reflectorisch erregt werde, noch einen zweiten Punkt oben im Gehirn gebe, von wo dieselbe Bewegung willkürlich erregt werde. Der Wille, unzweifelhaft etwas sehr Psychologisches, benutze von diesen Punkten nur den einen, insofern sei dieser Punkt derjenige, der mit dem Willen in engerer Verbindung stehe. Der andere habe gar nichts Psychologisches, denn der Wille habe keinen Einfluss auf ihn. Die Sache sei um so mehr von besonderem Interesse, als es sich dabei um den vorderen Theil des Gehirns handle, den man nach dem gewöhnlichen Herkommen als den eigentlich psychischen anzusehen pflege. Indem ein grosses Stück davon als motorisch nachgewiesen werde, so reducire sich dadurch der Theil, auf den sich die psychologischen Untersuchungen zu richten haben. — Herr Virchow übergiebt darauf einen Bericht „über altpatagonische, altchilenische und moderne Pampas-Schädel." Herr Burmeister hat vier Indianerschädel übersandt, welche mit Pfeilspitzen in den Gräbern auf der Nordseite des Rio Negro in Patagonien gefunden wurden und den alten Querandis oder deren Nachkommen angehören. Zugleich erfolgt mit deren Uebersendung eine Sammlung von Topfscherben von den Inseln des Rio de la Plata in der Mündung des Rio Paranà, von den Guaranis herstammend. Don Francisco Moreno, welcher diese Gegenstände gesammelt, hat inzwischen seinerseits einen Bericht über die Fundstücke, die Stellung und Beschaffenheit der Skelete und die ausserdem gefundenen Gegenstände in der Revue d'anthropologie des Herrn Broca (1874, Tome III) veröffentlicht. Mit den oben genannten Indianerschädeln konnten die Pampasschädel verglichen werden, welche in Gefechten gefallenen Häuptlingen angehören. Sie zeigen grosse Verschiedenheit von den oben genannten und zeichnen sich dadurch aus, dass das Hinterhaupt künstlich stark abgeplattet ist. Den Pampasschädeln sehr nahe steht ein von Herrn Fonck der Gesellschaft geschenkter Schädel von ziemlich recentem Aussehen, der jedoch in einem Muschelberge am Strande des Golfes von Reloncavi in Chile gefunden ist (Zeitschrift f. Ethnol. II, S. 291, 294). Es werden die Maasse der einzelnen Schädel mitgetheilt und dieselben eingehend besprochen. — Darauf wird ein Bericht des Herrn Noack über eine von ihm vorgenommene Untersuchung des Gräberfeldes von Zarnickow bei Belgrad (Pommern) verlesen. Es finden sich dort auf dem nördlich vom Dorfe gelegenen sogenannten Schmiedacker Urnen von zwei wesentlich verschiedenen Arten in zusammenhängenden Reihen an verschiedenen Stellen des Ackers. Die Art der Bestattung war eine ziemlich verschiedene. Vielfach waren Asche und Knochenstücke ohne Urnen in den Sand gegraben und mit einem Steine zugedeckt, oder die Urnen standen ohne Steine im Boden, meist aber waren sie von Steinen umgeben und ausser dem Deckel noch mit einem starken runden Stein bedeckt. Die Formen der Deckel, theils flache Scheiben, theils henkellose Näpfe, theils auch unhenkelige Schalen, stimmen zum

Theil vollständig überein mit einigen aus der Gegend von Lüneburg im Museum zu Hannover befindlichen. Ausserdem finden sich auf der Feldmark Hügelgräber. In einem derselben, welches ganz mit Steinen ausgesetzt und oben mit einer Steinplatte geschlossen war, wurde eine schwarze Urne mit Deckel gefunden. Auch ein wohlerhaltener Steinkreis von elliptischer Gestalt, aus 12 bis 13 grossen Steinen bestehend, liegt in der Nähe. Ferner sollen in einem nahegelegenen See viele Pfähle stecken, so dass möglichenfalls Pfahlbauten dort zu vermuthen wären. Herr Virchow, welcher eine ganze Kiste voll zerbrochener Thonsachen von jener Fundstätte erhalten hat, bemerkt, dass das Gräberfeld von Zarnikow nach der Beschaffenheit des Geräthes dem von ihm näher beschriebenen Laneitzer Typus angehört, und bedauert das Fehlen von Beigaben. Man sollte nach sonstigen Erfahrungen Bronze erwarten. Wenn vor der von Herrn Noack vorgenommenen Untersuchung angeblich Eisengeräth in den Urnen gefunden sein sollte, so sei dies möglich, wahrscheinlich aber neben dem Eisen auch Bronze vorhanden gewesen. — Die königliche Direction der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn übersendet nebst einem Berichte des Eisenbahnbaumeisters Herrn Grossmann zu Sorau eine Kiste mit 30 Urnen und Urnenstücken, herstammend von zwei Urnenplätzen bei Reinswalde und Göllschau in der Niederlausitz. Dieselben wurden 1873 bei Erdarbeiten theils 1, theils nur 0,25 Meter tief im losen Sande ohne bemerkbare Steinanhäufung gefunden. Herr Virchow bemerkt, dass die Gefässe sich dem Lausitzer Typus genau anschliessen. Es finden sich darunter Buckelurnen und namentlich bemerkenswerth sind ein becherförmiges Gefäss und eine schwarze schön geglättete Schale, welche wie ein moderner Leuchter in der Mitte mit einer aufsteigenden conischen Säule besetzt ist. — Herr Virchow zeigt zwei Steingeräthe aus einer Höhle bei Dondon im Nordwesten von Haiti vor, welche ihm durch Herrn Dr. Bansen überbracht worden. Es ist ein schön polirtes Steinbeil aus bräunlichem Hornstein und ein Idol, aus grobem Thoneisenstein gefertigt, welches, wenn auch in der Mundpartie schnauzenartig vorragend, doch die Nachbildung eines Mannes nicht verkennen lässt. Es erinnert an früher schon durch Herrn v. Krug beschriebene Thonbilder von Puerto Rico, namentlich von der Westküste der Insel, wo sich an den Wänden der Höhlen zahlreiche Basreliefs finden. Es wäre möglich, dass auch in der Höhle von Dondon sich dergleichen vorfänden, zumal die grosse Zahl der Felsenbilder im Norden von Südamerika seit Humboldt ja bekannt sei. Dieselben würden für das Fortschreiten der Cariben von Insel zu Insel vom Festlande bis nach Hispaniola (Waitz III, S. 350) als Beweis dienen können, jedoch müsse man, ehe man diese Möglichkeit annähme, noch zuvor Genaueres über die Wandbilder in den Höhlen der Antillen erfahren.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. April 1874.

Der Vorsitzende, Herr Virchow, macht die betrübende Mittheilung von dem Tode des Photographen C. Dammann in Hamburg. Das von demselben begonnene photographische Prachtwerk: Anthropologisch-ethnologisches Album wird von dem Bruder des Verstorbenen, Herrn Fr. Dammann, unter Leitung der Gesellschaft fortgesetzt werden. Interessantes Material liegt genügend vor. Alsdann verliest derselbe ein Schreiben des Herrn Dr. Hans Hildebrand zu Stockholm, über die Kartirung der antiquarischen Funde in Schweden. Im Zusammenhang mit der geologischen Untersuchung Schwedens werden in Folge eines Vorschlags der königl. Akademie der Alterthumskunde zu Stockholm die Alterthümer verzeichnet und in die geologischen Karten aufgenommen. Die dafür verwandten Zeichen geben nur die Art der Alterthümer an, eine Zeitbestimmung wird nicht versucht. Da für die Geologen das Aufsuchen der Alterthümer nur ein Nebengeschäft ist, so hat die genannte Akademie von der Regierung noch jährlich eine Summe zur Verfügung bekommen, welche in Stipendien vertheilt wird. Jeder Stipendiat hat einen bestimmten Bezirk zu durchwandern, eine archäologische Beschreibung zu verfassen, die Alterthümer in einer Karte aufzuzeichnen etc. Ausserdem haben die beiden Amanuensen der Akademie, die zugleich Conservatoren des archäologischen Museums sind, die Verpflichtung, jeder den halben Sommer sich mit archäologischen Untersuchungen auf dem Lande zu beschäftigen. Die Vorarbeiten sind so weit gediehen, dass der Anfang zu einer archäologischen Beschreibung des ganzen Landes gemacht ist. — Hierzu bemerkt der Vorsitzende, dass auch in Deutschland die Kartirung lebhafter betrieben werde und dass hoffentlich bereits auf der im September zu Dresden tagenden Generalversammlung über mehrere Bezirke vollständige Vorlagen gemacht werden dürften. Hierauf werden noch andere briefliche Mittheilungen des Herrn Hildebrand an den Vorsitzenden verlesen über prähistorische Menschenopfer und Cannibalismus in Schweden. Die Beweise für letzteren während der Steinzeit findet derselbe wenig überzeugend. Für Menschenopfer dagegen während der Erzzeit glaubt er in Schweden Beweise gefunden zu haben. In einem Grabe der Erzzeit zu Füssen des Skelets eines gichtkranken Mannes fand er das gebogene

Gerippe eines Kindes. In einem zweiten Grabe derselben Gegend war ebenfalls ein Kindesgerippe zu Füssen eines erwachsenen Individuums placirt. Ebenso fand man in einem dritten Grabe derselben Gegend, im nordöstlichen Schweden, ebenfalls aus der Erzzeit, Aehnliches. Der Beerdigte lag nämlich in einer scheinbar gut erbauten Steinkiste auf dem Rücken ausgestreckt. Um seine Füsse waren einige Skelete in hockender Stellung placirt.

Herr Dr. Sachs in Cairo macht eine Mittheilung über die von dem Afrikareisenden Miani aus dem Monbuttu-Lande mitgebrachten Pygmäen vom Akka-Stamme. Dieselben wurden als seine Adoptivsöhne mit seinem übrigen Nachlass der geographischen Gesellschaft in Rom vermacht. Beide Burschen machen den Eindruck ganz entschiedener Zwerge, die, ohne auch nur einen Augenblick ihre Jugend zu verleugnen, fast durchweg, namentlich in den Gliedmaassen viel kleinere Dimensionen aufweisen als die Altersgenossen normaler Racen. Bei den ganz unzuverlässigen Angaben, die man von dem ihnen zur Begleitung mitgegebenen Negersoldaten (aus Chartum) erhält, ist man bei der Altersbestimmung nur auf einige empirisch werthvolle Zeichen angewiesen. Timbo, wenig über 15 Jahre alt, misst 1·12 Meter, und Charallah, nicht unter 10, sicher nicht über 12 Jahre alt, 1·00 Meter. Sie sind beide von hellkaffeebrauner — Café au lait — Farbe. Die Haut ist sehr geschmeidig und glatt, das Haupthaar stark und gekräuselt, die Augen gross und dunkel, die Nase breit und platt, der Mund breit, der Gesichtsausdruck intelligent. Den auffallendsten Eindruck beim ersten Anblick machen bei Beiden der verhältnissmässig sehr grosse Kopf, die kleinen Hände und Füsse und der colossale Hängebauch. Von Charallah sind nähere Maassangaben beigefügt. Dr. Berendt in New-York übersendet eine Anzahl von Photographien zur amerikanischen Ethnologie und Archäologie (zum Theil auf Taf. VII und VIII der Zeitschrift f. Ethnologie wiedergegeben). Dieselben stellen Folgendes dar: 1) die Aufzeichnung eines Gesanges der Winnebago-Indianer in Wisconsin (Text). Ein ähnliches, auf Baumrinde gemalt, findet sich in der Sammlung der historischen Gesellschaft zu New-York. 2) Photographie einer Choctaw-Indianerin. 3) Eine Gruppe von Aeltesten der „Six-Nations" auf ihrer Reservation in Canada, im Begriffe an der Hand der von ihren Vorfahren in der ihnen eigenthümlichen Bilderschrift zum Theil vor 400 bis 500 Jahren gemachten Aufzeichnungen die Hauptereignisse aus ihrer Geschichte zu recapituliren. 4) Zwei photographische Ansichten von einer auf der Insel Cozumel ausgegrabenen Gesichtsvase, aus grobkörnigem braunem Thon, 14 Zoll hoch (Maya-Indianer). 5) Zwei photographische Ansichten einer bei Orizaba (Mexico) gefundenen Thonfigur, 8 Zoll hoch, aus sehr feinem Material von rother Farbe, übergeben unter dem Namen „Tlaca-tecolotl" Mensch-Uhu. Die Figur trägt eine doppelte Maske, einen Uhukopf über dem eines Tigers. Ueber die Bedeutung dieser bekannten und vielfach aufgefundenen kleinen Thonfiguren streiten die Gelehrten noch: Ob Götzen, Penaten, Spielzeug für Kinder (wegen der häufig angebrachten Pfeifen und Klappervorrichtungen) oder Portraits, persönliche Erinnerungen (wegen des in einer Gegend Tabascos bei allen Figürchen vorkommenden scharf individualisirten Gesichtsausdruckes in Verbindung mit Andeutungen auf körperliche Deformitäten und Krankheiten). Vielleicht haben die Vertreter dieser verschiedenen Ansichten Alle Recht, insofern diese Figürchen in dem einen Falle dem einen, im anderen Falle dem anderen Zwecke dienten. Sie kommen sowohl im Bereiche der Nahuatl-Stämme (Mexicaner u. s. w.) als in dem der Maya-Familie (Yucatan, Chiapas, Tabasco, Guatemala), bei Nachbarvölkern, welche mit beiden keinerlei Sprachverwandtschaft haben und weit nach Centralamerika hinein vor, ohne auffallende und charakteristische Verschiedenheiten zu zeigen. Hauptsächlich durch gewisse Eigenheiten der technischen Ausführung sind Kenner oft im Stande, den Fundort einer ihnen vorgelegten Figur anzugeben. 6) Stereoskopische Ansicht einer gegossenen Silbergruppe, einem peruanischen Grabe entnommen: ein Indianer ist damit beschäftigt, einen Affen über freiem Feuer zu braten. Meistens sind die Darstellungen dieser Art obscönen Genres. — Herr Kopernicki zu Krakau macht brieflich einige Mittheilungen über die Golden und ihre Nachbarstämme. Der Name „Rothhaarige", den die Chinesen den Orotschonen gäben, sei ungegründet, da selbe gleich anderen Mongolen schwarzes Haar hätten. A. Giller, der einige Zeit unter den Orotschonen am rechten Ufer des Schylka weilte, beschreibe dieselben folgendermaassen: Die Orotschonen sind hässlich, von kleinem, seltener mittlerem Wuchse, mit rundem Kopfe, niedriger Stirn, brauner Gesichtsfarbe, kleinen, schiefen, dunkelbraunen oder schwarzen Augen, schütteren Augenbrauen, grossem Gesichte mit vorstehenden Backenknochen, flacher Nase, schwarzem, ungekämmtem, durch Staub und Schmutz in lange, herabhängende Zotten zusammengeklebtem Haar; Haarwuchs sparsam. Giller's Werk enthält mitunter sehr interessante ethnographische Daten über die Orotschonen. — Herr Virchow macht alsdann darauf aufmerksam, anknüpfend an die in Heft 5, Band XVIII der Mitth. der anthrop. Ges. zu Zürich von Prof. Heim gegebene Beschreibung und Abbildung eines Renthiergeweihes mit eingeritzten Thierzeichnungen, in der Höhle bei Thaingen in der Nähe von Schaffhausen gefunden, dass nunmehr die Zweifel

an den südfranzösischen Funden wohl verstummen würden und dass es nicht mehr beanstandet werden könne, eine von den Pyrenäen bis zum Bodensee sich erstreckende prähistorische Bevölkerung von gleichartiger Cultur zuzulassen. — Herr Bastian spricht über eingegangene Photographien von Gabunnegern, Choctaws, Singalesen und Bewohnern Adens; desgleichen über solche von Alterthümern aus Neu-Granada, welche der Freundlichkeit des Herrn Dr. Schuhmacher daselbst zu danken sind.

An den Vorsitzenden ist ein Brief eingegangen von Herrn José Melgar y Serrano, d. d. Vera Cruz d. 15. December 1873, mexicanische Alterthümer betreffend und von einigen über dieselben Gegenstände handelnden von demselben Herrn verfassten Schriften begleitet. Herr Melgar glaubt, dass in Europa die Daten noch nicht genügend bekannt seien, welche sich für vorhistorische Studien in den Manuscripten und Monumenten seines Vaterlandes auffinden liessen. 1) Der colossale Kopf von Hueyapam, welcher etwa 1860 bei Ausholzung eines Terrains behufs Maisanpflanzung in der Nähe von San Andres Tuxtla im Staate Vera Cruz in der Erde gefunden wurde und zwei Ellen in der Höhe miest bei entsprechendem Umfange, soll mit ausgezeichneter Kunst in Granit ausgearbeitet sein und äthiopischen Typus zeigen. Derselbe soll beweisen, dass in fernen Zeiten dort eine von der aztekischen sehr verschiedene Menschenrace existirte. 2) Einige in Palenque aufgefundene Medaillen sollen beweisen, dass die Gründer jener Stadt den astronomischen Mythus des Hercules ingeniculus kannten, welcher das Herbstäquinoctium bezeichnet. Es sind dies nach dem Berichte, welchen Herr Bastian über diese Schrift veranstaltet, Darstellungen eines Adlers, der eine Schlange im Schnabel trägt. 3) Das kosmogonische Ei, mit den zwei Gesichtern, dass beide Continente in Beziehung gestanden hätten, da sich dieselben kosmogonischen Mythen vorfänden. Unter verschiedentlichen Citationen aus Dupuis: „Origine de tous les cultes“ wird in der betreffenden Abhandlung auf angeblich phönicische Reminiscenzen in Palenque und anderen in Yucatan gegründeten Städten hingewiesen. Dazu werden die Abbildungen zweier Idole gegeben, von denen das eine zwei vereinigte Symbole (das kosmogonische Ei: Symbol der Schöpfung, und die zwei Gesichter: Symbol der Zeugung), das andere die Schöpfung im zerbrochenen Ei darstelle, im Anschluss an indische, ägyptische, griechische, japanesische und andere Kosmogonien. Dasselbe soll 4) durch das Tau am Altar in Palenque bewiesen werden. Die Abhandlung schliesst mit Nachträgen, welche die in den Ueberlieferungen des pueblo Tzendal, einer noch heute in Chiapas existirenden Bevölkerung enthaltenen Andeutung vorhistorischer Einwanderungen behandelt, in denen sich der Verfasser ebenso, wie in seinen übrigen Ausführungen nicht immer frei von sehr gewagten Conjecturen gehalten hat. — Darauf legte Herr von Dücker aus Bückeburg die griechischen Alterthümer vor, über welche er auf dem Congresse zu Brüssel 1872 gesprochen hat. Es waren vorzugsweise keilförmige polirte Steinäxte von kleiner zierlicher Form aus Gneis, Diorit, Kieselschiefer und Eisenkiesel. Die Fundorte waren Attika und Euboea. Ausserdem befand sich in der Sammlung eine grössere Anzahl von feinen Obsidiansplittern nebst entsprechenden 3 bis 4 Ctm. langen Kernen dieses Minerals. Herr von Dücker erwähnte besonders, dass solche Stücke in den verschiedensten Gegenden Griechenlands gefunden wurden, während der Obsidian an natürlicher Fundstelle nur auf einigen Inseln in der Nachbarschaft von Santorin vorkomme; dieses Material müsse demnach zu einer Zeit, von welcher die classischen Schriftsteller aber schon nichts mehr erwähnten, von den Bewohnern Griechenlands sehr geschätzt gewesen sein. Endlich zeigte derselbe auf eine grössere Anzahl von Bruchstücken fossiler Knochen aus Pikermi, welche höchst eigenthümliche alte Brüche und Eindrücke erkennen liessen. Dieselben sollen von Menschenhand zerschlagen sein. — Alsdann sprach Herr Steinthal über die Völker und Sprachen des grossen Oceans. Gestützt auf Semper habe Friedrich Müller in seiner Ethnologie die Ansicht durchgeführt, wonach auf jener Inselwelt (abgesehen von Australien mit seiner ihm eigenen Bevölkerung) nur zwei Menschenracen anzunehmen wären, welche theils rein, theils mit einander gemischt erschienen; nämlich die hellere malaysche Race mit gelber Hautfarbe und schlichtem Haar und die dunkele Papuarace mit schwarzbrauner oder schwarzer Hautfarbe und krausem Haar. Diese Ansicht sei zwar noch nicht fest begründet, aber der Gerland's, der ausser der malaiyschen und papuanischen Race noch eine besondere melanesische und mikronesische annehme, vorzuziehen. Der Vortragende erläutert darauf die Unterschiede zwischen Mischvolk, Mischsprache und der mechanischen Mengung verschiedener Elemente in Völkern und Sprachen und die Bedeutung sogenannter Mittelformen in Bezug auf die Erklärung verwandter Formen, in wiefern letztere als Stammformen und die Mittelform als secundäre Mischform, oder umgekehrt, die verwandten Formen als aus der Mittelform, ihrer gemeinschaftlichen Stammform, hervorgegangen zu betrachten seien. Die Mischungsverhältnisse der Völker seien nach Müller folgende: Auf den Sundainseln und den Philippinen seien die Bevölkerungen der beiden Racen getrennt und rein. Auf Neu-Guinea seien nur reine Papuas. Die Carolineninseln (Mikronesien) und Melanesien seien

die eigentlichen Sitze der Mischung. In Polynesien sei der malayische Typus nicht ohne bedeutende papuanische Mischung geblieben. Hiernach seien drei Sprachverhältnisse zu erwarten entsprechend der Sonderung beider Sprachen im Westen, der geringeren Mischung im Osten und der starken Mischung in der Mitte. Nach der Ansicht des Vortragenden entspreche das Sprachenverhältniss dem physischen als nicht genau, ohne ihm aber geradezu zu widersprechen. W. v. Humboldt und Buschmann hätten innerhalb des malayisch-polynesischen Sprachstammes drei Gruppen unterschieden: die malayo-javanische, die tagalische und die polynesische Gruppe. Diese dritte Gruppe, von den beiden ersten durch zwischenliegende Inselgruppen getrennt, stehe zu ihnen auch sprachlich nicht in so enger Verwandtschaft wie jene beiden untereinander. Die Sprachen der Polynesen zeigten zwar immer noch wesentlich malayische Form, aber doch unter so bedeutenden Besonderheiten, dass sie einer eigenen Darstellung bedürften. Es seien noch die Negritos auf den Philippinen, welche reine Papuas, und die Mikronesier und Melanesier, welche Mischvölker sein sollten, zu betrachten. Die Kenntniss der betreffenden Sprachen sei aber mindestens ebenso mangelhaft oder wohl noch mangelhafter als die physische und psychische Kenntniss jener Völker. Hinsichtlich der Melanesier müsse der Vortragende gegenüber der Ansicht Müller's der von der Gabelentz' zustimmen, dass jene Sprachen einen eigenen Stamm bildeten. Die Mikronesier stelle Müller mit den Polynesiern zusammen. Von ihrer Sprache, ebenso von den Negrito-Sprachen sei bis dahin nichts bekannt gewesen. Auch Gerland begehe einen Fehler, wenn er nicht nur Melanesien und Australien zu einer Abtheilung zusammenfasse, sondern dann auch bei der genaueren Gruppirung Melanesien und Neu-Guinea mit den anliegenden Inseln nicht von einander trenne. Es seien nun kürzlich Vocabulare der Negrito-Sprachen nach Europa gelangt. 1) Durch Herrn Dr. A. B. Meyer ein Wortverzeichniss des Tiruray-Dialekts von Mindanao, das eines anderen Dialekts ebendaher, und ein drittes der Suln- oder Solog-Sprache. Ausser diesen noch einige planlos gesammelte Vocabulare von Negrito-Dialekten und dem Papua-Dialekte in der Gegend der Astrolabe-Bay. Einige ausgezeichnete Vocabulare von Negrito-Dialekten und von der Sprache auf den Palau-Inseln verdanke der Vortragende Herrn Semper. So gewiss nun die Zusammengehörigkeit der malayisch-polynesischen Sprachen zu einem Stamme sei, so sicher seien die Sprachen der anderen Völkerschaften, Negritos, Mikronesen, Melanesen und Papuas von ihnen durchaus zu trennen. Sie seien ihnen stammhaft durchaus fremd, wenn auch eine lexicalische Mischung nicht überall ausgeschlossen werden könne. Dagegen sei der Wortschatz bei den anderen dunkelen Stämmen ziemlich stark und bei allen ziemlich gleichmässig mit malayisch-polynesischen Elementen gemischt, die Mischung jener Sprachen sei einer Blutsmischung entsprungen mit einem Volke malayischen Stammes, das vielleicht schon vor Jahrtausenden in den Mischungen zu Grunde gegangen sei. Ebenso wenig bestehe eine Verwandtschaft des Wortschatzes der Sprachen der Negritos, der Mikro- und Melanesen mit dem Papuanischen. Dieselben zeigten untereinander aber auch keine Verwandtschaft. Nur ein sprachlicher Zug gehe durch jene Sprachen, der sie ebenso sehr untereinander verbinde als er sie vom malayischen Stamme trenne. Dies sei das Accentuiren der letzten Silbe. Der Vortragende kommt dann noch einmal auf die Mischung der Völker zurück und zeigt, dass für Gattungsbegriffe und abstracte Begriffe häufiger die betreffenden Bezeichnungen aus fremden Sprachen entlehnt werden und dass ebenso von den Völkern, welche sich eines primitiven Zahlensystems, z. B. des quinären, bedienen, der Bequemlichkeit halber statt der gehäuften Zusammensetzungen für höhere Zahlen bei den über das ursprüngliche System hinausgehenden Zahlen mit Vorliebe fremde Zahlworte gebraucht werden. Herr Virchow bemerkt dazu Folgendes. Die überaus dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Steinthal seien vor der Hand etwas schwierig mit den Ergebnissen der physischen Anthropologie in Einklang zu bringen. Obwohl die übereinstimmenden Angaben aller neueren Forscher eine gewisse Mannigfaltigkeit der Typen unter den Papuas von Neu-Guinea lehren, welche auf alte Mischung der Racen hindeuten, so lassen sich die Papuas doch bis jetzt weder mit den Negritos und Mincopies, noch mit den Australiern in Uebereinstimmung bringen. Sollte es auch gelingen, in der mikronesischen Bevölkerung sowohl papuanische als auch Negritobeimischungen nachzuweisen, was einige Wahrscheinlichkeit für sich habe, so würde daraus doch noch nichts für eine Verwandtschaft der Negritos und Papuas unter einander folgen. Vom linguistischen Standpunkte aus habe es nämlich Herr Bleek versucht, die Australier des Südens in eine nahe Beziehung zu der Dravidischen Bevölkerung des südlichen Hindustan zu bringen. Sollte sich dies bestätigen, so würden die Papuas als eine spätere Einschiebung zu betrachten sein, da eine Verbindung zwischen Australien und Indien nur über Neu-Guinea gedacht werden könne. Indess wäre vom physischen Standpunkte aus eine solche Verbindung vorläufig ebenso schwer begreiflich, da man sich bis jetzt weit mehr dahin neigen müsse, die Dravidier den Negritos anzunähern, als den Australiern, welche ihrerseits die grössten Unterschiede von den Negritos (Aëtas) darböten. — Schliesslich theilt der Vorsitzende ein Schreiben

des Herrn Zannoni, des sehr verdienten Leiters der Ausgrabungen in der Certosa von Bologna mit, worin derselbe eine grössere Publication, betitelt: Gli scavi della Certosa di Bologna, als im Erscheinen begriffen ankündigt. Es wird zu zahlreicher Betheiligung an der Subscription aufgefordert.

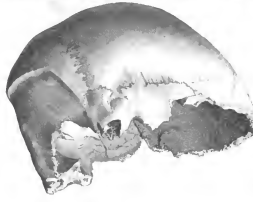
Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ein merkwürdiger Fund.

Von Prof. Dr. Chr. Aeby.

Unter den schweizerischen Pfahlbauten gehören diejenigen des Bieler Sees mit zu den bedeutendsten. Sie liegen, seitdem der Wasserspiegel in Folge der Juragewässercorrection gesunken, fast ganz auf dem Trocknen. Ihre Durchforschung ist seit beiläufig 2 Jahren als Staatssache erklärt und unter die Leitung des Bergingenieurs Herrn Edmund v. Fellenberg gestellt worden. Derselbe veranlasste zunächst die Ausgrabung der schon früher von Privaten bearbeiteten Bronzestation Morigen, am rechtseitigen Seeufer gegenüber der Petersinsel und hält noch reiche Nachlese. Später ging er auf das linksufrige Schafis oder Chavannes zwischen den Ortschaften Ligerz und Neuenstadt über. Letzteres hat die ihm zugewandte Aufmerksamkeit unerwartet reichlich gelohnt und Resultate geliefert, die um so werthvoller sind, als die ganze Station sich noch in völlig unversehrtem Zustande befand und offenbar seit ihrer Verödung weder von den Elementen noch von Menschenhand eine wesentliche Störung erfahren hatte. Ein flacher, theilweise dicht mit Schilf bewachsener Schlammgrund birgt ihre Trümmer in seinem Schoosse und lässt nur die vermorschten Köpfe der Pfahlreihen hervortreten. Vor der Regulirung des Seeabflusses stand das Wasser mehrere Fuss tief über ihm. Einzelne oberflächlich liegende Knochen und Artefacte wurden schon damals aufgenommen. Angestellte Versuche, mit Hacken in den Schlamm einzudringen, scheiterten jedoch an den dicht verfilzten Wurzeln der vorhandenen Wasserpflanzen. Sie wurden deshalb bald aufgegeben, zumal die Meinung eine ziemlich verbreitete war, dass da doch nicht viel zu holen sei. Die trocken gelegte Station verhält sich nun freilich ganz anders und ihre planmässige Durchwühlung stösst um so weniger auf Schwierigkeiten als die Culturschicht durchweg von einer im Mittel nur ungefähr ½ Fuss dicken Schlammschicht überdeckt wird.

Die Ergebnisse der Ausgrabung verweist die Station von Schafis in die früheste Steinperiode. Keine Spur von Metallen, dagegen zahlreiche Waffen: Geräthe aller Art aus Stein, Holz, Knochen und Hirschgeweih. Besonders werthvoll sind eine Anzahl von Messern, Beilen und Pfeilspitzen in der ursprünglichen Fassung. Das gefundene Töpfergeschirr übertrifft an Rohheit und primitiver Gestalt alles bisher Dagewesene. Aus den zahlreichen thierischen Ueberresten hat eine oberflächliche Durchsicht solche vom Wild- und Torfschwein, Hirsch, Elenn, Bär, Dachs, Torfhund, Torfkuh und Ziege erkennen lassen. Der Mensch ist wie in allen Pfahlbauten nur spärlich vertreten. Ein Oberschenkel und das Bruchstück eines jugendlichen Stirnbeins liefert nebst dem Schädeldache eines Erwachsenen die ganze Ausbeute. Dieselbe ist nichtsdestoweniger geeignet, ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch zu nehmen, ergibt sich doch das Schädeldach bei näherem Zusehen als ein von Menschenhand bearbeitetes und künstlich zu einer Schale hergerichtetes.



Auf die Raceneigenthümlichkeit des benutzten Schädels will ich, als für die Natur des gefertigten Geräthes nur von untergeordnetem Belange, hier nicht näher eintreten und mich darauf beschränken, sie als mit denjenigen der sonst noch gefundenen Pfahlbautenschädel, welche ich bei anderer Gelegenheit zu besprechen gedenke, durchaus übereinstimmend zu bezeichnen. Er entstammt zweifelsohne einem Erwachsenen. Die Nähte sind innen fast ganz verstrichen, aussen noch deutlich vorhanden. Die äussere Oberfläche ist glatt und regelmässig gewölbt, die Zeichnung ihrer Muskellinien scharf, doch von mässiger Stärke. Hinterhauptshöcker und Zitzenfortsätze sind schwach ausgebildet. Die innere Oberfläche besitzt entlang der Mittellinie die Spuren Pacchionischer Granulation,

seitlich ein auffällig reiches Netz tief eingeschnittener Arterienfurchen. Das Stirnbein misst in der Mitte 8, das Scheitelbein 7 Mm. an Dicke. Der Längsdurchmesser des Schädels misst in der Richtung von den Stirnhöckern zum Hinterhauptshöcker 172 Mm., der Querdurchmesser an der Stelle der grössten Breite 138, zwischen den Aussenflächen der Zitzenfortsätze 126 Mm. Den Horizontalumfang habe ich in der Ebene des gemessenen Längsdurchmessers auf 502 Mm., den Querumfang zwischen den äusseren Gehöröffnungen über dem Scheitel hinweg auf 307 Mm. bestimmt. Der Sagittalumfang lässt sich nicht unmittelbar nachweisen, da ein Theil des Stirnbeins fehlt. Von der Mitte der Kranznaht zum hinteren Rande des Hinterhauptsloches beträgt er 241 Mm. Auf Grund dieser Befunde glaube ich den Schädel mit Sicherheit als einen weiblichen ansprechen zu dürfen. Ein solcher von genau denselben Dimensionen aus der hiesigen Sammlung fasst 1234 Cubikctm., eine Grösse, die sowohl hinter dem von mir bestimmten weiblichen Mittel von 1313 (1192 bis 1464) Cubikctm., als auch hinter dem Minimum des männlichen Schädels mit einem Mittel von 1483 (1293 bis 1724) zurückbleibt.

Fassen wir nunmehr das aus dem Schädel erstellte Geräth selbst ins Auge. Dasselbe ist bis auf eine kleine, bei der Ausgrabung von dem Spaten oberflächlich abgeschnittene Stelle links von der Scheitelnaht gänzlich unversehrt und namentlich haben die Ränder nicht die geringste Beschädigung erfahren. Es umfasst den oberen Theil des Hirnschädels, hinten bis zum Schuppenrande des Hinterhauptloches, vorn bis zur Gegend der Stirnhöcker. Die vordere Randhälfte (257 Mm.) ist nahezu geradlinig, senkrecht zur Oberfläche und in der Richtung des grössten Schädelumfangs abgesprengt. Sie beginnt rechts am höchsten Punkte der Schläfennaht und geht nach vorn durch die Stirnhöcker, jedoch nicht ganz horizontal, sondern, offenbar durch die Ungeschicklichkeit des Arbeiters, nach links etwas aufsteigend. In Folge davon endet sie hier etwa 20 Mm. zu hoch und ihr Anschluss an die Schläfennaht erfolgt in plötzlicher, fast rechtwinkliger Richtung. Rechtsseitig sind die Meisselschläge, durch welche die Absprengung bewirkt wurde, noch deutlich sichtbar, indem sie statt genau in einander fortzulaufen, stufenförmige Absätze von 3 bis 5 Mm. Höhe zurückgelassen haben. Links ist dieses Verhältniss etwas verwischt, offenbar in Folge von Benagung durch einen Fleischfresser, dessen Zahnspuren in unzweideutigster Weise sich erhalten haben. Die hintere Schalenhälfte trägt einen völlig anderen Charakter. Der Rand ist zwar auch hier beiderseits symmetrisch zugerichtet, doch nur im Groben zugeschlagen. Auch verfolgt er nicht die Richtung der vorderen Hälfte, sondern er biegt durch die Schläfenschuppen nach unten zur Höhe der Jochbogenwurzel um, und geht dann über den äusseren Gehörgang hinweg durch das obere Ende der Zitzenfortsätze um die Hinterhauptsschuppe zum hinteren Umfange des Hinterhauptsloches. Von letzterem sind ungefähr 35 Mm. erhalten. Offenbar ist dieses über der vorderen Schalenwand vortretende Hinterhauptsstück als Griff berechnet und es lässt sich auch in der That die Schale, wenn der Daumen in die Bucht des Hinterhauptsloches, die übrige Hand an die Wölbung des Hinterhauptes gelegt wird, mit voller Sicherheit und Leichtigkeit handhaben. Ich füge hinzu, dass ihre grösste Tiefe senkrecht zur Randebene ihrer vorderen Hälfte 70 Mm. beträgt. Sie fasst, bis nahe an den Rand gefüllt, 750 Cubikctm.

Auch abgesehen von den noch vorhandenen Meisselspuren gestattete schon die Regelmässigkeit der ganzen Bildung keinen Zweifel darüber, dass wir es in ihr nicht mit dem Erzeugnisse eines blinden Zufalles, sondern mit einem überdachten Werke von Menschenhand, zum Schöpfen wie zum Trinken in gleicher Weise geeignet, zu thun haben. Was aber vermochte den Verfertiger zur Wahl eines so ungewöhnlichen Materials? trieb ihn blosse Laune oder bestimmten ihn tiefere Beweggründe? Eine sichere Antwort lässt sich vorläufig hierauf nicht geben. Vielleicht geben künftige Funde Aufschluss. Immerhin darf daran erinnert werden, dass die Sitte, Menschenschädel zu Trinkgeschirren zu gestalten, von verschiedenen Völkerschaften gemeldet wird *).

Ich schliesse mit der Bemerkung, dass die geschilderte Schale der an sonstigen Pfahlbauüberresten bereits ausserordentlich reichen antiquarischen Sammlung des städtischen Museums in Bern zur Aufbewahrung übergeben worden ist.

*) Von den Scythen berichtet es Herodot IV, 65.

Verzeichniss der seit September 1873 neu eingetretenen Mitglieder.

(Fortsetzung, siehe Nro. 11, S. 88.)

Danziger Verein.

Bajohr, Oberpostcommissarius.
Beyer, C., Warschau.
Kelp, Dr., Obermedicinalrath, Oldenburg.
v. Ketelhodt, Freiherr, Landrath, Deutsch-Crone.
Steffens, Gutsbesitzer, Johannesthal.
Zywietz, Besitzer, Oliva.

Anthropologische Gesellschaft in Würtemberg.

Aich, Max, Kaufmann.
Goez, Hermann, Kaufmann.
Hofmann, Dr.
Hofmann, Hugo, Hofstuccateur.
Kapff, H., Dr.
Knüttel, S.
Kober, Apotheker, Nagold.
Reihlen, Moritz, Apotheker.
Rosenfeld, Gust., Dr. med.
Schmidt, O., Dr.
Schnabel, Hermann, Banquier.
Stumpf, Franz, Finanzassessor.
Veiel, Theod., Dr., Canstatt.
Wolf, A., Dr.

Wiener Gruppe.

v. Andrian-Werburg, Ferdinand, Freiherr.
v. Arneth, Franz Hector, Ritter, Doctor.
Eitelberger von Edelberg, Rudolf, Dr., Hofrath, Director des Kunstmuseums.
Fleischel, Ernst, Dr., Docent.
Fötterle, Franz, k. k. Bergrath, erster Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt.
v. Hauer, Franz, Ritter, Hofrath, Director der geologischen Reichsanstalt.
Maresch, Max, Dr., Primararzt in der Landesirrenanstalt.
Obersteiner Heinrich, Dr., Docent.
Stern, Leopold, Consul.
Wahrmann, Sigmund, Dr., Secretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft.
Woldrich Joh. Nepom., Dr., Gymnasialprofessor

Elberfelder Gruppe.

Berger, Dr., prakt. Arzt, Elberfeld.
Böddiker, Dr., prakt. Arzt, Iserlohn.
Schütte, Dr., Kreisphysicus, Iserlohn.

Weissenfelser Gruppe.

Bethe, Seminardirector.
Bischof, Bergrath.
v. Borries, Oberst a. D.
Brömme, Grubenbesitzer.
Cuno, Dr. med.
Eckardt, Rittergutsbesitzer in Weban.
Eichapfel, Dr. med.
Eichner, Dr. med.
Finsterwalder, Zimmermeister in Hohenmölsen.
Graef, Apotheker.
Grotowsky, Dr., in Köpsen.
v. Gündell, Oberstlieutenant.
Hachtmann, Dr.
Heidelberg, Kreisbaumeister.
Henkmann, Kaufmann.
Hötzel, Gutsbesitzer in Rössuln.
Immisch, Stadtälteste.
Irmer, Maurermeister.
Joachim, Oberpostsecretär.
Kell, L., Buchdruckereibesitzer.
Keller, Amtmann auf der Beuthe.
Köhler, Amtmann.
Kückenthal, Steuerinspector.
Kohlhardt, Dr., Stabsarzt. a. D.
Lautenschläger, Pastor in Prittitz.
Ludwig, Pastor in Langendorf bei Weissenfels.
Nieter, Dr., Stabsarzt.
Obstfelder, Oberlehrer.
Oettler, Brauereibesitzer.
Otto, Amtmann.
Pogge, Kreisrichter.
Prange, Buchhändler.
v. Rakowsky, Kreisrichter.
Richter, Landrath.
Rosalsky, Dr., Rector.
Rudolphi, Kaufmann.
Stahmann, Dr., Kreisphysicus.
Schmidt, Kaufmann.
Schumann, C. W.
Seehausen, Kreisrichter in Hohenmölsen.
Singer, Gutsbesitzer.
Siglenr, Buchhändler.
Souheur, Hauptmann.
Thalwitzer, Director in Weban.
Thiele, Hülfsrichter.
Warmann, Kaufmann.
Weicker, Dr., Oberlehrer.
Wilde, Justizrath.
Wolff, Kreiscassenrendant.

Isolirte Mitglieder.

Ackermann, H., Rentier, Dresden.
Adler, N., Consul aus Port Elisabeth, Cap der guten Hoffnung.
Arldt, Dr. med., Dresden, Löwenapotheke.
Arndt, Dr., Greifswald.
Behncke, P., Rentier, Kiel.
Bley, Carl, Apotheker, Dresden.
Von dem Borne, Gutsbesitzer, Wernenchen (Neumark).
v. Boseberg, Ida, Paris.
v. Brandt, Geh. Rath, Akademiker, Petersburg.
Duehreen, königl. Amtsrichter, Möllen (Lauenburg).
Droste, Dr., Letmathe.
Eisel, Robert, Gera.
Frenkel, Dr., Irrenarzt, Dessau.
Geinitz, B., Hofrath, Professor, Dr., Dresden.
Hartogh Heys van Zonteveen, Delfft, Holland.
Jerningham, von der königl. grossbritan. Gesandtschaft, in Darmstadt.
v. Kiesewetter, Geh. Reg.-Rath, Dresden.
Krantz, J., Bildhauer, Mannheim.
Krone, Hermann, Docent der Photographie, Dresden.
Lange, Lehrer, Oderberg in der Mark.
Löhmann, F. E., Baurath, Dresden.
Max, Gabr., Maler, in München.
Mehwald, Dr., Dresden.
Otto, F., Oberlehrer, Wiesbaden.
v. Pischke, Oberst, Dresden.
de la Poëze, Comtesse, Paris.
de la Poëze, Clotilde, Comtesse, Paris
Perrojo y Figueras, José del, Madrid.
Port, Kreissecretär und Kammerstenograph, Wiesbaden.
Rother, Hermann, Gera.

Schloenbach, A., Obersalineninspector, Salzgitter.
Schlütter, F., Privatus, Dresden.
Schmidl, Robert, Dr. phil., Gotha.
Stieda, L., Dr. med., Professor, Dorpat.
Schneider, Dr., approb. Arzt, Würzburg.
Schneider, Oscar, Dr., Oberlehrer, Dresden.
Schuster, O., Major, Dresden.
v. Stranwitz, Frau, Dresden.
v. Uexküll, Freiherr, Coburg.
Walig, Dr., Handschuchsheim bei Heidelberg.
Weilbrenner, Hugo, Kaufmann, Dresden.
Weissel, Ludw. F., Dr., Hof- und Gerichtsadvocat, Wien, I. Naglergasse 31.
Wiedemeister, Fr., Dr., Irrenarzt, Osnabrück.
Wiedersheim, R., Dr., Prosector am anatomischen Institut in Würzburg.
Wiesner, Dr., Geh. Reg.-Rath, Dresden.

Der internationale archäologische und anthropologische Congress in Stockholm.

In dem **Bericht über den „internationalen archäologischen und anthropologischen Congress zu Stockholm“** (Hamburg, J. Meissner. 1874) giebt uns Fräulein **J. Mestorf** in ihrer bekannten klaren und anmuthigen Schreibweise viel auf dem beschränkten Raum von dreiviertelhundert Seiten gross Octav. Einer kurzen Einleitung, welche das wachsende Interesse an archäologischer Forschung betont, die treffliche, dem Zweck entsprechende Rüstung der Schweden hervorhebt, und zeigt, wie man in diesem Lande bereits seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Nothwendigkeit der Alterthumsforschung Rechnung zu tragen bemüht war, folgt sofort die Darlegung dessen, was die Sitzungen Wissenswerthes brachten. Aus dem in wenigen aber scharfen Zügen Gebotenen entnimmt der Leser, wie die verschiedenen von dem Vorstande des Congresses gestellten Fragen behandelt wurden, wie sich gelegentlich über die Bildung neuer und die Fortdauer alter Racen eine lebhafte Debatte entspinnt und unter gespannter Aufmerksamkeit der Anwesenden geführt wird, wie auch sonst die Geister mehr oder weniger lebhaft auf einander platzen, und manche schneidige Reden mitunterlaufen. Aber auch an misslichen Zwischenfällen und misslungenen Erörterungen fehlt es nicht. So ist gleich bei der ersten Frage über die ältesten Spuren vom Dasein des Menschen in Schweden, der Referent, Prof. O. Torell, verhindert persönlich zu erscheinen und lässt nur durch den Generalsecretair das Wichtigste aus einer überschickten Abhandlung der Versammlung mittheilen. Hinsichtlich der dürftigen und stiefmütterlichen Behandlung der Frage bezüglich der nordischen Eisenzeit mag Verfasserin ihre Enttäuschung weder zurück- noch dem Leser vorenthalten, wie denn überhaupt das Ergebniss der abgehaltenen Sitzungen im Allgemeinen als ein nennenswerthes nicht bezeichnet werden kann.

Auf diesen Bericht, der etwas über die Hälfte des Raumes füllt, folgt die ansprechende Schilderung der Ausflüge und dessen, was überhaupt und wie es den Theilnehmern des Congresses geboten ward. Da wird wenig von dem, was die Zeitungen bereits lang und breit brachten, wiederholt und wo dies unumgänglich, ist es mit Tact und Geschick auf das Niveau prähistorischer Forschung reducirt, mit geschichtlichen Erinnerungen und zahlreichen äusserst kennzeichnenden Zügen bereichert. Die letzten 13 Seiten endlich enthalten Betrachtungen von allgemeinem Interesse. Die Missstände, welche bei der gang und gebe gewordenen Art die Congresse abzuhalten und namentlich durch das numerische Wachsen sich herausstellen, werden beleuchtet. Monstercongresse können den wahren Zweck nicht fördern, wohl aber das Bestehen des Congresses überhaupt möglicherweise gefährden, Vorschläge zur Reform sind daher am Platze und werden gemacht. Bei Gelegenheit der Erwähnung des Gewinnes, den bei Congressreisen das Studium der Sammlungen gewährt, kennzeichnet dann Verfasserin mit wenigen treffenden Strichen die nordischen Alterthumsmuseen Skandinaviens und verweilt schliesslich mit Vorliebe bei der Schilderung des von Dr. Hazelius geschaffenen und neuerdings in Stockholm aufgestellten „ethnographischen Museums“, welches das von den Archäologen erstrebte Culturbild der Vergangenheit durch Darstellung einer viel späteren Zeit abschliesst. Dort ist „das original-volksthümliche Material, welches die, alle Abstände, örtliche wie sociale, ebnende Gegenwart mit rascher Hand zu vertilgen sucht“, für die Völkergeschichte „gerettet“ und zum Theil in Glaskasten, zum Theil in lebensgrossen natürlich gruppirten Figuren und genau der Wirklichkeit nachgebildeten Decorationen in meisterhafter Weise aufgestellt. — Das mit Kritik eigenartig und anregend geschriebene Schriftchen kann Forschern wie Laien, die einen durchaus sachgemäss und doch nichts weniger als trocken und pedantisch, sondern lebendig und anschaulich abgefassten Bericht über die siebente Versammlung der Archäologen und Anthropologen zu lesen wünschen, aufs Angelegentlichste empfohlen werden.





Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

VI.

Jahrgang 1875

redigirt von

Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

München.
Druck von R. Oldenbourg.
1875.



INHALT.

Berichtigungen.

In Nr. 1 Seite 1 Spalte 2 Zeile 13 v. o. lies Dr. Bolau statt Dr. Bolan
„ 1 „ 1 „ 2 „ 15 v. u. „ Guanogötzen „ Guakogötzen
„ 1 „ 1 „ 2 „ 1 v. u. „ Adlernase „ Adlervase

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 1. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Januar 1875.**

Sitzungsberichte.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 9. Mai 1874.

Von Herrn Hans Hildebrand (Stockholm) ist ein Schreiben eingegangen über schwedische Felsenzeichnungen und Bronzezeit folgenden Inhalts. Herr Brunius, der mehrere Jahre die Restauration der Domkirche zu Lund leitete, ist der Ansicht, dass die Felsenzeichnungen mit Steinen eingerieben wären und deshalb vielleicht der Steinzeit angehörten. Ein norwegischer Bildhauer dagegen, unter dessen Leitung ein grosser Löwe in Granit ausgeführt wurde, hält die bei dieser Ausführung angewandte Technik, mit Holzhämmern die Oberfläche zu zerquetschen, die in Folge dieser Manipulation gebildeten Körner alsdann mit dem Hammer weiter zu behandeln und so durch Reibung auf den Stein einzuwirken, für die beste. Das Aussehen der Felsenzeichnungen würde der Annahme, dass dieselben auf diese Weise hergestellt wurden, nicht widersprechen. Brunius hat ein Werk mit 15 Tafeln über die Felsenzeichnungen veröffentlicht und Nordenskiöld will jetzt diejenigen Ostgothlands publiciren. Wir hoffen später ein Werk über unsere Felsenzeichnungen zu publiciren.

Hinsichtlich des Ausdrucks „nordische Erzcultur“ wird bemerkt, dass dabei nicht aus specifisch nordisch-skandinavischem Patriotismus nur an Südschweden, Südnorwegen und Dänemark gedacht wird, sondern dass auch an Norddeutschland von der Weichsel an bis gegen die Weser vielleicht sogar bis in Nordniederland hinein gedacht werde. Uebrigens sei die Zusammenstellung der verschiedenen Erzzeit-Provinzen, mit deren Skizzirung Herr Hildebrand eben beschäftigt sei, und deren Alter offenbar sehr verschieden sei, sehr interessant. In der letzten Lieferung von Madsen's Werke sei der Deckel eines Erzgefässes abgebildet, auf welchem eine an den Quadrigalenker auf den Münzen des makedonischen Philipp erinnernde menschliche Figur abgebildet sei. Es sei dies ein recht wichtiges Datum für die Spätzeit des Erzalters.

Herr Dr. Bolan in Hamburg berichtet ebenfalls brieflich über die in der Octobersitzung besprochenen peruanischen Guakogötzen, unter Beifügung einer Abschrift des den Götzen beigegebenen Certificats in deutscher Uebersetzung. An demselben Orte seien noch mehrere ähnliche Bildwerke gefunden, die leider verloren gegangen. Ob die mit denselben zusammen abgebildeten Gefässe demselben Fundorte angehörten sei sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlich stammten sie, wie andere auf derselben Photographie des Herrn Dammann dargestellte Gefässe, aus peruanischen Gräbern. Er habe bereits directe Schritte gethan, Näheres darüber zu erfahren, und werde dann weitere Mittheilungen machen. In Bezug auf die Gefässe sei noch zu erwähnen, dass der eine mit Mäanderlinie verzierte Krug nicht auf der Drehscheibe geformt, sondern aus zwei Stücken zusammengesetzt sei. Die beiden Doppelgefässe seien musikalische Instrumente, die durch ihre Bäuche mit einander communicirten. Der Ton sei etwa der einer Weidenpfeife. Sinnig sei die Verzierung mit einem Vogel resp. Vogelkopf. Zu demselben Geschenke gehörten noch einige andere ähnliche Gefässe. Hinsichtlich der erwähnten Adlervase

sei noch hinzuzufügen, dass dieselbe sich nur an dem grössten Holzbilde finde. Das kleinere habe eine Vase mit geradlinigem Rücken.

Herr **Westphal** hält hierauf unter Vorstellung mehrerer Aphasischen einen Vortrag über **Aphasie**. „Von dem Begriffe der Aphasie, wie er sich gegenwärtig entwickelt hat, lässt sich keine einfache Definition geben. Man versteht darunter einen Complex von Sprachstörungen und Störungen einzelner psychischer Vorgänge, die zu der Sprache in inniger Beziehung stehen. Studirt ist dieser Symptomencomplex vorzugsweise bei Patienten, welche an einer gewöhnlich schlagartig entstandenen Lähmung der rechten Körperhälfte (des rechten Armes und Beines und einzelner rechtsseitiger Gesichtsmuskeln) litten, einer Affection, welche erfahrungsgemäss und in Uebereinstimmung mit bekannten anatomischen Thatsachen auf eine Erkrankung gewisser Theile der linken Hirnhälfte zu beziehen ist. In diesen Fällen rechtsseitiger Lähmung pflegt die Erscheinung der Aphasie, wenn sie einmal vorhanden ist, sehr stark ausgesprochen zu sein und dauernder zu bestehen, so dass hier die Einzelheiten der Störung am besten studirt werden können. Allerdings kommen auch Fälle von andauernder Aphasie ohne alle Lähmung oder mit sehr unbedeutenden Lähmungserscheinungen, z. B. mit nur geringfügiger Lähmung der rechten Gesichts- oder Zungenhälfte vor, allein sie sind im Ganzen seltener. Von Wichtigkeit sind sie für das Studium der Aphasie insofern, als der Patient sich dabei der rechten Hand zu bedienen vermag und man besser über seine erhaltene oder etwa gleichzeitig verloren gegangene Fähigkeit zu schreiben urtheilen kann, als dies bei den auch am rechten Arm gelähmten der Fall ist. Schliesslich kommt die Aphasie noch als eine schnell vorübergehende anfallsweise Erscheinung vor, welche nur in einer vorübergehenden Functionsstörung des Hirns (wahrscheinlich ohne gröbere anatomische Veränderungen) begründet ist. Es sind dies zum Theil selbstständig auftretende Anfälle, die oft mit migräneartigem, linksseitigem Kopfschmerz einhergehen; zum Theil schliesst sich das Symptom der Aphasie an epileptische Anfälle an, kommt vorübergehend in acuten Krankheiten vor u. s. w. Diese vorübergehenden Zustände sind besonders insofern den erst erwähnten dauernden und meist unheilbaren gegenüber von Interesse, als der Kranke nach Beseitigung des Anfalles über die während desselben von ihm selbst beobachteten psychischen Vorgänge mit Erfolg befragt werden kann. Aus der Summe aller derartiger Beobachtungen ist nun der Begriff der Aphasie abstrahirt, deren einzelne Erscheinungen der Vortragende ausführlich an drei Patienten demonstrirt.

Hieran anschliessend bemerkt derselbe dann Folgendes. Aus allem vorliegenden Material darf man, namentlich mit Berücksichtigung der bei der Aphasie unleugbar nachgewiesenen pathologisch-anatomischen Befunde an verschiedenen Stellen des Gehirns, will man den wissenschaftlichen Boden nicht verlassen, nur schliessen, dass an verschiedenen Stellen des Gehirns (resp. der Hirnrinde) Apparate vorhanden sind, deren Zerstörung den Sprachmechanismus und die dazu in Beziehung stehenden (psychischen) Vorgänge in verschiedener Weise beeinträchtigen kann. Es mögen dabei für die Aphasie bestimmte Hirngegenden in Folge ihrer anatomischen Einrichtung und des Zusammenliegens in gewissen Leitungsbahnen eine besondere Bedeutung haben, aber ohne dass man deshalb für jetzt von einem Sprachcentrum reden und die Thatsache für die **Localisation der geistigen Thätigkeiten** — gegen die der Vortragende im Uebrigen durchaus nichts einzuwenden hat — verwerthen darf. Es ist zu hoffen, dass die Fortschritte der Hirnanatomie und Physiologie in Verbindung mit einem genaueren Studium der einzelnen Fälle und genauer Bestimmung der in ihnen vorgefundenen anatomischen Erkrankung zu weiterer Aufklärung führen werden, wiewohl gerade die letzte Forderung ganz ausserordentliche Schwierigkeiten darbietet. Schliesslich erwähnt der Vortragende noch der eigenthümlichen Art des Denkens, die bei jenen Aphasischen stattfinden muss, welche sowohl die Fähigkeit zum sprachlichen, schriftlichen, ja zu dem conventionellen Ausdrucke durch Geberden verloren haben, als auch Gesprochenes nicht verstehen. Von ihnen ist anzunehmen, dass sie auch nicht mehr in Worten (Klangbildern) zu denken im Stande sind, und dennoch ist es, wie man sich aus ihren Handlungen überzeugen kann, augenscheinlich, dass sie Schlüsse machen und urtheilen. Wahrscheinlich erfolgt bei ihnen das Denken vorwiegend in Gesichtsbildern und hat, wie bereits **Trousseau** hervorgehoben, eine gewisse Analogie zu dem Denken Taubstummer.

Hierauf erläutert Herr **Johannes Bochenek** durch ausführliche Tafelzeichnungen in genetischer Weise die von ihm vorgelegten Abbildungen **über den Kanon der menschlichen Gestalt**. Derselbe behält sich eine ausführlichere Darstellung vor.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig vom 7. October 1874.

Durch Rescript vom 18. Juli d. J. theilte das königliche Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten dem Verein mit, dass auf den Antrag der Berliner anthropologischen Gesellschaft die betreffenden Behörden der Provinzen Preussen,

(ausser dem Regierungsbezirk Gumbinnen), Posen und Pommern (ausser dem Regierungsbezirk Stralsund) durch die königlichen Ministerien des Handels und der Finanzen angewiesen worden sind, alle vorhistorischen Entdeckungen an den Vorsitzenden des Danziger Localvereins, Dr. Lissauer, zu melden. Dieser referirte nun über eine Schrift von Zawisza, betreffend zwei Höhlen in der Nähe von Krakau, welche die Charaktere der süddeutschen Höhlen aus der Renthierzeit darbieten, dann über eine Arbeit von Grewingk im Archiv für Anthropologie „zur Archäologie des Balticum", welche, soweit dieselbe sich auf Westpreussen bezieht, die Sitzungsberichte des Vereins zwar mit sehr grosser Freiheit, aber auch mit sehr grosser Oberflächlichkeit ausbeutet. Herr Drawe hat u. A. zwei Gesichtsurnen geschenkt, welche er neuerdings in einer Steinkiste bei Saskoczin aufgedeckt hatte, deren eine nur Bronzebeigaben barg, während die andere eine sehr schön erhaltene grosse Haarnadel aus Eisen enthielt. Es ist diese Thatsache von grossem Interesse. Während nämlich die Steinkistengräber bei uns und somit auch die Gesichtsurnen gewöhnlich nur Beigaben aus Bronze enthalten, ist dies der zweite Fall (Herr Kauffmann hatte schon früher in der Starziner Gesichtsurne einen eisernen Nagel entdeckt), dass eine Beigabe aus Eisen in solchen Grabgefässen gefunden wurde; es ist damit der Beweis geliefert, dass wenn auch die Gesichtsurnen und die Steinkistengräber im Ganzen aus der Bronzezeit herstammen, dieselben doch bis in die Eisenzeit hineinreichen.

Ein besonders grosser Zuwachs wurde der Sammlung zu Theil durch die neuen Ausgrabungen auf dem Acker des Herrn Zywietz am Fusse des Carlsberges in Oliva. Im Ganzen wurden 15 Urnengräber und 19 sogenannte Brandgruben (Brandpletter) aufgedeckt und Beigaben aus Eisen (1 dreifach zusammengebogenes Schwert, 6 verbogene Speerspitzen, 1 Sax, 1 verbogenes Degengehenk, 7 Fibeln, 1 Schnalle, 2 Zängchen und 1 Stück Schlacke von sehr grossem Eisengehalt; ferner aus Bronze 1 schönes Degengehenk, 1 Nagel, 2 Armbänder, 7 Fibeln, 1 Ohrring, 1 grösserer Ring, 1 zusammengeschmolzenes Stück, endlich 2 Spindelsteine und ein Stückchen Glas). Besonders interessant ist, dass zwischen zwei Brandgruben ohne Knochenasche ein sehr dolichocephaler menschlicher Schädel begraben war, welcher durch seinen Index von 70·1 und seine ganze Gestalt auf die einst hier angesessene germanische Urbevölkerung hinweist.

Hierauf hielt Herr Schück einen durch viele Abbildungen erläuterten Vortrag über vorhistorische Alterthümer Schlesiens. Diese Alterthümer lassen sich bisher weder nach der Nationalität der Urbewohner, noch auch nach einem Stein-, Bronze- und Eisenalter ordnen, indess erscheint es schon jetzt wahrscheinlich, dass dieselben grösstentheils in Schlesien selbst angefertigt worden. Es kommt dort nicht nur der Granit und Feuerstein der Steinwerkzeuge vielfach vor, sondern auch die Gussformen für die Bronzen sind in den dortigen Gräbern aufgefunden, ebenso die Thonröhren (vom Redner zuerst bei Reichenbach in einem Grabe entdeckt), welche bei der primitiven Eisengewinnung aus Raseneisenstein benutzt wurden; doch weisen andererseits reiche Münz- und Bernsteinfunde auch auf vorhistorische Verbindungen mit anderen Völkern sowohl des Mittelländischen als des Baltischen Meeres hin. Zu den ältesten Denkmälern gehören jene grossen in den Fels gehauenen Vertiefungen im schlesischen Gebirge, welche für heidnische Opferaltäre gehalten werden, ferner eigenthümliche Felssculpturen auf dem Zobten von der Gestalt eines kopflosen Weibes, die sogenannten Dreigraben, jene grossartigen Befestigungswerke, welche, wie am Bober, sich bis zu einer Länge von 18 Meilen ausdehnen, die Ring- und Burgwälle, endlich die grossen Aschenfelder in der Nähe des Zobten, nach Hodann's Untersuchungen Abfallhaufen, welche eine lange Zeit hier angesessene vorhistorische Bevölkerung hinterlassen hat. — Die heidnischen Gräber Schlesiens sind entweder Steingräber oder Erdhügel oder flache Gräber, welche wiederum verschiedene Unterarten, wie in Westpreussen, darbieten. Eigenthümlich sind der Provinz die bei Haynau gefundenen vogelförmigen Urnen, deren Aehnlichkeit mit einigen der Schliemann'schen Funde der Vortragende schon in der vorigen Sitzung hervorgehoben hat. Eine Geschichte der prähistorischen Forschung in Schlesien vom 17. Jahrhundert an bis zur letzten Naturforscherversammlung in Breslau schloss den Vortrag.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in München vom 24. Juni 1874.

Der Vortrag des Herrn Naumann: „Die Thierwelt am Starnbergersee zur prähistorischen Zeit" ist das Resultat eingehender vergleichender Studien der an der Roseninsel aufgefundenen Knochen. Wir heben an dieser Stelle[1]) nur hervor, dass die Thierformen sowohl auf ein sehr hohes Alter des Pfahlbaues hinweisen, als auf eine sehr lange Dauer desselben. Die erstere Thatsache ist namentlich deswegen von Wichtigkeit, weil man das hohe Alter des Pfahlbaues noch jüngst in Zweifel gezogen hat, und meinte, die Abfälle rührten alle aus römischer Zeit her.

[1]) Die Untersuchung wird in dem Archiv für Anthropologie veröffentlicht werden.

Aber die Knochen vom Ur, vom Wisent, vom Steinbock, vom Elen u. s. w. rücken die Existenz des Menschen an der Roseninsel weit über die Römerzeit hinauf. Andere Knochen sind freilich erst in später Zeit in den See gelangt, wie Huhn und einige Racen vom Hund. Aber das sind gerade Beweise für die lange Dauer der Colonie. Man muss gestützt auf diese paläozoologischen Untersuchungen mehrere Perioden unterscheiden, welche diese Station erlebt hat.

Dasselbe Resultat ergeben auch die archäologischen Funde. Neben Stein-, Bronze- und Eisenwerkzeugen finden sich nämlich auch solche aus Hirschhorn, die gerade so aussehen, wie die Werkzeuge aus den ältesten Pfahlbauten.

Die folgenden Fundberichte der Herren Schmitt und Ohlenschlager dürften selbst für den weiten Leserkreis des Correspondenzblattes einiges Interesse bieten.

Herr Hauptmann Schmitt entdeckte auf einem Hügel bei Seefeld am Pilsensee (vier Stunden nordwestlich von Starnberg) und zwar in einem wie es schien völlig unberührten Lager menschliche Skelette nebst Beigaben von Urnen und Bronze. Die Gegenstände befanden sich ungefähr 10 Meter unter der heutigen Humusschicht in einem Kalkgeröll. Ueber diesem tiefliegenden Leichenfeld, aus dem bis jetzt vier Gräber eröffnet wurden, laufen zwei parallele Sandschichten, durch eine Kiesbank getrennt. Es fragte sich nun, auf welche Weise diese Skelette in solche bedeutende Tiefe gelangt sind. Angesichts der Beigaben des Typus der beiden vorliegenden Schädelkapseln — die Knochen waren ungemein brüchig und eine vollständige Herausnahme unmöglich — lässt sich an eine Bestattung in der diluvialen Epoche nicht denken.

Die Beigaben bestanden nämlich aus der Klinge eines Bronzemessers, einem grösseren und kleineren Bronzering (Armring), alles von sehr primitiver Technik, dem Hirschhorngriff einer Waffe, dem Thondeckel einer grossen Urne und einigen Bruchstücken von Gefässen. Die Bruchstücke waren roh und schlecht gebrannt, der Thondeckel dagegen gut gearbeitet und gut gebrannt. Die beiden Schädel weisen die typische Reihengräberform auf. Die genaue Untersuchung der Beigaben und der Schädel schloss also den Gedanken an einen Fund aus der diluvialen Epoche aus, und doch war es wichtig zu wissen, auf welche Weise diese Skelette so tief in die diluvialen Ablagerungen gelangt sind. Der in der Archäologie vielerfahrene Major Würdinger gab für dieses seltsame Räthsel die einzig richtige Lösung. Unsere Vorfahren haben in diesem Fall von der Seite des Hügels her für jedes Grab einen Stollen eingetrieben, und in demselben die Leiche beigesetzt; so konnten die darüber liegenden Schichten völlig unberührt bleiben. Major Würdinger ist diese Art der Bestattung schon an mehreren Orten begegnet.

Diese Art, Reihengräber anzulegen ist, wie Ref. glaubt, wohl selten bis jetzt zur Beobachtung gekommen.

In der Nähe von Germering (Rosenheim) wurde durch Bahnbauten ein ziemlich umfängliches Gräberfeld aus der Merowinger Zeit blossgelegt. Herr Studienlehrer Ohlenschlager constatirt aus Erkundigungen an Ort und Stelle die reihenweise Lagerung der Skelette, theils mit über der Brust gekreuzten, theils mit gestreckten Armen. Von den Schädeln (typische Reihengräberform) wurden noch zwei im Leichenhause zu Pfaffenhofen aufgefunden, die übrigen und die Knochen waren an Ort und Stelle wieder verscharrt worden. Von Wichtigkeit sind die Beigaben, welche durch die Eisenbahnbausection Rosenheim dem Verein zugegangen sind. Ein Pferdehufeisen einfachster ältester Construction, das nicht angeschlagen, sondern angebunden wurde. Es besteht aus einer Platte mit drei angeschmiedeten Stollen, auf der die Fläche des Hufes steht. Ein Bügel erhebt sich vom Seitenrand der Platte, und endigt nach kurzem, vorwärts geneigtem Verlauf in einen Ring, durch den die Befestigung an der Fessel möglich war. Dieses Hufeisen ist für Bayern wenigstens ein Unicum. In Innsbruck hat Ohlenschlager ähnliche Exemplare gefunden, allein man wagte dort sie wegen ihrer schlechten Erhaltung nicht zu bestimmen. Durch eigenthümliche Form ausgezeichnet ist eine Gürtelschnalle von Bronze, dann verdienen die Silberverzierungen eines Gürtelbeschlages (wahrscheinlich vom Schwertgürtel) Beachtung, die in verschlungenen Linien bestehen von demselben Charakter, wie man sie an den Nordendorfer Funden nachgewiesen hat. Die Schnalle besteht aus Eisen und ist an den vier Ecken mit Bronzenägeln beschlagen. Durch besondere Grösse zeichnet sich ein Thorschlüssel von Eisen aus, wie solche in Salzburg aus dem siebenten Jahrhundert gefunden sind, aber die wichtigsten Beigaben sind wohl ohne Zweifel drei Stücke, welche offenbar von einem Wagen stammen; nämlich der innere Beschlag einer Radbüchse, ein Vorstecker und ein Nagel. Ihr Werth liegt hauptsächlich darin, dass sie als wichtige Beweisstücke für das Verbrennen des Wagens oder eines Wagenrades vorliegen. Es sind zwar Nachrichten da, dass man auch anderwärts in Gräbern die Reste von Wagen gefunden habe, bis jetzt aber sind wohl in keiner Sammlung Stücke vorhanden.

An der Discussion über diese Funde betheiligten sich mehrere Mitglieder so namentlich Oberstabsarzt Friedrich, Professoren Zittel, Rüdinger u. A. J. K.

Gesellschaftsnachrichten.

In Coburg hat sich jüngst ein Localverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft gebildet. Der Zweck des Vereins ist die Anregung des Interesses für Anthropologie und Urgeschichte im Herzogthum Coburg und den angrenzenden Theilen Frankens und Thüringens.

Das dem Verein zufliessende Material an Fundstücken wird dem Herzoglichen Naturalienkabinet auf der Veste einverleibt und als besondere Sammlung daselbst aufgestellt.

Als Vorsitzender fungirt Baron A. v. Uexküll.
Schriftführer Dr. Jacob.
Kassirer Heyn.

Liste der Mitglieder des Coburger Localvereins.

Herr. R. Beyer, in Coburg.
„ Rector Brodführer, in Eisfeld.
„ Dr. O. Claus, in Eisfeld.
„ Dr. Eidam, Coburg.
„ Dr. Florschütz jun., in Coburg.
„ Director Geith, in Coburg.
„ Apotheker Gonnermann, in Neustadt a. d. Haide.
„ Heyn, d. Z. Cassirer des Vereins, Coburg.
„ Dr. Jacob, d. Z. Schriftführer des Vereins, Coburg.
„ Ober-Hofmeister v. Loewenfels, Excell., Coburg.
„ G. Oppel, Coburg.
„ Dr. Ortloff, Coburg.
„ Reisemarschall Baron v. Roepert, Coburg.
„ Staatsrath Rose, Coburg.
„ Dr. Sattler, Coburg.
„ Buchhändler Sendelbach, Coburg.
„ Baron A. v. Uexküll, d. Z. Vorsitzender des Vereins, Coburg.
„ Bergrath v. Uttenhofen, Coburg.
„ Dr. Voigtl, Coburg.

Die Umgestaltung des Württemberger Vereins.

Die Württembergische anthropologische Gesellschaft hat, um die Durchforschung des Schwabenlandes eingehender als bisher betreiben zu können, die, wie uns scheint, sehr praktische Bildung von Sectionen für die folgenden Jahre vorgenommen, und zwar für jede zu lösende Aufgabe eine Section gebildet. Der Verein gliedert sich jetzt in:

1. Die anatomische.
2. die biologische Section, jene unter dem Vorsitz des Obermedicinalraths Dr. v. Hölder, diese unter Prof. Dr. G. Jäger.
3. Die psychologische Section (Vorstand Prof. Dr. v. Fichte) wird das geistige Leben des Volkes zum Gegenstand wählen.
4. Die linguistische Section (Vorstand Prof. Th. Schott) wird zunächst der formalen Seite der schwäbischen Sprache ihre Aufmerksamkeit schenken.
5. Die prähistorische Section (Vorstand Prof. Fraas) wird sämmtliche Funde in Höhlen, Mooren und Seen registriren und wo auf einen noch ungekannten Fundplatz hingewiesen wird, Ausgrabungen vornehmen lassen.
6. Um aber den Aufgaben des Vereins in vollem Umfang gerecht zu werden, schien es geboten, noch eine historische Section zu bilden (Vorstand Prof. Dr. Haakh). Ihre Hauptaufgabe wird sein, die verschiedenen Schichten der Bevölkerung des Landes in ihrer geschichtlichen Folge darzulegen.
7. Endlich wurde für gut befunden noch eine weitere Section unter dem Vorstand von Professor Dr. Zech aufzustellen, die statistisch-literarische Section. Dieselbe wird es übernehmen, die statistischen Erhebungen der genannten Sectionen zu verarbeiten, die Zusammenstellung der Resultate und deren Berechnung zu machen.

Gründung eines culturgeschichtlichen Museums in Berlin.

Der Magistrat von Berlin beabsichtigt zur Förderung der Humanität, Aufklärung und Bildung in allen Volksschichten den Bestand der vorhandenen städtischen Sammlungen allmählich zu einem unentgeltlich und in der liberalsten Weise für die Benutzung zu öffnenden „culturgeschichtlichen Museum“ zu erweitern, wobei zunächst von den prähistorischen und historischen Verhältnissen der engeren Heimath ausgegangen, daneben jedoch auch immer auf die Culturentwickelung des gesammten Deutschlands und der übrigen europäischen Nationen nach ihren besonderen Eigenthümlichkeiten in alter und neuer Zeit Rücksicht genommen werden soll.

Die Organisation des Museums wird folgende sein:

I. Vorgeschichtliche (heidnische) Epoche der Mark. (Vom ersten Auftreten des Menschen in der Mark bis zur vollen historischen Zeit.) [Diluvium — pleistocene Erdbildung.] a. Palaeolithisches Zeitalter. [Alluvium — neueste, noch währende Erdbildung.] b. Neolithisches Zeitalter. c. Bronzezeitalter. d. Eisenzeitalter.

II. Geschichtliche (christliche) Epoche der Mark. (Mittelalter und Neuzeit.) e. Die Mark unter den Markgrafen. f. Die Mark unter den Kurfürsten. g. Die Mark unter den Königen.

III. Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte.

Sobald das Museum eine namhafte Anzahl von Doubletten besitzen wird, soll ein Verzeichniss angefertigt werden, welches auswärtigen Interessenten auf Verlangen zur Vermittelung eines Austausches zur Verfügung steht.

Wissenschaftliche Nachrichten.

Die Entstehung der Terramaren.

Ist die Auffassung der Terramaren als verlassene Wohnplätze aus vorhistorischer Zeit nun mehr als die vorherrschende zu betrachten, so haben sich doch die Meinungen über den Ursprung derselben noch keineswegs geeinigt. Diese Frage ist namentlich von den italienischen Forschern vielfach erörtert worden. Die Beschaffenheit des Erdreiches unterhalb der eigentlichen Terramara und die in derselben gefundenen Pfähle führten zu der Entdeckung, dass die Ansiedelungen, von welchen die Terramaren ihren Ursprung herleiten, Pfahlbauten gewesen seien und zwar nöthigte die Terrainbeschaffenheit zu der Vermuthung, dass diese Pfahlbauten theils in sumpfigen Niederungen, theils aber in künstlichen Wasserbecken errichtet worden; ja man fand sogar Spuren von Deichen, welche diese Bassins eindämmten.

Nun aber finden sich die Terramarenlager nicht nur in den Thälern an, sondern auch auf hügeligem Terrain und zwar bis zu 15 bis 20 Meter über dem gegenwärtigen Niveau der nächsten Gewässer. Dieser Umstand, sowie die Beschaffenheit des Terrains, drängten Herrn Professor Strohel in Parma zu der Ueberzeugung, dass nicht alle Terramaren mit Wasserbauten in Zusammenhang gestanden haben, dass vielmehr in manchen Stationen die Pfahlhäuser auf dem trockenen Erdboden errichtet worden seien und vielleicht in späterer Zeit die Ansiedler ihre Hütten gar nicht auf einem Pfahlrost, sondern auf dem Boden errichtet oder in Zelten gewohnt haben. Etliche im Laufe des Sommers 1874 in seiner Gegenwart aufgedeckte Terramaren bestärkten ihn in dieser Ansicht, welche er in einer im Archivio dell' Antropol. e dell' Etnologia IV, 3 u. 4 veröffentlichten Abhandlung näher begründet.

Zwei der neuerdings untersuchten Stationen liegen bei Rotteglia im Thale der Secchia, circa 30 Kilom. südwestlich von Modena; eine dritte am rechten Ufer des Santarno, 1 Kilom. südlich von Imola. Von den Rottegliaterramaren liegt die eine auf einem Hügel, welcher als Fortsetzung der am linken Secchiaufer hinziehenden Höhen zu betrachten ist; die dritte zu Castellaccio, unweit Imola, liegt auf einer isolirten Anhöhe, einem jener Hügel, in welche der Appenin in der Ebene von Imola ausläuft.

Wollte man von diesen letztgenannten beiden Terramaralagern annehmen, dass sie sich im Wasser gebildet haben, so müssten entweder:

1. Die Terramaren der Bronzezeit bis in die Quaternärzeit, d. h. in die Zeit der Terrassenbildung zurückreichen, wo das Bett der Flüsse sich fast in gleicher Höhe befand, oder
2. die Terrassenbildung müsste erst in der gegenwärtigen geologischen Periode und zwar in der Terramarezeit, d. h. an der Grenze der historischen Zeit stattgefunden haben, oder
3. die Terramaremänner (terramaricoli) müssten so geschickte Ingenieure gewesen sein, dass sie mittelst grossartiger Bauwerke das Wasser aus den nächsten Flüssen auf die Hügel hinauf zu leiten und die ausgetieften Bassins zu füllen verstanden, wobei indessen in Betracht zu ziehen, dass so bewundernswerthe Bauten nicht spurlos verschwunden sein würden, nirgends aber Ueberreste derselben sich erhalten haben.

Professor Strohel schliesst demnach aus den localen Terrainverhältnissen, dass die Terramarenleute zu Rotteglia und Castellaccio ihre Wohnhäuser auf dem trockenen Erdboden errichteten.

Man unterscheidet in den Terramaren je nach der Beschaffenheit, Farbe, Mächtigkeit oder dem Inhalte, vier verschiedene Erdarten, welche bald gewellte, nicht immer parallele Schichten bilden, bald Schollen (macchie) von verschiedener Grösse und Form. Die eigentliche Terramara, d. h. die von den Ackerbauern als solche bezeichnete, ist leicht und wegen ihrer Farbe tarra cenerina, Ascheuerde, genannt. Sie ist mit Scherben irdener Gefässe, mancherlei Geräthen und Knochen gemengt und bildet demnach die eigentliche Culturschicht. Sie lagert unmittelbar auf dem Urboden, welcher in der Ebene von heller Farbe, auf den Hügeln thonartig und dunkelfarbig ist, daher die Benennung Morone. Eine andere Erdart ist gelblich grün und, je nach der Beschaffenheit des Unterbodens, sandig oder lehmig. Eine dritte Erdart ist kalkig, porös, leicht wie gebrannter Thon und röthlich oder röthlichweiss von Farbe. Sie enthält verbrannte Knochen und zu Schlacken verbrannte Scherben. Eine vierte schwärzliche Erdart, welche gewöhnlich in nur etliche Centimeter dicken Schichten sich vorfindet, rührt von

der natürlichen Verkohlung oder Zersetzung vegetabilischer Stoffe her. Auch die Ablagerung dieser Erdarten ist verschieden. Bei Casaroldo z. B. findet man die schwärzliche Schicht zwischen der Aschenerde und der röthlichen Schicht oder unterhalb derselben, bei Castellaccio lagert sie dahingegen über derselben. In letztgenannter Localität zeigte ein Abstich die Scheide der Aschenerde und der grünlichgelben dergestalt, dass sie fast eine verticale Linie bildete. Dies erinnert Herrn Strobel an die Station Castione, wo ähnliche Erscheinungen ihn vermuthen liessen, dass die grünlichgelbe Scholle den einstmaligen Hausplatz, die Aschenerde den Kehrichthaufen bezeichne. Zu Casaroldo liefen die Schsiden Sförmig, eine Lagerung, welche im Wasser niemals entstehen konnte.

Hätten die hochgelegenen Terramaren sich in einem Wasserbecken gebildet, so müsste man dort am Grunde eine sumpfige Bodenschicht finden, wie sie zu Castione, Parma und anderen Terramaren in den Niederungen vorkommt. Diss ist indessen nicht der Fall. Zu Castellaccio fand Herr Strobel eine kesselförmige Vertiefung, welche mit irdenen Scherben, Knochen und weicher Erde angefüllt war. Er hielt sie für eine Grube, in welche der Kehricht hineingeworfen worden. Die Anstiefung einer Kehrichtgrube unter Wasser wäre indessen thöricht gewesen, da man die Dinge, deren man sich entledigen wollte, nur ins Wasser zu werfen brauchte, um sie verschwinden zu lassen.

Die Pfähle in den Terramaren, die Deiche und Spuren von Gräben um die Deiche entdeckt zu haben, ist Professor Chiericis's Verdienst; allein sie können nicht immer als Beweise von Pfahlbauten im Wasser dienen. Die Deiche gewährten Schutz vor Wasser und Wind und vor feindlichen Ueberfällen von Thieren und Menschen, und die Pfähle konnten zur Verstärkung der Deiche, zu Stützen der Dächer und mancherlei anderen Zwecken dienen, worüber ihre Anzahl, ihre Stellung zu einander, sowie die Terrainbeschaffenheit Aufschluss geben können. Bei Castellaccio fand Herr Strobel kleine Deiche und nur einzelne Pfähle, bei Rotteglia Pfähle und Deichs oder Erdwälle.

Die Terramaren auf den Hügeln entstanden durch das Ausschütten und Anhäufen des Kehrichts, welcher durch das darüber ausgegossene Wasser und durch atmosphärische Niederschläge zusammengekittet wurde. Die röthliche Erde bezeichnet die Herdstätte. Ist sie so stark geglüht, dass sie calcinirt erscheint und die Scherben völlig hart gebrannt sind, so darf man nach Strobel eine Metallschmelze dort vermuthen.

Der grünlichgelbe Boden bezeichnet den eigentlichen Hausplatz. Dass die Wohnhäuser in den Hügelansiedelungen auf Pfählen errichtet seien, hält Herr Strobel nicht für wahrscheinlich, da er noch keine darauf hindeutende Pfahlsetzungen gefunden hat, wie sie in den Thälern mit Bestimmtheit nachgewiesen sind.

Das in der hier berücksichtigten Abhandlung über den Ursprung der Terramaren wiederholte Ablengnen der künstlichen Wasserbecken könnte zu der irrthümlichen Auffassung führen, dass der Verfasser überhaupt von der Annahme solcher Anlagen absehe. Es ist deshalb in Betracht zu nehmen, dass er in dem vorliegenden Artikel nur die hochgelegenen Terramaren berücksichtigt, während er in einer früher veröffentlichten Schrift über die in den Marieren und den patagonischen Paraderos vorkommenden Unionen sich ausschliesslich mit den Terramaren in den Thälern beschäftigt und in der hier vorliegenden Abhandlung das früher über die künstlichen Wasserbassins Gesagte nicht zurücknimmt. J. M.

Kleinere Nachrichten.

Als sehr erfreulich dürften unsere Leser die Mittheilung aus Italien begrüssen, dass man auch dort die Veröffentlichung eines dem Correspondenzblatte ähnlichen archäologischen Monatsblattes in Aussicht genommen hat (un bullettino di paleoetnologia italiana). Die Redaction desselben liegt in den besten Händen, dafür bürgen die Namen der Herausgeber: Chierici, Pigorini und Strobel. Zweck und Aufgabe des Bullettino sind

1. Bericht über alle archäologischen Funde, Entdeckungen und Ausgrabungen auf der italienischen Halbinsel;
2. Uebersicht der inländischen und ausländischen archäologischen Literatur;
3. Mittheilungen über sämmtliche archäologischen Sammlungen im Lande und über deren Zuwachs.

Die Forschungen und Mittheilungen beschränken sich, wie schon der Titel besagt, auf die vorhistorischen Culturperioden. Das Bullettino erscheint monatlich in Gestalt eines Druckbogens in 8° und wird jährlich mindestens 6 Tafeln mit Abbildungen bringen. Der Subscriptionspreis beträgt für Italien sechs Lire, für das Ausland sieben (= 5 Rmrk. 6 Pf.). Einsendungen von Beiträgen, Büchern, Zahlungen etc. sind frankirt zu richten an Herrn Professor Luigi Pigorini, Director des königl. Alterthumsmuseums in Parma.

Eine Gesichtsurne in Bayern.

Major Würdinger berichtete über eine in Oberbayern zu St. Coloman bei Lebenau an

der Salzach aufgefundene Gesichtsvase, welche an genanntem Orte unter dem Pflaster der Kirche, die auf der Stelle eines Heidentempels erbaut ist, entdeckt wurde. Sie ist eine kugelförmige Urne, die der Form eines ziemlich runden Menschenkopfes nachgebildet zu sein scheint, und deren Bauchung den Kopf, deren Hals den des Menschen wiedergiebt. Auf der Vorderseite der Bauchung ist die Darstellung des Gesichtes, die Augen sind durch vertiefte Kreise, die Pupillen durch Höhlungen dargestellt, darüber mit dem Fingernagel eingekritzt sind die Augenbrauen angedeutet. Die breite Nase ist erhaben, die Nasenlöcher sind vertieft, der Mund, aus dem zwei Reihen spitzer Zähne hervorsehen, offen dargestellt. Der äussere Rand der Ohrmuschel ist wieder erhaben, der Eingang zum äusseren Gehörgange vertieft. Der Umfang des 4 Centimeter hohen Halses beträgt 35, der grösste Umfang des Kopfes, der sich gegen die hirnschalenartige obere Rundung bis zu 45 Centimeter verjüngt, 53 Centimeter. Die Höhe der Urne beträgt 15, die Dicke der Wandung 1 Centimeter. — Das Material ist geschlämmter Thon ohne Beimischung der bekannten groben Quarz- und Feldspathkörner, die Masse ist stark gebrannt, wovon man sich am Klange überzeugen kann, die Färbung schwarzbraun, an mehreren Stellen ist Bemalung mit rother Farbe erkennbar.

Die Fragen, wie dies Thongefäss an den Fundort kam, oder aus welcher Zeit, von welchem Volke die Vase stammte, möchten schwer zu lösen sein. Ob dem Inn oder der Salzach entlang schon in den ältesten Zeiten ein Handelsweg, auf dem die etruskische Bronze gegen den nordischen Bernstein ihren Austausch fand, lief und die Urne als Handelsproduct ablagerte, ist, obwohl Funde von etruskischen Münzen und Inschriften dies- und jenseits des Brenners dafür sprechen, ungewiss, mit Bestimmtheit lässt sich längs des linken Salzachufers nur die alte Opferstätte St. Colomann und die Castell Lebenau berührende Römerstrasse nachweisen. Zahlreiche Funde aus allen Culturperioden vom Steinhammer zu Ainring bis zu dem geschmackvollen Goldschmucke en Fürst aus der fränkisch-alemannischen Periode, eine Unmasse von Hochäckern und Reihengräbern sprechen für den Handelsverkehr und die zahlreiche Bevölkerung dieser Gegend schon in der ältesten Zeit, und erklären das Vorkommen eines Gegenstandes, der vereinzelt in Form und Fundort dasteht.

Archäologisches aus Dresden.

Im November v. J. wurde auf dem einem hiesigen Bauverein gehörigen Terrain zwischen dem zoologischen Garten und der königlichen Villa in Strehlen ein Urnenfeld entdeckt. Bei den daraufhin unter Leitung des Hofraths Prof. Dr. Geinitz vorgenommenen Ausgrabungen fand man in einer Tiefe von 28 bis 85 Centimeter circa 70 verschiedene Thongefässe, Ringe, Nadeln, Messer etc. in mehr oder weniger vollständigen Exemplaren, die dem prähistorischen Museum übergeben wurden. Ueber diese Funde machte nun in der letzten Sitzung der „Isis“, Section für vorhistorische Archäologie, Dr. Geinitz interessante Mittheilungen. Die Thongefässe bestehen zunächst theils aus Urnen ohne Henkel von 10 bis 30 Centimeter im Durchmesser, gefüllt mit gebrannten Menschenknochen und Asche, darüber eine Schicht irdener Scherben, theils aus Urnen mit zwei Henkeln, von denen die meisten mit Sand gefüllt sind; in einer grösseren fanden sich aber zwei Bronzemesser und in einer anderen eine sehr originelle bronzene Schmucknadel. Letztere Art von Urnen hält Geinitz für Beigefässe zu den erstgenannten, da sie diese gewöhnlich kreisförmig umgaben. Ferner fand man grösstentheils mit Knochen gefüllte Töpfe von glockenartiger Form, tassenförmige Gefässe mit einem breiten oder einem schmalen Henkel, denen verschiedene schalenförmige Gefässe vielleicht als Deckel gedient haben mochten, Trinkgefässe in Form kleiner Töpfe und endlich Flaschen und fassartige Kinderklappern, wie dergleichen auch schon bei Grossenhain ausgegraben wurden. Ueberhaupt besitzen alle Gefässe dieses Dresdener Urnenfeldes eine grosse Aehnlichkeit mit den bei Grossenhain und Stanchitz aufgefundenen, und haben daher wohl gleiches Alter und gleichen Ursprung. Nach Geinitz dürfte sie von einem Volke slavischen Ursprungs herrühren, vielleicht von Sorbenwenden, die in der Zeit von 450 bis 900 n. Chr. bei Strehlen einen Friedhof angelegt hatten. Für diese Zeitbestimmung sprechen die aufgefundenen Bronzegegenstände in sofern, als in der älteren Eisenzeit Dänemarks, von 250 bis 450 n. Chr. die verschiedensten Dinge, in der jüngeren dagegen nur noch Schmuckgegenstände aus Bronze angefertigt worden sind, und hauptsächlich nur solche hat man hier gefunden.

(A. A. Z.)

Anzeigen.

Berichtigungen.

Nr. 12 des Correspondenzblattes vom December 1874, S. 96, enthält die Abbildung eines menschlichen Schädeldaches, das als Trinkgeschirr gedient hat. Um den Charakter als Schale zu erkennen, müsste jedoch der Holzschnitt verkehrt stehen. Wir bitten also die Leser, das Blatt entsprechend zu wenden.

In Nr. 12, 1874, S. 98 ist zu lesen: unter den isolirten Mitgliedern: v. Boxberg statt Boseberg, v. Kiesenwetter statt v. Kiesewetter, ferner S. 99 Schlutter statt Schlütter.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München.
Generalsecretair der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 2 u. 3. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. **Febr.- März 1875.**

Gesellschaftsnachrichten.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Mai 1874.

Graf Uwaroff, als Präsident des Organisationscomité's, übersendete die Einladung zu dem zweiten russischen archäologischen Congress, der vom 14. August bis 4. September d. J. in Kiew abgehalten werden soll.

Herr Veller-Leutsinger zeigt eine Reihe vortrefflicher Bilder von Racentypen und Landschaftszeichnungen aus Brasilien.

Herr Witt-Bogdanowo zeigt ein thönernes Räuchergefäss, im Kreise Obornik (Posen) gefunden. Das sehr sonderbare, leider zerbrochene Gefäss hat die Gestalt einer Krone, an deren vier Ecken sich menschliche Figuren befinden: zwei weibliche, eine männliche, eine fehlt. Da sich darin drei zum Durchgange der Luft geeignete Höhlungen befinden, so vergleicht der Vortragende das Gefäss mit gewissen Thongeräthen aus Gräbern, wie sie sich im Nationalmuseum in Posen befinden, die gewöhnlich als Räuchergefässe betrachtet werden. Herr Löwenberg erwähnt, dass derartige Gefässe mehrfach, z. B. am Goplosee bei Mogilno u. s. w., gefunden seien.

Herr Ed. Krause jun. übergiebt Scherben von Thongefässen und ein Stück von einer aus Sand und Theer zusammengesetzten, 8 Fuss hohen Masse, die in der Nähe des Schlachtensees, nicht weit von Zehlendorf, in der Erde gefunden sei und die er für ein Götzenbild hält. Eine von den Herren Virchow und Voss unternommene Besichtigung der Localität ergab, dass an der Stelle früher (nach der Beschaffenheit der dabei gefundenen Scherben zu urtheilen in mittelalterlicher Zeit) wahrscheinlich eine Theerschwelerei gewesen ist.

Herr Bastian übergiebt im Namen des Herrn Jagor eine Reihe von Photographien von Bewohnern der Andamanen und Formosas.

Hierauf liest Herr Schott eine Abhandlung über Abulghasi und Sanang-Setsen. Unter den Verzeichnern erdichteter und wirklicher Begebenheiten der Völker Turaniens nehmen der Mongole Sanang-Setsen und der östliche Türke Abulghasi hervorragende Stellen ein. Beide leiteten ihr fürstliches Geschlecht von Tschinggis-Chan ab, obgleich des Letzteren Familie durch fortgesetzte starke Vermischung eine türkische geworden. Beide waren Zeit- und Altersgenossen. Beide entschlossen sich zum Schreiben, als ihnen im Sinne Götz v. Berlichingen's nichts oder kaum etwas zu thun blieb. Abulghasi schrieb oder dictirte den „Stammbaum der Türken" bis nahe an sein 1664 erfolgtes Ableben; Sanang-Setsen vollendete sein unbetiteltes Werk zwei Jahre vorher. Durch die ungeheure Strecke zwischen dem Amu-darjâ (Oxus) und der nördlichsten Krümmung des Hoang-ho lebenslang von einander geschieden, ahnte keiner von Beiden des Anderen Dasein, geschweige denn ihre Vetterschaft. Beider Werke haben Sagen und mehr oder minder verbürgte Schicksale Inneraziens zum Vorwurf, und in beiden macht ein von aussen hergeholtes Element neben dem einheimischen kriegerischen sich mächtig geltend: bei Abulghasi der über Persien nach Turkistan verpflanzte Islâm; bei Sanang-Setsen der aus dem tibetischen Hochlande und seiner dort ausgebildeten hierarchischen Gestalt zwei Mal nach der Mongolei gewanderte Buddhismus. Demgemäss beginnt der Sultan von Charesm (Chiwa)

sein Werk mit der Schöpfung des Menschen nach muhammedanischer Mythe; der ostmongolische Stammhäuptling aber mit einer Weltentstehung nach indisch-buddhistischen Lehren. Beide Schriftsteller überspringen in dem sagenhaften Theil ihrer Werke grosse Abgründe der Zeiten und eine Zeitrechnung beginnt bei ihnen erst mit ihrem gemeinsamen Urahn. Dem Mongolen bleibt das Dasein des Islâm, wie der Name „Türken" fremd und Abulghasi verliert die Mongolen des äussersten Ostens, nachdem sie China erobert, aus dem Gesichte, den westlich von China bis in Europa hinein gegründeten Staaten der Tschinggisiden sich zuwendend. Sanang-Setsen erzählt die Vertreibung seiner Stammesgenossen aus China und begleitet sie dann jenseits der grossen Mauer, während Abulghasi endlich seiner charesmischen Heimath zuwandert, um sie denn auch im Geiste nicht wieder zu verlassen.

Abulghasi eröffnet sein Buch mit einer Vorrede; Sanang-Setsen beschliesst das seinige mit einem kurzen Nachschreiben. Hier allein spricht Letzterer von sich in der ersten, sonst, wo er sich handelnd anführt, nur in der dritten Person. Er bittet die Mängel seiner Arbeit zu verzeihen und, wo es angeht, ihnen abzuhelfen, und wünscht, dass seinen Lesern aus den mitgetheilten Thatsachen wie aus einem treuen Spiegel die Lotosblume der ewigen Weisheit erblühen möge. Abulghasi sagt im Vorworte, er unternehme ein Werk, das er keinem seiner Unterthanen hätte übertragen können, und führt ein hierher gehörendes osttürkisches Sprüchwort an: „Das verwaiste Kind schneidet sich seinen Nabel eigenhändig zurecht." Es komme auch, fährt er fort, nicht in den Sinn, dass ich aus Parteisucht Falsches berichte, oder dass ich Ruhm erstrebe. Mancherlei hat Allah mir gnädig geschenkt, insonderheit drei Talente. Das erste ist die Kriegskunst; ich verstehe, wie man zu Felde zieht, sei es mit Wenigen, sei es mit Vielen. Zweitens verstehe ich Dichtungen der verschiedensten Art und bin der arabischen, persischen und türkischen Sprache kundig. Drittens kenne ich Namen, Lebenslauf und Regierung aller Fürsten, die seit Adam in Arabien, Iran, Turan und Mongolistan gelebt, und weiss, was sie Gutes oder Schlechtes gethan. Jedoch das Antlitz der Erde ist breit und es wäre kein Wunder, wenn es auch Länder gäbe, von denen ich nichts erfahren.

Als ächter Muhammedaner von dem Grundsatze ausgehend, dass der Islâm, d. i. Hingebung (ergänze: „an den einen Gott"), so alt sei wie die Welt selber und sein oft und lange getrübtes Licht von Zeit zu Zeit wieder aufblitze, lässt Abulghasi den Ogus, angeblichen Enkel Noah's, diesen nur türkischer Sage angehören; den ersten Welteroberer schon in der Wiege rechtgläubig und sogar Bekehrer sein, nachdem Japhet's Nachkommen, zu denen er gehörte, eine längere Periode hindurch dem Götzendienst verfallen gewesen.

Seinem grossen heidnischen Ahnherrn widmet Abulghasi ruhige gegenständliche Anerkennung. Bei Schilderung der Gräuel in Buchara's Moschee, als mongolische Rosse auf die am Boden zerstreuten Blätter des Korâns ihre Hufe setzten, als der Eroberer in eigener Person das Mimber bestieg und dem Volke seine und seines gewesenen Machthabers Sünden ins Gesicht schleuderte, sich den von Gott gesandten Rächer nennend — selbst hier, wo Tschinggis jedem Muslim wie eine Ausgeburt der Hölle erscheinen müsste, begegnen wir nicht Ausrufen der Empörung oder gar der Verfluchung.

Die unerbittliche Strenge der muhammedanischen Satzung gegen Nichtmuhammedaner gestattet unserem Abulghasi nicht, den von ihm jedenfalls aufrichtig bewunderten Ahnherrn trotz seiner mittelbaren Verdienste um den Islâm ins Paradies einziehen zu lassen.

Verwundern darf man sich daher, wenn unser im Punkte der Seligsprechung offenbar so gewissenhafter Autor eine mongolische Wundersage, deren Gegenstand Alung Goa, die gefeierte Ahnfrau der Tschinggisiden, mit sichtbarer Vorliebe und wahrhaft schön wiedererzählt. Die verschiedenen Berichte aus westasiatischer Rohrfeder und ostasiatischem Pinsel stimmen alle darin überein, dass die keusche Wittwe eines mongolischen Stammesfürsten neun (9) Generationen vor Tschinggis auf übernatürliche Weise drei Söhne empfangen habe, von deren einem Tschinggis und seine fünf Brüder in gerader Linie abstammten.

Im Monatsberichte hiesiger Akademie (1873, Seite 6 bis 7) habe ich Abulghasi's Erzählung der Sage mitgetheilt. Sanang-Setsen's Bericht ist zwar kürzer und minder anziehend als die besonders durch Alung Goa's sieghafte Selbstvertheidigung sich empfehlende Bearbeitung, hat aber dennoch seinen eigenthümlichen Werth. Wir erfahren von ihm, dass die alten Mongolen Jahrtausende vor Verkündigung der berühmten immaculata conceptio in unserem Abendlande es für schicklich hielten, eine Frau, mit der ein höheres Wesen Kinder zu zeugen nicht verschmähte, schon unbefleckt empfangen werden zu lassen. Ein Umstand, auf welchen Abulghasi zur Ehrenrettung der Alung Goa (oder wie sie bei ihm heisst: Alanko) grosses Gewicht legt: die Vererbung der weissen Haut- und grauröthlichen Augenfarbe jenes räthselhaften Besuchers der keuschen Wittwe, und zwar auf neun Generationen mit Einschluss des Tschinggis und der fünf Brüder desselben, wird von Sanang-Setsen, wie von dem ebenfalls mongolischen Verfasser der viel kürzeren Altan Tobtschi, d. i. „Goldener Knauf" (kostbarer gedrungener Inbegriff), betitelten Chronik gänzlich mit Stillschweigen übergangen. In dem genannten „Goldknaufe" giebt

Alung Goa den Mond selber in Jünglingsgestalt als den Vater ihrer Söhne an, und dahin scheint auch die weitere daselbstige Bemerkung zu passen, dass dieser Himmelskörper in Gestalt eines gelben Hundes nach dem Besuche Alung Goa's wieder fortgegangen sei.

Das Werk des Sultans von Charesm war die Frucht einer nach vieljährigen, zwar sieggekrönten, aber harten Kämpfen endlich eingetretenen Musse; aber die Nachwirkungen übergrosser Strapazen streckten den Verfasser sehr bald auf ein Krankenlager, das er nicht wieder verliess. Albughasi starb noch vor der Vollendung seines zum grössten Theile Schreibern in dem Kelem dictirten Werkes, an welches sein Sohn Anusch Muhammed die letzte Hand legte. Sanang-Setsen war, als er sein Buch ohne Namen schrieb, nach vergeblichen Bemühungen um die Selbstständigkeit seines Stammes machtloser Vasall des damals jugendlich kraftvollen Mandschu-Staates und es bedurfte eben buddhistischer Weltverachtung, um in die neue Lage sich zu finden. Wie er schon am Eingange seines mit Benutzung von sieben anderen, deren Titel er anführt, abgefassten Werkes alle Weltgeschicke vom buddhistischen Standpunkte betrachtet und indisch gefärbte, die Urzustände Tibets und der Mongolei verschleiernde Mythengewebe als reine Thatsachen aufnimmt, so erscheint er in dem Zeitraume des politischen Verfalles seiner Stammesgenossen als blinder Verehrer einer Priesterschaft, die in ihren hervorragendsten Vertretern alles Weltliche verdunkelte. Der Dalai-lama wird ausdrücklich „die Sonne“ genannt, der jeder weltliche Herrscher als gehorsamer Mond gegenüber steht oder stehen sollte. Von heiligen Lamas (Superioren) gewirkte Wunder verzeichnet unser Gewährsmann mit der Glaubensfreudigkeit eines mittelalterlichen Chronikschreibers, dem seine Klosterzelle die Welt ist. Nur, wo er die Blüthezeit der Mongolen behandelt und so lange die Titanengestalt des grossen Eroberers ihm vorschwebt, erscheint er vom Lamaismus nicht angekränkelt und erhebt sich aus mönchischer Schwüle in frischere Luftströmung.

Unter den ziemlich zahlreichen, in Streckverse mit Stabreimen gekleideten Ergüssen lebhafter Erregung findet sich auch einer zum Preise Bogordschi's, den unser Autor Tschinggis-Chan in den Mund legt, als dieser sich einmal gedrungen fühlte, seine Bevorzugung des theuren, immer todesmuthigen und opferbereiten Waffenbruders öffentlich zu rechtfertigen. Ich habe diese Ergüsse, zu denen auch die Todtenklage bei Tschingis-Chan's Bestattung und die Jeremiade des aus China geflohenen Letzten der dortigen Tschinggisiden gehört, mit einem von Jean Paul erfundenen Worte „Streckverse“ genannt, weil ich auf den Nachweis metrischer Gliederung derselben verzichten muss. Von den fast immer ungleich gestreckten Zeilen enden oft mehrere nacheinander mit demselben Worte, nie aber mit einem wahren Reime. Aber regelmässig beginnen mehrere nacheinander mit gleicher Silbe oder gleichem Anfangslaute, sei er Selbst- oder Mitlauter, und zuweilen wiederholt sich dieser Stabreim in der Mitte; oder einander entsprechende Wörter in der Mitte zweier aufeinander folgenden Zeilen haben wieder ihre eigene, von derjenigen der Anfangswörter „verschiedene Alliteration. Die sehr weite Verbreitung des Stabreimes unter den turanischen Völkern erhält hier neue Bestätigung und es wird somit immer unwahrscheinlicher, dass die Finnen Europas erst durch die Scandinavier in dessen Besitz gekommen.

Darauf spricht Herr Virchow: „Ueber nordische bemalte Thongefässe und über die archäologische Bestimmung einiger Epochen unserer Vorzeit.“ Der Vortragende fand bei einem Besuche des polnischen Nationalmuseums zu Posen mehrere deutlich bemalte Thongefässe aus einem vorhistorischen Gräberfelde mit Leichenbrand von Nadziejewo bei Schroda. Zahlreiche Funde von Bronze und Eisen, schöne Perlen von Email und blauem Glase könnten auf eine spätere Zeit deuten, obwohl im Ganzen die Beschaffenheit des überaus mannigfaltigen und zahlreichen Thongeräthes eine grosse Aehnlichkeit mit dem Gräberfelde von Zaborowo bei Priment erkennen lässt. Es war dem Vortragenden bis dahin nur ein einziges bemaltes Thongefäss aus prähistorischer Zeit aus unserem Lande bekannt geworden, eine in der Sammlung des Gymnasiums zu Glogau aufbewahrte kleine Henkelurne aus dortiger Gegend von hellgelbem Thon und von glatter, matt glänzender Oberfläche. Die Malerei, hauptsächlich aus schwarzbraunen Linien bestehend, welche Dreiecke mit nach unten gerichteten Spitzen umgrenzen, bildet ein Gürtel um den oberen Umfang des Bauches. Zwischen diesen Ornamenten befindet sich ein deutliches Sonnenbild. Die Gefässe von Nadziejewo unterscheiden sich von diesem Gefässe durch Form, Grösse und Zeichnung erheblich. Aber die Thatsache, dass auch hier farbige Zeichnungen auf den Thon aufgetragen sind und dass dieser Thon sich durch seine helle Farbe sehr auffällig von dem gewöhnlichen Material der in diesen Gräberfeldern sonst vorkommenden graugelben oder blassrothen, zuweilen schwarzen Gefässe unterscheidet, ist in hohem Maasse bemerkenswerth. Vielleicht ist auch das von Bedeutung, dass die Zusammenstellung der Farben (braunrothe oder schwarzbraune Zeichnung auf lichtgraugelbem oder weisslichem Grunde) ganz ähnlich auf altgriechischen und altetrurischen Gefässen vorkommt. Das Gräberfeld von Nadziejewo hat ausserdem eine grosse Menge von Thongeräth der verschiedensten Art und von sonstigen Altsachen geliefert: Eisen,

Bronze, einen polirten undurchbohrten Hammer von Diorit, Perlen von Glas und Email. Unter den Thongeräthen sind bemerkenswerth ein Thongefäss, einen Vogel darstellend, und zahlreiche Hohlgefässe mit gefensterten Wandungen, welche wahrscheinlich als Räuchergefässe dienten.

In dem germanischen Museum in Jena befinden sich ähnliche bemalte Schalen, wie sie in Posen vorhanden sind. Sie sind weisslich, mit rothbraunen und schwärzlichen Streifen verziert und stammen von Pagelau im Kreise Trebnitz in Schlesien, von wo dieselbe Sammlung auch noch eine Bronzefibula besitzt, deren Bügel in Form eines aufgeblähten Segels gearbeitet ist, wie man sie in Italien so weit verbreitet findet.

Das Breslauer Museum enthält ebenfalls eine grössere Zahl solcher Gefässe. In dem 16. Vereinsberichte (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau 1871) findet sich eine durch eine farbige Tafel erläuterte Abhandlung des Herrn Pastor Haupt zu Lerchenborn über diesen Gegenstand. Es wird darin nachgewiesen, dass Kruse und Büsching gemalte Thongefässe von Massel, Wohlau und Neumarkt beschrieben haben, dass im Breslauer Museum derartige Gefässe von Beichau vorhanden sind und auch in dem Gräberfelde von Leschwitz bei Parchwitz an der Katzbach gefunden wurden, unter ihnen ebenfalls eines mit Sonnenbild. Wir erhalten somit für die bemalten Thongefässe ein ziemlich ausgedehntes, wohlbegrenztes Gebiet, welches sich am rechten Ufer der Warthe oberhalb Posen bis auf das linke Ufer der mittleren Oder erstreckt, seine Hauptentwickelung jedoch auf dem rechten Oderufer erreicht. Hier liegt namentlich das seit Kruse so berühmt gewordene Massel, dessen Alterthümer schon früh den Gedanken an italische Handelsbeziehungen erregt haben. Nördlich und westlich von da scheint nichts Aehnliches beobachtet zu sein. Nichtsdestoweniger lässt sich nicht verkennen, dass die Gräberfelder, in welchen die bemalten Gefässe vorkommen, im Ganzen nach Anordnung und Einrichtung der Gräber und nach der Gesammtheit der in ihnen vorkommenden Geräthe sich dem „lausitzer" Typus anschliessen. Die Vermuthung, dass diese Gräber einem germanischen Volke, welches Handelsbeziehungen nach dem Süden hatte, angehört haben, dürfte durch die bemalten Gefässe unterstützt werden. Auch die erwähnte Bronzefibula, deren Bügel einem aufgeblähten Segel ähnelt, deutet auf einen südlichen Weg. Dazu kommt die sonderbare Art von Hohlgefässen mit geschlitzten Fenstern, welche in dieser Form eine nur geringe räumliche Ausbreitung zu haben scheinen. Die Incense Cups aus Wiltshire, Berkshire und Carnarvonshire sind anders gebaut, ebenso die altgriechischen Gefässe aus den Sammlungen von Würzburg, Sèvres und London. Nichtsdestoweniger müssen alle diese Gefässe zur Aufnahme glühender Kohlen gedient haben. Die von Herrn J. M. Hildebrandt eingeschickten Räuchergefässe der Somali sind sonderbarerweise unter allen bekannten Thongefässen diesen gefensterten Gefässen der Provinz Posen am ähnlichsten.

Hieran schliesst Herr Virchow einige Bemerkungen über die Gesichtsurnen, deren Verbreitungsbezirk sich wesentlich erweitert hat. Zu den anfangs nur aus Pommerellen bekannten Gefässen dieser Art kam das von Liebenthal am rechten Weichselufer. In einem benachbarten Gebiete, in der Gegend von Neustettin, hat Herr Kasiski deren sechs an der Zahl, sämmtlich in Steinkistengräbern, gefunden. Darnach zu urtheilen, waren die Verfertiger nicht ein besonderes Küstenvolk, etwa eine maritime Colonie von Fremdlingen, sondern offenbar ein weit in das Land hinein reichendes sesshaftes Volk. In der im Neustettiner Landwehrzeughause aufgestellten Sammlung des Herrn Kasiski zeigt sich ferner, dass eine allmälige Reihe von Uebergängen von den Gesichtsurnen mit den ihnen eigenen, stöpselartig schliessenden, mützenförmigen Deckeln zu einfachen Urnen, die jedoch immer noch dieselbe Deckelform haben, stattfand. Diese letzteren Urnen näherten sich in ihren sonstigen Eigenschaften sehr bestimmt dem lausitzer Typus; daher wird man, so eigenthümlich auch das Auftreten der Gesichtsurnen ist, dieselben doch nicht mehr als eine ganz isolirte Erscheinung auffassen dürfen. Ihre chronologische Stellung wird mit denen des lausitzer Typus gemeinsam erörtert werden müssen, wozu auch die Form der Gräber, die von Herrn Kasiski sogenannte Steinkiste, und die Gruppirung mehrerer Urnen in dem einzelnen Grabe Veranlassung bietet. Herr Kasiski hält nun zwar die Gräber mit einfachen Aschenurnen für wendische und relativ junge, die Steinkistengräber und die Gesichtsurnen aber für sehr alt. Die Befunde im Posener Nationalmuseum jedoch sprechen gegen diese Auffassung. Dort befindet sich eine Gesichtsurne von Leduagóra bei Gnesen. Sie ist gross, schwarz lackirt, mit Nase, Ohren, Augen und Mund versehen und trägt einen Halsring aus Blättchen und seitlich Andeutungen von Armen. Ebenso giebt es auch hier Urnen, welche die Mützendeckel und die Ohren der Gesichtsurnen haben, jedoch nichts weiter. In den Ohren tragen sie kleine und zarte Bronzeringe, offenbar Ohrringe und von rein ornamentaler oder symbolischer Bedeutung. Solche Ohrenurnen befinden sich im Posener Museum aus dem grossen Gräberfelde von Palzyn bei Schroda; sie sind zum Theil schwarz, zum Theil gelb und bilden ganz unzweifelhafte Uebergänge zu den lausitzer Formen. Bronze und Eisen wurde mit ihnen gefunden. Auch in dem Gräberfelde von Slopanowo bei Wronke finden sich ähnliche Gefässe.

Leute von beiden Nadeln die Spitzen abgebrochen.

6) ein eisernes Aextel. Auch dieses ist vom Rost so zerfressen, dass das Oehr beim Abwaschen zerbröckelt war.

Redner ist der sicheren Ansicht, dass dieser Eimer keine gebrannten Gebeine enthielt und auch zu keinem Grabe gehörte, sondern die Eigenschaft einer Schmuckcysta zeigt und sich den Moorfunden anschliesst. Er steht also seiner Eigenschaft nach den eigentlichen etrurischen Cysten näher, als man nach den sonst diesseits der Apenninen gemachten Erfahrungen vermuthen durfte.

Der Eimer (20 Ctm. hoch, 21,5 im Lichten weit) zeigt im grössten Theil seiner äusseren Oberfläche ein glänzendes, wie lackirtes, mehr blass- oder grasgrünes Aussehen. Nur am oberen Umfange fehlt diese Patina, indem hier überall rauhe und zum Theil recht dicke braunrothe, an mehreren Stellen glänzende Schichten von Eisenrost aufsitzen.

Der cylindrische Theil des Eimers, die ganze senkrechte Wand, besteht aus einem einzigen Stücke starken Bronzeblechea, dessen gerade abgeschnittene Enden auf der einen Seite, gerade unter dem Ansatze der Henkel, dicht über einander gelegt und durch Bronzenägel fest zusammengehalten sind. Die Seitenwand ist mit 11 parallelen Reifen oder Rippen besetzt.

Der sehr reiche Inhalt des Eimers hat an sich keine neue Form gebracht. Sein Werth scheint hauptsächlich darin zu bestehen, dass er die chronologische Fixirung gewisser, im Nordosten viel verbreiteter Schmucksachen gestattet.

Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in München vom 30. October 1874.

Auf dem internationalen Congress für Anthropologie und Urgeschichte zu Stockholm (August 1874) war die Frage über den tertiären Menschen berührt worden, und die Ansicht der französischen Mitglieder dieses Congresses hierüber erhielt einen klaren Ausdruck durch eine Broschüre, welche kurz nach einer etwas bewegten Debatte zwischen Virchow und de Quatrefages in mehreren Exemplaren vertheilt wurde. Sie stammt aus der Feder des M. G. Mortillet*), des Directors des Museums von St. Germain, und führt den Titel „le précurseur de l'homme. Professor Zittel hat es nun übernommen, über den Urmenschen der Tertiärzeit in unserer Gesellschaft sein Votum abzugeben und dabei gleichzeitig auf die Verhandlungen in Stockholm hinzuweisen. Die nachfolgenden Zeilen enthalten die Hauptzüge jenes Vortrages. Sie sollen jedoch auch einige Bemerkungen über die Broschüre des Herrn de Mortillet und über jene obenerwähnte Discussion dem Leser des Correspondenzblattes bringen, an der Professor Virchow einen so hervorragenden Antheil genommen hat. Sie knüpfte sich an die erste Frage, welche dem Congress zur Berathung vorlag, an die Frage über die ältesten Spuren des Menschen in Schweden. Man durfte auf die bezüglichen Erörterungen einigermaassen gespannt sein, denn es ist bekannt, dass die Eintheilung der vorhistorischen Zeit, soweit sie auf den Menschen Bezug hat, in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit aus Skandinavien, speciell aus Kopenhagen stammt. Ausserdem findet sich in allen Lehrbüchern der Geologie ein Fall aufgezeichnet, der viel Aufsehen erregt hat und durch Lyell ans Tageslicht gezogen wurde, nämlich die Hütte von Södertelje. Man fand im Götacanal 64 Fuss tief im Sande eine Hütte, in einiger Entfernung davon einen Knochen, einen Anker und einige Nägel. Diese Hütte lag in diluvialem Schutt und darüber eine mächtige Bank von blauem marinem Mergel mit einer Anzahl von Conchylienresten, und zwar von Formen, die heutzutage in der Ostsee vorkommen. Es war das eine Thatsache von Bedeutung in verschiedener Hinsicht.

Man konnte wohl nicht annehmen, dass diese Fischerhütte (dass es eine solche war, ging aus den verschiedenen Geräthen hervor) weit entfernt vom Meere auf ansehnlicher Höhe gebaut worden war. Es nahm also Lyell an, die Hütte hätte ursprünglich am Meeresstrande gestanden, da sie aber jetzt durch eine 64 Fuss mächtige Erdmasse bedeckt ist, so lag der Gedanke nahe, dass eine Senkung des Bodens eingetreten sei, dass sich das Meer über einen Theil von Skandinavien ergossen habe, und dass auf diese Weise die Hütte und die benachbarten Länder mit Sedimenten der Diluvialzeit bedeckt worden seien; dann musste aber eine abermalige Hebung eintreten, Schweden seine heutige Gestalt erlangen, und die Hebung musste so bedeutend sein, dass die Fischerhütte wieder auf ihr früheres Niveau gelangen konnte. Diesen ziemlich complicirten Process der Senkung und darauf folgenden Hebung hat man benutzt zum Beweis, dass solche Schwankungen des Bodens vorkommen und dass das Alter des diluvialen Menschen in Schweden ein sehr hohes sei. An und für sich muss schon die Sache desshalb einige Bedenken hervorrufen, weil der Anker und die Nägel in der Umgebung der Fischerhütte aus

*) Ein Separatabdruck aus der „Association française pour l'avancement des sciences. 1873. Paris, Rue de Rennes 76 au secrétariat de l'association."

Eisen sind, und wenn diese Hütte sich in diluvialen Ablagerungen befunden hätte, so wäre das der erste Fall von menschlichen Artefacten in so uralten Gebieten. Nun hat Torell, der Director der Landesvermessung in Stockholm, eine Untersuchung über diesen Fall angestellt und erklärt, dass die frühere Auffassung der über der Hütte befindlichen Ablagerung eine irrthümliche sei, dass die Hütte am Rande einer diluvialen Gletschermoräne gebaut war, durch deren Einsturz sie auf dem Festlande selbst so tief verschüttet werden konnte. Dadurch muss natürlich die Vermuthung, dass die Menschen in Schweden zur Diluvialzeit existirt haben, von selbst wegfallen, denn andere Beweise hiefür existiren nicht. Nach der Meinung von Torell war nicht allein ganz Schweden zur Eiszeit von einem riesigen Gletscher bedeckt, sondern dieser erstreckte sich auch über die Ostsee bis nach Norddeutschland hinüber und jenes Gebiet, in welchem die erratischen Blöcke in so grosser Menge sich vorfinden, hat sie nach der Ansicht von Torell nicht etwa durch schwimmendes Eis erhalten, sondern, und er hatte zahlreiche Beobachtungen dafür in Deutschland selbst gemacht, durch Gletscher, die sich über die ganze norddeutsche Ebene erstreckt haben. Daher stammt also jener enorme Kranz erratischer Felstrümmer, welche von der Ostseeküste, von Grossbritannien durch Holland bis zur norddeutschen Ebene und bis Russland zerstreut sind. Dieser Riesengletscher hat sich zur Eiszeit nicht allein über Schweden und Norwegen, sondern auch über die Westseite der obengenannten Bezirke erstreckt. Prof. Zittel legt einiges Gewicht auf diese Hypothese, denn Torell hat jedenfalls eine ausgedehnte Erfahrung und Prof. Desor hat in Stockholm sich im Wesentlichen jener Ansicht angeschlossen. Nachdem also die Hütte von Sodertelje verhältnissmässig jungen Datums ist, man denke nur an den eisernen!! Anker, so fällt dieser einzige Beweis für die Existenz des diluvialen Menschen in Schweden. Wenn auch in Frankreich zahlreiche Funde unwiderleglich darthun, dass dort zur Zeit der grossen Gletscherperioden Menschen gelebt, in Skandinavien und Norddeutschland war dies eine Unmöglichkeit, nachdem diese Gebiete von Eis bedeckt waren.

Dadurch erklärt sich, dass wir bis jetzt weder in Skandinavien, noch in Norddeutschland auch nur die leiseste Spur davon entdeckt haben.

Ja es ist selbst zweifelhaft, ob in Schweden Reste der älteren Steinzeit (der Periode des Silex taillé) vorkommen; bis jetzt glaubt man, an allen Stellen sie stets vermischt mit anderen zu finden, die bereits eine feinere Bearbeitung, ja sogar eine Politur erkennen lassen.

Die Werkzeuge der Steinzeit gehören also in Schweden einer verhältnissmässig späteren Periode an; es sind die rohesten Formen bereits gemischt mit solchen von feinerer Bearbeitung. Es hat nun Worsaä, der jetzige Cultusminister in Dänemark, ein ausgezeichneter Geologe, die Hypothese aufgestellt, dass während der älteren Steinzeit eine Wanderung stattfand von Südwesten nach Nordosten, dass der Mensch der älteren Steinzeit aus Frankreich kam und zwar aus dem mittleren, dass er an den Küsten weiter wanderte, zuerst Dänemark erreichte, dort einige Zeit blieb, und dass er erst dann von Dänemark aus das südliche Schweden bevölkerte ale er die Kunst, den Stein besser zu bearbeiten, verstand. Es ist interessant, wie diese Wanderung sich noch durch die prähistorischen Reste theilweise constatiren lässt. Die vollkommeneren Steingeräthe sind vorzugsweise im südlichen Schweden gefunden worden, die Inseln zwischen Schweden und Dänemark zeigen den Charakter jener der Kjökkenmöddings, sind aber schon mit einzelnen schwedischen Formen vermischt. Im Ganzen ergab also die Debatte in Stockholm, dass der Mensch in Schweden zu einer verhältnissmässig sehr späten Zeit ankam, und dass wir über den diluvialen Menschen von dort keinen Aufschluss erwarten dürfen, weil es an den Bedingungen für seine Existenz fehlte.

An diese, wie mir scheint, hinreichend festgestellte Thatsache knüpfte sich die Eingangs erwähnte Discussion über die Racen des diluvialen Menschen und über den tertiären Menschen. Hamy ist erstaunt über die Deutung der skandinavischen Funde, namentlich desjenigen von Södertelje, ohne zu bedenken, dass ja dadurch die Richtigkeit der an anderen Orten gemachten Entdeckungen von einem diluvialen Menschen durchaus nicht bestritten wird. Der wahre Grund der Ueberraschung liegt freilich tiefer. Man hat in Frankreich die in den diluvialen Ablagerungen gefundenen Schädel und Schädelfragmente nur allzusehr verwerthet, um die Merkmale der Urracen festzustellen. De Quatrefages griff bei dieser Gelegenheit etwas weit aus und erörterte seine Anschauungen über die Entstehung der Racen unter dem Einfluss des Klimas und der Civilisation. „Darin stimmten seine und Virchow's Meinungen, wie die aller Anthropologen überein, es käme also nur darauf an, die Wirkungen des Atavismus zu entdecken, dann werde man z. B. sich überzeugen, dass der Neanderthaltypus in Schottland, in Schweden und in Frankreich noch heute, hinab bis nach Italien zu finden sei. Dasselbe sei mit der ‚Race de Canstatt‘ an anderen Orten der Fall.“

Virchow bemerkte nun, dass er zwar bezüglich der Anschauungen über die Veränderlichkeit der Racen mit Quatrefages übereinstimme, aber bemerkenswerth sei denn doch der Unterschied der Methode des Forschens. De Quatrefages helfe

sich mit Atavismus und Variabilität und suche darin die Erklärung, er (Virchow) untersuche die Entwickelung des Schädels und frage ferner, ob man denn auch den ganzen Schädel vor sich habe. „Nur der Hirnschädel für sich ist zu wenig, weil man die Form des Gesichtes doch nicht reconstruiren kann. Mit Fragmenten könne und dürfe man in solchen Fragen doch nicht rechnen. Wenn in Deutschland ein Schädel gefunden würde wie der des Key-Lykke, so würde man nicht sagen, dass er dem aus dem Neanderthal verwandt sei, denn der Neanderthalschädel habe ja keine Gesichtsknochen, sondern bestehe bekanntlich nur aus einer defecten Hirnschale. Man gründe überhaupt nicht auf einen Schädel, der noch dazu defect sei, Racenmerkmale. Und um zu zeigen, wie gefährlich es sei, auf den Atavismus allzusehr zu bauen, mit dessen Hülfe ja Quatrefages noch unter den heute Lebenden die uralte „Race de Canstatt" zu erkennen glaubt, erinnert Virchow an die Mikrocephalen. Er betrachte sie nicht als eine atavistische, sondern als eine pathologische Erscheinung. „Giebt es doch in der ganzen Welt solche Mikrocephalen, und wie falsch wäre es, zu behaupten, dass es jemals eine Urrace von Cretinen gegeben habe." Es sind hier natürlich nur die Hauptsätze der Virchow'schen Entgegnung angeführt, aber sie genügen, um zu zeigen, dass die Lection eine ziemlich eingehende war, welche die französischen Gelehrten und an ihrer Spitze de Quatrefages zu hören bekamen. Virchow hat schon einmal auf dem Congress in Brüssel vor dieser Erfindung von Racen gewarnt*), die Warnung auf dem Congress in Stockholm war eindringlicher und hat auch sichtlichen Eindruck hervorgebracht. Ob sie günstiger wirken wird als die erste, ist abzuwarten. Die Proben anthropologischer Forschung aus Frankreich seit dem Brüsseler Congress liegen vor uns in den „Crania ethnica" von de Quatrefages und Hamy. In dem ersten Heft sind alle in den tieferen quaternären Schichten gefundenen Menschenschädel, zu welchen er auch einen aus Canstatt zählt, unter dem Titel: „La première race humaine ou la race de Canstatt" zusammengefasst. Medicinalrath v. Hölder hat in Nr. 12 dieses Blattes, December 1872, die Geschichte dieses Schädels vortrefflich geschrieben, und es lohnt sich sehr der Mühe, diesen Artikel wieder nachzulesen, namentlich um den Gegensatz in der deutschen Art der Forschung zu der unserer Nachbaren und damit das Gewicht der Entgegnung Virchow's völlig zu verstehen. Zu der dort aufgestellten Urrace gehören nämlich die Schädel von Egisheim, vom Neanderthal, Brüx und Denis, Stångäs Clichy und Olmo. Nun ist zu bemerken, dass der Schädel, auf den die Race de Canstatt gegründet wird, der die Urform in der ganzen Reinheit zeigen soll, so defect ist, dass sich sein Index gar nicht bestimmen lässt etc. Die Schädel von Neanderthal und Brüx sind pathologisch verändert, von dem von Denis ist gar nur das Stirnbein vorhanden! Doch nicht genug. Herr de Quatrefages erklärt die Race für prognath, obwohl bei allen ebengenannten Schädeln das Gesicht fehlt. Mit solchem Material den Beweis zu liefern, dass der Schädel von Canstatt und der aus dem Neanderthal ein und demselben Typus angehören, dass überdies dieselben (?) Formen durch Atavismus noch heute auftreten, wie z. B. am Schädel des dänischen Edelmannes von etwas zweifelhaftem Rufe des Key-Lykke, verdient Anerkennung.

Es ist ein grosses Verdienst von Virchow, dass er gegen solchen Unfug auftrat, dass er auftrat gegen die allgemeinen Folgerungen, die man auf einzelne so sehr unvollkommene Funde gebaut hat. Was nun den tertiären Menschen betrifft, so bemerkte de Quatrefages, man müsse die Urrace des Menschen nicht in den diluvialen Schichten suchen, sondern zurückgehen auf die tertiäre Zeit, und seiner Meinung nach sind die Funde des Abbé Bourgeois ein unwiderleglicher Beweis. Diese Frage wurde in Privatkreisen vielfach erörtert, weil jene Broschüre von Herrn de Mortillet sich damit ausführlich beschäftigte. Nachdem der Verfasser wiedererzählt, wie auf dem Congresse in Brüssel die Mehrheit einer Prüfungscommission die von Abbé Bourgeois vorgelegten Feuersteine als bearbeitet erklärt habe, wie nur fünf Mitglieder, darunter die Herren Steenstrup, Virchow, Fraas und Desor sie nicht anerkannt hätten, fährt er fort, „si l'on pèse les temoignages contraires plutôt que de les compter, on reconnait, qu'ils se reduisent à peu de chose. En effet, dans les cinq voix opposées se trouve celle de M. Fraas, M. Virchow, eu bon Allemand, ne pouvait contredire son compatriote etc." Nachdem so de Mortillet dem Menschen der Miocäne den Weg geebnet hat, geht er auch sogleich ans Werk, von den geistigen Fähigkeiten jenes précurseur de l'homme ein Bild zu entwerfen — „il est un être intellegent." Also doch noch kein rechter Mensch! Indess, wenn man absieht von diesem Anfang, so muss man gestehen, dass Herr de Mortillet in dieser Angelegenheit mit ziemlicher Unbefangenheit eine grosse Anzahl von Thatsachen discutirt und alles das als zweifelhaft ausscheidet, was ihm nicht einigermaassen wohl begründet zu sein scheint. Hören wir hierüber den Vortragenden Prof. Zittel. „Die Thatsachen lassen sich in Kategorien eintheilen. Einmal haben wir eine grosse Anzahl von Beob-

*) Damals wurde auf einen Unterkiefer: auf denjenigen von la Naulette, die belgische Race (race australoide) gegründet und der Schädel von Engis galt als Typus einer zweiten belgischen Urrace!!

achtungen, bei denen nach Mortillet selbst die Spur der menschlichen Thätigkeit äusserst problematisch ist; und da wäre in erster Linie das Material von Pikermi zu nennen. Diese Knochen sind vielfach zertrümmert und Herr v. Dücker glaubt an den zerbrochenen die Spuren menschlicher Arbeit zu erkennen. Aehnliche Funde hat Herr Denoyers beschrieben: Knochen von Elephas primigenius, vom Mammuth, mit Einschnitten versehen, bei Saint-Prest (Chartres). Allein diese Fundstellen gehören der ältesten Diluvialzeit an, und es ist zweifelhaft, ob die Einschnitte von Menschenhand herrühren oder von Nagern."

„Ein Portugiese hat angegeben, es seien in Portugal Menschenüberreste in der Tertiärzeit aufgefunden worden; aber auch dies bedarf der Bestätigung. Der Italiener Issel aus Genua hat ein menschliches Skelet ausgegraben aus einer pliocänen Süsswasserschichte. Aber es ist zweifelhaft, ob es nicht später dahin begraben worden ist. Dann wurden von Herrn Blake aus Kalifornien eine Anzahl von Geräthen veröffentlicht. De Mortillet hat sie gesehen, ist aber der Meinung, dass sie ausserordentlich ähnlich denjenigen Geräthen seien, welche heutzutage noch in Indien, Kalifornien und den Nachbarstaaten gebraucht werden. Wir hätten noch den Schädel von St. Anges in Kalifornien, der 51 Meter tief in Pliocänbildungen von Prof. Whitney entdeckt wurde. Dieser Fall ist der einzige, auf den etwas grosses Gewicht zu legen ist. Denn Whitney ist einer der besten Geologen in Amerika und er wird nicht ohne Gründe dieses behauptet haben. Prof. M. Wagner (München) hat ihn über diesen Schädel interpellirt und er blieb dabei stehen, dass derselbe in der That aus den jüngsten Tertiärschichten Kaliforniens stamme. Wir haben keine Ursache, diese Thatsache in Abrede zu stellen, und jedenfalls wäre dies ein Fall, der unserer Aufmerksamkeit in hohem Grade werth ist. Indessen de Mortillet legt auch darauf kein übermässiges Gewicht, weil die Thatsache schon vor 10 Jahren publicirt wurde und Herr Whitney auf entstandene Zweifel nicht geantwortet hatte. Für de Mortillet sind die Funde des Abbé Bourgeois entscheidend. Dieser fand in einem Süsswasserkalk, welcher der mittleren Tertiärzeit angehörte, eine Schichte von Thon und Mergel, worin zahlreiche Feuersteine lagen, und diese Feuersteine schienen ihm unzweifelhaft bearbeitet. Man muss natürlich Angesichts dieser wichtigen Thatsache eine Frage aufwerfen: stammen diese Feuersteine aus einer ungestörten Schichte, oder ist es vielleicht eine später gebildete Ablagerung, die man irrthümlicher Weise für tertiär hält? Abbé Bourgeois hatte die ersten von diesen Feuersteinen an den sogenannten Faluns aufgefunden und man könnte also hier immer noch zweifeln, ob sie wirklich aus den Schichten stammen. Um diesen Thatsachen auf den Grund zu gehen, liess Bourgeois einen Schacht treiben; er erhielt dadurch ein vollständiges Profil der geologischen Lagerungen und wies nach, dass diese Feuersteine unzweifelhaft aus ursprünglichen Lagerstätten, aus dem sog. Calcaire de Beauce stammen. Darüber kann nicht weiter discutirt werden, diese Thatsache steht fest."

„Sind diese Feuersteine nun wirklich von Menschenhand bearbeitet? Hier verlässt den Herrn de Mortillet seine bisherige kluge Reserve, wie schon oben erzählt wurde. Und da muss ich gestehen, trage ich denn trotzdem, dass de Mortillet in dieser Hinsicht ein sehr erfahrener Mann ist und eine ausserordentliche Gewandtheit in der Beurtheilung solcher Dinge besitzt, einige Bedenken. Und zwar stütze ich meine Bedenken auf eigene Erfahrungen, welche ich in der libyschen Wüste gemacht habe. Dort sieht man den Boden häufig bedeckt von Milliarden solcher Feuersteintrümmer; man wandert oft tagelang nur auf Bruchstücken von Silex und ich habe nun mit grosser Aufmerksamkeit diese Silex beachtet und eigentlich nirgends etwas gesehen, was sich vergleichen liesse mit den langgeformten, messerartigen Artefacten, denen man in südfranzösischen Höhlen in so grosser Menge begegnet. Auch Virchow hat gerade über Formen von Feuersteintrümmern in seiner Heimath in Pommern Gelegenheit gehabt, eingehendere Studien zu machen. Er erzählte uns, dass er mehrmals nach Pommern gefahren sei, um diese Feuersteinsplitter aufzusuchen und zu prüfen. Er ist auf der Meinung stehen geblieben, dass sie nicht bearbeitet seien. De Mortillet giebt nun an, dass neuerdings wieder zwei Reste gefunden worden seien, bei denen es eigentlich gar nicht mehr zweifelhaft sei, dass sie bearbeitet seien. Allein ich glaube, es werden immerhin noch so lange Zweifel erhoben werden, bis wir endlich andere Belege haben für die Existenz des Menschen in diesen Ablagerungen. Ich gestehe, dass für mich noch ein anderer Grund vorliegt, einigermaassen an der Richtigkeit der Bourgeois'schen Ansicht zu zweifeln. Wenn wir nämlich den Kalk von Beauce ins Auge fassen, so zeigt sich, dass sich dieser Kalk ziemlich tief findet an der untersten Grenze der Miocäne. Das bedeutet eine sehr verhängnissvolle Thatsache. Ueber diesen Abstufungen folgen nämlich noch Absätze von enormer Macht, die einen kolossalen Zeitraum begreifen. Sämmtliche Tertiärablagerungen von Italien liegen über dem Kalk von Beauce und man hat dort Localitäten, die auf das sorgfältigste ausgebeutet sind, und niemals hat man eine Spur vom Menschen entdeckt. In der Schweiz gehört die ganze Molasse noch in die tertiäre Schicht über dem Calcaire de Beauce und nichts wurde gefun-

den, obwohl man dort Orte bergmännisch ausbeutet. Es muss nun auffallen, dass man in einer so alten Tertiärschicht nur an einer einzelnen Stelle so grosse Mengen von Menschenresten finden sollte und dass in jüngeren Schichten keine Spur von Menschen entdeckt worden ist."

„Ich kann nun nicht schliessen, ohne allerdings noch eine Thatsache zu erwähnen, welche mir mein Assistent Herr Schwager mitgetheilt hat. In dessen Heimath bei Tuchnitz in Böhmen ist eine Süsswasserbildung. Daselbst ist ein Kalkstein mit Süsswasserschnecken, der ungefähr von demselben Alter ist wie der Calcaire de Beance in Frankreich. In diesem Kalkstein hat Herr Schwager Holzkehlen aufgefunden, aber nicht fossile, sondern angebraunte Stücke. Dieselben können allerdings angeschwemmt sein, finden sich aber auf ursprünglicher Lagerstätte und hier hätten wir einen eigenthümlichen Fall vor uns. Wir müssten entweder annehmen, dass die Kehlen von Menschen hergestellt oder durch Blitz entstanden sind. Jedenfalls ist es ein Fund, der einige Beachtung verdient. Ich will nun nicht näher eingehen auf die Folgerungen, welche Herr de Mortillet angeknüpft hat an die Feuersteinwerkzeuge. Er glaubt, dieselben seien nicht von Menschen gemacht werden, sondern von einem menschenähnlichen Vorwesen. Wir können uns derartige Erörterungen schenken."

In derselben Sitzung referirte Herr Professor Rüdinger über die Verhandlungen auf der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Dresden und Herr Dr. Hemmer bringt einige Funde vom Eibsee bei Partenkirchen, welche auf eine vorhistorische Ansiedelung hinweisen.

J. K.

Aus der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn vom 9. März 1874.

Professor Schaaffhausen legt ein auffallendes Beispiel von Erhaltung organischer Substanz vor, welches aus einer vielleicht 1000jährigen alten Grabstätte bei Cöthen herrührt; es ist ein in Adipocire verwandeltes menschliches Gehirn. Die Verwandlung organischer Gewebe in Fett ist zuerst in Paris auf dem Kirchhofe des Innocents 1786 und 1787 beobachtet und von Fourcroy und Chevrauil beschrieben werden. Seitdem ist diese Beobachtung wiederholt gemacht werden, meist an Leichen, welche in nassem Boden gelegen hatten, oder in Secirtrögen anatomischer Anstalten. Die chemische Zusammensetzung der vorgelegten Adipocire zeigte nach der von Herrn Professor Zincke vorgenommenen Untersuchung grosse Uebereinstimmung mit den vorhandenen Analysen dieser Substanz, aber auch Eigenthümlichkeiten, die sich aus der chemischen Constitution des Gehirns erklären. Die Masse wog 68 Gramm und war in dem wohlerhaltenen Schädel eines alten Mannes enthalten, der ein Dolichocephale mit starken Brauenwülsten und vorspringendem Hinterhaupte war. Drei andere Schädel zeigen einen verschiedenen Typus. Die an derselben Stelle gefundenen Gegenstände sind Knochengeräthe, ein Steinbeil, eine Bronzenadel, kurzgestielte Löffel aus gebranntem Thon. Alle diese Dinge liegen in einem grauen Kalkmergel der für Asche gehalten wurde. Manche Geräthe gleichen denen, die Wagner aus den Hügelgräbern auf dem rechten Elbufer schon 1828 beschrieben hat. Die Ortsnamen der Gegend sind wendisch. Das Fehlen des Eisens deutet auf ein höheres Alter der Grabstätte von Wörbzig. Eine ähnliche Erhaltung eines menschlichen Gehirns, das bei der Bereitung der ägyptischen Mumien nach Herodot als eine leicht faulende Substanz durch das Siebbein entfernt wurde, ist an der im vorigen Jahre von Handelmann und Pansch beschriebenen, im Rendswührener Moor gefundenen Leiche beobachtet worden, die ebenso alt geschätzt wird als die Schädel von Wörbzig.

Eine ausführliche Beschreibung der Ausgrabungen bei Wörbzig von Prof. Schaaffhausen ist in den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für Anhalt, XXXI. Bericht, Dessau 1874, veröffentlicht.

Sitzung der Württemberger anthropologischen Gesellschaft.

Stuttgart, 2. Januar 1875.

Professor Dr. G. Jäger spricht über die Proportionalität des menschlichen Schädels, der dem der nächstverwandten Thiere durch Ueberwiegen des Hirnschädels und Zurücktreten des Gesichtsschädels gegenübersteht, und glaubt, dass derselbe Gegensatz im Schädelbau verwandter Thierarten sich in dreierlei anderen Beziehungen wiederholt:

1. In dem Verhältniss zwischen kleinen und grossen Arten.
2. Zwischen jungen und erwachsenen Thieren.
3. Zwischen domesticirten und wilden.

Die zwei ersten Umstände sind der Grund, wesshalb der menschliche Schädel dem kleiner Affen (Hapale, Callitrix, Cebus etc.) entschieden ähnlicher ist als dem Schädel der Anthropoiden, und dass er wieder den jungen Schädeln derselben weit mehr gleicht als den völlig entwickelten.

Der Vortragende bezeichnet deshalb die Charaktere des menschlichen Schädels als juvenile und

glaubt die ursächlichen Momente für dieses Stehenbleiben des menschlichen Schädels auf jugendlicher Proportionalitätsstufe drei Entwickelungsumständen zuschreiben zu müssen.

Als wichtigsten nennt er die aufrechte Stellung, bei welcher die Schwerkraft auf die für das relative Wachsthum so wichtige Blutvertheilung in der Richtung einwirkt, dass der Kopf gegenüber den abwärts liegenden Körpertheilen im Wachsthum zurückbleibt. Zur Erhärtung dieser Thatsache verweist er auf die Maassangaben von Libarzik und auf seine eigene Arbeit über das Längenwachsthum der Knochen (Jenaische Zeitschrift Bd. V) und darauf, dass bei den vierfüssigen Thieren dieser differencirende Einfluss zwischen Kopf- und Afterpol wegfällt.

Einen zweiten Grund findet derselbe in dem Behaarungsunterschied, zwischen Gesicht und Hirnschädel in der Wachsthumsperiode; der durch das Haar beschützte Hirnschädel wird relativ stärker wachsen als das nackte Gesicht.

Als dritten Umstand bezeichnet er die Gebrauchswirkung.

Sobald ein Theil derjenigen Arbeit, welche bei den Thieren die Kiefer verrichten, mit der Annahme der aufrechten Stellung auf die Hände überging, sobald der Mensch anfing, harte Nahrung mit Werkzeugen zu zermalmen und weich zu kochen, sobald er sich mit den Händen statt mit den Zähnen vertheidigte, mussten an dem Gesichtsschädel die Folgen des Mindergebrauchs sich einstellen.

Warum der Mensch im Gegensatz zu den nächstverwandten Thieren ein so überwiegend grosses Gehirn besitzt, ist durch den Vortragenden auf der Stuttgarter Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft erörtert worden.

H. Stahl, Stud. chem.

Kleinere Nachrichten.

Eine Bronzegussform in der Rheinpfalz.

Von Orten in der Rheinpfalz, wo Bronzegussformen sich auffinden, waren bis jetzt zwei bekannt: 1. Meckenheim, Bezirk Neustadt, wo nach König, Beschreibung der römischen Denkmäler in der Pfalz, p. 191, Fig. 67 ein Gussmodell für ein stiletförmiges Schwert von 22 Centimeter Länge ausgegraben wurde. 2. Friedelsheim, Bezirk Neustadt, wo ausser einer fragmentarischen Gussform für ein Schwert Modelle für Pfeilspitzen, für Fingerringe und für scheibenförmige Platten gefunden wurden. Sie wurden in jüngster Zeit durch einen Fund auf dem Feuerberge s. ö. von Dürkheim an der Haardt in der Nähe, wo bereits ein Urnenfeld, Herdplatten, Bronzen und vor allem der Dürkheimer Dreifuss entdeckt wurde, vermehrt. In geringer Tiefe fanden sich im Erdreich zwei Formen aus Speckstein, der nördlich von Dürkheim vorkommt, die aufeinander passen und oben und unten eine kleine kreisförmige Oeffnung besitzen. Die Länge der Formen beträgt 23 Centimeter, die gleichmässige Breite 7 Centimeter. Um das Instrument, dessen Form in beide Modelle hineingeschnitten, zu erhalten, gossen wir Zink hinein, und der Guss ergab ein Schneidinstrument von 23 Centimeter Länge, mit einem Zapfen an der grössten Breite von 3 Centimeter, nach oben sich verjüngend bis 1,4 Centimeter Breite; im oberen Drittheil ist ein ringförmiger, nach beiden Seiten 1 Centimeter hinausragender Ring angebracht, dessen Bestimmung, ob zum Anhängen oder als Verzierung, unklar. Auf beiden Seiten hat das dolchartige Instrument ein stark ausgeprägtes Rückgrat. Die Gussform ist unversehrt; dabei lag ein entzweigebrochener Gusstiegel, dessen Thon stark mit groben Quarzkörnern vermengt. Seine Höhe beträgt 13 Centimeter, sein Umfang unten 30 Centimeter, oben 37 Centimeter. In der Mitte geht eine geschwärzte, nach oben sich erweiternde Oeffnung hindurch, in die offenbar das Erz hineingegossen wurde, denn die untere Oeffnung passt vortrefflich auf die eine in dem Modell *). Bei Lindenschmit ist bis jetzt noch kein ähnliches Instrument wie das eben beschriebene verzeichnet. Ist vielleicht den Lesern des Correspondenzblattes ein ähnliches erinnerlich oder bekannt?

Dürkheim a. d. Haardt, December 1874.

Dr. C. Mehlis.

Hügelgräber bei Honstetten (Höhgau — Baden).

In dem Walde „Frauenholz" zwischen Honstetten und Rorgenwies finden sich acht Grabhügel. Der grösste mit circa 20 Meter Durchmesser und 2 Meter Höhe ist von sehr regelmässiger Form. Erdwände trennen die einzelnen Steinkästen des Innern und zeigen eine deutliche Abtheilung. Die grosse Steinmasse, die zum Aufbau dieses Grabdenkmals verwendet wurde, besteht — wie bei den anderen Hügeln — aus grobem alpinen Geschiebe, das, da die nächste Umgebung steinarm ist, von einer Gletscherablagerung wohl eine Stunde weit hergeholt werden musste.

Kaum ein Fuss unter der Oberfläche und in der Mitte der Kuppe fand sich eine grosse Bronze-

*) Beide Funde befinden sich in der Dürkheimer Sammlung.

schale vor; sie ist oben 40 Cm. weit, im Boden 52 Cm. bei einer Tiefe von 10 Cm. Zwei Eisenringe dienten zum Tragen der Schale, welche in einem Korbe, von dem sich noch deutliche Geflechtstücke vorfanden, steckte und in Letten eingesenkt war.

Dieses Bronzegefäss, dessen Boden fast gänzlich zerstört war, enthielt Knochenreste und Asche.

Der grössere der Steinkästen, aus unregelmässig aufgehäuften Steinen bestehend, enthielt eine mächtige Urne von 45 Centimeter Höhe, 57 Centimeter Bauchweite, schmalem Boden, 30 Centimeter weiter Oeffnung mit hohem Halse und breitem umgeschlagenen Rande. Sie ist durch verticale Streifen in acht Felder getheilt und diese sind reich mit geradlinigen Bändern, Dreiecken, Quadraten und Rhomben verziert, die abwechseln. Die Felder sind mit dreieckigen Vertiefungen oder Kreuzstrichelchen ausgefüllt und schwarz (mit Graphit) auf rothem Grunde gefärbt.

Diese Urne barg Gefässe von sehr feiner Arbeit: ein Schüsselchen, 12 Centimeter hoch, 14 Centimeter weit, von sehr eleganter Form, mit schmalem Boden; drei gleichgeformte kleine Schüsselchen. Schwarze Bänder auf rothem Grunde bilden die Verzierungen.

Nur mit grosser Mühe gelang es, die Gefässe, welche durch die überlagernde Steinlast in Hunderte von Scherben zerdrückt waren, wieder zusammenzubringen. Die anderen Steinkästen bargen Scherben ähnlicher Gefässe; in einer Schüssel lagen mehrere Bronze- und viele Eisenringe von 3 bis 4 Centimeter, sowie zwei nagelförmige, oben eingekerbte Eisengeräthe von 10 Centimeter Länge mit breiter Spitze. Neben Stücken von zwei zweischneidigen Eisenschwertern fand sich eine mit Patina überzogene Zierscheibe von Bronze.

Vielfach zeigten sich Spuren des Leichenbrandes.

Ein anderer Hügel lieferte ausser Thongefässresten das Skelet eines Schafes, des Opferthieres, an dessen Halse knopfförmige Bronzeverzierungen, sowie das eiserne Schlachtmesser lagen.

Sämmtliche Fundstücke sind in der fürstlichen Sammlung dahier aufgestellt.

Donaueschingen.

C. F. Mayer.

Nachgrabungen in der alten Wallburg und den Höhlen bei Steeten an der Lahn.

An die in den letzten Jahren so vielseitig gemachten grossen Funde schliessen sich würdig die Höhlen bei Steeten zwischen Runkel und Limburg, welche im October v. J. ausgeräumt wurden und in welchen sich neben den Ueberresten von Menschen und urweltlichen Thieren auch Zeugnisse menschlicher Kunstthätigkeit in der Zeichnung von Ornamenten auf Mammuthszähnen und anderen Materialien gefunden haben.

In der Napoleonischen Zeit hatten sich Leute mit ihren Habseligkeiten vor den Franzosen in diese Höhlen geflüchtet und versteckt, allein durch Feuer, das sie nächtlicher Weile vor der Höhle angezündet hatten, wurden sie von dem gegenüberliegenden Thalrand von französischen Patrouillen entdeckt und durch Schüsse genöthigt, hervorzukommen. Aus dieser Zeit mögen einige glasirte Topfscherben, Bruchstücke von Steingeschirr, eine verrostete Messerklinge, ein Messingknopf herrühren. — Und wie in jener Zeit mag auch schon in früheren Schreckenstagen, an denen die Geschichte des Landes nicht arm ist, die Höhle und die ganze Bucht als Versteck und selbst als vertheidigungsfähiger Zufluchtsort wiederholt aufgesucht worden sein.

Was nun den Fund selbst betrifft, so fanden sich zwischen fettem rothen Thon und mergeligem Lehm vertheilt zahllose Knochen- und Geweihstücke; die Knochen waren in lange, ganz scharfkantige Stücke zerschlagen, die Geweihe hatten meist ihre Spitzen verloren und hingen grossentheils noch mit den Schädelstücken zusammen. Sie waren daher nicht nur abgeworfen, sondern viele auch von getödteten Thieren entnommen. Sie waren untermischt mit Steinmessern, sowie einigen Werkzeugen von Knochen und Elfenbein. Auch fand sich von letzterem eine Menge (wohl das Material eines grossen Stosszahns) in zerbrochenen Stücken in und unter einer Schichte, in welcher der Löss roth gebrannt war. Eine bedeutende, wohl einen Cubikfuss betragende Menge Asche, kleine Holzkohlenstücke, schwarz verkohlte Knochen und Zahnstücke vermehrten die Beweise für das einstige Vorhandensein von Feuer, mithin des Menschen auf dieser Culturschicht. Brandspuren von 50 bis 100 Centimeter Ausdehnung wiederholten sich an drei Stellen und auf verschiedenen Höhen und lehrten, wie unter den Füssen der Höhlenbewohner der Boden durch Unrath, Steine und mergeligem Lehm sich allmählich gehoben hatte. Weiter aufwärts schienen sich sowohl die Steine als die Knochen zu vermindern; die Knochen nahmen mehr die Consistenz von Versteinerungen an, die Masse des mergeligen Lehms nahm zu und konnte immer besser als identisch mit dem Löss erkannt werden, welcher diesseits und jenseits der Schlucht, an welcher diese Höhlen liegen, in mächtigen Massen ansteht. Wenn auch augenscheinlich Bärenzähne zunächst dem vorderen Ende der Höhle häufiger und weniger tief lagen, so kamen sie doch näher dem Eingang und in 1,70 Tiefe in der Brandschicht auch vor; und wenn umgekehrt die Rennthiergeweihe vorne seltener und in dem oberen reinen Löss häufiger waren als in der Tiefe, so

war ihr Vorkommen doch auch hier nicht ausgeschlossen. — Auch Steinmesser waren unten häufiger als oben und vorne; dieselben bestanden in der Mehrzahl aus dem schwarzen Hornstein, der sich allenthalben auf den Feldern findet, dann aber auch aus Feuerstein, dessen nächste Bezugsquelle wohl die Ufer der Maas sind — Calcedon etwa aus der Gegend von Oberstein und Pechstein oder Halbopal aus der Gegend von Bieber am Main oder von Queckstein am Siebengebirg. Von Steinbeilen, Steinmeiseln oder Keilen, sowie von Pfeilspitzen fand sich hier keine Spur. Ein natürlicher, wohlgeformter Geschiebestein zeigt, dass er als Handwerkzeug gedient hat. Der merkwürdigste Fund waren aber einige falzbeinförmige Werkzeuge aus Stosszahnstücken des Mammuth und aus Rippen oder Knochenstücken. Auf zweien derselben ist ein rautenförmiges Gitterwerk, in einem anderen sind geschwungene parallele Linien eingravirt. Ein Röhrenknochen ist mit regelrechtem Zickzack verziert, ein Stecher aus Knochen ist vierkantig, ein anderer vielkantig beschabt, andere Elfenbeinstücke, die nicht dem Kern des Zahns angehören, sind zu cylinderförmigen Stäben bearbeitet, zwei Pferdezähne, ein grösserer und ein kleinerer Geschiebestein sind, wohl als Schmuck zum Anhängen, durchbohrt. Ausser modernen Gefässscherben fanden sich allerdings auch sehr alte in einer Tiefe von 80 Centimeter. Die Knochen, die der untern Schicht angehören, hatte Professor Lucae die Güte, einer vorläufigen Untersuchung zu unterziehen. Er constatirte als mit dem Menschen gleichzeitig das Mammuth, das Rhinoceros, das Hippopotamus (?), das Pferd; ferner das Renthier in sehr vielen Exemplaren, das Elen, den Edelhirsch, das Reh; dann den Bären, die Hyäne, den Wolf, den Fuchs (ein zerbrochener, wiedergeheilter Oberschenkelknochen) und die durch eine Knochenhautentzündung verknöcherte Pfote von Otter oder Dachs; sodann viele Knochen eines hühnerartigen Vogels und endlich die zierlichen Schädelchen und Zähne zahlloser Mäuse, die sich theils in den Höhlungen der Knochen, theils in dem umhüllenden Löss fanden. — Auch sie können zum Beweis dienen, dass die Knochen nicht etwa in die Höhle hineingespült worden, sondern dass sich an ihnen noch etwas zu nagen fand, dass sie also noch Fett und Leim enthielten, ohne welche sie auch nicht verkohlt wären — und dass der Mensch sie nicht als ein osteologisches Museum hier zusammengeschleppt, sondern dass er die Thiere getödtet, ihr Fleisch gebraten und des Markes willen ihre Knochen zerschlagen habe.

Von den Peterien ist vor Allem ein Topf beachtenswerth. Sein fussloser eiförmiger Bauch und seine engen, an den rechteckigen Schultern angesetzten Oesen eignen ihn zum Aufhängen über dem Feuer, wobei sein wenig verengter Hals und seine weite Mündung ihn ebenso tauglich zum Kochen machen. Seine eigenthümliche Ornamentirung besteht in Spitzblättern, welche den Bauch bedecken.

Eine kleine nebenanliegende Höhle lieferte folgende Ausbeute: Zuerst menschliche Knochen mindestens von einem Erwachsenen unter 30 Jahren, denn ihm fehlt noch der Weisheitszahn, und von einem Kinde von etwa 7 Jahren, bei dem, als es vom Tode ereilt wurde, der erste bleibende Backenzahn eben durchbrechen wollte. Weiteres Zeugniss vom Menschen geben eine schöne Dolchklinge (69 Centimeter lang, 6 Centimeter breit), geformt wie jene ältesten myrthenblattförmigen Bronzeklingen, aber aus einem Knochenspahn geschnitten; ein Pfriemen, mehrere zu diesem Zweck vorbereitete Mittelhandknochen des Pferdes, ein weisses Knochenplättchen (5 Centimeter lang, $1^1/_2$ Centimeter breit) mit eingebohrten Punktverzierungen und zwei Löchern, mehrere Steinmesser, einige verzierte Thonscherben, feiner wie die des Abschnittwalles und mit eigenthümlichen Warzen verziert und ein Bronzepfeil ältester Form. Von Thieren fanden sich die Reste des Pferdes, des Hirsches, vielleicht des Elens, des Bären, des Fuches, der Katze, des Dachses, eines Wiederkäuers, eines hühnerartigen Vogels, aber kein Mammuth, kein Renthier.

(Aus dem Vortrage v. Cohausen's.)

Zu denjenigen deutschen Regierungen, welche auf Antrag der anthropologischen Gesellschaft statistische Erhebungen über die Farbe des Haares, der Augen und der Haut der Schulkinder angeordnet haben, hat sich jüngst auch die grossherzoglich hessische Regierung in Darmstadt gesellt. Durch Erlase des Ministeriums des Innern vom 18. März 1875 sind die Directionen der Gymnasien und Realschulen, sowie die Kreisschulcommissionen beauftragt worden, die statistischen Ermittelungen in den Gymnasien und Realschulen, sowie den Volkschulen und Privatlehranstalten vorzunehmen.

Gesellschaftsnachrichten.

Badischer anthropolog. Verein: Heidelberger Gruppe.

Neueingetreten:

Hankanius, H., k. preuss. Stabsarzt a. D., Heidelberg.

Demnach scheint es ausgemacht zu sein, dass ein allmäliger Uebergang von dem Typus der Gesichtsurnen durch den der Ohr- und Mützenurnen zu dem einfacheren lausitzer Typus besteht. Die Zeit dieser Gefässe wird charakterisirt durch die Mischung von Bronze und Eisen. Sie dürften als vorslavisch anzusehen und ihre Fabrication spätestens in das vierte Jahrhundert verlegt werden dürfen.

Für slavisch hält der Vortragende dagegen unsere Pfahlbauten und Burgwälle, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, deren Thongeräth von dem der eben verhandelten Gräberfelder gänzlich verschieden ist und von denen aus früher wiederholt angegebenen Gründen anzunehmen ist, dass sie bis in die christliche Zeit bestanden haben. Folgende Thatsache dürfte für die Chronologie von Bedeutung sein.

Bei dem Dorfe Potzlow in der Uckermark, südlich von Prenzlau, findet sich, ausser einer Landansiedelung am Ufer des grossen Potzlowsees, in letzterem auf einer Halbinsel ein Burgwall von mässigen Dimensionen, an dessen Fusse schon früher im Wasser des Sees zahlreiche Pfahlspitzen sichtbar geworden waren. Bei dem Abfahren des Walles fand sich ein Aufbau, welcher ganz an die mittelitalienischen Terramaren erinnerte. Es trat nämlich unter dem aufgeschütteten Walle, der übrigens sehr arm an Einschlüssen zu sein scheint, in der Tiefe, und zwar wenig über dem Niveau des Sees erhaben, ein grosser Pfahlbau hervor, bestehend aus senkrecht eingerammten und aus horizontal gelagerten Balken, über welchen letzteren ein fast zusammenhängender Boden aus rundlichen Baumstämmen sich ausbreitet. Die Culturschicht lag zum grössten Theil unter den horizontalen Balken; sie war gebildet durch angeschwemmte Seegewächse und Sträucher, in welchen zahlreiche Topfscherben mit dem Burgwallornament, gespaltene und bearbeitete Thierknochen in grosser Menge u. s. w. enthalten waren. Zunächst über dem Balkenwerk kam eine Lage von Seesand, darauf sehr wechselnde Schichten, an vielen Stellen eine neue Culturschicht mit weisslicher Brandasche, jedoch mit wenig Scherben und Knochen untermischt, und darüber erst folgte die viel spätere Aufschüttung des Burgwalles. An Metall wurde wenig gefunden: ausser einem Bronze- (Messing-?) kruge einige grössere eiserne Waffenstücke. Unter diesen eine platte Lanzenspitze oder Dolch, welcher nach Entfernung der sehr mächtigen Rostdecke jederseits auf der Mitte des Blattes die wundervollste Tauschirarbeit aus Kupfer und Silber zeigte. Dieser Fund ist für unsere Gegend ein Unicum. Aehnliche Arbeiten wurden im Norden, in Jütland und Scandinavien gefunden. Sie gehören dem späteren Eisenalter an, wo die Verbindungen mit Byzanz und dem Morgenlande bestanden, welche ja auch durch die in der Uckermark gefundenen arabischen Münzen für diese Gegend erwiesen sind und vielleicht, ähnlich wie die Münzfunde des Silberberges bei Wollin für den dortigen Pfahlbau, chronologisch zu verwerthen sein dürften.

Auch enthält das Posener Nationalmuseum ein Gefäss mit Pfahlbauornamenten, welches bei Dzierzchenica bei Schroda, mit grösstentheils deutschen Silbermünzen aus dem neunten und zwölften Jahrhundert und Silberschmuck gefüllt, am Fusse eines Hügels gefunden wurde, auf welchem eine im zwölften Jahrhundert von den Böhmen zerstörte Burg gestanden. Der Hügel heisst noch heute der Premislausberg. Ein zweiter grosser Münzfund ist bei Glembokie bei Gnesen im Kreise Schroda gemacht. In einem auf dem Boden mit Kreuzesstempel versehenen und mit Wellenornament am Rande verzierten Thongefäss lagen meist polnische Münzen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, die späteste von 1205.

Zwar sind dies vereinzelte Funde; auch hat das zur Zeit der Einführung des Christenthums gebräuchliche Ornament sich noch längere Zeit hindurch erhalten, wie es auch vielleicht schon Jahrhunderte vorher im Gebrauch war; jedenfalls aber gehören diese Funde einem slavischen Volke an, wenn auch vielleicht ein Theil derselben fremden Ursprungs war. Wir werden es gewiss glauben, wenn Adam von Bremen von der Anwesenheit der Graeci im alten Julin spricht; ja wir werden annehmen müssen, dass orientalische und griechische Händler das Land weit und breit durchzogen. Damals war es, als das Volk in Pfahlbauten wohnte und daneben und zum Theil auch darauf seine Burgwälle errichtete. Aber auch in dieser Annahme ist es möglich, dass Jahrhunderte zwischen den einzelnen Perioden liegen, dass der Pfahlbau im Potzlowsee einige Jahrhunderte älter ist als der Wall, ohne dass er deshalb aufhörte, die Gründung eines Volkes derselben Nation zu sein, wie der später darauf geschüttete Wall. Zwischen beiden aber lag eine Zeit, wo der See seinen Ufersand über den verfallenen und verlassenen Pfahlbau spülte.

Sitzung vom 13. Juni.

Aus der höchst interessanten Sitzung, über welche uns ein umfangreicher Bericht vorliegt, entnehmen wir Folgendes:

Von Herrn Dr. W. Reil in Cairo durch Vermittelung des Herrn von Quast kamen bearbeitete Feuersteine von Helwân (Aegypten) zur Ansicht, welche 4 Stunden (26 Kilometer) von Cairo südlich, zwischen den Gebirgszügen der arabischen Wüste und dem Nil, auf einem sandigen und felsigen Plateau, das nicht nur 8 lauwarme Schwefel-

quellen (dem Badeetablissement Hélouan dienstbar) enthält, sondern auch sonst, wie ein Schwamm, mehrere Wasseradern in seinem Boden zwischen thonigen Sandschichten birgt, die dem tertiären Kalk aufgelagert sind, aufgefunden wurden.

Herr Gerhard Rohlfs hat einige Köpfe aus den Oasen Dachel und Siuah mit folgendem Schreiben übersendet:

„Es handelt sich um Köpfe aus der Oase Dachel. Ich glaube nämlich, dass diese Köpfe von den Ureinwohnern der Oase herstammen. Ich fand dieselben in einem zugemauerten Felsgrab, alle Personen in hockender Stellung. Ohne nach egyptischer Art in einem Kasten begraben zu sein, waren alle mit einer Matte bedeckt; ausserdem befand sich ein hölzernes Gesicht und eine Thonurne im Grabe. Die Körper, sowie auch der Kopf aller, waren sorgfältig eingewickelt nach Art der Mumien.

Herr Virchow theilt über die Schädel Folgendes mit:

Die von Herrn Rohlfs mir übersendeten Gegenstände sind 3 Schädel aus der Oase Dachel und 2 mumificirte Köpfe aus der Oase Siuah (Jupiter Ammon). Letztere sind vorläufig nicht weiter ausgelöst worden, um die höchst charakteristischen physiognomischen Eigenthümlichkeiten nicht zu zerstören.

Die Schädel von Dachel sind sehr verschieden. Nr. 2 gehört einem noch sehr zarten Kinde an. Nr. 1 und 3 stammen von Erwachsenen, und zwar war Nr. 3 sehr gut erhalten, Nr. 1 dagegen in seinen hinteren zwei Drittheilen gänzlich zertrümmert und in hohem Maasse brüchig, so dass seine Reconstruction, die im Ganzen völlig gelang, nur unter Anwendung grösserer Massen von Klebstoff möglich war und die Maasse dadurch ein wenig beeinflusst werden. Bei Nr. 1 fehlt leider der Unterkiefer, bei Nr. 3 sind die Aeste abgebrochen. Während der erstere, sicherlich männliche Schädel stark zur Brachycephalie hinneigt und zugleich sehr hoch ist, erweist sich Nr. 3, vielleicht weiblich, als ein niedriger Dolichocephalus. Der kindliche Schädel Nr. 2 schliesst sich ihm nahe an und gehört genau demselben Typus an.

Nr. 1, obwohl männlich, ist doch im Ganzen von zartem Knochenbau. Die Zähne sind tief abgenutzt, einzelne Backzähne mit cariösen Wurzeln versehen, die Weisheitszähne vollständig entwickelt. — In der Seitenansicht erscheint der Schädel trotz seiner beträchtlichen Höhe ziemlich gestreckt. Die grösste Höhe liegt drei Finger breit hinter der vorderen Fontanelle. Die Stirn ist stark gewölbt, das Hinterhaupt fällt schnell ab, jedoch in schöner Curve. In der Norma verticalis ist die Schädelcurve ziemlich breit-oval, jedoch etwas schief, indem der Durchmesser von links vorne nach rechts hinten etwas kürzer ist als der entgegengesetzte. Die Suturen sind stark gezackt, am wenigsten in der Gegend der vorderen Fontanelle; links liegt in der Gegend der temporalen Fontanelle ein länglicher Schaltknochen. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind recht kräftig entwickelt. Die Stirn ist hoch, die Glabella tief, der Nasenwulst stark, jedoch von weniger dichtem Bau als sonst; er erstreckt sich seitlich über dem Orbitalrande fort, jedoch deutlich von ihm abgesetzt. Die Hinterhauptschuppe ist gross und zwar auch in der Breite; ihre stärkste Wölbung liegt über der schwachen Protuberanz. Die Muskelansätze sind durchweg kräftig: die Linea semicirc. temp. kreuzt das Tuber parietale, und am Hinterhaupt hat der untere, sehr gesenkte Theil tiefe Muskelfurchen. Auch die Incisura mastoidea ist sehr tief. Das Foramen magn. occip. ist gross und von mehr elliptischer Gestalt; die Gelenkfortsätze sitzen sehr weit nach vorn. — Das Gesicht ist mehr schmal. Die vorspringenden Punkte der Jochbeine unten an der Sutur zeigen eine gerade Entfernung von 99 Mm. und die Jochbogen treten wenig vor. Orbitae hoch. Die Nase schmal, jedoch kräftig, scheinbar gerade, ziemlich stark vortretend. Tiefe Fossae caninae. Mässig vorspringender, 17 Mm. hoher Alveolarrand. Die Schneidezähne leider (nachträglich) abgebrochen, ihre Wurzeln verhältnissmässig klein. Palatum von mässiger Grösse, 42 Mm. lang und 41 breit. Flügelfortsätze niedrig und schwach. Gelenkgruben des Unterkiefers sehr weit, namentlich nach rückwärts so stark ausgeweitet, dass der äussere Gehörgang stark abgeplattet ist.

Nr. 2, der Kinderschädel, ist recht gut erhalten, von bräunlichgelber Farbe, und mit Unterkiefer versehen. Der Schädel ist ausgezeichnet dolichocephal, nach vorn sehr schmal, in der Gegend der Scheitelhöcker am breitesten. Von recht auffallender Beschaffenheit ist der Unterkiefer, namentlich gegenüber dem Unterkiefer deutscher Kinder. Einerseits ist das mediane Stück bis zu den Backzähnen hin stark vorgewölbt und zugleich sehr hoch und kräftig, ohne jedoch prognath zu sein: nur der Alveolarrand springt ganz wenig vor. Das Kinn ist ausgemacht dreieckig, die Spitze des Dreiecks niedrig, die seitlichen Winkel scharf abgesetzt. Andererseits sind die Fortsätze nebst dem Winkel ungemein stark. Die horizontale Breite der gemeinsamen Basis der Fortsätze beträgt 28 Mm. und die Winkel springen so stark nach unten vor, dass, wenn man den Unterkiefer auf eine Tafel stellt, er auf den Winkeln und dem Kinn wie ein Dreifuss ruht.

Der wahrscheinlich weibliche Schädel Nr. 3 ist bis auf den leider stark verletzten Unterkiefer vortrefflich erhalten. Seine Gestalt ist schmal länglich, die Seiten steil und abgeplattet, die Stirn hoch, aber schmal, die Schläfen gleichfalls eng, der

Scheitel trotzdem ziemlich hoch mit grösster Elevation dicht hinter der Kranznaht. Das Hinterhaupt gleichfalls schmal und weit vorgestreckt, namentlich der obere Theil der Schuppe sehr gleichmässig gewölbt. Die Nähte stark zackig, nur die Pfeilnaht zwischen den sehr genäherten Foramina parietalia etwas einfach. Die Seitentheile der Kranznaht unterhalb der Linea semicircularis beiderseits synostotisch, ebenso die Sutura spheno-frontalis. Die Protuberantia occip. ist schwach. Die Warzenfortsätze dick und unregelmässig durch mehrere Einschnitte. Das Hinterhauptsloch ist auffällig klein, von kurz-ovaler Gestalt und mit dicken Rändern versehen. Die sehr kurzen Gelenkhöcker liegen auch hier weit nach vorn. Die sanfte Stirn hat einen schwachen Nasenwulst und wenig vortretende Höcker. Die Orbitae niedrig und mehr breit als hoch. Die Vorsprünge der Wangenbeine sind 103 Mm. von einander entfernt und wenig vorstehend. Fossae caninae tief. Nasenbeine leider etwas defect, Nase schmal und niedrig, ihre Wurzel wenig tief gestellt, der Rücken abgerundet, jedoch schmal und etwas eingebogen. Sehr schwacher alveolarer Prognathismus.

Der Kinderschädel Nr. 2 und der wahrscheinlich weibliche Schädel Nr. 3 gehören zusammen. Die Differenzen in den Indices erklären sich einerseits durch das verschiedene Alter, andererseits durch gewisse pathologische Zustände des Schädels Nr. 3. Das Kind weicht namentlich in der Höhe wesentlich ab, aber das ist eine allgemeine Eigenschaft dieses Alters.

Schwieriger ist es dagegen, den männlichen Schädel Nr. 1 in eine gleich nahe Beziehung zu bringen. Er unterscheidet sich in seinen Hauptverhältnissen nicht unerheblich von den beiden anderen, ganz besonders in der Breite und mehr in der Höhe. Indess ist zu erwägen, dass der Schädel Nr. 3 sich als ein in mehrfacher Beziehung pathologischer ausgewiesen hat und dass die Synostosen desselben geeignet sind, gerade auf die Gestalt maassgebend einzuwirken. Erwägt man nun, dass die Differenz der Indices (78,5 und 70,9 für die Breite, 80,0 und 74,5 für die Höhe) durch eine normale Entwickelung des Schädels sich jedenfalls verkleinert haben würde und dass die Verschiedenheit des Geschlechtes wiederum geeignet ist, einige Abweichung der Zahlen zu erklären, so würde immerhin eine viel grössere Annäherung erreicht werden, als sich nach den nackten Zahlen erwarten lässt. Ich würde dieser Betrachtung einen geringeren Werth beilegen, wenn der Gesammteindruck mehr für eine absolute Trennung spräche. Dieser Eindruck ist jedoch, namentlich der Gesichtsbildung wegen, der, dass unmöglich zugestanden werden kann, dass einer der Schädel die Eigenschaften eines Negerschädels besässe oder auch nur auf eine Kreuzung mit Negerblut hinwiese, dass vielmehr beide Schädel eine gewisse Gemeinschaft der Abkunft andeuten, welche auf dem Boden der nordafrikanischen Völker ihre Erklärung finden kann.

Herr **Ascherson** hat auf Veranlassung des Herrn Vorsitzenden Dr. **Virchow** während der letzten Reise mit Herrn **Rohlfs** an 4 Personen die **Gestalt der Füsse** in der Art abgezeichnet, dass er die Contouren unmittelbar auf einem Bogen Papier nachgezogen hat. Das Ergebniss ist höchst charakteristisch. Während bei einem jungen Manne aus Weimar die Füsse ganz comprimirt sind, zeigen die Afrikaner in zunehmendem Maasse die natürlichen Formen.

Der Vorsitzende fordert zur Veranstaltung ähnlicher Contourzeichnungen auf, indem er darauf aufmerksam macht, dass selbst an den Statuen antiker Künstler die Füsse in der Regel deformirt sind, ein Umstand, der namentlich die weiblichen Statuen in hohem Maasse verunziert.

Herr Dr. **Brückner** zu Neu-Brandenburg hat einen Schädel übersendet aus einem Gräberfelde bei Bargensdorff, woselbst beim Bau der Berliner Nordbahn ein flacher Hügel durchschnitten und bei welcher Gelegenheit auch einige 40 Skelete zu Tage gefördert wurden.

Alsdann beginnt die auf der Tagesordnung der heutigen Sitzung angekündigte Discussion über Aphasie, welche Herr **Hitzig** folgendermaassen einleitet: Sie werden sich vielleicht noch erinnern, dass ich meinen Vortrag (Sitzung vom 14. März) in der Absicht hielt, nachzuweisen, dass in dem Grosshirn einzelne psychische Fähigkeiten besondere Heerde besässen; andererseits schloss Herr **Westphal** seinen Vortrag (Sitzung vom 9. Mai) mit der Schlussfolgerung, dass aus denjenigen Symptomen und Krankheitsbildern, die er hier demonstriren konnte, hervorginge, dass das Sprechvermögen wenigstens keine Localisirung im grossen Gehirn besässe. Es könnte demnach scheinen, als ob zwischen unseren beiden Ansichten eine grosse und unausfüllbare Kluft bestände; ich glaube indessen, dass dies keineswegs der Fall ist, und die wenigen Bemerkungen, die ich machen möchte, sollen dazu dienen, diese Ansicht zu beweisen. Gerade die interessanten Thatsachen, die Herr **Westphal** vorgeführt hat, werden Sie zu der Ueberzeugung gebracht haben, dass denjenige, was man Aphasie nennt, nicht etwas Einfaches ist, sondern dass eine ganze Reihe von Symptombildern, welche aus vielen einzelnen, von einander abweichenden Zügen zusammengesetzt sein können, immer noch mit dem gemeinsamen Namen Aphasie bezeichnet wird. Es war nun nicht meine Absicht, diese ungemein schwer zu schildernden Dinge hier in einer ausführlichen Weise darzustellen. Herr **Westphal** hat bereits hervorgehoben, wie schwie-

rig es ist, nicht nur diese Thatsache Anderen klar zu machen, sondern auch nur für sich selbst einen allgemeinen gültigen Ausdruck für die hier in Frage kommenden Dinge zu gewinnen. Mir kam es darauf an, eine gewisse Thatsache, welche ich nach der von mir eingeschlagenen Richtung hin für vollkommen beweisend halte, anzuführen. Ich hatte meine Anschauung der älteren von Flourens gegebenen gegenübergestellt. Nach diesem Forscher sollte im Gehirn eine Localisirung überhaupt nicht existiren; es würde also jede Verletzung des grossen Gehirns oder jede Bethätigung seiner einzelnen Theile durch irgend einen Reiz ganz dieselben Symptome in äusserlich wahrnehmbaren Zeichen hervorbringen müssen. Ich würde also durch Verletzung jedes einzelnen Theiles des Gehirns sowohl Taubheit, als Blindheit, als Lähmung hervorbringen müssen. Nun giebt es entschieden eine grosse Zahl von Fällen — und diese hatte ich bei meiner Besprechung allein im Auge —, bei denen die fragliche Störung zusammenfällt mit einer ganz circumscripten Verletzung, und es giebt wieder eine grosse Zahl anderer Fälle, bei denen andere Theile des grossen Gehirns verletzt werden, ohne dass irgend etwas dieser Störung Aehnliches beobachtet wird. Ich halte solche Erscheinungen für hinlänglich beweisend, und ich kann nicht der Ansicht sein, dass andere Fälle, deren Richtigkeit ich durchaus nicht in Abrede stelle, — sie sind mir sehr wohl bekannt, — vorläufig als Gegenbeweise sehr ins Gewicht fallen. Wir kennen die Functionen der Oberfläche des Gehirns ausserordentlich wenig, so dass wir nicht ersehen können, in welcher Weise Störungen, wenn sie in ausgedehntem Maasse auftreten, wirken. Das Sprechvermögen, welches in sehr verschiedener Weise gestört sein kann, hängt mit allen anderen psychischen Functionen, von denen es ja auch nur eine ist, vielfach zusammen, vielleicht mehr als sonst die psychischen Functionen unter einander zusammenhängen, und so wird es in sehr verschiedener Weise gestört worden können. Es ist nicht anzunehmen, dass es in allen Fällen gelingt, das Sprachvermögen aus den psychischen Functionen in der Weise zu eliminiren, wie wir einen Mauerstein aus einer Wand entfernen können. An der weiteren sehr lebhaften Discussion betheiligten sich noch die Herren Westphal, Steinthal, Lazarus, Virchow und Simon.

Herr Guttstadt berichtet über Ausgrabungen in Pomerellen. Zumal ist dort ein Grab eröffnet worden, das $^2/_3$ über, $^1/_3$ unter der Erde, eine Tiefe von circa 2 Meter hatte und an den Seitenwänden wie ein Brunnen mit Steinen ausgelegt war. Fast 1 Meter unter der Oberfläche fand man Knochen eines menschlichen Skelets und 0,9 Meter tiefer wiederum solche Knochen; doch waren es in beiden Fällen nur Ober- und Unterschenkel, Bruchstücke einer Kniescheibe; von Schädel, Rippen, Becken keine Spur. In der Lage jedes Skelets fanden sich je ein Stückchen Eisen, ähnlich einer Messerklinge, und Ueberreste von Holzkohlen.

Nicht weit davon ist auf dem zu Skridlowo gehörigen Acker eine Urne von bedeutender Grösse gefunden worden, deren Halstheil leider bereits defect ist; doch ist ein kleiner Bronzering, ähnlich einem an Gesichtsurnen sich gewöhnlich vorfindenden Ohrringe, daneben entdeckt werden, so dass man daraus wohl schliessen kann, dass auch diese Urne zur Kategorie der Gesichtsurnen gehört. Uebrigens sind in der Nähe von Neukrug, 2 Meilen in nordöstlicher Richtung, schon im Kreise Karthaus bei Ober-Prangenau, 2 Urnen ausgegraben werden, die, gut erhalten, alle Kriterien darbieten, die die Bezeichnung „Gesichtsurnen“ rechtfertigen.

Herr Virchow spricht schliesslich, unter Vorlage des Fundes, über die Auffindung einer gerippten Bronzecyste, mit Schmuck gefüllt, bei Primentdorf.

Unter den prähistorischen Kunstgegenständen haben ein ganz besonderes Interresse erregt die sogenannten Cysten oder Eimer von Bronze. Ihr eigentliches Gebiet ist das alte Etrurien, wo sie vielfach in den Grabkammern aufgefunden sind, meist gefüllt mit Gegenständen des weiblichen Schmuckes.

Höchst interessant ist deshalb der Fund, der im vorgenannten Orte gemacht wurde und zwar in einer Tiefe von 2 Fuss in sogenanntem Quelloder Seesande; es ist dies ein kleiner 20 Ctm. hoher und im Durchmesser 21 Ctm. haltender, kunstvoll gearbeiteter, nicht gelötheter, sondern genieteter, mit zwei spiralig gedrehten beweglichen Henkeln versehener Bronzeeimer. Dieser Eimer ist mit einem eisernen Deckel versehen gewesen. Letzterer war aber vom Rost dermaassen angegriffen, dass er bei der Zutageförderung des Eimers in sandartigen Staub zerfiel. Im Eimer selbst fanden sich folgende Gegenstände vor:

1) ein kunstvoll gearbeiteter, runder Bronzegegenstand, in Form eines Diadems und zum Oeffnen und Zumachen, wie ein Schlüsselhaken eingerichtet. Die äussere Peripherie dieses Gegenstandes passt genau in das Innere des Eimers;
2) ein achtfach spiralig aufgewundenes, mit Gravirungen versehenes Bronzeblech. Vielleicht Armband?
3) die Hälfte eines eben solchen Gegenstandes (Armbandes) in drei aneinanderpassenden Stücken;
4) vier egal grosse Bronze-Tragenicken;
5) zwei Bronzenadeln, die unten platt, schneckenartig aufgewunden sind. Leider haben meine

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 4. München, Druck von R. Oldenbourg. **April 1875.**

Gesellschaftsnachrichten.

Einladung
zur
VI. allgemeinen Versammlung.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat München als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt, und den 9., 10., und 11. August für die Zusammenkunft bestimmt.

Mit der ergebensten Einladung zu dieser Versammlung hofft die Geschäftsführung auf eine zahlreiche Theilnahme namentlich von archäologischer Seite, denn was Bayern an wichtigen Fundstücken aus keltischer und germanischer Vorzeit besitzt, wird während dieser Tage in München von kundiger Hand geordnet ausgestellt sein. Die historischen Kreisvereine des Landes und die Besitzer von Privatsammlungen haben ihre reichen Schätze hiefür zur Verfügung gestellt.

K. Zittel, Geschäftsführer. **J. Kollmann,** Generalsecretär.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 17. October 1874.

Aus dem umfangreichen Originalbericht über jene Sitzung heben wir den Vortrag des Herrn Professor Virchow hervor, der bezüglich der ethnologischen Theorie des Herrn A. de Quatrefages die Leser des Correspondenzblattes zumeist interessiren dürfte.

Ueber die physische Anthropologie der Finnen.

Nach dem Schlusse des Stockholmer Congresses, beschloss Virchow eine Besichtigung der Finnen in ihren Ursitzen vorzunehmen, um endlich einmal über die Schwierigkeiten, welche sich der blos literarischen Forschung über die physischen Verhältnisse dieses Volkes entgegen stellen, hinwegzukommen. Durch das freundliche Entgegenkommen aller Kreise des Volkes war es möglich, in kurzer Zeit ein nicht ganz kleines Stück des Landes bis ziemlich tief in das Innere hinein kennen zu lernen.

In Folge der eigenthümlichen Verwaltungseinrichtungen des Landes und durch die überraschend vorgeschrittene Cultur des Volkes war es möglich, gewisse Haufen der Bevölkerung so zu fassen, dass absolut gar keine Schwierigkeiten bestanden, an ihnen zu messen, was nur irgend gemessen werden sollte. Einerseits die unerwartete Entwickelung der Fabrik-Industrie, die, begünstigt durch den unglaublichen Wasserreichthum des Landes, sowie durch die neue Ausdehnung der Holz-

benutzung auf die Papier-Fabrikation, eine ungewöhnliche Förderung erlangt hat, andererseits die ausgedehnten Anstalten aller Art, unter denen zu unseren Zwecken sich ganz besonders Gefängnisse und Strafanstalten eigneten, erwiesen sich als sehr förderlich. In letzterer Beziehung erwähnt V. das Vorhandensein grosser, entweder für männliche, oder für weibliche Strafgefangene bestimmter, an verschiedenen Orten errichteter Central-Anstalten, welche aus grossen Bezirken des Landes ihr Material beziehen. Dazu kommt der eigenthümliche Umstand, dass bei der abgesonderten Stellung, welche das Grossfürstenthum Finland zu dem russischen Reiche einnimmt, ein Hin- und Herschieben von Verbrechern stattfindet, wobei sie zeitweise an gewissen Stationen bleiben; hier findet sich dann Alles durcheinander.

Eines der ersten und ein selbst für unsere finnischen Begleiter überraschendes Ergebniss dieser Besuche war der Nachweis der grossen Zahl von Zigeunern, welche sich in dem Lande befinden und zwar auf den verschiedensten Punkten. Es stellte sich alsbald heraus, dass gewisse Eigenthümlichkeiten in der Erscheinung einzelner Individuen in Zusammenhang mit diesen Wanderleuten gebracht werden konnten.

Ich hatte auf dem ersten Theil der Reise, der sich mehr den nordwestlichen Abschnitten des Landes zuwandte, Hrn. Professor Hjelt persönlich zu unserer Disposition; er führte die Conversation mit den finnischen Leuten. Auf der östlichen Tour, die mich bis in die Nähe des Ladoga-Sees und fast bis an die Thore Petersburgs brachte, war ein ausgezeichneter finnischer Linguist, Hr. Dr. Donner, so gütig, uns zu begleiten.

Betrachtet man die Gesammtheit der ethnologischen Verhältnisse Finlands, so stellen sich dieselben nach Norden hin einfach dar. Hier kommt man in das Gebiet der lappischen Stämme. Etwas weiter südlich folgt ein dunkles Gebiet, welches auch linguistisch weniger untersucht ist, die Provinz Oester-Botten. Hier existirt weit nach Norden, an den Ufern des bottnischen Meerbusens, ein gewisser Küstenbezirk, der noch gegenwärtig bewohnt ist von einem Stamm, der den in Schweden und Norwegen, namentlich im letzteren, sehr gebräuchlichen Namen der Quänen oder Koinnn führt. Man sieht auch an diesem Beispiel wieder, wie ein Stammesname sich durch den Contact mit Nachbarvölkern auf das Ganze ausgedehnt hat. Wir waren nicht in der Lage, eine grössere Zahl von Personen aus diesem Bezirk zu sehen, indess trafen wir einige Mädchen aus dem Quänenland in dem Zuchthaus von Willmanstrand, dessen Insassen der Mehrzahl nach wegen Kindsmord im Gefängniss sind. Eines derselben, ein 24jähriges Mädchen aus Uleaborgs-Län, könnte als eine anziehende Erscheinung in jedem europäischen Lande gezeigt werden.

Weiter südlich schieben sich die Stammes-Verhältnisse immer dichter ineinander. Es ist diess das Gebiet, in welches von Westen her die Schweden mit ihren Colonisationen, von der anderen Seite noch in historischer Zeit finnische Stämme, welche von Russland her vordrangen, sich ihren Weg gebahnt haben. Wenn Sie auf die bei uns freilich etwas vernachlässigte finnische Geschichte einen Blick werfen, so werden Sie sich überzeugen, dass bis in das 13. und 14. Jahrhundert hinein vielfach die einzelnen Stämme, und namentlich zwei unter ihnen, hervortreten, nämlich die östlichen, welche mit dem deutschen Namen gewöhnlich „Karelen" genannt werden, und die westlichen: die Tavaster oder „Häme". Zwischen diese zwei Stämme, von denen man weiss, dass sie in einer relativ späten Zeit, etwa seit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ihre Einwanderung in Finland vollzogen haben, und die seitdem vielfach theils unter sich, theils mit den Russen und Schweden, im Kampf gewesen sind, hat sich ein Stamm eingeschoben, der in der historischen Entwickelung des Landes nicht in gleicher Weise hervortritt, wie er es gegenwärtig linguistisch und physisch thut, die sogenannten Savolaks.

Was die Frage betrifft, ob die Finnen, wie man behauptet hat, schwarz, braun oder brünett sind, oder wie sie sich sonst verhalten, so legt Virchow finnische Haarproben auf weissen Tafeln und zwar geographisch geordnet vor. Zur Vergleichung hängt daneben eine Tafel mit Zigeuner-Haar und zwar von Leuten aus Familien, welche keineswegs frisch in Finland eingewandert sind, sondern fast durchweg schwedische oder finnische Namen tragen und schon lange im Lande sind. Sie sind also schon geraume Zeit denselben klimatischen Verhältnissen ausgesetzt, unter denen die Finnen selbst leben.

Die Vergleichung dieser Tafeln macht es leicht verständlich, warum die Finnen die Zigeuner die „Schwarzen" nennen. Sie haben für sie einen besonderen, von der Farbe hergenommenen terminus technicus: Mustaleinen (von musta, schwarz). Die Verschiedenheit ist höchst augenfällig. „Eines Tages, als wir eben über den Saima-See fuhren, jenen mächtigen See, der sich drei Tagreisen weit nach Norden mit dem Dampfschiff befahren lässt,

bemerkte ich am Landungsplatze in Jontsen ein kleines, ganz braunes Mädchen mit tiefbraunen Augen, schwärzlichem Haar und sehr brünettem Teint, — eine höchst ungewöhnliche Erscheinung, nachdem ich Tag um Tag nur blonde Kinder gesehen hatte. Die kleine Person interessirte mich ausserordentlich: es wurde alles versucht, um zu ermitteln, ob sie nicht irgend von fremden Eltern stamme; es liess sich jedoch nichts herausbringen, und wir verliessen die Station, ohne dieses damals für mich einzige Problem gelöst zu haben. Erst als ich in Wiborg in dem grossen Gefängniss Pantsarlahti 6 Zigeuner zugleich vorfand und das Nationale derselben aufgenommen wurde, drang bei einem derselben der Name seines Wohnortes, Jousteno, an mein Ohr, — das war der Ort, wo ich das Mädchen gefunden hatte. Jetzt erst stellte sich heraus, dass dort eine kleine Zigeuner-Colonie hauste."

V. resumirt seine Erfahrungen über die Farbe der Finnen im Ganzen dahin, dass er eigentlich brünnette Finnen gar nicht gesehen hat, in der That nicht einen einzigen. „Personen, welche braune Augen hatten, waren so selten, dass ich in meinen Aufzeichnungen nur einzelne wenige Exemplare habe notiren können, und auch diese waren kaum brünett in ihrer ganzen Erscheinung zu nennen. Sonst sind durchweg alle Nüancirungen von blau vertreten, häufig das allerlichteste Wasserblau, ein fast weissliches Blau bis zum dunkelsten Kernblau herauf; vielfach erschienen auch graublaue Nüancirungen. Wo wir auch waren, östlich sowohl wie westlich, fanden wir weit überwiegend blaue Augen und eine im Ganzen helle Hautfarbe. Natürlich bei Leuten, die viel im Freien und den Wirkungen der Sonne ausgesetzt sind, zeigte sich die helle Hautfarbe nur an Theilen, die für gewöhnlich bekleidet waren. In meinen Proben sehen Sie öfters eine Haarfarbe, die sich allerdings einem dunklen Braun nähert, aber stets haben diese Haare die Eigenschaft, an Stellen, die der Luft exponirt sind, zu bleichen, goldig oder nahezu blond zu werden. In Tammerfors untersuchte ich eine überwiegend männliche Fabrikbevölkerung, welche kurz geschnittenes, also sehr bedecktes Haar trägt; hier herrscht die braune Haarfarbe vor. Bei der weiblichen Bevölkerung kommen viel häufiger hellere Nüancen vor, bei den Kindern ganz weissliche oder weissgelbe. Es ist also ganz unzweifelhaft festgestellt, dass, welchen Stamm man auch im Süden Finlands — ich spreche dabei nicht von den Küsten, sondern von Binnenlandschaften Südfinlands — untersuchen mag, Alles hellfarbig ist.

Was die Lappen anbetrifft, so ist bekannt, dass sie durchschnittlich dunkles Haar und dunkle Augen haben; indess das habe ich durch Mittheilungen der zuverlässigsten Augenzeugen constatirt, dass auch unter ihnen hellfarbige und blonde Personen vorkommen. Immerhin ist das eine Frage für sich. Das ist aber gewiss von höchster Bedeutung, dass wir jetzt wissen, dass die Finnen blond sind, dass sie also mit den als brünett ausgegebenen Brachycephalen von Deutschland, Frankreich und Italien in keinem Zusammenhange stehen. Es giebt demnach auch blonde Brachycephalen, denn die Brachycephalie sämmtlicher finnischer Stämme in Finland ist über allen Zweifel erhaben. Die Savoiaks haben z. B. einen Breiten-Index der Schädel von 81,6 aus Messungen an 14 lebenden Individuen berechnet."

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig vom 12. November 1874.

Eine neidische Regung beschlich uns beim Lesen des eingel. Berichtes. Die ganze Provinz Westpreussen schickt für das neugegründete Provinzialmuseum Geschenke! Da legt der Vorsitzende zuerst eine schöne Feuersteinaxt vor, welche Herr Plehn-Lubochin auf seinem Acker zwischen zwei grossen Steinen gefunden; dann zwei grosse Bernsteinperlen, welche aus einem Steinkistengrabe in Voltzendorf herstammten und von Herrn Völtz geschenkt waren.

In Folge eines Vortrages, den Herr Kauffmann in Neustadt W.-Pr. über das vorhistorische Westpreussen gehalten, wurde eine grössere Anzahl von interessanten Fundobjecten der Sammlung des Vereins von dort geschenkt. So von Herrn Director Seemann 1) eine Urne, die 1868 zu Gora bei Neustadt gefunden ist. Sie zeigt am Halse in einem Abstande von 14 Cm. zwei Ohren mit Bronzeringen, auf die Bernstein- und Glasperlen gereiht sind. Sonst ist am Halse aber keine Andeutung von einem Gesicht. 2) Zwei hutförmige Deckel mit büschelförmigen Streifen. 3) Zwei Bronzearmringe, im Czarnowitzer See gefunden. Sie bestehen aus kreisförmig gekrümmten, nach innen offenen Bronzecylindern. 4) Ein ebenfalls im Czarnowitzer See gefundenes Bronzediadem. Es besteht aus einem dünnen Bronzeblech, das auf der einen Seite in eine umgebogene Spitze zuläuft, auf der anderen eine kleine Rille mit einem Loche hat, in das die um-

gebogene Spitze hineingreifen kann; 23 parallel laufende Streifen bilden die Verzierungen dieses Diademes. 5) Zwei kleine ineinanderhängende Bronzeringe, auf deren grösserem eine Bronzespirale aufgereiht ist.

Von Herrn Dr. Samland erhielt Redner einen Hammer aus dioritischem Gestein, der in der Nähe von Czarnowitz gefunden war; von Herrn Oppermann jun. eine 1873 bei Neustadt in einer Steinkiste gefundene Schale aus Thon.

Der Vorsitzende hebt ferner mit Dank hervor, dass das Neustädter Gymnasium durch neue Geschenke den Verein erheblich gefördert habe. Herr Walter Kauffmann hat sich erboten, nicht nur seine schöne Privatsammlung immer dem Verein zu belassen, sondern überhaupt nur im Interesse der Vereinsversammlung zu wirken. Wir beglückwünschen den Vorsitzenden ob solcher Erfolge und wünschen uns ähnliche.

Die Münchener anthropologische Gesellschaft ist nämlich im Begriff, in der ethnologischen Sammlung des Staates eine Abtheilung für germanische Vorzeit einzurichten. Möge dieses Unternehmen bei uns gleiche Theilnahme erregen!

Noch sei des Berichtes des Vorsitzenden Dr. Lissauer gedacht, der bei Oddri interessante Steindenkmäler untersucht hat. Es waren dort aus grossen Steinblöcken ganz regelmässige Kreise (Cromlechs) hergestellt, in deren Mitte unter einem grossen Stein ein Grab entdeckt wurde, welches die Reste des Leichenbrandes mit oder ohne Urne enthielt. Ausser diesen Kreisen standen dort auch Gruppen von je 3 grossen Steinblöcken (Trilithen), unter deren mittelstem ein eben solches Grab war. Von Beigaben fand sich nur eine Pfeilspitze aus Feuerstein und ein schöner Hammer aus Serpentin, welcher durch die Güte des kgl. Oberforstmeisters Hrn. Mangold in den Besitz der Gesellschaft gelangt ist. Die einzelnen Steinblöcke sind 3—6 Fuss hoch und 1—3 Fuss mächtig; die ganze Stätte macht einen imposanten Eindruck und gehört wohl zu den ältesten menschlichen Spuren, welche unsere Provinz besitzt. Eine genaue Beschreibung und Zeichnung derselben findet sich in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig Bd. III Heft 3.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 18. Dezember 1874.

Prof. Christ trug vor:

Die Topographie der troianischen Ebene und die homerische Frage.*)

Nach einigen einleitenden Worten hemerkt Prof. Christ: Schliemann hat der Wissenschaft, der classischen Philologie sowohl als der Völkerkunde, einen ausserordentlichen Dienst erwiesen, um dessentwillen man über die Schwächen seiner dilettantischen Deutungsversuche billiger Massen ein Auge, nur nicht alle zwei, zudrücken sollte. Ein geschulter Archäologe und ein Mann der wissenschaftlichen Kritik ist allerdings Schliemann nicht, aber er ist ein begeisterter Verehrer des Hellenenthums, ein aufopferungsfähiger Enthusiast, und es stünde nicht gut um unsere Sache, wenn die Alten nur in dem Kopfe geschulter Gelehrten, nicht auch in dem Herzen schwärmerischer Enthusiasten fortlebten. Mich selbst hat vor allem die Cardinalfrage, von der Schliemann ausgegangen war, interessirt, die Frage nach der Lage der Priamusstadt.

Der Schauplatz der Iliade ist von dem Dichter selbst im Allgemeinen deutlich genug bezeichnet. Die Erwähnung des Hellespont und des quellenreichen Ida, von dessen höchstem Gipfel Zeus auf die Stadt und die Ebene Ilios hinschaut, führt uns auf die Niederung, die sich am äussersten Ende des Hellespont zwischen dem sigeischen und rhöteischen Vorgebirg vier Stunden nach dem Binnenlande zu ausdehnt. Die Ebene wird auf beiden Seiten von den niedrigen Ausläufern des Idagebirges umsäumt, welche in den genannten Vorgebirgen auslaufen. Mitten durch die Ebene zieht sich vom gebirgigen Hintergrund bis ungefähr eine Stunde zum Meeresstrand hin ein Höhenzug, durch den der kleinere nordöstliche und der grössere südöstliche Theil der Ebene von einander getrennt wird. Der bedeutendste, einzig nennenswerthe Fluss der Ebene ist der Mendere, der auf dem wasserreichen Ida entspringt, in der Nähe des Dorfes Bunarbaschi in seine untere Ebene eintritt und schliesslich, gegen den westlichen Höhenzug gewandt, unweit des sigeischen Vorgebirges in den Hellespont sich ergiesst.

Wir übergehen in unserem Bericht die genauere Topographie, an deren Schluss der Vor-

*) Seither im Druck erschienen: Stzbrchte. der k. b. Akad. der W. Hist. Cl. 1874. Bd. II S. 185, mit einem Kärtchen.

tragende darauf hinweist, dass schon im vorigen Jahrhundert der französische Reisende Lechevalier, und nach ihm viele und namhafte Gelehrte die Sache auf den Kopf gestellt und den Mendere Simois, den Bunarbaschi-Bach Skamander oder Xanthos, und den Dumbrek Thymbrios genannt haben. Aber diese Benennungen verstossen gegen die einstimmige Tradition des Alterthums und entbehren jeder Wahrscheinlichkeit.

Es ist vor allem und gleich von vornherein darauf hinzuweisen, dass das gesammte Alterthum Troja auf dem mittleren Höhenzug rechts von Skamander suchte. Diesen Ueberlieferungen entgegen verlegte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Lechevalier Troja an das linke Ufer des Skamander, in die Gegend oberhalb des heutigen Dorfes Bunarbaschi.

Die Combinationen Lechevaliers, da sie an die denkwürdigste Scene der Ilias anknüpften und der poetischen Phantasie eine glänzende Perspective eröffneten, wurden mit fast allgemeinem Beifall aufgenommen und haben bis in die neueste Zeit an hervorragenden ortskundigen Männern, wie Welcker, Forchhammer, Hahn, E. Curtius, B. Stark warme Vertheidiger gefunden; für uns haben sie von vornherein nichts Ueberzeugendes, es widerstreiten ihnen die hydrographischen Grundlagen, wesshalb auch alle Anhänger derselben sich zur radikalen Umtaufe der Flüsse der Ebene verstehen mussten.

An welcher Stelle nun auf dem rechts vom Mendere zwischen Skamander und Simois liegenden Höhenzug haben wir die Veste des Priamus anzusetzen? Die Tradition verweist uns auf zwei, 1½ Stunden von einander entfernte Punkte, auf Hissarlik oder den äussersten westlichen Ausläufer des mittleren Höhenzuges, auf dem die äolische Stadt Ilion gelegen war, und auf das Dorf der Ilier (Κώμη Ἰλιέων), das weiter landeinwärts in der Nähe des heutigen Bauernhofes Juruk gestanden zu haben scheint. An die Namen der beiden Orte knüpfte sich nämlich naturgemäss die Erinnerung an die alte homerische Ilios.

Mehr Bedeutung als die im Munde des Volkes fortgepflanzte Tradition hat die durch die Ausgrabungen Schliemanns festgestellte Thatsache, dass auf dem Plateau von Hissarlik eine alte mit Mauern und Thoren versehene Stadt stund, von deren Reichthum der grossartige Gold- und Silberschatz ein beredtes Zeugniss gibt. Nicht blos eine alte, ehrwürdige Stadt stund demnach auf der vorgeschobenen Höhe des mittleren Bergrückens, die Stadt war auch so reich und mächtig, dass es nicht leicht eine zweite gleich bedeutende Stadt in der troischen Ebene geben konnte, dass sie also die Hauptstadt im Gebiete der Troer war.

In Anbetracht dieser Thatsache wird man daher die Stellen des Homer, welche von der Veste des Priamus handeln, wenn irgend möglich so erklären müssen, dass sie auf die Trümmerstadt von Hissarlik bezogen werden können. Nun passen auch in der That viele Stellen der Iliade vortrefflich auf jene Stätte und sind einige so beschaffen, dass sie nicht leicht auf einen anderen Punkt der Ebene gedeutet werden können. Zu dieser Kategorie zählen diejenigen Stellen, wo Troja die steile (αἰπεινή), die hügelige (ὀφρυόεσσα), die windige (ἠνεμόεσσα) Stadt genannt wird etc. Hieher gehört auch die gefeierte Episode der Teichoskopie.

Begegnen wir nun anderen Stellen in der Ilias, wo sich der Dichter ganz unmöglich sein Troja auf Hissarlik gelegen denken konnte, wie dem dreimaligen Umlauf der Stadt durch Hektor und Achilles, oder der warmen und kalten Skamanderquelle vor den Thoren der Stadt, so dürfen wir daraus doch kein entscheidendes Moment gegen Schliemanns Annahme ableiten.

Wir dürfen nicht annehmen, dass der Dichter der Iliade selbst keine klare Vorstellung von der troischen Ebene gehabt habe und sein Troja das Kind einer frei schaffenden Phantasie, ein halbes Wolkenkukuksheim gewesen sei; denn mit der Annahme eines nebelhaften, in verschwommenen Conturen gezeichneten Phantasiebildes der troischen Ebene und der Stadt Troja kommen wir nicht aus. Ein ungenügender Nothbehelf auch ist es, wenn Eckenbrecher, um die Gegensätze auszugleichen, der Stadt einen ungeheueren, den vorderen (Hissarlik) und hinteren (Pascha-Tepe) Ausläufer des mittleren Höhenzuges umfassenden Umfang gibt. Wir müssen uns daher nach einem radikaleren Hilfsmittel, nach einem andern Weg der Erklärung umsehen. Dieser Weg liegt gebahnt und geebnet vor uns, seitdem das Genie F. A. Wolfs uns die Fackel zu einem richtigeren Verständniss der Ilias vorangetragen und an die Stelle des einen Homer mehrere homerische Sänger gesetzt hat. Denn was unerklärlich war, wenn wir von einem Dichter der Ilias ausgingen, das löst sich auf einfachste Weise, wenn wir die verschiedene Schilderung der Lage Ilions auf verschiedene Sänger zurückführen. Die alte Sage erzählte wohl nur im Unbestimmten von einer grossen reichen Stadt dort oben auf dem mittleren Höhenzug, die in grauer Vorzeit von einem Volke vernichtet worden sei; grossartige, den Platz genau bezeichnende Ruinen scheint es zur Blüthe-

zeit der epischen Poesie nicht mehr gegeben zu haben, oder der Ruinen waren in der fruchtbaren, von mehr als einem Völkersturm durchbrausten Gegend so viele, dass die Sage unstet von einem Platz zum andern wandern musste. In der Hauptsache war es daher erst des Dichters Phantasie, welche die Veste des Priamus schuf, sie an eine bestimmte Stelle bannte, sie mit Thürmen und Thoren ausrüstete. Da aber mehrere Sänger zugleich oder bald nacheinander sich des beliebten Sagenkreises bemächtigten, was war da natürlicher, als dass der eine Sänger hier bei verwitterten Mauerresten, der andere dort oben auf weitumschauendem Hügel, ein dritter dort unten am quellenreichen Abhang sich sein Troja dachte? Noch manche andere Umstände mochten in der Phantasie der Dichter verschiedene Bilder von der Lage und Grösse der Stadt wie des Schiffslagers hervorrufen. Welche bestimmende Momente man aber auch aufstellen wolle, das eine bleibt unter allen Umständen bestehen, dass sich die abweichenden Angaben über die Lage Trojas in den verschiedenen Theilen der Ilias am einfachsten durch die Annahme verschiedener Sänger erklären lassen.

Der Sänger der kleineren Lieder tritt hier in den Vordergrund. In den Liedern von kleinerem Umfang finden sich die Spuren einer Anschauung von der Lage Ilions, welche uns auf einen vorderen Punkt des mittleren Höhenzuges und speciell auf Hissarlik hinführen: die Mauerschau, der Zweikampf des Paris und Menelaos im 3. Gesang, sowie die Schilderungen des ersten Schlachttages im 5. Gesang. Auch der 8. Gesang, die *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία* und die *Πατρόκλεια* setzen einen kleinen Kampfplatz und damit eine geringe Entfernung der Stadt vom Schiffslager voraus.

Nahezu der Wirklichkeit entspricht die Schilderung in dem 21. Gesang der Ilias, wenn dort Achilles einen Theil der fliehenden Troier in den Skamander drängt und dieser dann gewaltig anschwillt und seinen Bruder Simois zu Hilfe ruft, um durch Ueberschwemmung der Ebene dem grausen Wüthen des Peliden Einhalt zu thun.

Mit der lokalen Beschaffenheit lässt es sich auch gut vereinbaren, wenn es in dem 6. Gesang (Z 4) heisst, dass der Kampf in der Ebene zwischen dem Simois und den Fluthen des Xanthos gewüthet habe, u. s. w. In nebelhaften Umrissen schwebte den Sängern anderer Lieder die Stadt und die Ebene vor, indem sie nur von der nicht auf Autopsie, sondern auf blossem Hörensagen beruhenden Anschauung ausgingen, dass zwischen dem Lager der Achäer und der Veste des Priamus irgend ein Fluss geflossen sei.

Nachdem nun aber gegen Ende der Blüthezeit des epischen Gesangs die verschiedenen Gesänge, welche zum grössten Theil schon mit Bezug auf einander gedichtet waren, zu einem grossen geschlossenen Ganzen zusammengefasst wurden, da gab man sich nicht mehr die Mühe, die einzelnen Unebenheiten durch weitgehende Umdichtung auszugleichen. Erst unserem grübelnden Zeitalter war es vorbehalten, den ganzen Umfang jener disharmonirenden Züge aufzudecken, ihm aber auch der Ruhm beschieden, den Grund der Unebenheiten zu erkennen und dadurch zum Verständniss der Entstehung dieser unsterblichen Schöpfungen des hellenistischen Genius zu gelangen.

Prof. Haug bemerkt in Bezug auf die hochinteressanten Buchstaben einer bis jetzt unentzifferten Schriftgattung, die sich auf einigen der von Schliemann erhobenen Scherben befinden, zu deren Erklärung Schliemann nicht blos Indien sondern selbst China herbeizogen hat, sie seien cyprischen Ursprunges.

Kleinere Mittheilungen.

Das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz.

Ich entnehme der A. Allg. Z. den folgenden Bericht, der alle jene Mitglieder interessiren dürfte, welche wissen, in welch' engem Zusammenhang der gelehrte Leiter des Museums mit der Gründung und Förderung der deutschen anthropologischen Gesellschaft steht.

Aus dem letzten Bericht über das römisch-germanische Centralmuseum zu Mainz, welcher sich im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine (Nr. 12 des Jahrgangs 1874) befindet, ergeben sich folgende erfreuliche Resultate. Die Anstalt ist bereits zu Dimensionen angewachsen, die das Museum als einen würdigen Repräsentanten der deutschen Alterthumswissenschaft erscheinen lassen. Gehören auch die in demselben aufbewahrten, zum Theil überaus kostbaren Gegenstände ihrem Fundorte nach meist den rheinischen Gegenden an, so gewähren doch die zahlreichen mit wahrer Meisterschaft ausgeführten Nachbildungen einen Ueberblick über sehr viele Antiquitäten aus römischer und altgermanischer Zeit, die in den entferntesten Gegenden Deutschlands gefunden wurden und jetzt in zahlreichen öffentlichen und Privatsammlungen aufbewahrt werden. Das Centralmuseum ist also in Wirklichkeit ein Mittelpunkt derjenigen reichen Materialien, welche sich als

Zeichen der Cultur aus vielhundertjähriger Vergangenheit erhalten haben und eben so den Urzustand, die niedrige Culturstufe vieler Volksstämme vergegenwärtigen, wie auch die hohe Entwicklung des Kunstsinns und der ausserordentlichen Geschicklichkeit der Völker des Alterthums auf glänzende Art darthun. In Bezug auf die Nachbildung der verschiedensten Gegenstände von Stein, Thon, Glas, Bronze, Eisen, Holz u. s. w. hat das Atelior des römisch-germanischen Museums eine Vollendung erreicht, die einzig dasteht, und von welcher man vor 20 Jahren kaum eine Ahnung hatte. Die Zahl der bis jetzt vorhandenen Abformungen beläuft sich auf nahezu 6000.

Wie sehr sich das römisch-germanische Museum der Gunst und des Zutrauens der Alterthumsfreunde zu erfreuen hat, ersieht man z. B. daraus, dass demselben im verflossenen Jahre Gegenstände aus 19 öffentlichen und 5 Privatsammlungen zur Facsimilirung übergeben wurden; es sind die Museen von Berlin, Bonn, Brüssel, St. Germain, Hanau, Kassel, Kiel, Königsberg, Linz, Luxemburg, München, Münster, Nürnberg, Regensburg, Speyer, Stuttgart, Trier und Wien; die Privatcabinete Sr. Erl. des Fürsten Clary-Aldringer in Teplitz, der HH. Dr. Grosso in Neuchâtel, Dr. Rein in Crefeld und Dr. Scharlok in Graudenz. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen den Wunsch auszusprechen: es möchten doch alle Privaten die in ihrem Besitze befindlichen werthvollen Antiquitäten dem Museum in Mainz zur Nachbildung anvertrauen, da auf diese Art, ohne Schädigung des Werthes der Originale, diese doch gemeinnützig gemacht werden und, für den Fall, dass so kostbare Alterthumsgegenstände der Vernichtung anheimfallen — was sehr leicht geschehen kann — doch wenigstens eine getreue Nachbildung von ihnen gerettet wird. Auch in der Verwaltung hatte sich das römisch-germanische Museum einer vortheilhaften Aenderung zu erfreuen, welche jedenfalls von den besten Folgen begleitet sein wird. Mit dem Eintritt einer Reichssubvention wurde nämlich der Verwaltungsausschuss durch eine Anzahl von Fachgelehrten aus allen Theilen Deutschlands ergänzt, welche bereits im vorigen Jahr ihre Thätigkeit durch eine Sitzung in den Räumen des Museums begonnen haben. Die Einsichtnahme und Prüfung der gesammten Einrichtungen, Leistungen und finanziellen Führung des Museums ergab ein allseitig befriedigendes Resultat. Aufs innigste aber wird mit derselben der Name des Mannes verknüpft bleiben, der von Anfang an als ihre eigentliche Seele gelten musste, und der noch heut in der Förderung derselben seinen wahren Lebensberuf erkennt. Mögen diesem Mann noch recht viele Jahre vergönnt sein in seinem rüstigen Streben fortzufahren, damit er in noch weiteren Kreisen das Interesse für die Alterthumskunde erwecke, und damit die jüngeren Freunde derselben auch der kommenden Generation im Gefühle freudiger Erinnerung noch erzählen können, wie sie unter der sachkundigen und begeisternden Führung des Hrn. Directors Lindenschmit die herrlichen Räume seiner Stiftung, des römisch-germanischen Museums zu Mainz, im Vollgenusse wissenschaftlicher und ästhetischer Befriedigung durchwanderten.

Auf der Insel Wangerooge, die östlichste der ostfriesischen Inseln, kommen Brunnengräber vor. Die Insel, auf der sich früher zwei Kirchspiele befanden, ist jetzt nur noch von ca. 130 Menschen bewohnt. Wangerooge hatte in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts seine goldene Zeit; damals kam es als Badeinsel in die Mode; es bestanden zwei Logirhäuser, und Wangerooge besass von allen Nordseeinseln zuerst vollkommenere Badeeinrichtungen. Aber die schweren Stürme von 1825 und besonders von 1855 vernichteten die Blüthe der Insel für immer. — Jetzt ist Wangerooge eine kleine, überaus dürftige Insel, deren Dünen kaum mehr als 30 Fuss hoch sein dürften; ein Längsthal durchzieht den Hauptkörper der Insel. Von einheimischen Holzgewächsen ist nur noch die kriechende Weide vorhanden; ausserdem finden sich einige kümmerliche Lindenbäumchen, ein paar Stöcke wilder Wein, eine Silberpappel. Der Besucher der Insel wird aber für diese Armuth entschädigt durch den besonders schönen Blick auf das hier vorzugsweise belebte Meer, da zwei wichtige Wasserstrassen nahe bei der Insel vorüberführen. — Auf Wangeroodo sind nun wiederholt runde brunnenartige Vertiefungen beobachtet worden, welche man für Brunnengräber zu halten berechtigt ist. Im Innern findet man die Dauben einer Tonne; der so begrenzte Hohlraum enthält zahlreiche Knochen, darunter viele mit Schlagmarken, Topfscherben u. s. w. Die von Dr. L. Häpke beobachteten waren ihrer obersten Schichten beraubt und gaben daher zu manchen Zweifeln Veranlassung; indessen fanden sich auch in ihnen Knochen mit entschiedenen Schlagmarken und Scherben von sehr alten Töpfen vor. (Weserzeitung 3. März 1875.)

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die Abhandlung des Herrn Friedr. v. Alten: die Kreisgruben in den Watten des Herzogthums Oldenburg (Archiv f. Anthr. VII. 157). Was in der obigen Mittheilung als Brunnengrab bezeichnet ist, nennt Hr. v. Alten „Kreisgrube“, und wird von andern auch unter „Tonnenbrunnen“ aufgeführt. Aus v. Altens Bericht geht hervor, dass diese seltsame Art der Bestattung in einem weiten Umkreis geübt wurde.

Unter den Knochenresten sind nach Rütimeyer folgende Thiere in den Kreisgruben des Herzogthums Oldenburg vertreten

Bos longifrons (Torfkuh).

Bos taurus (Primigeniusrace). Ferner der Eber, das Huhn (durch zahlreiche Eierschalen).

Unter den Beigaben fanden sich sehr selten Bronzen, welche nach Pell (Berlin) entschieden aus einer Zeit stammen, wo die Kunst, Metalle zu legiren, noch auf einem höchst unvollkommenen Standpunkt war.

Inhalt des dritten und vierten Heftes des Archives für Anthropologie VII. Bd.

Inhalt des ersten Heftes des VIII. Bandes.

Nach einer Mittheilung der Revue geol. Suisse 1875 S. 50 sind in den Schieferkohlen von Wetzikon Erzeugnisse menschlicher Industrie gefunden worden. Sie bestehen in einer Art Flechtwerk von zugespitzten, rothtannenen Stäben, welche mit Laubholzrinde umwickelt sind. Nach dem Urtheile von Prof. Rütimeyer ist kein Zweifel, dass das Fundstück ächt sei. Die Wetzikoner Schiefer- (oder Blätter-) Kohlen gehören der Periode zwischen den beiden Gletscherzeiten an; es ist also durch diesen Fund der Beweis geleistet, dass der Mensch schon existirte, als zum zweitenmale die Gletscher ihre ausserordentliche Ausdehnung genommen haben.

Der Generalsecretär an die Mitglieder.

Mit der Nummer 4 ist der Druck unseres Correspondenzblattes vorläufig nach München verlegt. Bezüglich der Expedition ist dasselbe schon früher geschehen. Es wird dadurch möglich sein, das Blatt von nun an mit dem ersten des Monats an die verehrl. Mitglieder abzusenden. Die Regelmässigkeit des Erscheinens hängt jedoch theilweise von dem rechtzeitigen Einlauf der Sitzungsberichte und anderer Mittheilungen ab. Was die Mittheilungen betrifft, so werde ich Zeitungsausschnitte, deren anthropologischer Inhalt verbürgt ist oder einen Hinweis, auf die Rückseite einer Correspondenzkarte geschrieben mit Dank entgegennehmen. Mitglieder, welche den Aufenthaltort wechseln, belieben ihre Adresse Herrn Wetzstein, Blumenstrasse 5, anzuzeigen, der die Expedition des Blattes übernommen hat.

Kollmann,
Ottostrasse 1.

Liste der Mitglieder des Danziger Vereins.

Herr Strebitzki, Dr., Gymnasiallehrer in Neustadt, W.-Pr.
„ v. Frantzius-Kaltenort, Gutsbesitzer.
„ Witte, Regierungsgeometer.
„ Lehmann, F. W., Kaufmann.
„ Helm, Adolf, Kaufmann.
„ Wilke, Kaufmann.
„ Haeser, Dr. med.
„ Müller, Ingenieur.
„ Hasse, R., Kaufmann.
„ v. Kries-Waczmir, Gutsbesitzer.

Isolirte Mitglieder.

Herr Boddiker, Dr., in Iserlohn.
„ Schüttl, Kreisphysikus ebenda.
„ Lohmann, Fr., in Witten.

Seit dem Januar 1875 bei der Redaction des Correspondenzblattes eingelaufene Werke und Zeitschriften:

Lissauer, Dr., Beiträge zur westpreussischen Urgeschichte, mit 6 Taf. Sep.-Abdr. a. d. Schrift. d. naturh. Ges. in Danzig. Bd. III. Heft 3.

Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1875. Nro. 1.

Revista de Antropologia órgano oficial de la sociedad antr. española. Nro. 7. Nov. 1874.

Revue scientifique de la France et de l'etranger. 1875. Jan. — April.

Sandberger, Prof. Dr., die praehist. Zeit im Maingebiete. Ein Vortrag, gehalten im Museum zu Frankfurt a./M., am 12. Febr. 1875.

Wankel, Dr. H., Skizzen aus Kiew. Wien 1875. (Separatabdruck der Mittheilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien. V. Bd. Nro. 1.)

Harper's Weekly, Journal of Civilisation. New-York 1875. Jan. — April.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 5. München, Druck von R. Oldenbourg. **Mai 1875.**

Gesellschaftsnachrichten.

VI. Allgemeine Versammlung.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat München als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt, und den 9., 10., und 11. August für die Zusammenkunft bestimmt.

Bezüglich des Programms verweisen wir auf die Beilage.

Der Anthropologische Verein zu Göttingen hat zu Vorsitzenden gewählt für das Jahr 1875 die Herren: Prof. Benfey und
„ Ehlers.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 14. November 1874.

Zwei Mittheilungen sollen aus jener Sitzung hier Platz finden. Die Eine betrifft das in mehr als einer Hinsicht interessante Wollin.*) Es gesellten sich zu den bisherigen Funden auch noch Schädel von altgermanischem Typus. Die andere Mittheilung handelt von Ausgrabungen in Zaborowo, welche neue Beweise liefern für Handelswege mit entfernten Völkern in ältester Zeit.

*) cf. Virchow. Ausgrabungen auf der Insel Wollin. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung vom 13. Januar 1872.

Ausgrabungen am Silberberge bei Wollin.

Herr Ernst Küster:

Ich hatte mein Augenmerk auf den sogenannten Silberberg gerichtet, eine im Norden der Stadt gelegene Erhebung, welche durch eine tiefe Schlucht in eine östliche und westliche Hälfte zerlegt wird. Durch diese Schlucht führt ein Fahrweg. In der östlichen Wand fand sich eine mehrere Fuss mächtige Culturschicht, in welcher Knochen von Säugethieren, Vögeln und Fischen, sowie eine zahllose Menge von Topfscherben von dem durch Herrn Virchow geschilderten Burgwalltypus Zeugniss ablegten. An Metallgegenständen fanden sich: 1) eine zusammengebogene Metallplatte mit grüner Patina überzogen. 2) Ein stark verrostetes Stück einer eisernen Messerklinge. Indessen wurde meine Aufmerksamkeit bald auf die andere, westliche Seite des Hohlweges gelenkt, da in der herabgestürzten Ufererde sich menschliche Skelettheile vorfanden. Der Besitzer desselben erzählte mir, dass schon, so lange er denken könne, mit dem Sande ganze Wagenladungen menschlicher Gebeine abgefahren seien. Dass dies schon seit Jahrhunderten der Fall, lässt sich nach einer später zu erwähnenden Notiz, sowie nach verschiedenen von dieser Stelle herrührenden Münz- und Silberfunden mit Sicherheit vermuthen. Ueberall, wo ich 30—40 Fuss vom Abhange entfernt graben

liess, traf ich immer noch auf menschliche Skelete. Die Leichen lagen in losem, gelbem Sande ½ bis 1 Meter unter der Oberfläche, zum Theil ziemlich dicht nebeneinander, zuweilen in grösseren Zwischenräumen. Der Kopf war meistens nach Osten gewandt, doch fanden sich auch einzelne Leichen mit nach Norden, eine mit nach Westen gerichtetem Kopfende, so dass ein bestimmtes Lagerungsprincip nicht erkennbar war. Die Knochen waren recht gut erhalten; einzelne Schädel aber zerfielen auch bei grosser Vorsicht. Es ist mir gelungen, 8 mehr oder weniger vollkommene Schädel zu erlangen.

In Gesellschaft dieser Skelete wurden folgende Gegenstände aufgefunden: 1) Ein einfacher Schmuck, er besteht aus zwei umeinander gewundenen Kupferdrähten, so dass ein Ring entsteht, dessen eine Hälfte durch einen dritten Draht verstärkt ist. In diesem Ringe hängt ein zweiter, viel kleinerer Ring, ebenfalls aus zwei zusammengewundenen Drähten bestehend. 2) Eine Quarzperle und zwei durchbohrte Metallplatten. Die eine derselben besteht aus Bronze. Die zweite Platte ist eine durchbohrte Silbermünze, welche Herr Friedländer für eine vom Herzog Bernhard II. von Sachsen geprägte Münze erklärt, welche auf der einen Seite das Bild des Kaisers Conrad II., auf der andern eine eigenthümliche Zeichnung, eine sogenannte Kirchenfahne trägt. Nur die Rückseite ist leidlich gut erkennbar. Die Münze dürfte ungefähr in das Jahr 1030 zu setzen sein. 3) Neben dem Skelet eines Mannes eine eiserne Messerklinge, welche durch eine Ausschweifung am Rücken nach der Spitze lang zugespitzt ist. 4) Neben einem andern Skelet zwei grosse eiserne Nägel, von denen der eine noch in einem mit Eisenrost imprägnirten Eichenholz steckt. Es scheint mir zweifellos, dass dies der Ueberrest eines eichenen Sarges ist.

Endlich ist zu erwähnen, dass in der über den Skeleten liegenden Erde vielfach Urnenstücke gefunden wurden, die aber offenbar nur zufällig dahin gerathen sind, dadurch, dass sie zur Zeit, als die Gräber angelegt wurden, sich schon in der Erde befanden. Ein Vergleich derselben mit denen an der andern Seite des Hohlweges zeigt keinen wesentlichen Unterschied; sie stammen also ungefähr aus derselben Zeit, wie jene. Alle bestehen aus einem mit grobem Kies gemischten Thon, der auf dem Bruch dunkelgrau, fast schwarz aussieht; nur einzelne Stücke zeigen in Folge von Brand ein mehr röthliches Ansehen. Auf der Aussenseite sind sie durch ein System horizontaler oder schräger oder gewellter Linien verziert. Eines unter diesen Bruchstücken, ein Randtheil, zeigt schon ein ziemlich zierliches Ansehen im Vergleich zu den andern Geschirrresten. Da die Altersgrenze der Grabstätten nach unten durch den Münzfund festgestellt ist, so bilden diese Scherben eine recht gute Bestätigung der Virchow'schen Ansicht, dass diese Dinge aus der späteren Slavenzeit stammen.

In welche Zeit ist nun aber das Alter der Grabstätten zu setzen? Dürfen wir für dieselben nicht ein höheres Alter als 1030 beanspruchen, so scheint a priori nichts dagegen zu sprechen, wenn man, verführt durch die Gegenstände, welche eine Bestattung in eichenen Särgen verbürgen, das Ganze als Ueberrest einer ziemlich modernen Zeit ansieht.

Herr Virchow knüpft hieran eine Besprechung des Fundes unter Vorlage von drei der von Herrn Küster ihm übergebenen und zum Theil sehr gut erhaltenen Schädeln:

Ich habe aus der Reihe der von Hrn. Küster mir übergebenen 8 Schädel diejenigen drei mitgebracht, welche präsentabel und transportabel sind. Von diesen dürfen wohl zwei (Nr. IV und VIII) als weibliche zu betrachten sein, während der dritte (Nr. VII) ein männlicher und zwar von scheinbar sehr beträchtlichen Dimensionen ist. Der Schädel eines jungen Mannes (Nr. VI), der wegen seiner Gebrechlichkeit nicht mitgebracht werden konnte, kommt ihm im Rauminhalt nahe, indem er 1310 Cubik-Cent. misst. Dagegen hält der weibliche Schädel (Nr. VIII) nur 1250 Cubik-Cent.

Bei einer vergleichenden Untersuchung hat sich herausgestellt, dass in Bezug auf den Hauptindex, welcher gewöhnlich im Vordergrunde der Betrachtung steht, d. h. das Verhältniss von Länge und Breite, wenn die Länge = 100 gesetzt wird, ein Theil der Schädel ausgesprochene Langschädel sind, ein anderer in die Mittelklasse hinein gehört, also mesocephal oder genauer subbrachycephal ist.

Die Vergleichung ergibt ferner, dass einige der Wolliner Schädel, nämlich die Dolichocephalen, sich anschliessen an die Funde anderer Gräberfelder, von denen wir gewohnt und zum Theil auch berechtigt sind, sie als germanische anzusehen. Es zeigt sich also auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie sich bei den antiquarischen Forschungen die Fragen durcheinander schieben. Während Herr Küster uns seinen archäologischen Beobachtungen, und gewiss mit Recht, geneigt ist, dieses Gräberfeld in eine Zeit zu setzen, welche einigermaassen durch die gefundene Münze charakterisirt wird, also in das 11. Jahrhundert, in eine Zeit, wo b:-

kanntlich an dieser Stelle eine irgendwie ausgiebige deutsche Einwanderung noch nicht stattgefunden hatte, so kommen wir bei der craniologischen Betrachtung in die Lage, scheinbar deutsche Schädel zu finden. Es wird also wohl mancher weitergehenden Untersuchung bedürfen, um diese Differenz zwischen der archäologischen und der naturwissenschaftlichen Untersuchung auszugleichen. Man könnte z. B. auf den Gedanken kommen, dass entweder einzelne dieser Schädel oder viele derselben nicht dem eigentlich ansässigen Volke angehört haben. Da Wollin schon in der Zeit, von der hier die Rede ist, eine bekannte Handelsstadt, urbs celeberrima, war, welche von weit her besucht wurde, so ist es denkbar, dass Fremdlinge an dieser Stelle mit beerdigt worden sind. Andererseits könnte auch die Frage aufgeworfen werden, ob an dieser Stelle nicht auch noch in späterer Zeit Beerdigungen stattgefunden haben. Da das Gräberfeld unmittelbar an derjenigen Stelle liegt, wo in historischer Zeit, namentlich im dreissigjährigen Kriege und in den Kriegen zwischen Schweden und Brandenburg, viel geschanzt worden ist, so würde ich nicht erstaunt sein, wenn Jemand gerade von dieser scheinbar germanischen Bildung der Schädel aus auf den Gedanken käme, dass es sich um eine Beerdigungsstätte handelt, die mit späteren militärischen Verhältnissen etwas zu thun hat. Dieser Gedanke wird dadurch einigermaassen gestützt, dass die grösseren männlichen Langschädel in der That in eine engere Vergleichung gestellt werden können mit nordgermanischen, skandinavischen Formen. Ich habe meine letzte Anwesenheit in Stockholm benutzt, um mir als eine besondere Gunst von Herrn von Düben ein Paar Schädel aus dem Museum Retzius auszubitten, und ich lege von dort einen überaus charakteristischen und als typisch zu bezeichnenden Schweden-Schädel vor. Sie werden nicht verkennen, dass derselbe in seinen Hauptverhältnissen sich den dolichocephalen Wolliner Schädeln annähert. Bei einer speciellen Untersuchung ergibt sich namentlich, dass auch dieser Schädel sich durch diejenige Eigenschaft, welche den Schädel VII von Wollin am meisten charakterisirt, durch die relative Niedrigkeit im Verhältniss zur Länge auszeichnet. Denn er hat auch nur einen Höhenindex von 69,9 bei einem Längenindex von 75,5. Immerhin ist hier noch ein nicht geringer Unterschied in den Maassen, da der Schädel VII die Zahlen 66,2 und 73,7 ergibt, und in Bezug auf die Capacität der Schwede 1570, der Wolliner nur 1350 Cub.-Cent. zeigt.

Ich habe dann noch eine Bemerkung zu machen. Ueberall in Europa herrscht jetzt eine gewisse Leidenschaft, an irgend welchen älteren Schädelformen Prognathismus zu sehen. Herr de Quatrefages ist auf dem Punkt angelangt, dass er nach seiner Erzählung, wenn er sich in einen Omnibus setzt, alle seine Begleiter ansieht, ob sie prognathe oder nicht prognathe Gesichtsbildung haben. Ich benutze diese Gelegenheit, um Sie darauf aufmerksam zu machen, dass, wenn man bloss die nackten Schädel betrachtet, auch der Skandinavier ein gewisses Maass von Prognathismus zeigt, vermöge der sehr starken Entwickelung der Zähne im Oberkiefer. Sie mögen daraus ersehen, dass man nicht jede Art von Vorsprung sofort mit dem schlimmen Namen des Prognathismus belegen und daraus eine negerartige oder australische Beziehung ableiten darf, sonst kommen wir in die Lage, dass wir selbst den reineren Formen der germanischen Stämme eine starke Beimischung australischen oder sonst schwarzen Blutes zuschreiben müssen. Dieser Prognathismus resultirt aus der Kräftigkeit der Zahnbildung. Die Zähne sind von einer ausgezeichneten Grösse und Breite; ihre Breite ist das Motiv für die Vergrösserung des Zahnbogens. Diese Form ist daher nicht im engeren Sinne als prognathe anzusehen; es handelt sich um einen rein alveolaren Prognathismus. Sobald man einen solchen Schädel in die richtige horizontale Lage bringt, so gehen die Kiefer sofort zurück, es mildert sich das Verhältniss des Vorsprunges, und es wird ersichtlich, dass diese Schädel trotz ihrer grossen Zahnbogen in das Gebiet der Orthognathie gehören.

Herr Virchow berichtet, unter Vorlegung einzelner Fundobjecte, über neue, von ihm soeben unternommene

Ausgrabungen bei Zaborowo
(Provinz Posen).

Diese Funde bewegen sich zum Theil in merkwürdiger Weise in dem Kreise gewisser Betrachtungen, welche ich erst vor kurzer Zeit (in den Osterferien) in einigen Museen anzustellen Gelegenheit hatte, und sie erweitern in dieser Richtung das Feld der Beobachtung in auffälliger Weise. Sie werden sich erinnern, dass ich im Laufe des letzten Sommers Mittheilungen machte über bemalte Thongefässe, welche aus Urnenfeldern der Provinzen Schlesien und Posen gewonnen waren und von denen ich Specimina in dem Provinzialmuseum in Posen, in der Sammlung des Gymnasiums zu Glogau und in dem germanischen Museum in Jena

gefunden hatte. Das Glogauer Gefäss ist desshalb besonders von Interesse, weil es sich hier um ein topfartiges Gefäss handelt, ähnlich dem des schlesischen Provinzial-Museums. Letztere Schale (von Leschwitz in Schlesien) hat an ihrem Bauche mehrmals ein rothes, scheibenförmiges Bild der Sonne mit einem schwarzbraunen Centrum und ebenso gefärbten kurzen Strahlen, während dazwischen eigenthümliche, gleichfalls braunrothe, mehrfach zusammengesetzte Dreiecke angebracht sind. Der Glogauer Topf zeigt ganz dasselbe, auf gelblichem Untergrunde die beiden Hauptfarben: ein dunkles Roth und ein schwärzliches Braun; aus letzterem auf den Bauch des Gefässes eingetragene mathematische Figuren und zwischen ihnen in unverkennbarer Weise die rothe Scheibe der Sonne mit einem braunen Strahlenkranz. Gewiss eine höchst bemerkenswerthe Uebereinstimmung.

Nun mache ich ferner darauf aufmerksam, dass sich auf der Tafel des Hrn. Haupt (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. II Heft 4) noch eine schon von Büsching abgebildete Urne von Neumarkt befindet, welche wiederum Dreiecke und eine rothe Sonnenscheibe zeigt; von letzterer gehen jedoch nur nach oben Strahlen ab, während die übrigen 2/3 des Umfanges durch einen Kranz von runden Punkten eingenommen werden. Ausserdem weise ich hin auf ein eigenthümliches Zeichen, welches ein paar Mal wiederkehrt. Es steht namentlich auf einer bemalten Urne von Leschwitz und auf einer nicht gemalten, sondern nur geritzten Schale von Petschkendorf, und gleicht ungefähr einem griechischen Ypsilon oder einem hebräischen Ajin.

Ich hatte mich nun vor einigen Wochen nach Zaborowo oder Unterwalden am Obrabruch an denselben Platz begeben, von dem ich Sie schon früher und auch in diesem Jahre mehrmals unterhalten habe, und von dem ich schon sehr mannichfaltige und merkwürdige Dinge gewonnen hatte. Es ist dort ein sehr ausgedehntes Gräberfeld, dessen Ausbeutung in diesem Augenblicke dringend nothwendig erschien, weil es eine königliche Domaine ist, deren Pachtverhältnisse im Laufe des nächsten Frühjahres sich ändern. Da der jetzige Pächter, Herr Thunig, in hingebender und, ich kann wohl sagen, aufopfernder Weise alle seine Kräfte an die wissenschaftliche Ergründung der Sache setzt, so hielt ich es für meine Pflicht, die vielleicht letzte Gelegenheit zu nützen, um meinerseits den wichtigen Ort recht genau zu untersuchen. Diess ist denn, und zwar mit überraschendem Erfolge, geschehen. Ich will jedoch heute bloss über ein paar Punkte berichten, da ich eine zusammenfassende Darstellung des Ganzen erst für eine spätere Zeit in Aussicht nehmen kann.

Das Gräberfeld liegt auf einer seichten Anhöhe, welche von Westen her gegen das Ufer des Primenter Sees ganz flach abfällt. Diese Fläche ist mit Gräbern in ausserordentlich grosser Zahl erfüllt. Jedoch bietet die Oberfläche selbst nicht die mindesten Hinweise dar. Sie ist gänzlich eben und ohne alle Erhöhungen. Nur der Pflug hatte am Fusse des Abhanges allmählich die Gräber gestreift. Gräbt man nun an den besser conservirten Stellen, so findet man zuerst einen mächtigen Steinmantel, aus grossen, zum Theil gespaltenen, zum Theil rohen Geschiebeblöcken gebildet. Leider ist nirgends erkennbar, dass diese Steine mit der Absicht aufgesetzt sind, ein Gewölbe oder eine Kammer zu bilden. Obwohl sie die Urnen bedecken und umgeben, so haben sie doch keinerlei regelmässige Stützen unter sich; sehr selten wird eine Anordnung bemerkbar, als seien Trag-Steine zur Unterstützung des Mantels hingesetzt. Im Gegentheil, man muss wohl annehmen, dass, nachdem in der Tiefe das eigentliche Grab bereitet, d. h. die Urnen aufgestellt waren, dieses Grab direct mit Erde überschüttet worden ist. Es lässt sich das durch mancherlei Umstände beweisen, namentlich durch die Art, wie auch diejenigen Gefässe, welche noch mit Deckeln geschlossen gefunden wurden, vollständig mit Erde gefüllt sind. Auch ist diese Erde in einer Weise mit dem sonstigen Inhalt vermischt, dass es unzulässig erscheint, anzunehmen, die Gefässe seien mit irgend einer anderen Füllung versehen und so eingesetzt worden, und die Erde sei erst nachträglich hinzugekommen. Auch die umgestürzten Gefässe werden ebenso mit Erde angefüllt gefunden. Meine Vorstellung ist also die, dass man alles Beigesetzte mit Erde überschüttete und dann das Ganze mit Steinen aufhäufte, unbekümmert darum, was aus dem wurde, was darunter lag. Manchmal kamen einzelne Bestandtheile der eigentlichen Gräbereinrichtung schon zwischen den eingesunkenen Steinen zum Vorschein, ehe noch ein Stein weggenommen war, und es lässt sich denken, dass unter diesen Umständen das Meiste vollkommen zerdrückt oder gänzlich zertrümmert war. Scherben erschienen dann unter den Steinen, auch wenn sie noch so vorsichtig weggenommen wurden, in sehr grosser Zahl und zum Theil in solcher Kleinheit, und so auseinander geworfen, dass es bei der grossen Zahl einzelner Objecte überaus schwer wurde, eine vollständige Sammlung herzustellen.

Ein solches Grab enthält also einen grossen Raum, im eigentlichen Sinne des Wortes gefüllt mit Thongeräthen und zwar so, dass manchmal nur eine einzige mit gebrannten Knochen gefüllte Urne vorhanden war, um welche herum jedoch 15, 20, ja bis 50 und mehr kleinere und grössere der verschiedenartigsten Beschaffenheit angeordnet waren, oder so, dass einige, 2, 3 mit gebrannten Knochen gefüllte Urnen in einer gewissen Entfernung von einander vorhanden und dann um jede derselben, wie um ein Centrum, die kleineren Gefässe vertheilt waren. Wenn diese Urnen erhalten wären, der Reichthum wäre ein so grosser, dass man alle Museen der Welt, die in diesem Augenblicke bestehen, mit Exemplaren davon bequem versorgen könnte. Leider ist aber der Bruch so sehr die Regel, dass es die grösste Schwierigkeit macht, ein grösseres Gefäss intact zu erhalten. Dabei muss ich übrigens bemerken, dass nach dem Habitus der Fundstellen die Vermuthung manchmal nicht abzulehnen war, dass auch schon zerbrochene Gefässe in die Gräber hineingekommen sein müssen: gerade die interessanten Gefässe waren so defect, dass es mir kaum möglich gewesen ist, ein einziges dieser werthvolleren Stücke auch nur in den Bruchstücken vollständig zu erhalten.

Herr Thunig hatte die Freundlichkeit gehabt, von meiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt, schon vorher einige Gräber so weit frei legen zu lassen, dass die Ränder der Gefässe an der Oberfläche der noch festliegenden Erdschicht zu Tage traten. An einigen Gräbern waren die Gefässe ganz isolirt, und ich muss sagen, dass ich selten in meinem Leben eine grössere Ueberraschung gehabt habe, als in dem Augenblicke, wo ich an das erste Grab herantrat, und mein Blick auf ein Gefäss fiel, welches bis zum Verwechseln derjenigen Schale ähnlich ist, welche aus dem schlesischen Provinzial-Museum stammt, also aus einer sehr entfernten Fundstelle. Denn das Gräberfeld, wo seine Urne herrührt, liegt am linken Oderufer in der Gegend der Katzbach, während es sich hier um eine weit mehr nördlich auf dem rechten Oderufer, weit nach Osten zu gelegenes Gebiet handelt. An drei verschiedenen Stellen wiederholt sich das **Bild der Sonne** und zwar als runde, rothe Scheibe mit braunem Saume und mit einem Kranze von braunen Punkten umgeben, wie auf der Urne von Neumarkt. Auch stehen hier nach oben je 6 grössere Strahlen, die bis an den Rand des Schälchens reichen. Dazwischen sind ähnliche lineare und dreieckige Zeichnungen. Und was gewiss bemerkenswerth, überall dieselbe Wahl der Farben: lichtgelber Thon, fast kirschrothe Färbung der Sonnenscheibe und schwärzlichbraune Linien und Punkte. Allein noch viel mehr auffallend und sicherlich im höchsten Grade bemerkenswerth ist der Umstand, **dass im Innern der Sonne jedesmal in schwarzbrauner Farbe dasselbe „Y“ steht**, welches ich von jenen schlesischen Gefässen erwähnt habe.

Die Bedeutung dieses Fundes in archäologischer Beziehung scheint mir sehr erheblich zu sein. Manche andere, zum Theil sehr weit entlegene Beziehungen knüpfen sich daran. Das auffälligste Beispiel ist wohl eines jener sonderbaren, mit einer Schiffzeichnung versehenen kleinen Bronzemesser mit gewundenem Griff, wie sie in Dänemark mehrfach gefunden sind. Es ist von Hrn. **Worsaae***) abgebildet, und es steht uns desshalb besonders nahe, weil es in einer Ecke das „Y“, in der andern das Sonnenbild mit einem Strahlenkranze zeigt. Einige andere Abbildungen auf derselben Tafel bei Herrn **Worsaae** schliessen sich hier an. Auf der andern Seite gehört hierher die Beschreibung, welche Herr **Lindenschmit** (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. III. Beilageheft S. 23) von dem fraglichen Zeichen gegeben hat. Es ist das sogenannte **Triquetrum, das sich von mittelländischen Münzen her weit in den Norden verbreitet hat**, und das auch auf nordischen Münzen und zahlreichen nordischen Bronzegegenständen vorkommt. Auf Thongefässen scheint es jedoch ausserhalb des von mir bezeichneten Gebietes noch niemals beobachtet zu sein, am wenigsten in der merkwürdigen Verbindung mit der Sonnenscheibe, wie es uns auf den schlesischen Gefässen getrennt, auf der Schale von Zaborowo aber zum ersten Male vereinigt und in einander gezeichnet entgegentritt.

Der Zusammenhang der technischen und artistischen Tradition ist in diesem Falle so sicher gestellt, wie nur etwas sicher sein kann. Wenn man den Boden des niedrigen Schälchens betrachtet mit seiner ausserordentlich zierlichen und sauberen Ausführung, wenn man die feine Qualität des Thons ins Auge fasst, der sich ganz unterscheidet von dem gewöhnlichen Thon unserer nordischen Urnen, und der sich vollkommen dem Material und der Farbe der südeuropäischen Gefässe anschliesst, wenn man endlich die Benutzung der Farben und die Ausführung symbolischer Zeichnungen in Erwägung zieht, so wird Niemand darüber in Zweifel

*) Nordiske Oldsager, 1859, Fig. 75, vgl. Tafel XV. Fig. c in den Stzgsbcht. der Berliner Ges.

bleiben können, dass wir hier eine selten hohe Entwickelung der Töpferkunst vor uns haben, und dass diese Entwickelung einen inneren Zusammenhang der verschiedenen Bevölkerungen anzeigt, welche einstmals in der Gegend der Katzbach, ferner, wie ich besonders betonen muss, in der Gegend von Massel und in dem an Alterthümern so reichen Trebnitzer Kreise, und endlich am Primenter See, wiederum an einer Stelle, deren archäologische Bedeutung gewiss nicht bezweifelt werden kann, gewohnt haben.

Obwohl wir mit der grössten Aufmerksamkeit die Gräber und die ausgeworfenen Erdmassen durchsucht haben — und es gehört in der That nicht nur Ausdauer, sondern auch Aufmerksamkeit dazu, — so haben wir doch kein zweites Gefäss gefunden, welches diese Zeichnung hatte; dagegen eine grosse Zahl anderer, an denen die Farben so schwach sind, dass man danach suchen muss, um sie zu finden. Ich habe das einzig vollständig erhaltene Gefäss dieser Art, eine schöne und auch das Auge des Künstlers einigermaassen befriedigende Schale mitgebracht; es gehört aber schon Aufmerksamkeit dazu, um zu sehen, dass sie bemalt ist. Bei ganz genauer Betrachtung erkennt man daran blass-bräunliche Zeichnungen, welche sich um die ganze Schale herum erstrecken. Derartige niedrige flache Schalen mit breitem flachem Boden und ganz blassen gelblichen und bräunlichen Zeichnungen fanden sich in der Mehrzahl der Gräber.

Das schönste unter diesen bemalten Gefässen, welches unverletzt zu bewahren gelungen ist, ist eine kleine Urne von 100 Mm. Höhe, sehr weitem Bauch und kurzem Halse. Sie hat aussen und innen eine dunkelrothe Grundfarbe, auf welche ein glänzendes Schwarz aufgetragen ist. Dabei sind aussen an 3 Stellen je 2 dreieckige Felder ausgespart, zwischen denen jedesmal eine (sonnenartige?) vertiefte, aber im Schwarz liegende Figur steht, nämlich ein grösserer vertiefter runder Eindruck, welcher von einem Kranz kleiner runder Grübchen umgeben ist. Die innere Seite des Randes zeigt auf rothem Grunde eine schwarze Guirlande von wellenförmiger Gestalt. Ich glaube nicht, dass irgend ein Gefäss bei uns im Norden aus einem einheimischen Gräberfeld existirt, welches nur entfernt in Beziehung auf Geschmack und zierliche Bearbeitung diesem an die Seite gestellt werden könnte; es genügt, sowohl in Beziehung auf Bemalung und sonstige Ornamentik, als auch in Bezug auf Form, allen Wünschen.

Welche Farben es sind, die man bei diesen Dingen verwendet hat, ist bis jetzt noch nicht genau festgestellt worden.

In Bezug auf die Fabrikation möchte ich ein paar Bemerkungen machen. Zunächst treffen wir hier eine ungemein fortgeschrittene Kenntniss in der Aufsuchung und in der Herstellung des fein geschlemmten Thones, aus welchem die Gefässe geformt sind. Wir erkennen zweitens eine besondere Kunst im Brennen; wie man sich an einzelnen Bruchstücken selbst feinerer Schalen überzeugen kann, existirt auf dem Bruche noch dasselbe schwärzliche Grau des Thones, das wir bei unseren gewöhnlichen Urnen auch äusserlich sehen, wie es sehr deutlich an den Scherben vom Silberberge hervortritt. Die helle, fast weisslich gelbe Farbe der äusseren Flächen ist also nicht etwa erzielt worden durch einen von Natur so gefärbten Thon, sondern es ist die Art des Brandes, welche das gemacht hat: es scheint der Brand in reducirender Flamme ausgeführt worden zu sein, eine Aufgabe, welche, wenn sie absichtlich ausgeführt werden soll, schon eine hohe Stufe der Technik voraussetzt. Es kommt drittens hinzu, dass wir Formen finden, welche sich so weit erheben über die gewöhnliche Erscheinung, welche uns sonst die alten Töpfer-Waaren darbieten, dass man sicherlich schliessen muss: die Töpferei in dem bezeichneten Gebiete muss ganz weit über die Summe der gewöhnlichen Leistungen der damaligen Kunst hinausgegangen sein. Um zu zeigen, wie weit die künstlerische Freiheit in der Benutzung des Materials und in der Herstellung besonderer Formen entwickelt war, so müsste ich, um das anschaulich zu machen, ganze Tische mit solchen Gefässen besetzen.

Die Zahl der zierlichen und kleinen Gefässe ist ausserordentlich gross. Besonders interessant darunter ist eine grössere Zahl kleiner Doppelgefässe, wo zwei Schalen oder zwei Hörner oder zwei Näpfe mit einander verbunden sind. Auch die Mehrzahl dieser Gefässe ist überaus künstlich, indem sie innen durch ein kleines Loch verbunden sind, so dass, wenn eine Flüssigkeit in dem einen war, sie allmählich, z. B. beim Trinken, in das andere überfliessen konnte. Ob das jedoch der allgemeine Zweck war, will ich nicht entscheiden.

In einer Knochenurne fand ich eine grössere Zahl schöner, blauer, durchbohrter Perlen (Halsband); aus einer anderen kamen zwei grosse Bernsteinperlen zu Tage.

Nun habe ich noch zu erwähnen, dass in den grossen Brandurnen—in den übrigen und namentlich in den kleineren Gefässen war nie etwas anderes als

Erde, mit Ausnahme der schon erwähnten Schalen, in denen scheinbar etwas Gefärbtes ist — sich regelmässig Bronze vorfand, und zwar sehr hübsche Bronze, nämlich: Sichel-Messer, Kettengehänge u. s. w.

Das schönste und zierlichste ist eine kleine Pincette, welche, was Patina anbetrifft, wohl den edelsten Bronzen gleich steht, und was Zierlichkeit der Arbeit anbetrifft, ebenfalls eine solche Genauigkeit der Ausführung zeigt, wie man sie heutigen Tages nur immer anwenden würde. Da sie der Ueberlieferung nach zum Bartzwicken gebraucht worden ist, so werden einige kleinere Gegenstände, die nach ähnlichen Mustern angefertigt sind und damit zusammen lagen, wohl ähnlichen Zwecken gedient haben: es dürften kleine Ohrenschmalzringe gewesen sein. Ausserdem waren zahlreiche Ringe aller Art, Nadeln u. s. w. vorhanden. Dasjenige dagegen, dessen Mangel für mich am meisten auffallend war, sind die gewöhnlichen Fibulae. Es ist bis jetzt aus dem ganzen Gräberfelde, trotzdem dass nunmehr mindestens 60 Gräber geöffnet sind, niemals eine Fibula von der römischen Form gefunden worden.

Eine andere Thatsache ist in hohem Maasse interessant: Früher waren Eisenstücke so spärlich gefunden worden und sie waren so wenig characteristisch, dass es zweifelhaft erschien, ob sie nicht bei der Ausgrabung aus andern Schichten des Landes hinzugekommen seien. Bei den gegenwärtigen Ausgrabungen ist festgestellt worden, dass sehr viel Eisen da ist, auch grosse Stücke, das meiste allerdings in so stark angegriffenem Zustande, dass es begreiflich ist, wenn die kleineren Gegenstände fast ganz zerstört sind. Unter diesen Eisensachen sind einzelne ganz exquisite Geräthe, freilich keine Schwerter und vollkommeneren Waffenstücke, aber z. B. ein ziemlich grosses Instrument, welches wohl als eine Bewehrung einer Stosswaffe angesehen werden kann. Ein anderes ist in Form eines Keltes gearbeitet, und gleichfalls ein recht voluminöses Stück. Ferner ein kleineres Stück, nach demselben Muster, wie das zuerst erwähnte. Ebenso zahlreiche Ringe von sehr verschiedener Grösse.

Viel wichtiger noch ist ein anderer Umstand, Niemals ist mir bis jetzt an einer Grabstelle eine so grosse Zahl von Fällen vorgekommen, wo dieselben Gegenstände, welche sich in Bronze vorfinden, auch in Eisen ausgeführt worden sind, und wo das nämliche Muster, was der Bronze zu Grunde gelegen hat, auch bei der Ausführung in Eisen benutzt worden ist. Eine Spiralplatte mit Fibulaartigen Bestandtheilen wiederholt sich mehrfach in Eisen.

Diese Parallele erstreckt sich auch auf eine Erscheinung, mit deren Beschreibung ich meinen Vortrag schliessen will. Eines der sonderbarsten und mir bis jetzt gänzlich fremden Vorkommnisse war folgendes: Die grössten Urnen und zwar Todten-Urnen, die durchschnittlich eine etwas mehr ausgelegte Form hatten, waren mit einem über den Urnenrand flach übergreifenden Deckel, der manchmal ausgezeichnet verziert war, bedeckt; ich habe davon glücklicher Weise ein paar unversehrte Stücke gerettet. Nun gab es einige Urnen, bei denen das Verhältniss so war, dass der Rand noch weiter ausgelegt war; bei ihnen war eine etwas kleinere Deckschale angewendet, so dass der Deckel nicht aussen übergriff, sondern innerhalb des Urnenrandes eingesetzt war. In solchen Fällen haben wir drei Mal um den Rand des Deckels herum, also innerhalb des Urnenrandes, einen grossen Ring von Metall gefunden. Nachdem wir zweimal einen solchen Ring von Eisen angetroffen hatten, wobei derselbe einmal in deutlich erkennbarer Weise so gebildet war, dass er mittelst übereinander greifender Haken geschlossen werden konnte, so ist nach meiner Abreise ein eben solcher, jedoch ganz geschlossener Bronze-Ring gefunden worden. Es ist diess das grösste Stück von Bronze, das aus diesem ganzen Felde zu Tage gekommen ist, ein ganz gleichmässiger, ohne alle Zierathe fortlaufender Ring von 21 Cm. Durchmesser, dessen Dicke ungefähr die eines Kleinfingers ist.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Göttingen am 24. April 1875.

Vorsitzender Herr v. Brunn.

Herr Dr. Lang hielt einen längeren Vortrag über das Salz, sein Vorkommen und seine Gewinnung. Nachdem Redner zunächst hervorgehoben, dass das Salz als für den menschlichen Körper absolut nothwendig das nationalöconomisch wichtigste Mineral, wichtiger als Eisen und Kohle sei, und die Verwendung desselben im religiösen Ritus dadurch erklärt hatte, ging er auf die Formen, in denen das Salz vorkomme, ein und demonstrirte entsprechende Stücke.

Herr Prof. W. Krause berichtet über neue Ausgrabungen auf dem Rosdorfer Reihengräberfelde bei Göttingen. Unter seiner Leitung wurden in der Zeit vom 19. April bis 8. Mai 1875 etwa 20 Skelete zu Tage gefördert. Die Schädel haben,

so weit sie erhalten sind, sämmtlich den niedersächsischen (sog. Rosdorfer) Typus*); ihr Index beträgt 71 — 75. Die Körpergrösse weicht von der heutigen derselben Bevölkerung nicht ab — ein weibliches Skelet mass nur 154 Cm. — doch sind die Cristae und Spinae an männlichen Knochen stärker entwickelt, folglich ebenso die Muskulatur. Die Hände waren jedenfalls nicht kleiner, als bei jetzigen Landarbeitern. Ein Skelet zeigte Spuren von Arthritis deformans (Gicht), ein anderes einen schlecht geheilten Bruch der linken Ulna.

Bei den Leichen wurden Wirbel einer kleinen Pferderace, die auch Tacitus erwähnt hat, einzelne Zähne von jungen und alten Pferden, ein Backenzahn eines sehr alten Schweines (wahrscheinlich Wildschwein) und ein Oberschenkelbein vom Pferde gefunden. Ferner Holzkohlen, Scherben von fünf Urnen: eine von 12 Cm. Radius und eine noch grössere, sämmtlich von schlecht gebrannter ganz grober Masse, mit Glimmersand. Ausserdem eine Perle, eine Bronzeschnalle, ein kleiner eiserner Ring (kein Fingerring), vier eiserne Messer, vier eiserne Schnallen, die mit Zungen versehen sind und am Becken angelagert waren, vier eiserne Gegenstände (Schlüssel?), ein zierlich gearbeiteter Knochenkamm, ein thönerner Spinnwickel u. s. w. Eine Urne stand auf dem Thorax, die grösste unter dem Becken; die Hände lagerten häufig auf dem Becken oder den Oberschenkeln; öfters kamen zwei Leichen über einander vor. Auf einem Raume von 100 Quadratmeter wurden 17 gezählt: der durchschnittliche Abstand von je zwei betrug 1,5 Meter. Kinder oder halberwachsene Personen waren nicht selten. Alle sonstigen Verhältnisse entsprechen den früher gefundenen. An einem dem Leichenfeld dicht benachbarten künstlich aufgeworfenen runden Hügel, der von Wall (Ringwall?) und Graben umgeben ist, zeigte sich nur das Fundament eines Wartthurms und ein Stück eines mittelalterlichen Topfes.

*) s. Bericht über die allgem. Versammlung in Dresden 1874 S. 22.; dieser Typus ist identisch mit dem der „altgermanischen Schädel und mit dem der Reihengräberschädel".

Herr Prof. Unger bespricht das Alter der genannten Gegenstände und bezeichnet dieselben aus denselben Gründen wie die früher, in der Sitzung vom 21. Februar 1874 besprochenen, als aus der Periode zwischen der Völkerwanderung und dem 5. bis 7. Jahrhundert herrührend.

Kleinere Mittheilungen.

Jüngst fand man in M. Gladbach, in einer Tiefe von 4 Fuss, inmitten germanischer Urnen und sonstiger Grabgefässe eine Hirnschale, welche von einem Menschenschädel abgesägt worden ist. Der Rand derselben zeigt deutliche Spuren von Gebrauch, welche den Fund als bei Lebzeiten zur Trinkschale oder sonstwie zu dem täglichen Bedarf bestimmt kennzeichnen. Die Nähe von anderen germanischen Grabgefässen u. s. w. bezeichnen die Schädelschale als Grabbeigabe. Der Fund wird somit in jeder Beziehung die Freunde der Anthropologie interessiren, umsomehr da ja bekanntlich die alten Germanen aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde tranken. Der wichtige Fund gehört der Alterthums-Sammlung des Herrn Könen in Neuss an, welcher denselben zur weiteren Untersuchung an Herrn Prof. Schaaffhausen in Bonn übermittelt hat. Vergl. Corresp.-Blatt 1874 Nr. 12 die Mittheilung des Herrn Prof. Aeby: Ein merkwürdiger Fund. Dort ist ebenfalls eine zur Trinkschale hergerichtete Hirnkapsel beschrieben aus den Pfahlbauten des Bieler Sees.

Mitglieder-Liste.

Isolirte Mitglieder:

Herr Schultz Moriz, Conservator, Braunschweig.
„ von der Heyde Karl, Braunschweig.

Seit dem 15. Mai bei der Redaction des Correspondenzblattes eingelaufene Werke und Zeitschriften:

Ecker A., Ueber eine Niederlassung aus der Rennthierzeit im Löss des Rheinthals bei Munzingen. Separat-Abdruck aus dem unter der Presse befindlichen 2. Heft VIII. Bd. des Archivs für Anthropologie.
Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. V. Band. Nro. 2 und 3.
Mehlis Dr. *C.*, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande; I. Abtheilung. Leipzig, Dunker und Humblot. 1875.
Ratzel Dr. *Fr.*, die Vorgeschichte des europäischen Menschen. Mit 92 Holzschnitten. München. R. Oldenbourg. 1875.
Zittel Dr. *K.*, Aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte. München. R. Oldenbourg. 1875. Zweite vermehrte Auflage mit 183 Holzschnitten und 5 Karten.

Schluss der Redaction am 6. Juni.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 6. München, Druck von R. Oldenbourg. **Juni 1875.**

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Danzig vom 26. Februar 1875.

Der Vorsitzende Dr. Lissauer theilt zuerst ein Schreiben des Herrn Ober-Präsidenten der Provinz Preussen mit, in welchem die Bedeutung der Arbeiten und Ziele des Vereines anerkannt und der Vorstand aufgefordert wird, Vorschläge zu einer Staatsbeihilfe zu machen, um jene Aufgaben kräftiger, als es mit den bisherigen Mitteln möglich war, zu verfolgen.

Herr Major Kasiski hat abermals eine Reihe von sogenannten Brandgruben bei Neustettin untersucht, in welchen alle jene Charaktere sich wiederholen, welche in den schon früher untersuchten Gräbern bei Neustettin und Oliva constatirt sind und zu der Annahme hindrängen, dass an diesen Stellen in der älteren Eisenzeit Bornholmer Factoreien existirten, eine Annahme, welche der Vorsitzende in einer ausführlichen Arbeit der Gesellschaft beleuchtet hat.

Baurath Crüger in Schneidemühl macht Mittheilung, dass er in den Ablagerungen der Driftströmung im Regierungsbezirk Bromberg Artefacte von roher Arbeit gefunden habe, welche die Existenz des Menschen nach der Eiszeit beweisen würden.

Herr Kaufman zeigte drei Gesichtsurnen vor, die in Nenkau bei Danzig gefunden waren. Die grösste derselben zeichnet sich durch die Feinheit ihrer Verzierungen und des Materials besonders aus und ist die grösste, die bisher gefunden ist; die zweite hat noch an ihrem Halse ein Stück eines eisernen Halsringes, der wahrscheinlich von einem Ohr zum andern gezogen gewesen ist.

Herr Realschullehrer Schulze demonstrirt eine sehr schöne Gesichtsurne aus einer Steinkiste gehoben. Derselbe legte darauf ein prächtiges, fast ganz erhaltenes Bronzeschwert vor, welches in Mersinken, im Kreise Lauenburg in Pommern, durch den Pflug zu Tage gefördert worden. Das Schwert ist zweischneidig und hat die Lanzett- oder Xiphosform; auf dem Hefte ist eine doppelte Spirale gleichsam als Korb durch einen hervorragenden Keil befestigt. Längs den Schneiden laufen je drei Riefen, welche nach der Form des Schwertes unten in einer Spitze zusammentreffen. Der untere Theil des Heftes ist in der Mitte ausgerandet. Die Länge des ganzen Schwertes beträgt 71 Cm., des Heftes 10 Cm.; die Höhe der Spirale 3,5 Cm.; die Breite beider Spiralen 8 Cm., die des Schwertes unter dem Hefte 6,5 Cm., in der Mitte 4,5 Cm.

Herr Mannhardt besprach die Aufdeckung von Steinkisten auf dem Pelonker Felde. Im Jahre 1873 sind auf demselben Terrain bei Friedensau Gräber gleicher Art mit ausgezeichneten Gesichtsurnen entdeckt. Die Structur und der Inhalt der Gräber, von denen ein Dutzend aufgefunden wurde, entsprach den aus anderen Fällen bekannten Verhältnissen; in den sehr weitbauchigen Urnen fanden sich als spärliche Beigaben Reste bronzener Schmucksachen, keine Waffen. Bemerkenswerth ist darunter eine grosse, ziemlich

vollständig erhaltene Pincette, welche in Gestalt und Grösse genau einer in Schweden gefundenen Form des älteren Eisenalters (Monteins Sv. Forns. Fig. 264, doch ohne Ohrlöffel) identisch ist, aber ein anderes pflanzenartiges Ornament aufweist, dessen Motiv an mehreren Bronzegeräthen des von Herrn Schück ausgestellten Katzer Steinkistenfundes, sowie an der Nenkauer Gesichtsurne wiederkehrt. In den Anfang des Eisenalters werden gewisse Steinkisten auch durch die mehrfach an und in Gesichtsurnen bemerkten eisernen Beigaben (Ring, Nagel u. s. w.) verwiesen. In dem Katzer Funde tritt die kleine Pincette der frühesten Eisenzeit (Mont. F. 265 a.) neben einer Brustnadel der jüngsten Bronzezeit (Mont. 213) auf. Da nun auch in Skandinavien die Steinkistengräber mit Aschenurnen und Schmucksachen, doch äusserst seltener Beigabe von Waffen ein charakteristisches Kennzeichen für den Schluss der Bronzezeit bilden, deren Anfang und Mitte Steinkisten mit unverbrannten Gebeinen bezeichnen, so ist es wahrscheinlich, dass unsere Steinkisten, die Fundstätten der Gesichtsurnen, auf der Scheide des Bronzealters und Eisenalters stehend und in jedes einige Zeit hinreichend, uns von einer continuirlichen, nicht gewaltsam unterbrochenen, sondern nur durch friedliche Einflüsse von aussen beeinflussten und allmählich veränderten Cultur hier zu Lande in jenem Zeitraum Kunde geben.

Herr Helm theilte die chemische Analyse zweier Bronzen mit, welche aus hier gefundenen Graburnen stammten. Die eine war einem bei Saskoczin gelegenen sogenannten Kistengrabe entnommen und enthielt Beigaben aus Bronze, feine Ketten, dünne Spangen. Eine dieser Spangen war zusammengesetzt in 100 Theilen aus 90,910 Theilen Kupfer, 6,995 Theilen Zinn, 1,950 Theilen Blei, 0,007 Theilen Silber, Spuren von Zink, 0,011 Theilen Eisen. Die zweite Bronze war einer bei Oliva gefundenen Graburne entnommen, welche nicht in einem Steinkistengrabe, sondern einzeln und nur von wenigen Steinen umgeben, also fast frei in der Erde gestanden hatte. Diese Urne enthielt neben eisernen Waffentheilen Stücke Draht und zusammengeschmolzene Klümpchen aus Bronze. Einer dieser Bronzedrähte ergab in 100 Theilen: 89,120 Theile Kupfer, 10,462 Theile Zinn, 0,180 Theile Zink, 0,171 Theile Blei, 0,072 Theile Eisen.

Herr Helm führte im weiteren Verlaufe seines Vortrages aus, dass er die chemische Analyse der genannten Bronzen, von denen die eine wahrscheinlich der Bronzeperiode, die andere sicher der Eisenzeit angehöre, zu dem Zwecke ausgeführt habe, um aus der chemischen Zusammensetzung derselben auf ihre etwaige Herkunft schliessen zu können. Namentlich beziehe sich das auf ihren Gehalt an Blei. Bekanntlich wurde der Zusatz dieses Metalles zur Bronzefabrikation etwa erst zur Zeit der römischen Kaiser beliebt. Plinius berichtet u. a., dass zu seiner Zeit ausser dem Plumbum argenteum (Zinn) auch Plumbum nigrum zur Bronzebereitung genommen werde. Lisch und Santen nehmen an, dass eine antike Bronze, welche mehr als 5 bis 6 pCt. Blei enthält, der altrömischen Culturepoche angehörte. Auch die seiner Zeit von dem Vortragenden bei Putzig gefundenen und analysirten Bronzebarren mit einem Gehalte von 11 pCt. Blei stammten offenbar aus dieser Epoche.*) Wenn nun die vorliegenden chemischen Analysen zweier Bronzen, von denen die eine (die Pfanne) mit einiger Gewissheit aus dem alten Rom stammt, die andere der Zeit nach der altrömischen Culturepoche angehört, kein oder nur sehr geringe Mengen Blei ergeben hat, so dürfte in Betracht zu ziehen sein, dass die Römer doch wohl nur Blei zur Bronzefabrikation verwandten, einmal um das theure Zinn durch ein wohlfeileres Material zu ersetzen, andererseits um die Schmelzung bei niederer Temperatur bewirken und den gefertigten Gegenständen behufs ihrer weiteren Bearbeitung eine grössere Weichheit geben zu können.

Niemals dürften die alten Römer aber Bronzegegenständen, welche durch Hämmern oder Strecken nachträglich in gewisse Formen gebracht werden mussten, einen einigermaassen hohen Bleigehalt einverleibt haben, weil ein solcher die Bronze wohl weicher und dem Meissel gefügiger, dahingegen spröder und brüchiger macht. Diese Fälle liegen hier nun vor: der Kochpfanne ist durch Strecken

*) Wenn es sich um Schlüsse über die Herkunft von Bronzen handelt, wobei die chemische Analyse in die Wagschale fällt, so möchten wir auf den Vortrag des Herrn Dr. Wibel (Bericht über die V. allg. Versammlung der deutschen anthrop. Gez. zu Dresden, Braunschweig 1875, S. 68) verweisen. In Hinsicht auf die Hauptbestandtheile erklärt Dr. Wibel: „Es hat sich herausgestellt, dass sich in Bezug auf das Mengenverhältniss dieser beiden Bestandtheile absolut gar keine Gesetzmässigkeit erkennen lässt. Wir finden zwischen der Gestalt, dem Zweck des Fabrikats, dem Ort seiner Darstellung und eben jenem Mengenverhältniss absolut keinerlei nachweisbaren Causalnexus.“ Die Hauptfrage liegt jetzt anders. Es handelt sich nicht mehr in erster Linie um die Art der Herstellung der Waffe, sondern um den Ursprungsort der Erze! Und dabei fallen nach Dr. Wibel die Nebenbestandtheile der Bronze vor allen anderen ins Gewicht. (Die Red.)

und Aushämmern, dem Drahte durch Ausziehen die gewünschte Form gegeben worden, sie durften deshalb weder aus sprödem noch brüchigem Material verfertigt werden, durften deshalb keine namhaften Mengen Blei enthalten.

Sitzungsbericht der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 12. März 1875.

Bekanntlich wurden in der jüngsten Zeit zwei Trinkschalen aus vorhistorischen Fundstätten erhoben, welche aus Menschenschädeln hergestellt worden waren. Herr Prof. Sepp hat nun unlängst in der Münchener anthropologischen Gesellschaft einen hierauf bezüglichen Vortrag gehalten, den wir der Reihenfolge der Sitzungen vorgreifend, hier mittheilen.

Der Schädelkult in der alten und neuen Welt von Prof. Dr. Sepp.

Während wir mit Verwunderung lesen, dass den Fidschiinsulanern noch immer die Kopfschale des erschlagenen Feindes zum Pokale dient und bei den Furgiern oder Feuerländern in Südamerika, wie nicht minder beim Inselvolk auf den Adamanen im Golfe von Bengalen noch die Wittwe den Schädel ihres Mannes am Halse zu tragen hat (Ausland XL, 1107) — besinnen sich die Wenigsten, dass, so beschämend es klingt, auch die Ureinwanderer in Europa auf dieser Stufe der Unkultur gestanden, und die ersten sesshaften Völker, von welchen wir herstammen, derselben Barbarei noch in späthistorischer Zeit huldigten. Gemahnt es nicht an die wildesten Gebräuche, wenn die alten Skythen aus erschlagener Feinde Schädeln deren Blut tranken, um ihre Kraft sich anzueignen? Und doch haben auch die alten Deutschen als Kampfgenossen sich selbst die Adern geöffnet und ihr Blut im Becher aufgefangen sich einander zugetrunken, um eine allgemeine Verbrüderung auf Leben und Tod zu stiften. Vielleicht hat mancher gehört, dass die wilden Heruler auf ihren Kriegszügen ihre Alten und Kranken lebendig begruben. Aber wie muss erst unseren Schauder erregen, dass noch 1297 eine Gräfin Mansfeld auf der Lüneburgerhaide einen Bauern traf, der eben ein Grab schaufelte, um einen danebenstehenden Greis, seinen jammernden Vater, hineinzulegen! Ein Hauptmann Levin von Schulenburg stiess 1530 auf Wenden, die einen Alten führten, und auf die Frage wohin? erwiederten: „Zu Gott!“ — weil er von der Arbeit sich nicht mehr selber ernähren konnte. Da nahm er ihn als Thorwart zu sich, und der Mann lebte noch zwanzig Jahre. Auf diese grausame Sitte deutet noch ein Wendenlied (Lausitz. Magazin XL, 273):

Alter schlaf ein, Junge muss frei'n,
Auf den Alten wirf den Stein.

Krup unner, de welt is di gram*) lautet der Spruch der schlechten Leute in Mecklenburg, die für den alten Vater, der nichts mehr verdient, das Grab herrichten, als noch eine Prinzessin, die von Stargard aus gefahren, rechtzeitig dazu kömmt, und ihn rettet. Voll Entsetzen stiftet sie, um der ferneren Barbarei vorzubeugen, das Spital in Stargard.

Aehnlich sprachen vor tausend Jahren die alten Sachsen zum Mütterlein, das auf Wittekind's Flucht, ausser Stand zu folgen, in einem Sandhaufen begraben ward. (Grimm, D. S. Nr. 454.) „Gib dich zur Ruh, Alte, hast lange genug die Welt angegucket“, sollen die Zigenner gesagt haben, welche die 80jährige Mutter am Zigennerbrunnen in der Jachenau einscharrten. Derlei Beerdigungen bei lebendigem Leibe wurden noch von Grossältern erzählt und sind gar nicht abzuleugnen. Man öffnete im Walde eine Grube, handäko; der Lebenssatte wurde, angethan mit seinen besten Kleidern, langsam versenkt und mit Erde bedeckt unter dem Gesang der Angehörigen:

Dscha dele, dscha dele, o polopēn haro wele!
d. h. „Kriech unter, kriech unter, die Welt vermehrt sich“. Auch im Orient trifft die Zigeuner der Vorwurf, dass sie ihre Aeltesten in abgelegenen Bergwinkeln so vergraben oder gar verbrennen, wie noch Seetzen (1807, Reisen II, 186) herkommen lässt. Das Zigennergrab am Fusse des Kirchthurms zu Weissenstadt schützte vor Feuersbrunst; als man es 1823 aufgrub und den Schädel vertrug, brannte der Ort noch im selben Jahre ab. (Bavaria III, 301.)

Finden wir nicht die ungleich grausamere Sitte der Skandinaven, den blutigen Aar zu schneiden, d. h. einen Gegner lebendig aufzutrennen und ihm das Herz herauszunehmen, selbst in der Edda von Högni gemeldet? Dieses Lebendigzerschneiden eines Peligners ist durch ein etrurisches Steindenkmal verewigt,**) und die Chinesen vollstrecken noch heute diese Todesart an gewissen Verbrechern.

---

*) Kuhn, Norddeutsche Sagen 72. Niederhöffer, Mecklenb. Volkssagen IV, 84.

**) Stickel, das Etruskische eine semit. Sprache 111.

Das Hautabziehen, das Marsyas und Bartolomäus erfuhr, war den Alten jedenfalls gemeinverständlicher als uns.

Noch im Jahre 1517 knüpfte der schottische Clan Wedderburn den abgeschnittenen Kopf seines erschlagenen Gegners an seinen Sattelbogen — trotz einer Rothhaut. So vererbte sich die Sitte der alten Kelten, die auch unsere Süddonanländer ursprünglich bevölkerten. Holte man doch kürzlich aus einem Pfahlbau im Bielersee einen Menschenschädel hervor, der deutlich mit einem Steinmeissel zugehauen, ohne sonstige Handhabe zum Trinkgefässe diente. So meldet Diodor V, 29: „Die Köpfe der gefallenen Feinde hauen die Gallier ab und binden sie ihren Pferden an den Hals, jene der Vornehmsten bewahren sie eingesalbt in Truhen und weisen sie den Fremden vor. Dabei rühmt sich Mancher, für diesen Kopf habe man einem seiner Vorfahren, sei es dem Vater oder ihm selber, schon viel Geld geboten, ja ihn mit Gold aufwiegen wollen, ohne dass er ihn hergegeben.

Silius Italicus, ebenfalls ein Schriftsteller aus dem ersten christlichen Jahrhundert meldet*) die entsetzliche Sitte, derlei Schädel in Gold gefasst bei Festgelagen zu leeren. Paulus Diaconus**) aber in Karl's des Grossen Tagen weiss nicht nur, dass auch die Germanen die Hirnschale erlegter gegnerischer Helden nicht ungern zu Trinkbechern gestalteten, sondern Rosimunda musste auf Befehl ihres Gatten und königlichen Herrn Alboin, des Eroberers von Italien, selbst den Schädel ihres Vaters, des Gepidenkönigs Chunimund, an der Tafel der longobardischen Grossen zu Verona mit Wein kredenzen. Unser Geschichtsschreiber sah ein paar Jahrhunderte später diesen Festbecher selber, als der Prinz Ratchis ihn seinen Gästen herumzeigte.

Nicht auf das Abendland allein beschränkt sich die Unsitte: in den Kreuzzügen kommen dieselben schrecklichen Libationen auf Seite der Muhamedaner vor. Der Attabeg Togtekin 1108, der König Balduins I. Neffen, welcher in einem unglücklichen Gefecht bei Tiberias gefangen sich der Annahme des Islams weigerte, mit eigener Hand getödtet hatte, pflegte mit seinen Emiren hochmüthig bei Gelagen aus dessen Hirnschale zu trinken. (Kremer, Mittelsyrien 38. 46.)

*) Punica XIII. At Celtae vacui capitis circumdare gaudent Ossa (nefas) auro, et mensis ea pocula servant.

**) De gest. Longob. I, 27. II, 28 Hoc poculum vidi festo Ratchis principem, ut convivis ostentaret, manu tenentem.

Als der Pilger Antonin von Placentia 570 in Jerusalem eintraf, trank man auf dem Berge Sion im Hause des ersten Bischofs Jakobus aus der Hirnschale der Martyrin Theodata. Die Kirche des Prodromos auf dem Grunde des alten Johanniterspitals bewahrt noch ein Stück von der Hirnschale des Täufers. Besser versehen zeigte man zu Feldkirch in Vorarlberg das ganze Johannishaupt; ebenso zu Rankweil, wenn es nicht dasselbe ist: es hilft aufgesetzt wider das Kopfweh. Auch das Kloster Mariastern in der Lausitz glaubte im Besitz der Hirnschale des enthaupteten Vorläufers Christi zu sein, man reichte daraus den Wenden den Johannestrunk.*) Dieser Weihetrank war mithin als St. Johannessegen gereicht, welcher früher bald im Hochsommer am Feste des Täufers, bald in der winterlichen Sonnenwende am Tage des Evangelisten Johannes gespendet ward — gegenwärtig an letzterem.

Eugippius berichtet im Leben Severin's c. 22 von der Gottesminne, Bischof Aribo von Freising aber klagt in der Lebensgeschichte Emerans, dass die alten Bayern noch so roh im Christenthum waren, und aus demselben Kelche die Minne Christi und der Heidengötter einander zutranken. In alter Zeit hob man das Trinkhorn zu Liebe oder zum Andenken Wodans, Thors oder der Gerdr; Ruodlieb, der Tegernseermönch, schreibt von Gertruden's Minne. Der gewaltige Sachse, Kaiser Otto I., hatte in St. Emeran sich einst selber zu Gaste geladen, und schloss den Festtisch mit dem Spruch: „Wessen Brod ich ess, dess' Lied ich sing. Der Heilige hat uns anheut wohl gespeist und getränkt; so gedünkt mich billig, dass wir diese Mahlzeit in der Liebe St. Emeran vollenden.“ Diese aber, sowie Martin's, Michel's und Kilian's Minne gerieth in Vergessenheit, und nur St. Johannssegen behauptete sich zum Jahreswechsel und Reiseanfang oder bei Hochzeiten. Während die Kirche den Kelch Christi den Gläubigen entzog, beliess sie ihnen den Heidenbecher in der uranfänglichen, also rohesten Form, indem nur der Name sich änderte.

Zu München-Gladbach im Rheinlande kam allerjüngst, wie der Nürnberger Correspondent vom 5. April 1875 aus Neuss vom 22. März kund gibt,**) inmitten germanischer Urnen und sonstiger

*) Swyaty Jan. Haupt im Laus. Mag. XL, 432. 445. Mein Jerusalem und das heil. Land, II. Aufl. I, 518. 865. II, 196.

**) Jüngst auch im Correspondenzblatt mitgetheilt 1875 Nr. 5. S. 40.

Grabgefässe die von einem Menschenschädel abgesägte Hirnschale in Vorschein, wobei der Rand deutlich den Gebrauch zur Trinkschale und sonstigem Bedarfe verräth. Seit der Klostergründung 793, mithin seit bald eilfhundert Jahren, besass Gladbach die Hauptschale des hl. Vitus, der sonst an die Stelle des Slavengottes Suantevit getreten. Die Reliquien der Heidentempel gingen in der Regel für die christlichen Kirchen nicht verloren, und wohl mehr als eines dieser Becken hat in der keltischen oder altdeutschen Periode als Trophäe eines überwundenen Feindes historische Bedeutung gehabt und in der Heidenversammlung gekreist. Als die selige Anna v. Klingenau an der Aar ausgegraben ward, trank eine kranke Klosterschwester aus ihrem Schädel. In Trier gab man den Fieberleidenden aus dem silberbeschlagenen Stirnbecken des hl. Theodul zu trinken. Im obigen Neuss bei Köln, dem gallischen Novesium, trank der Reisende Leo von Rozmital 1465 die Minne aus dem Cranium des hl. Quirin, der nicht minder der Abtei Tegernsee sein Haupt in Gold und Edelstein gefasst hinterlassen hat. Sankt Erhard, dessen Andenken auf den 8. Januar fällt, hat Regensburg zum Erben seiner Kopfschale eingesetzt, welche in Silber gefasst Becherform hat und mit einem Schieber verschliessbar ist. Sie wird aber auch für St. Emerans Hirnschale ausgegeben. In Würzburg setzte man Makarins' Haupt den Andächtigen gegen das Kopfweh auf. Die Benediktiner von St. Gumpertus zu Ansbach liessen die umwohnenden wendischen Heiden aus dem Schädel ihres Kirchenheiligen Heil und Segen trinken. Gewiss waren diese angehenden Christen an dergleichen Festlibationen schon früher gewöhnt.

Den ersten Rang behauptet aber die silbergefasste Hirnschale des hl. Sebastian zu Ebersberg, woraus noch immer der geweihte Wein den Wallfahrern am Feste des Martyrers, 20. Jänner, zum Trinken gereicht wird. So lange dieser Gebrauch besteht, heisst es, hat die Pest in diesen Gegenden niemals ihren Sitz aufschlagen dürfen. Männer wie Frauen trinken unter der Messe, zudem wird wider die Krankheit gepredigt. Früher mussten jährlich zwei Mass Wein, die man in das Kopfbecken des Heiligen gegossen, als geweiht in die Residenz nach München geschickt werden. Hätte der Stirnbecher selber den bayerischen Herzogen und Kurfürsten nebst den Hofleuten zur Trinkschale gedient, so konnte man sich in die Zeit des Longobardenkönigs Alboin zurückversetzt glauben. Dieser St. Sebastian hat das Charakteristische eines Römerschädels aus den Katakomben und soll durch Schankung eines Papstes im XI. oder XII. Jahrhundert nach Altbayern gelangt sein.*)

In Altomünster trinkt man am 9. Februar aus dem Kopfe des hl. Alto, der ein Celte war. Es ist, als ob die ersten irischen Glaubensprediger, die den Angelsächsischen zuvorkamen, diesen Cult oder Ritus begünstigt hätten. Im Kloster Au am Inn geschieht dasselbe aus Vitalis Haupt, in der benachbarten Kirche zu Rott aus der vermeinten Hirnschale des seligen Einsiedlers Marinus, den die Vandalen, d. h. Wenden am Irschenberg erschlagen. Der gesegnete Wein wird den Betern mittels einer silbernen Röhre eingeflösst, die Reliquie soll aber eher einem Kindeskopf gleichen, und gilt für eine, in Sakristeien nicht seltene Zusammensetzung. Während zu Benediktbeuern nur die silberne Büste mit der Hirnschale der hl. Anastasia dem Volke aufs Haupt gesetzt wird, um von Kopfleiden, Besessenheit und dgl. zu erlösen, besass die Probsteikirche im nahen Habach das Stirnbecken des hl. Abundus, bis das von Norbert dem Andechser 1085, wo nicht von Bischof Ulrich gestiftete Collegium nebst Gotteshaus und Thurm 1704 ausbrannte, und das Heiligthum von gewiss unsicherer Herkunft mit zu Asche ward. (Gailer, Vindelicia sacra 155). Noch bedenklicher steht es um das silberbeschlagene Cerebralbecken des seligen Nantovin in Wolfratshausen, woraus man den Leuten an seinem Feste Wein zu kosten gab. Als Pilger auf der Reise nach Rom begriffen, wurde er vom Richter Ganthar zum Feuertode verurtheilt und seine Asche in die Isar gestreut; darum schon, ob er nun unschuldig litt, weil man ihm seine Schätze abnehmen wollte, oder wegen eines unnennbaren Lasters nach der Rechtssitte der Zeit büsste, kann der Halbschädel nicht echt sein, der zur Zeit nebst dem hölzernen Pilgerfläschchen in Privathände zurückgelangt ist.

Im Religionsgebiete stirbt nichts ab, weder Sprache noch Sache, und was vor vielen Jahrtausenden rohe Sitte war, erhält sich kirchlich als veredelte Barbarei fort.

Herr H. v. Schlagintweit-Sakünlünski übergibt eine Abhandlung „über das Genus Rosa in Hochasien und über Rosenwasser und Rosenöl", Separatabdruck aus der Zeitschrift des Allgem. österr. Apotheker-Vereines 1875 Nr. 4 und 5.

*) Nach dem Abriss der Schnittfläche zu urtheilen, die durch die Güte eines Mitgliedes uns zu Gesicht kam, steht obiger Annahme Nichts im Wege. Die Brachycephalie mit grosser Parietalbreite ist eine Eigenschaft des Altrömers. (Die Red.)

Ferner:
Den Separatabdruck dreier Vorträge, gehalten in der geogr. Ges. zu München 1874, Prof. Dr. Gerland in Halle: über die Einheit des Menschengeschlechtes; Fr. v. Hellwald: die Ethnologie der Balkanländer; derselbe: die Erforschung des Tian-Schan mit einem Zusatz von H. v. Schlagintweit-Sakünlünski.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Zur Ethnologie von Nicaragua.

Wir entnehmen einer brieflichen Mittheilung von Dr. Berendt aus Nicaragua an den früheren Redacteur dieser Blätter gesandt, die folgenden Angaben, welche einen bisher noch dunkel gebliebenen Punkt in der Ethnologie jenes Landes in helleres Licht stellen.*)

Die uncivilisirten Stämme von Honduras und Nicaragua, welche die atlantischen Abhänge des Central-Gebirges bis in die Küstenebenen bewohnen, im Osten an die Moskitos, im Westen und Südwesten an die Chortis und Chontales grenzend, werden von älteren und neueren Autoren unter einer grossen Zahl von Namen aufgeführt, ohne dass von den meisten mehr als eben nur der Name angegeben wäre. Die im 16. Jahrhundert von der Westküste ins Innere vordringenden Spanier fanden hier hartnäckigen Widerstand; die Nachrichten aus jener Zeit machen jedoch keine Stämme namhaft. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert gehen uns Berichte über Missionszüge die Namen Xicaques und Poyas, welche gelegentlich als Collectiv-Namen gebraucht oder auch ausdrücklich als solche bezeichnet werden und im Einzelnen die Alhatuinas, Lencas, Teguecas, Guabas, Pantasmas, Javas, Tahuas, Taos, Gaulas, Iziles, Motucas, Parakas, Tumblas und Toacas. Mehrere dieser Namen sind heute noch als geographische Bezeichnungen, vorzugsweise für Flüsse, im Gebrauch und es ist wahrscheinlich, dass die meisten auch damals nicht sowohl Stämme oder Fraktionen derselben, sondern nur örtliche Beziehungen bedeuteten. Die erwähnten Berichte, dürftig und oft einander widersprechend, lassen über die Beziehungen der verschiedenen Stämme zu einander wenig ermitteln. Sprachproben sind uns jener Zeit nicht vorhanden, doch wird eine Lenca-Sprache genannt, wie es scheint von den Xicaques oder doch in ihrer Nachbarschaft gesprochen.*) In der neueren Zeit sind diese Gegenden von der Ostküste aus, meist durch europäische Reisende, untersucht worden, denen wir eine zweite Reihe von Namen der Indianerstämme verdanken: in Honduras die Xicaques und Payas mit einander vermischt in mehreren grösseren Dörfern der Departamentos Yoro und Olancho; ebendaselbst Poyas an den Flüssen Tinto und Patuca und ferner Secos am Tinto und Toacas am Patuca; in Nicaragua Pantasmos, Cocos, Wankees am Rio Coco, Twakas am Twaka, Tumblas am Toongla, Poyas (oder Bulbules), Sovas, Montezanas, Civas am Rio Grande, Woolwas (oder Ulnas oder Micos), Carchas und Siquias an den Zuflüssen des Blewfields-Flusses und Ramas (oder Melchoras) und Kukras an den gleichnamigen Flüssen. Berendt fügt noch hinzu die Parrastas in der Montaña von Loviguisca und die Subiranas in der Umgegend von Camoapa, beide im Departamento Chontales und bisher nicht verzeichnet. In manchen dieser Namen erkennt man die älteren wieder, andere haben wohl nur örtliche Bedeutung. Neuerdings werden diese Stämme von den Nicaraguanern Caribes genannt; Bell und Collinson nennen sie Smoos. Von ihren Sprachen waren bis dahin nur zwei durch kleine Wörterverzeichnisse oberflächlich bekannt: die der Xicaques in Honduras und die der Woolwas in Nicaragua und dieselben zeigen keine Verwandtschaft. Berendt hat gefunden, dass die letztgenannte Sprache (wahrscheinlich die Ulha von Palacio**) von einer grösseren Zahl der genannten Stämme gesprochen wird oder wenigstens einer Gruppe von nahe unter einander verwandten Sprachen angehört. Die Carchas und Siquias sind Ulnas, an den gleichnamigen Flüssen wohnhaft. Kautschuk-Händler, welche vielfach die Küste durchstreifen, versichern, dass Kukras, Tumblas und Micos (Ulnas) sich ohne Weiteres untereinander verstehen. Auch die Sprache der Ramas, aus welcher Berendt einige wenige Wörter ermittelt hat, scheint so weit mit der Ulua identisch zu sein, desgleichen die der Bulbul oder Poyas-Indianer von Olama. Hinsichtlich der Pantasmas hat Berendt nur ermitteln können, dass ein diesem Stamm angehören-

*) Siehe Seite 71, Nr. 5 in der September-Nummer vorigen Jahres.

*) Squier hat den Namen Lenca auf eine Sprache bezogen, welche auf dem Kamme des Central-Gebirges und auf den Südseeabhängen, in Guajiqueros und anderen Dörfern des Departements von Gracias (Honduras) wenige Leguas südlich vom Taulebe See, gesprochen wird, und vielleicht die von Palacio erwähnte Taulepa ist.

**) Der Name wird Ulva ausgesprochen, nicht Ulúa, wodurch sich auch die englische Schreibweise Woolwa erklärt.

der Mann in Olama sich sofort mit den Bnihules verständigen konnte, und der Oberingenieur Max von Sonnenstern, welcher den Coco-Fluss im Jahre 1869 befahren, glaubte sich zu erinnern, dass die wenigen Indianer (Cocos), welche unter den Sambos in Julnng leben, dieselbe Sprache sprechen als die Pantasmas. Ein kleines Wörterverzeichniss der Twakas, von Mr. Haly gesammelt, welches Berendt von dem als Linguist bekannten Missionär Henderson in Belize erhalten, hat von 35 Wörtern, deren Aequivalente in der Ulua-Sprache bekannt sind, mehr als die Hälfte identische, andere zeigen mehr oder weniger Aehnlichkeit. Wörterverzeichnisse schliesslich, welche Berendt von den Parrastas und Subiranas erhielt, beweisen die Identität ihrer Sprache mit der Ulua. Es scheint demnach, dass sich alle diese Stämme, den älteren Angaben entsprechend, in zwei Sprachen oder Sprachgruppen, die der Xicaques und Poyas, zusammenfassen lassen und dass wir unter den Stämmen Nicaraguas die Poyas mit der Ulua-Sprache in mehreren Dialekten aufzählen dürfen.

Die Wankees sind wahrscheinlich Sambos oder Moskitos; neuere Reisende wenigstens haben keine anderen Indianerstämme an dem unteren Coco verzeichnet. Ueber die Sprache der Sovas, Montezanas und Civas wären nähere Angaben abzuwarten, desgleichen bliebe noch zu ermitteln, ob die Poyas und Twakas von Nicaragua mit den Payas und Toacas von Honduras in Sprache und Abstammung identisch sind.

Eine menschliche Niederlassung aus der Rennthierzeit im Löss des Rheinthales.*)

In Deutschland sind unzweifelhafte Niederlassungen des Menschen der Rennthierzeit — Schussenried ausgenommen — fast nur in Höhlen nachgewiesen worden. Jeder Nachweis einer solchen Station im Löss ist aber abgesehen von der naheliegenden Bedeutung besonders darum interessant, weil noch immer nicht endgiltig festgestellt ist, ob die Ablagerung der menschlichen Kulturreste jemals gleichzeitig mit der des Löss stattgefunden hat. Diese Frage ist streng genommen geologischer Natur. Wir werden hier zunächst nur das anthropologisch interessante Detail über die Station der Rennthierjäger bei Munzingen hervorheben.

*) A. Ecker: Archiv für Anthropologie. Bd. VIII Heft 2.

Zwischen dem westlichen Abhang des Schwarzwaldes, an welchem Freiburg gelegen ist, und dem vulcanischen Gebirge des Kaiserstuhls, erstreckt sich ein kleiner Hügelzug, der sogenannte Thuniberg in einer Länge von ca. 2½ Wegstunden. An der Ostseite liegt das Dorf Munzingen und in der nächsten Nähe, die in Rede stehende Fundstätte.

Fundstücke: Der Knochen sind im Allgemeinen wenige und angebrannt oder verkohlt. Die bis jetzt ans Licht gebrachten Skelettheile gehören durchweg dem Renuthiere an.

Eine zweite Reihe von Fundstücken bilden die Artefacte, bestehen aus Knochen, Kiesel und anderen Mineralien und aus Thon. Das ohne Zweifel interessanteste Stück dieser Reihe ist das Stück Röhrenknochen von 5 Cent. Länge, in welchem zwei vollkommen parallele, 8 Mm. von einander entferute Rinnen eingesägt sind. In der einen steckt noch ein Feuersteinsplitter.

Ferner das untere Ende eines Rennthiergeweihes, offenbar bestimmt als Fassung für ein Steinbeil.

Roh behauene Kieselwerkzeuge fanden sich in beträchtlicher Menge. Das Material derselben ist ein ziemlich verschiedenartiges, und stammt aus verschiedenen Orten, von denen einige in der Nähe sich mit aller Bestimmtheit nachweisen lassen. Die Steinmesser sind aus rothem und gelben Jaspis des jurassischen Bohnerzlagers bei Auggen, Liel und Hertingen, ferner aus dem mattweissgrauen Jaspis verfertigt, welcher in dem gelben dichten Jurakalk bei Kleinkems am Rhein (etwa vier Meilen von der Station) vorkommt. Eine kleine Anzahl von Feuersteinmessern besteht aus einem graulichen, schwach durchscheinenden Feuerstein, der wohl aus dem Muschelkalk stammt. Ausser den vollendeten Kieselwerkzeugen finden sich selbstverständlich auch grössere Stücke — Werkstücke oder Steinkerne — von welchen die Messer abgeschlagen sind.

Aus dem Vorstehenden erhellt zur Genüge, dass die Rennthierjäger von Munzingen sich schon eine ganz ansehnliche Zahl von Gesteinsarten zur Auswahl zu verschaffen wussten. Damit kamen denn wohl auch andere nicht verwerthbare und nicht verwerthete Mineralien in ihre Hände. So fanden sich zwischen den Feuersteinsplittern auch Stücke dunklen Quarzes, schwarzen Kieselschiefers, dann solche von Hart-Mangan-Erz (Psilo-melan), wahrscheinlich vom Schwarzwald.

Ein mineralogisches Artefact verdient noch besondere Erwähnung, da es uns zeigt, dass die alten Ansiedler am Thuniberg auch schon daran

dachten, sich zu schmücken. Es ist diess ein Korn Bohnerz, aus demselben jurassischen Bohnerzlager, aus welchem auch die rothen und gelben Jaspis stammen. Dasselbe ist an zwei einander genau gegenüberliegenden Punkten angebohrt und sollte offenbar durchbohrt werden, um, nachdem ein Faden durchgezogen, als Schmuck verwendet zu werden. Ob dem steinalterlichen Juwelier die Perle zu hart war und er deshalb die Arbeit unvollendet liess, oder ob der Kampf ums Dasein ihn vor der Vollendung derselben zu wichtigeren Beschäftigungen abrief, müssen wir leider unentschieden lassen. Ausserdem fanden sich grauschwarze rohe Thonscherben, und Kohlenfragmente, theils Holz-, theils Knochenkohle. Von besonderem Interesse sind ferner platte Trümmer des Hauptrogensteins, auf welchem Knochenstücke, Knochenkohle, Feuersteinsplitter etc. fest aufgelöthet sind.

Das hohe Alter dieser Fundstätte ist bewiesen: 1) durch das zoologische Moment, d. h. die Anwesenheit der Renthierreste. Dass die Existenz des Renthieres hier am Oberrhein ganz andere klimatische Verhältnisse voraussetzt als die, welche heute vorhanden sind, ist keinem Zweifel unterworfen. 2) durch das industrielle: die Beschaffenheit der Werkzeuge und Waffen, die noch ganz rohe Form der geschlagenen Kieselwerkzeuge. 3) durch das geologische Moment: die Lagerung der Funde in einer bestimmten Erdschicht.

Kleinere Mittheilungen.

Hünengrab.

In der Nähe des Dorfes Albsfelde wurde vor einiger Zeit ein an der Landstrasse in der Forst gelegener Grabhügel aus vorgeschichtlicher Zeit geöffnet, dessen Anlage und Inhalt an verschiedenen Gegenständen aus dem Bronze-Zeitalter Beachtung verdient. Der Grabhügel in ovaler Form von 15 und 13 Meter Durchmesser von Osten nach Westen gelegen, war mit einem nach Westen offenen Steinring umgeben, an dessen südöstlicher Seite sich ein gepflasterter Heerd von ca. 1 und 1½ Meter Durchmesser befand, vermuthlich ein Opferheerd, wie von Estorff solche hin und wieder in Gräbern der Lüneburger Haide (vgl. seine Haide-Alterth. in der Umgegend von Uelzen pag. 12) gefunden hat. Etwa 2 Meter unter der höchsten Erhebung des Hügels, also in der ungefähren Mitte desselben fand sich das östliche Ende der Grabstätte, die etwa 4 Meter lang und 3 Meter breit ganz von Rollsteinen einen halben Meter hoch aufgeschichtet war und drei durch grössere Steine getrennte Gräber enthielt. Unter den Steinen fand sich eine starke Aschenschicht, von Kohlen- und Knochenstücken untermengt, doch musste die Verbrennung der Leichen nur theilweise erfolgt sein, da sich noch viele und oft sehr grosse Knochenfragmente zeigten. Ebenfalls in der Mitte fanden sich die Waffen und Schmuckgegenstände; sie waren also nicht gleichzeitig mit den Leichen dem Feuer übergeben, sondern erst nachher in unversehrtem Zustande hineingelegt. In dem nach Süden zu gelegenem Grabe fand sich ein Schwert in der schilfblattförmigen Gestalt, wie deren hier schon früher gefunden worden sind, mit dem augenfällig kurzen Griff, der Nilsson veranlasste, in dem Verfertiger dieser Waffen einen semitischen Völkerstamm, und zwar die Phönizier zu suchen. Von den aufgenieteten Schildchen am Griff, deren bügelartig vorstehende Ecken die Parirstangen bildeten, wie die in Sylt gefundenen vortrefflich erhaltenen Schwerter dieser Periode zeigen, war leider nichts mehr vorhanden, die Niethstifte staken bis auf einen noch sämmtlich in der Klinge. Das Schwert, 60 Cent. lang, lag in der Richtung des Körpers, mit der Spitze der Klinge nach Westen, wie auch der Körper, nach den aufgefundenen Knochen zu urtheilen, gelegen hat. Neben dem Schwerte fanden sich noch drei Messer, ein Schabmesser mit Metallgriff, eines zum Schneiden mit eingelegtem Holzgriff und Lederscheide, die Klinge sichelförmig, wie solche hier auch bereits gefunden, und endlich ein kleines, wenige Centimeter langes mit drathrundem Stiel. In dem mittlerem Grabe fanden sich zwei zusammengelegte Spangen, wie solche zum Schmuck an den Schienenbeinen getragen wurden; da sie sich bekanntlich in Urnen fast immer einzeln vorfinden, so mögen auch diese, die zudem noch verschiedene Arbeit aufweisen, verschiedene Eigenthümer gehabt haben, wofür auch hier der Umstand sprechen möchte, dass das dritte Grab leer gefunden wurde. Als Ornamentik zeigte nur die eine derselben einige schwache Spuren von einfachen linearen Motiven. Zu erwähnen ist noch, dass sämmtliche Gegenstände der culturhistorischen Sammlung im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit übergeben wurden. (Lübecker Zeitung, 21. März 1875, Nr. 68.)

Der General-Secretär an die Mitglieder.

Mit der Nummer 4 ist der Druck unseres Correspondenzblattes vorläufig nach München verlegt. Bezüglich der Expedition ist dasselbe schon früher geschehen. Es wird dadurch möglich sein, das Blatt von nun an mit dem ersten des Monats an die verehrl. Mitglieder abzusenden. Die Regelmässigkeit des Erscheinens hängt jedoch theilweise von dem rechtzeitigen Einlauf der Sitzungsberichte und anderer Mittheilungen ab. Was die Mittheilungen betrifft, so werde ich Zeitungsausschnitte, deren anthropologischer Inhalt verbürgt ist oder einen Hinweis, auf die Rückseite einer Correspondenzkarte geschrieben mit Dank entgegennehmen. Mitglieder, welche den Aufenthaltsort wechseln, belieben ihre Adresse Herrn Wetzstein, Schriftführer der Münchener anthrop. Gesellschaft, Blumenstrasse 5, anzuzeigen, der die Expedition des Blattes übernommen hat.

Schluss der Redaction am 29. Juni.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 7. München, Druck von R. Oldenbourg. **Juli 1875.**

Sitzungsberichte der Localvereine.

Ausserordentliche Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 28. November 1874.

Inhalt des vorliegenden Berichtes:

Herr Virchow:

Die Gräber bei Weissenfels bieten eine ungewöhnliche Erscheinung dar: unter mächtigen Steinplatten zeigte sich eine ganz kleine viereckige Steinkammer, in der auf einer Bodenplatte ein kleines Thongefäss von sehr roher Beschaffenheit stand, bei dem sich eine Spiralplatte aus gewundenem Bronzedraht vorfand. Letztere, sehr brüchig und mit grüner Patina überzogen, offenbar nur ein Bruchstück, ist sehr ähnlich den Spiralplatten von Zaborowo. Von Knochen, sei es gebrannten, sei es ungebrannten, keine Spur.

Der eine Fund der Spiralplatte neben dem Topf in einer so tiefen Steinkammer genügt, um ein Urtheil zu gewinnen. Offenbar handelt es sich um ein Grab, welches der Zeit des Leichenbrandes angehört, und welches in die Periode der eigentlichen Bronze, wie wir sie sonst finden, hineingehört. Durch die ungeheuren Steinanhäufungen, welche zunächst um und über die kleine Steinkammer aufgeschüttet sind, und über welche ein Erdmantel gebildet wurde, gleicht es den Urnengräbern, wie wir sie bis über die Weichsel hinaus in so grosser Zahl antreffen. Dieses Ergebniss ist desshalb von höherem Interesse, trotz der Geringfügigkeit der Fundobjecte als solcher, weil alle Untersuchungen, welche bis jetzt in Thüringen gemacht worden sind, zu ergeben scheinen, dass hier die westliche Grenze der Urnengräber überhaupt ist. Es sind bis jetzt westlich von da in Thüringen meines Wissens Urnengräberfelder nicht mehr gefunden werden; man hat überall Gräber, wie sie neulich Herr Voss aus nächster Nähe dieses Fundortes beschrieben hat, ohne Metall, dagegen mit Steinwaffen, aber ohne Steinschüttung, oder Gräber mit Bronze, aber mit ungebrannten Leichen.

An einem andern Punkt der nächsten Umgebung von Weissenfels finden sich alte Wohnstätten. Dieselben bieten in ihrer ganzen Erscheinung viele Aehnlichkeit dar mit denjenigen Wohn- oder Lagerplätzen, welche von Rosperswende in der goldenen Aue zwischen Rossla und Nordhausen geschildert sind. An der Wand einer Kiesgrube sind schon von Weitem 5 trichterförmige Stellen zu sehen, in welchen Culturmassen liegen. Sie befinden sich in geringen Abständen von einander 4—5½ Fuss tief und 8—9 Fuss im grössten Eingangsdurchmesser, gefüllt mit ganz schwarzer, kohliger Erde, deren brüchige Beschaffenheit die Auslösung der

darin eingeschlossenen Gegenstände sehr erleichtert. Es fanden sich vereinzelt Thierknochen (Rind, Pferd), namentlich aber zahlreiche Scherben ohne Verzierungen vor, die meisten dick, sehr grob und mit Kies und mit Glimmer durchsetzt. Dem Anscheine nach waren es überwiegend Töpfe. Auch der benachbarte Acker liess in grosser Ausdehnung an seiner beackerten Oberfläche solche schwarze Plätze erkennen; die Thonscherben waren daranf so reichlich, dass Virchow in kurzer Zeit eine ganze Handvoll von einer einzigen Stelle sammeln konnte. Diese Funde zeigen, dass an dieser Stelle in alter Zeit eine Wohnstätte gewesen sein muss.

Auf diese Funde und andere, deren Urnenscherben den sog. Burgwallitypus zeigen, möchte Virchow die Aufmerksamkeit lenken. Er meint, dass die Mehrzahl der Funde in eine sehr frühe Zeit zurückreicht, und dass es vielleicht möglich sein dürfte, auf Grenzen zwischen älteren germanischen Stämmen zu kommen. Immerhin wird es eine der nächsten Aufgaben der prähistorischen Forschung sein, die Grenzen zwischen den Brand- und Urnengräbern der Bronzezeit und den Bestattungsgräbern aus der Zeit der geschliffenen Steine gerade in dieser Richtung sorgfältig festzustellen. Herr Klopfleisch hat für die westlichen Grenzgebiete schon einen wichtigen Abschnitt solcher Arbeiten ausgeführt, und der Umstand, dass sich in Weissenfels ein Zweigverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft gebildet hat, gibt die Hoffnung, dass auch für die östlichen Gebiete frisch vorwärts gegangen wird.

Herr Hartmann: die Funde auf Björkö.

Björkö ist heute eine kleine Niederlassung im Björköfjärden des Mälarsees, einige Kilometer von Stockholm entfernt. Ehemals lag dort die alte Handelsstadt Birka, deren Blüthezeit vom siebenten bis zum zehnten Jahrhundert reicht. Hier wurden im Laufe der Jahre 1871 bis zum 13. August 1874 mehr als 2000 Gräber aufgedeckt.

Die Mitglieder des zu Stockholm versammelten Congresses für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie unternahmen eine gemeinschaftliche Ausfahrt dorthin, um die tiefen, durch hohe Aschen- und Kohlenschichten gezogenen Gräben zu mustern, und Herr Stolpe, Assistent am Statens Historiska Museum, hielt an Ort und Stelle einen erklärenden Vortrag über die Alterthümer von Björkö, welcher im Tageblatt des Stockholmer Congresses Nr. 6 ausführlich zum Abdruck gelangt ist.

Die erwähnte Aschen- und Kohlenschicht am Fusse eines die Tumuli enthaltenden Hügels bedeckt eine Fläche von etwa 6 Hectaren und hat 1 bis 2,5 Meter Dicke. Der Volksmund nennt diese, wohl von den Feuerstätten der alten Birkaner herrührende, mit Thierknochen und Abraum durchmengte Aufschüttung „schwarze Erde" — svarta jorden — oder „Stadtgefilde" — Bysta'n. — Man hat hier viele Reste aus dem spätern Eisenalter, aus der Blüthezeit der Vikinger, gefunden. Hierunter nennen wir namentlich einen Silberschatz, bestehend in Armbändern, Buckelfibeln; ganzen und zerbrochenen kufischen, aus den Jahren 893 bis 967 der christlichen Aera herrührenden Münzen, einer während der Regierungszeit der Kaiser Constantin X. und Roman II. (948 bis 959) geprägten byzantinischen Münze u. A. Dieser Fund lag 30 Cm. tief unter der Bodenfläche und war in einer aus Eisenblech verfertigten Bütte eingeschlossen. Ein kleinerer, in gleicher Tiefe aufgedeckter Fund enthielt ähnliche Silbergegenstände. Ferner hat man daselbst noch ausgegraben: Gold- und Silbergeschmeide, bronzene Agraffen, Ornamente, Nadeln, Gewichte u. s. w., viele aus Glasfluss, Flussspath, Bergkrystall, Carneol, Achat, Amethyst, Bernstein, Knochen u. s. w. verfertigte Perlen, eine Menge von eisernen Schwertern, Pfeilspitzen, Messern, Scheeren, Aexten, Weberkämmen u. s. w.

Die Mittheilungen des Herrn Hartmann veranlassen Hrn. Virchow, wieder auf die archäologischen Beziehungen zwischen den Funden an jener Bucht des Mälarsees und seinen in Wollin und in anderen pommerschen Pfahlbauten gemachten Funden hinzuweisen.

„Wenn sich ergieht, dass eine analoge Cultur zur Zeit des arabischen Handels an zahlreichen Punkten unseres Vaterlandes bestand, wie in Birka, so könnte zunächst der Gedanke auftauchen, es hätten damals skandinavische Niederlassungen in unserem Lande bestanden. Für Wollin wurde diese Frage schon erörtert. Aber es liegt auf der Hand, dass in diesem Falle der skandinavische Charakter der betreffenden Cultur zu erkennen sein müsste. Dies ist jedoch entschieden nicht der Fall: die höheren Industrieproducte tragen vielmehr den arabischen Charakter. Anzunehmen, dass der arabische Handel auch auf die niederen Industrieformen sowohl unseres Landes, als derjenigen von Björkö entscheidend eingewirkt hat, scheint desshalb unmöglich, weil wir bei uns dieselben Producte der niederen Industrie nicht nur an den Küstenplätzen, sondern in zahlreichen Pfahl-

banten und Burgwällen der inneren Theile Pommerns, der Neumark, Posens, der Lausitz, Sachsens und Schlesiens bis nach Mähren wiederfinden. Wir werden daher wohl kaum umhin können, diese niedere Industrie als eine inländische, also slavische anzuerkennen. Dann aber entsteht, wie mir scheint, die nicht zurückzuweisende Frage, ob nicht Birka ein slavischer Handelsplatz war und ob nicht eine alte wendische Colonisation so hoch herauf in Schweden angenommen werden muss? Die Beziehung zu Julin würde dadurch in ein neues Licht treten, und für die spätere Entwicklung der Hansa möchte in einer solchen commerciellen Colonisation ein frühes und vielleicht nicht ganz unwesentliches Beispiel gewonnen werden. Es ist das, ich gestehe es, eine etwas unerwartete Beziehung, und es wird noch mancher Prüfung bedürfen, ehe sie angenommen werden kann, aber sie ergibt sich auf eine ungezwungene Weise als die zunächst einzig mögliche Erklärung so sonderbarer und widerspruchsvoller Thatsachen."

Die Mittheilungen Hrn. Virchow's

über eine niedrige Schädelform in Norddeutschland

betreffen die auffallende Thatsache, dass sowohl unter den altgermanischen langen Schädeln als unter den Brachycephalen niedere Schädel gefunden werden, welche den Eindruck eines bestimmten Typus machen. Solche Schädel sind wiederholt beschrieben worden, so von Blumenbach (Cranium Batavi genuini), von J. v. d. Hoeven, Barn. Davis, Welker u. A. In der jüngsten Zeit hat Spengel J. W. (Arch. f. Anthr. 1875) einen Theil derselben „neanderthaloid" genannt. Virchow nennt dieselben „Chamaecephalen", im Gegensatz zu ähnlichen Formen, welche durch pathologische Veränderungen entstehen, und wofür der Name Platycephalen gelten soll. Bei der niederen dolichocephalen Form beträgt der Höhenindex kaum 70, während er bei der hohen Form 75, ja selbst 80 beträgt.

Nun zeigt sich aber, wie schon erwähnt, dass es nicht allein niedrige lange, chamaedolichocephale Schädel gibt, sondern auch niedrige und kurze, chamaebrachycephale.

Während die Schädel von Urk (J. v. d. Hoeven) und einige Schwedenschädel, dann Schädel aus norddeutschen Gebieten niedrige Langschädel sind, ausgezeichnet durch eine ausserordentliche Verwölbung des Hinterhauptes, — ein Schädel vom Münsterlande hat einen Längenbreitenindex von 73,4, dagegen nur einen Höhenindex von 66,3 — zeigen die Vierländer-Schädel eine gerade entgegengesetzte Beschaffenheit.

Es gibt in Nordwestdeutschland und Friesland in nächster Nähe bei einander kurze und lange Chamaecephalen, beide ungewöhnlich ausgezeichnet durch niedrige Entwickelung des Scheitels, wie sie wenigstens an keinem andern Punkte der Welt in gleicher Stärke neben einander anzutreffen sind. Eine gewisse Analogie dazu stellen die beiden Zweige des finnischen Stammes südlich und nördlich vom finnischen Meerbusen dar, indem die Esthen längere und niedrige, die eigentlichen Finnen kürzere und hohe Schädel besitzen. Aber das Coincidiren von langen und niedrigen mit kurzen und niedrigen Schädeln innerhalb derselben Nationalität ist im höchsten Grade auffallend und erscheint in diesem Augenblick als etwas ganz Ungewöhnliches. Angenommen, dass der schwedische Typus, oder sagen wir allgemeiner „der alt-germanische Typus", im Ganzen mehr eine Entwickelung in die Länge bei niedriger Scheitelhöhe mit sich bringt, so setzt es doch eine ziemlich bedeutende Abweichung von diesem Typus voraus, wenn man zu so kurzen Formen kommt, wie sie nicht bloss in den Vierlanden, nicht bloss in Bremen, sondern entschieden auch in Ost- und Westfriesland vorkommen. Der ganze Eindruck ist hier ein anderer. Eine friesische Schönheit von entschieden brachycephaler Bildung gewährt kaum noch einen germanischen Eindruck, namentlich wenn sich damit ein starker Prognathismus verbindet. Die Schädel von den Vierlanden sind mindestens ebenso brachycephal als die der Lappen; sie haben Breitenindices von 80,4 und 85,8.

Es dürfte schwer fallen, diese Verschiedenheit auf bloss individuelle Abweichungen zurückzuführen, wenngleich nicht zu bezweifeln sein wird, dass solche Abweichungen vielfach vorkommen.

Man ist im Augenblick nicht im Stande, diese Frage zu lösen. „Ich nehme allerdings an, fährt V. fort, dass sowohl die niedrigen, als die höheren langen Formen mehr Anspruch darauf haben, germanisch genannt zu werden, als die kurzen, aber ich kann mich vorläufig nicht entschliessen, die niedrigen und kurzen Formen, die doch auch mitten aus einer scheinbar urgermanischen Bevölkerung heraus genommen sind, auszuschliessen und etwa einer turanischen Urbevölkerung zuzuschreiben. Wir kommen jedoch immer wieder auf dieselbe Schwierigkeit, und die Frage wird sich meiner Meinung nach erst dann erledigen lassen, wenn es möglich geworden sein wird, die

einzelnen Verhältnisse in grösserem Style zu verfolgen."

Sitzung der Württemberger anthropologischen Gesellschaft. Stuttgart, 13. März 1875.

Prof. Dr. G. Jäger theilt das Ergebniss einiger Messungen mit, die er über den Einfluss der Trainirung auf den Zustand des menschlichen Körpers an Turnern und Soldaten vorgenommen hat. Die Messungen mit dem Spirometer ergaben bei 25 gedienten Soldaten im Vergleiche zu 25 Rekruten eine um 6,4% höhere Vitalcapacität.*) 6 turnerisch erzogene Leute von gleichem Alter wie die Rekruten hatten eine um 24% höhere Vitalcapicität; 2 sogar um 33% mehr. Eine andere auffallende Veränderung des Körperzustandes in Folge der Trainirung war eine Veränderung des spec. Gewichtes, d. h. auf gleiche Höhe und Umfang reducirt waren die gedienten Soldaten um 1,5, die Turner um 3,4 Kilo schwerer als die Rekruten. Ueber die Bedeutung dieser Gewichtszunahme äussert sich der Redner, vorbehaltlich weiterer Untersuchungen, dahin, dass es sich nicht bloss um eine Ersetzung des specifisch leichteren Fettes durch Albuminate, sondern auch um eine Abnahme des Wassergehaltes sämmtlicher Körpertheile handeln werde und führt eine Reihe von Umständen an, die darauf hinweisen, dass das Wasser im Körper die Rolle eines Lähmungs- und Ermüdungsstoffes spiele.

*) Man versteht darunter die Luftmenge, welche ein Mensch nach tiefster Einathmung auszupressen vermag.

Sitzungsbericht der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 29. Januar 1875.

Herr Beraz legt Idole und Heilapparate der Indianer vor; genauer ausgedrückt stammen die Gegenstände von den Aljasska und Sitchaindianern, welche ihre Wohnsitze an der nordwestlichen Küste des pacifischen Ozeans von 55°—57° n. Br. haben. Die kleine aber interessante Sammlung stammt aus dem Rücklasse des verstorbenen Dr. Beraz; die Notizen über die Vorstellungen, welche sich an die verschiedenen Spezimina knüpfen, fehlen gänzlich, doch erläutern sich die Sachen theilweise von selbst. So zeigt ein kleiner geschickt in Holz geschnitzter Heilgott sammt den beigefügten Masken, dass er je nach Bedürfniss bei verschiedenen Krankheiten mit verschiedenem Gesicht auftritt, das blau, roth, braun, gelb etc. bemalt ist. Ein abenteuerliches Ungethüm vogelähnlicher Natur, aus Holz, dessen hohler Leib mit Steinen gefüllt ist, war das Eigenthum eines Medicinmannes, und ist wohl ebenfalls gegen Krankheiten angewendet worden. Die Friedenspfeifen aus Holz, Horn und Thon verrathen, wie die Götzen aus Mexiko eine sehr grosse Geschicklichkeit in der Bearbeitung dieser Materialien.

Hr. Kollmann legt die von Hrn. Zittel aus der libyschen Wüste mitgebrachten zehn Mumienschädel vor und bemerkt: Zwei aus der Zahl stammen aus Theben, Nr. 4 u. 5, also von einem von Fremden vielbesuchten Ort altägyptischer Cultur und mancher Schädel von dort findet sich in europäischen Museen. Alle übrigen stammen von den Oasen der libyschen Wüste, aus denen wohl noch kaum mumificirte Schädel aus altägyptischer Zeit zu uns gelangt sind. Drei Oasen sind vertreten Dachel mit No. 1, 3 und 8, Siut mit No. 2, Siuah mit No. 6, 7, 9, 10.*) No. 4—10 sind mit Unterkiefer versehen, 1—3 fehlen sie.

Die Art der Einbalsamirung ist, wie schon die Farbe der Schädel errathen lässt, nicht bei allen eine gleiche gewesen. Fünf zeigen jene dunkelbraune und fettig glänzende Farbe, welche der Beweis einer sorgfältigen und kostspieligen Behandlungsart ist, die auf der Anwendung des Cedernharzes und anderer Harze, dann der von wohlriechenden Substanzen beruhte. Die übrigen sind gelblich und hellbraun, die Oberfläche des Knochens ist trocken. Auf eine verschiedene Art der Behandlung lässt ferner das Gewicht schliessen. Die mit den harzigen Substanzen reich durchtränkten sind schwer, die anderen sind um vieles leichter. Im Einklang damit stand die Umhüllung. Die einen hatten nur wenige und noch dazu fast unveränderte Leinwandstreifen von leicht gelblicher Farbe wie die Schädel selbst, bei den anderen starrten die tiefen Lagen von den aufgegossenen Harzen. Bekanntlich war das Einbalsamiren eine theure Prozedur, und es ist begreiflich, dass für die verschiedenen Stände auch verschiedene Verfahren existirten. Nachdem es

*) No. 4 aus Theben, No. 7 und 9 aus Siuah sind in den Besitz des Herrn Hofrath A. Ecker übergegangen. Es befinden sich also noch sieben in München.

durch eingehende Untersuchungen festgestellt ist, dass es mindestens drei Grade gab, so dürfen wir voraussetzen, dass unter den hier vorliegenden Schädeln alle Schichten der Bevölkerung vertreten sind; dass unter ihnen sich der Schädel eines hohen Beamten befindet, und zwar eines vornehmen Thebaners, das zeigt die zerstörte Lamina cribrosa. Die Kolchyten entfernten nämlich bei Leuten von Stand mit einem gekrümmten Eisen, welches sie durch die Nasenlöcher einführten, das Gehirn nach Zertrümmerung des Siebbeins, und brachten auf demselben Wege die conservirenden Substanzen in den Schädelraum.

Was die Racencharactere dieser Mumienschädel betrifft, so lassen sich, wenn man die ähnlichen Formen nebeneinanderstellt, bald drei verschiedene Typen erkennen. Ein Theil hat bei einem Index von 77,8 einen schmalen hohen Nasenrücken, der tief an der Stirn eingesetzt ist. Die ganze Form und Lage der Nasenknochen, und die der Nasenöffnung ist toto coelo abweichend von den übrigen Schädeln. Die fossa canina und die vordere Fläche des Oberkieferknochens ist nicht platt, sondern zierlich gestaltet wie bei den Völkern des westlichen Europa. Die Alveolarfortsätze des Ober- und Unterkiefers sind leicht gewölbt und zeigen unverkennbar einen Zahnprognathismus. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, dass diese drei Schädel, Orthocephalen, semitischen Typus an sich tragen, der auf den Monumenten des alten Culturlandes zahlreich vertreten ist. Es sind wohl Assyrier, welche unter den Hykschâs (XV. Dynastie) das Land beherrschten.

Vier andere Schädel mit einem Index von 71,4, also lang, sind seitlich ziemlich stark abgeplattet, die Stirne schmal, der Nasenrücken eingedrückt, die Kiefer vorspringend. Sie sind prognath, aber es ist nicht jener Prognathismus der Neger, wie er an einigen Exemplaren unserer craniologischen Sammlung ausgeprägt ist, er ist mehr gemässigt. Ich glaube, man darf diese Schädel der äthiopischen Race zuweisen, welche mit der VI. Dynastie und später mit der XXV. über Aegypten herrschte. Noch heute kennt man sie an dem starken Wuchs und der bronzefarbenen Haut in den Strassen Kairo's neben dem Semitischen und dem altägyptischen Typus.

Drei Schädel (aus Dachel und Siuah) gehören der altägyptischen Race an; die leicht zurückfliehende Stirn steht mit einem breiten, gewölbten, langen Nasenrücken in Verbindung. An der Grenze zwischen beiden herrscht nur eine geringe Einsenkung. Sie ist nahezu gleich Null bei einem Schädel, der wahrscheinlich weiblich ist. Die vordere Fläche des Oberkiefers ist flach wie bei den äthiopischen Formen, dagegen existirt, soweit sich bis jetzt feststellen liess, nur ein alveolärer Prognathismus. Leider fehlen gerade bei diesen Schädeln die Unterkiefer. Der Index 74,8 zeigt wenigstens theilweise die grössere Breite an, im Vergleich zu denen der vorigen Gruppe, doch gestehe ich, dass die Unterschiede der Hirnkapsel weniger prägnant sind; wohl aber die des Gesichtsschädels. Die Hauptunterschiede dieser drei Typen springen am meisten bei der Vergleichung der Gesichtsschädel in die Augen. Unterstützt durch die vortrefflichen plastischen Werke des alten Culturvolkes kann die vergleichende Craniologie in diesem Falle, soweit das Material ausreicht, die Merkmale mit einiger Schärfe bestimmen. Hr. Zittel*) glaubt, dass die obigen Resultate der craniologischen Untersuchungen im Einklang stehen mit den historischen Angaben: „In Siuah finden sich ägyptische und äthiopische Schädel, welchen sich schon frühzeitig Semiten (vielleicht Berber?) beigemischt hatten, in Dachel schien die ägyptische Race vorzuherrschen, wenn auch das Negerelement schon damals nicht fehlte." —

Hr. Kollmann bespricht ferner den Abriss jener Hirnschale, welche in Ebersberg (unweit München) in der Kirche, als Hirnschale des heil. Sebastian aufbewahrt wird. Am Feste dieses Heiligen wird noch heute Wein daraus getrunken. Der Annahme, dass sie aus Italien, aus den Katakomben stamme, steht nach der brachycephalen Form zu urtheilen nichts im Wege.**)

Herr Rüdinger hatte in einer früheren Sitzung eine Mittheilung über Polydaktylie gemacht und darauf hingewiesen, dass man die Angabe finde: diese Polydaktylie sei der Reproduction fähig, wenn sie operirt würde. „Es kommt bei höheren Thieren und Menschen nicht vor, dass, wenn ein Körpertheil operativ entfernt wird, derselbe sich wieder reproducirt. Es ist keine solche Beobachtung gemacht worden an einem normalen Gliede. Man findet aber die Angabe — und Darwin hat wieder speciell auf dieselbe hingewiesen, — dass ein überzähliger Finger, eine überzählige Zehe sich wieder reproducire, wenn sie operirt worden sei. Aber alle diese Angaben scheinen unsicher; die

*) Zittel, K. Briefe aus der libyschen Wüste. München 1875. Oldenbourg. S. 142.

**) Siehe Correspondenzblatt Nr. 6. Der Schädelkult in der alten und neuen Welt von Prof. Sepp. S. 45.

Reproduction abgetragener oder amputirter Glieder, Extremitäten, Finger oder Zehen oder auch ganzer Arme kommt nur vor bei den niederen Thieren. Hr. Rüdinger zeigt einen vor drei Jahren operirten und noch lebenden Salamander, von dem die vordere Extremität in der Mitte zwischen Ellbogen und Schultergelenk abgetrennt wurde. Sie hat sich ersetzt und zwar vollständig, soweit sich äusserlich erkennen lässt."

Bei den Menschen ist ein solcher Wiederersatz nach Hrn. Rüdinger's Erkundigungen sehr unwahrscheinlich.

Mittheilungen von vielbeschäftigten Chirurgen und zwar fast von der Mehrzahl Deutschlands, ergehen für alle operirten Fälle ein negatives Resultat; kein einziger hat die Beobachtung gemacht, dass diese operirten Finger wieder neu wachsen. Man könne zuweilen, meint Prof. v. Nussbaum, an einem derartigen Amputationsstumpfe wahrnehmen, dass narbenartige Gebilde zum Vorschein kämen, die an einen Nagel erinnern, und die nämliche Angabe macht Prof. v. Thiersch. Die deutschen Chirurgen leugnen, gestützt auf ihre Erfahrungen, den Wiederersatz. Hr. Rüdinger glaubt aus diesem Grunde nicht, dass man den Wiederersatz als ein Beispiel des Rückschlages auf einen enorm entfernten, niedriger organisirten und vielgliedrigen Urahnen betrachten dürfe. Prof. Billroth macht speciell darauf aufmerksam, dass er sich um diese Frage eingehend bekümmert habe; er habe immer diese Leute, die er operirt, nachträglich noch genauer verfolgt und sie beaufsichtigt, er habe aber nie etwas derartiges wahrgenommen; das sei gewiss nur eine alte Sage und von solchen Sagen scheine auch Darwin Notiz genommen zu haben.

Kollmann meint, man dürfe aus den negativen Angaben von deutschen Chirurgen noch nicht den Schluss ziehen, dass die Angaben von englischen Chirurgen, die Darwin aufgenommen hat — jedenfalls nach guter Prüfung — auf vollständigem Irrthume oder gar auf Sagen beruhen.*)

Hr. Zittel: Die Auffassung der Polydaktylie als Rückschlag, als Atavismus, lässt sich vom paläontologischen Standpunkte nicht rechtfertigen. Es gibt keine Polydaktylie bei den Fossilien und insbesondere keine solche bei den Säugethieren. Alle Säugethiere, die wir kennen, sind pentadaktylisch, fünffingerig; unter Umständen kann es verkommen, dass ein Glied rudimentär entwickelt ist, unter Umständen verkümmert; aber 6 oder 7 Finger, überhaupt eine grössere Zahl als 5 kommt niemals vor bei Säugethieren; und das ist eine Sache, auf die besonders aufmerksam zu machen ist. Polydaktylen kennen wir nur ganz ausnahmsweise bei den Ichthyosauren, und das war Grund genug, dass Gegenbauer geradezu eine neue Classe aufstellen wollte. Es scheint mir, wenn man derartige überzählige Gliedmassen als Atavismus bezeichnen will, so steht man auf einem unsicheren Boden. Wir Paläontologen kennen keine paläontologische Urform, auf die ein derartiger Rückschlag hätte erfolgen können.

Hr. Frank: Bei Pferden kommt häufig eine atavistische Bildung vor, die darin besteht, dass Afterhufe wachsen. Die Pferde waren früher einmal fünffingerig, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Mir sind mehrere Fälle bekannt geworden, wo solche Afterhufe amputirt wurden, ich kann mich aber nicht erinnern, dass je nur eine Spur von einem Nagel, von einem Gliede nachgewachsen wäre.

Herr von Schlagintweit-Sakünlünsky legt die Photographie eines Mannes von Kafiristan vor, die eines Turki, der vollkommen den Ausdruck der arischen Race an sich trägt. „An Ort und Stelle selbst, wo ich Leute der Art viele sah, ist der arische Typus das am meisten charakteristische. In ganz Turkestan ist mit Ausnahme jener Bewohner, die gemischter Race sind und zwar nicht, wie man in Europa erwarten möchte, nicht mit semitischen Elementen, sondern mit mongolisch-turanischen, die Bevölkerung rein arischer Race; es sind Leute, die von uns nur in der Art sich unterscheiden, dass sie weniger brachycephal sind.

In Turkestan selbst hatte ich ferner Gelegenheit, die Leute nicht nur vielfach zu messen, sondern auch sie abzuformen, und ich erlaube mir z. B. einige solcher Abbildungen ganz mechanischer, aber so auch ganz objectiver Art vorzulegen, die sogleich zeigen werden, dass sowohl die Schädelbildung, als besonders auch die Stellung des Profiles vollkommen der unsern gleich zu betrachten ist und nur eine höchst kleine Differenz wie z. B. zwischen den Bewohnern des nördlichen und südlichen Europa, aber nicht weiter als diese, sich erkennen lässt. Es ist eine grössere Reihe von 275 solcher Abbildungen damals von mir und meinen Brüdern gemacht worden. Früher, ehe man Gelegenheit hatte, diese Bewohner an Ort und Stelle in grosser Zahl zu gleicher Zeit, wo die kleinen Verschiedenheiten verschwinden, zu sehen,

*) Unterdessen ist nach vorhergegangener Anfrage ein Brief von Ch. Darwin hier eingetroffen, worin er die Angaben der englischen Chirurgen bezüglich der Reproduction aufrecht hält.

glaubte man, dass diese Turkis dem Typus, der Sprache nach, vorherrschend ein turanischer, ein mongolischer Stamm wären. Die Leute selbst nennen sich Moguls, einer jener Fälle, in denen die Sprache mit der Race nicht coïncidirt. Hier habe ich gerade zum Vergleiche zwei Individuen rein turanischer Race aus dem westlichen und aus dem östlichen Tibet, die ich in Siking Gelegenheit hatte, abzuformen. Was bei dieser Tibet-Race vorzüglich charakteristisch ist, das ist der für europäische Verhältnisse unerwartet tief liegende Nasensattel. Ein solcher Mensch, im Profil gesehen, hat den Nasensattel so tief liegend, dass das Auge prominirt, so dass er eine Brille ohne Rückwärtsbiegung beider Gläser nicht aufsetzen könnte, weil sie auf der Nase nicht ruhen könnte, ohne die Augen zu berühren."

Herr Bachmaier: Bezüglich des Individuums mit kaukasischem Typus möchte ich mir zu bemerken erlauben, dass Herr Dr. v. Leitner*) mir die Meinung aussprach, es könnten diess Ueberreste der Expedition von Alexander d. Gr. sein.

Herr von Schlagintweit-Sakünlünsky: Er hat das in seinem Briefe nicht erwähnt.

Herr Bachmaier: Er sprach mir gegenüber entschieden die Meinung aus, diese Leute seien Ueberreste aus der Alexander'schen Expedition.

Herr von Schlagintweit: Diese Expedition ist südlicher gewesen als Jarkand, Kokand und Kaschkar liegen, auf der Südseite des Hindukusch.**)

Herr Bachmaier: Es könnten versprengte Abtheilungen sein.

Herr von Schlagintweit: Ich glaube, die werden verschwunden sein.

Herr Bachmaier: Der Typus ist entschieden europäisch.

Herr von Schlagintweit: Das ist nicht überraschend, da ja die ganze europäische Bevölkerung, die ganze europäische Race aus dem Nordwesten des Hindukusch gekommen.

*) Im Civildienst der indischen Regierung, der den ersterwähnten Turki nach Europa brachte.

**) Der Alexanderzug kam allerdings in nächste Nähe; Paudschab wurde erobert und Kafiristan lag auf der Route zum Jaxartes. (Die Red.)

Kleinere Mittheilungen.

Künstlich erzeugte Schädelformen.

In Central-Selebes besteht jetzt noch unter den Völkern, welche To Ragi, Ton Dai, To Rau und To Mori heissen, die Sitte, die Köpfe ihrer Kinder künstlich zu verbilden. Vierzig Tage nach der Geburt werden die Schädel der Knaben zwischen drei Brettern eingeklemmt. Den Apparat nennt man paupi. Die Klemmung an beiden Seiten des Gesichts geschieht, wie man mittheilt, um die Männer im Kriege unerschrocken zu machen. Die Schädel der Mädchen werden auf eine andere Art difformirt. Man nimmt dazu ein Stück in der Sonne getrockneter Erde oder Brick, porempe genannt, umwickelt dasselbe mit Fuja oder ausgeklopfter Baumrinde und bindet es an die Stirne fest, um dieselbe breit zu machen und dadurch die Schönheit der Weiber zu vermehren. Die Kunstbewirkung dauert 4 bis 5 Monate ununterbrochen. Die Schädel von einigen Kaili-Mädchen difformirt man ebenso. Um der Brust der Knaben ein breites Aussehen zu geben, wird dieselbe auch zwischen zwei Brettern eingeklemmt. Die Hauptwirkung auf die Schädel der Männer erstreckt sich namentlich auf das Hinterhaupt, welches von der Gegend der Scheitelhöcker bis zur Linea nuchae sup. fast senkrecht abfällt. Der untere, für die Muskelansätze bestimmte Theil der Hinterhauptsschuppe ist auffallend kurz. Auch die Stirn ist etwas platt und breit, jedoch steht sie eben nur schief zurück. Die Nase ist ganz intact. Die Druckrichtung geht also von der Stirn zum Hinterhaupt. (Aus einem Schreiben des Hrn. Riedel d. d. Gorontalo 25. Juni 1874 an Prof. Virchow.)

Archäologisches vom Rhein.

1. Funde auf der Dürkheimer Ringmauer. Der Charakter der ältesten Fundschichte innerhalb der Ringmauer, der bis jetzt Zweifel liess, ob sie zur Stein- oder Bronzezeit gehörte, wurde durch ein Gefäss, das sich in jüngerer Zeit vorfand, evident festgestellt. Es ist diess ein halbkugelförmiger Becher aus Sandstein, der 3,5 Cm. hoch. 8 Cm. im Durchmesser aussen mit ähnlichen Querlinien und eingeritzten Punkten verziert ist, wie die ältesten gefundenen Scherben. Der Rand endigt in runde Kappen; der Boden ist ungleich gewölbt. Das Innere hat verschiedene Vertiefungen, die nach deutlichen Spuren zu schliessen, mittelst Steinwerkzeugen hergestellt wurden. Das Ganze macht trotz seiner Primitivität einen gefälligen Eindruck. Von sonstigen Sandsteingefässen ist in der Pfalz nur noch ein Urnendeckel im Besitze des Hrn. Pfarrers Herzog in Herschberg (Bez.-Amt Pirmasens) bekannt. Der Sandsteinbecher fand sich am sogenannten Malsteinhügel im nordwestlichen Theile der Ringmauer, wo ausser vielen keramischen Fragmenten halbmondförmige dreiseitige Steine aus verschlacktem Basalt und Por-

phyr ausgegraben wurden, die bei einer Länge von 86 Cm., wahrscheinlich zum Zerquetschen von Körnerfrüchten angewandt wurden. Oder sollten sie, da ihre Schwere und ihr Bau sie dazu weniger geeignet machen mit den auch auf der Ringmauer (ausserdem besonders in den Schweizer Pfahlbauten) gefundenen halbmondförmigen Thonplatten in religiösem Zusammenhange stehen?

2. Gesichtskrüge vom Mittelrhein. Wurden bis jetzt Gesichtsurnen vorzugsweise im östlichen Deutschland gefunden, so wird der Beweis von Interesse sein, dass auch in den westlichen Theilen desselben ähnliche Töpferwerke fabricirt wurden. Im Besitze der Herren Perron in Frankenthal befinden sich 6 bauchige, bierflaschenförmige Thongefässe, die alle am oberen, dem Henkel entgegengesetzten Endtheile des Halses eine Gesichtsbildung tragen. Die 6 Gefässe gehören offenbar nach ihrer Arbeit zwei verschiedenen Perioden an. Das eine hat bei einer Höhe von 18 Cm. einen Umfang von 40 Cm. Die Gesichtsbildung mit zwei grossen runden Augen, einer hervorstehenden Nase, und einem vorstehenden Munde erinnert sehr mit ihrem eulenmässigen Aussehen an die bekannten Glaukopis-Typen auf den Schliemannischen Gefässen. Der Krug ist oben offen, besitzt aber unterhalb des Gesichtes vor der grössten Ausbeugung ein rundes Loch von ³/₄ Cm. Durchmesser, das sich mit einer Nabelhöhlung vergleichen liesse. Im untern Theile ist diess Gefäss gleich den übrigen mit parallel laufenden horizontalen Rinnen versehen. Die übrigen 5 Gesichtsgefässe weisen einen völlig gleichmässigen Typus in Form und Gesichtsbildung auf. Die Dimensionen (Durchschnittshöhe = 25 Cantim., Umfang = 40 Cm.) sind schlanker gebildet als bei dem der ersten Gattung. Die Arbeit ist fabrikmässig, der Thon fein gemahlen und von röthlicher Farbe. Das Gesicht besitzt römische Züge, gerade Nase, kleinen Mund, mandelförmige Augen. Die Stirn ist von Haar-Locken in regelmässiger Reihe umgeben, das Haupt bedeckt ein schleierartiges Tuch. Was die technische Bestimmung der Gefässe betrifft, so waren sie offenbar zum Aufheben von Getränken bestimmt; die obere Oeffnung wurde verpicht oder mit einem Stöpsel geschlossen. Der Fundort sämmtlicher Krüge ist der Boden der Stadt Worms, die mit Mainz, Strassburg, Speyer im Alter ihrer Entstehung rivalisirt.

Dürkheim a. H. im Juni 1875.

Dr. C. Mehlis.

Ein Pfahlbau im Steinhauser Torfried.

Den Verhandlungen des württembergischen Vereins für vaterländische Naturkunde, der am 24. Juni zu Biberach seine diessjährige Versammlung abhielt, entnehmen wir die folgende Mittheilung über die vor kurzem erfolgte Blosslegung eines Pfahlbaues zwischen Schussenried und Buchau. Auf dem Wege von Schussenried nach Buchau ist nach halbständigem Marsch ein kleiner Hügel zu überschreiten, eine Moräne des alten Rhein-Gletschers, auf welcher in einer Klinge der Schussen entspringt; hat man den Hügelzug hinter sich, so liegt vor dem Auge des Wanderers das grosse ehemalige Becken des Federsees, aus welchem die Insel Buchau emporragt. Das südöstliche Ufer dieses Beckens birgt das Steinhauser Torfried, welches der Staat gegenwärtig abbaut. Bei dieser Arbeit fand sich eine Stelle, welche Schwierigkeiten entgegensetzte, indem man auf Pfähle und Balken stiess. Zu unterst findet sich eine 40 Centimeter mächtige Schichte schneeweissen Wiesenkalks, welcher gegen oben marmorirt erscheint; darin findet sich nichts. Darüber folgt die Culturgeschichte mit 1,5 Meter, und darauf lagern 2 Meter Torf. Die Pfähle, aus Eichen oder Eschen theils senkrecht, theils schräg und übers Kreuz eingerammt, tragen den Boden des Hauses, welcher aus vier Schichten von Rundhölzern besteht; von diesen horizontalen Schichten liegen je zwei senkrecht zu den beiden andern; die Hohlräume zwischen je zwei neben einander liegenden runden Stämmen (zum Theil sind es Halbhölzer) sind mit einem wahrscheinlich zuvor geschlämmten Ton ausgefüllt. Als Hölzer sind verwendet: Fichte, Forche, Birke, Eiche, Esche, Haselnuss. Was man bis jetzt fand, ist schon sehr beträchtlich: Knochen vom Hirsch, Torfschwein, Reh, Ochsen, Hund und grösseren Raubthieren — meist zu Handwerkszeugen vermittelst der Feuersteinmesser verarbeitet; sodann Pfahlweizen, zwei Sämereien, zwei Moose, blaue und rothe Farberde; endlich Waffen in allen möglichen Formen der Steinzeit, zuletzt Thonwaaren mit Ornamentik. Vom Oberbau des Hauses ist selbstverständlich nichts zu sehen; die Station wurde plötzlich verlassen — aus welchem Grunde, das lässt sich noch nicht sagen. Allem nach ist dieser Bau älter als die Schweizer Seedörfer, dagegen jünger als die Ergebnisse der Schussenquelle. Die Ausdehnung des Dorfes konnte bis jetzt nicht bestimmt werden.

Bei der Redaction bis zum 10. Juli eingelaufen:

Much Dr. *Matth.*, Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich. Wien 1875. Selbstverlag des Verfassers.

Soeben ist erschienen:

Rütimeyer L., Die Veränderungen der Thierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen. Basel 1875.

Merk Konr., Der Höhlenfund im Kesslerloch bei Thayingen Cant. Schaffhausen. Originalbericht des Entdeckers. Zürich 1875.

Schluss der Redaction am 12. Juli.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 8. München, Druck von R. Oldenbourg. **August 1875.**

Urzeitlicher Völkerverkehr am Pontus und im Nordosten Europas.

Wenn auch die Sagen von der Rückkehr der Argonauten durch den Phasis in den östlichen Ocean und das rothe Meer oder durch den gedoppelten von vulkanischen Erderschütterungen gebildeten Tritonsee als wichtig für die Kenntniss der frühesten Ansichten über die Gestaltung der Continente anzusehen sind (vgl. A. v. Humboldt, Asie centrale T. I. p. 119. T. III. p. 135—137, Anmerkung 59 zu Kosmos II 1), so darf man doch in ihnen nicht den Reflex der ältesten Fahrten Seehandel treibender Völker in den Pontus erkennen wollen. Die Argonautensage gehört vielmehr zu den jüngsten Bestandtheilen der homerischen Mythenwelt. Lange vor den Griechen hatten Phönizier und Karer assyrische und indische Waaren von dort geholt, welche von Armenien her mit Karawanenzügen zum Meere gelangten. Am Marmarameere und an der ganzen Südküste des schwarzen Meeres sind Spuren phönikisch-assyrischer Gottesdienste vorhanden. Sinope selbst war eine assyrische Niederlassung, ehe c. 705 v. Chr. von den Milesiern eine Colonie dorthin entsendet wurde. Da nun die Phönizier ihre Verbindungen mit dem Pontus verloren, als sie aus dem griechischen Archipelagus verdrängt wurden, so müssen alle ihre pontischen Factoreien einem Zeitraume vor jenem Wendepunkte phönizischer See- und Handelsmacht ihren Ursprung verdanken.

Im Anfange des 8. Jahrh. v. Chr. fangen die kühnen und thatkräftigen Milesier an, sich der Südküste des schwarzen Meeres zu bemächtigen. Wenn Peschel (Völkerkunde. 2. Aufl. S. 222) von den Russen sagt, bis zu ihrem kürzlichen Vordringen über die Kirgisensteppe sei ihre Machterweiterung über Nordasien genau durch die Verbreitung der Pelzthiere bestimmt worden, so kann man von den ionischen Milesiern ähnlich sagen, kein lockenderer Gewinn habe sie zuerst nach dem Pontus gezogen als die Thunfischerei, deren Ertrag in syrischen und kleinasiatischen Städten für den gemeinen Mann einen grossen Theil seines Unterhaltes bildete. An der Südküste, wo der Fang am lohnendsten ist, fiengen ihre Ansiedelungen an, dann erst gingen sie an den Ostrand des Beckens und als sie festen Fuss gefasst hatten, zum Betriebe eigentlichen Tauschhandels an die Nordküste, vielleicht angelockt von den bei Eingeborenen gesehenen uralischen Edelmetallen, wie die Spanier, welche dem Goldschmuck nachgingen, den sie bei den Caziken bemerkten.

Da, wo von Ninive her die grosse Strasse welche den Euphrat übersetzend quer durch Kleinasien ging, das Meer erreichte, in Sinope, siedelten sich 785 v. Chr. die Milesier in Folge eines förmlichen Vertrages mit der assyrischen Macht, wie G. Curtius mit Recht annimmt, an. Von dort aus wird schon um 750 Trapezunt angelegt, wie weiterhin fast alle milesischen Factoreien an der Südküste. Die Sicherung der Dardanellenstrasse bewirkte man mit der Anlage von Kyzikus, welches seinerseits c. 700 die Insel Prokonnesus besetzte. Es folgte durch die heftigen kimmerischen Völkerstürme eine gewaltsame Unterbrechung des milesischen Handels im Pontus, der bis gegen Ende

des 7. Jahrhunderts währte. Sinope musste förmlich neu gegründet werden. Die durch unfreiwillige Einschränkung gesammelte Kraft Milets reichte aus, nun auch die West- und Nordküste des Pontus systematisch mit Niederlassungen zu besetzen, von denen diejenigen am wichtigsten wurden, welche an den Mündungen der grossen Ströme entstanden, die mit ihrer den Hellenen unerhörten Wasserfülle bis tief in das Innere des Skythenlandes den Verkehr zu Schiff gestatteten. An der Donaumündung wird (c. 650 v. Chr.) Istros gegründet, an dem Dniestr Tyras, bald nach 600 v. Chr. Odessus am Haffe des Teligul, Olbia zwischen den Mündungen des Bug (Hypanis) und Dniepr (Borysthenes). Immer mehr umspannt man dies grosse Meerbecken, welches zwischen Osteuropa und Vorder- und Mittelasien so leicht vermittelte. Am Nordende der taurischen Berge wurden die schnell aufblühenden Messplätze Ichrodosia und Pentikapäum angelegt, und nachdem man die Schrecken des hafenlosen asowschen Meeres überwunden hatte, Tanais im Delta des gleichnamigen Stromes, auch bald ein Hauptmarkt für den Tausch griechischer Kleider und Weine gegen skythische Pelze und Sklaven, zu dessen erfolgreichen Betrieb Milet sogar weit landeinwärts die Handelsstationen Nanaris und Exopolis, fast in der Gegend, wo Don und Wolga sich nähern (Curtius, Gr. G. I. 401) anlegte. Denn alle diese an der Peripherie milesischer Colonialmacht gelegenen Plätze waren Stellen, von wo weitreichende Karawanenstrassen in das Innere der unermesslichen Länder ausgingen. Von Phasis und Dioskurias wurden die Metallschätze Armeniens, Edelsteine, Perlen, Seide und Elfenbein Indiens nach griechischen Häfen verladen; Sinope versorgte die Nordküste und deren Hinterland mit griechischen Weinen (noch heute gehen dieselben besonders nach Südrussland) und seinem vielgebrauchten Zinnoberroth; Tanais brachte die Producte des Urals und Sibiriens in den Handel, Olbia aber vermittelte weithin nordwärts einen Verkehr mit dem Skythenlande und darüber hinaus, der bis in das Weichselgebiet und vielleicht bis zum baltischen Gestade gereicht hat. Denn nicht trat räuberisches Wesen der Eingeborenen dem Handel hindernd entgegen. Friedfertigkeit und Freundlichkeit gegen den bescheidenen Fremdling brachte vielmehr den Skythen seit ältester Zeit das Lob „gerechte Männer“ zu sein ein. Dass sie dem Handel freundlich entgegenkamen, willig ihre Landesproducte, Korn, Flachs, Häute und Pelze, Pech und Wachs zu Markte brachten und griechische Waaren in Tausch nahmen, ersieht man unter anderem daraus, dass schon zu Herodots Zeit der Dniepr aufwärts bis zur Landschaft Gerrhus 40 Tagreisen von Händlern Olbias befahren wurde; erst von dort an, sagt Herodot IV. 53 ausdrücklich, wisse Niemand mehr zu sagen, durch was für Völker der Strom fliesse. In ähnlicher Weise gieng nordöstlich eine grosse Handelsstrasse von Tanais durch das Gebiet der Thyssageten und Jyrken, durch Wälder der heutigen Gouvernements Kasan und Murom, wo die äusserste griechische Station für den Pelzhandel war, bis zu einer vorgeschobenen mongolischen Handelsstation am Abhange des Belurgebirges. Von den Skythen sowohl wie von den Hellenen aus dem Stapelplatze am Borysthenes und aus allen anderen pontischen Stapelplätzen gingen Kaufleute dorthin und machten mit sieben Dolmetschern für die sieben auf dem Zuge zu berührenden Sprachgebiete ihre Geschäfte (Herodot IV. 24). K. E. v. Bär hat auf Grund persönlicher Bereisung jener Länder neuerdings diesen Strassenzug genauer untersucht und festgestellt. (vgl. Kleine Schriften. Bd. 3. Histor. Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften beantwortet. St. Petersburg 1873.) Auch in diesen Blättern ist näher darüber berichtet worden. Aber so interessant auch diese Forschung Bär's ist, unser augenblicklich grösseres Interesse haben doch die Strassenzüge, welche in der Urzeit die baltischen Länder in eine Verbindung mit den pontischen bringen konnten. Ich betone, das konnten, denn ob sie in der Urzeit es wirklich gethan haben, ist die Frage.

Von den weiten Ebenen zwischen Don und Dniepr, dem grossen Rendez-vous der sarmatisch-skythischen Nomaden, wie Bastian sie treffend nennt (Die Stellung des Kaukasus innerhalb der geschichtlichen Völkerbewegungen: Berliner Ztschr. für Ethnol. 1872. S. 6.), gab es nach dem Norden und Nordwesten zwei natürliche Handelsstrassen, denen der Handel aller hier in Frage kommenden Völker gefolgt sein muss, die eine nach dem Weichselgebiet, die andere zur Düna. Den Gedanken, dass letztere, welche den Dniepr hinauf über Kiew, Mohilew nach Witebsk und von da herüber zur Düna und diese abwärts in den rigaischen Meerbusen führte, von Phöniziern benutzt sei, „um auf kürzerem und gefahrloserem Wege in das baltische Meer zu gelangen,“ wie Dr. H. Wunkel (Skizzen aus Kiew S. 20, nach Hr. Huet, hist. de la comm. et de la navigat. des anc.) annimmt, wird man nach dem, was oben über den phönizischen Handel im schwarzen Meere gesagt ist, um so mehr aufgeben müssen, als es an der pontischen Nordküste, am Dniepr und der Düna

und am rigaischen Meerbusen an phönizischen Spuren gänzlich fehlt. Man wird die Nilsson'sche Phönizierhypothese hinsichtlich Skandinaviens durch die Annahme eines dem Gange der Geschichte wiedersprechenden, durch keinerlei archäologische Funde auch nur andeutungsweise erkennbaren Verkehrs vom Pontus nach der Ostsee sehr schlecht stützen. — An eine Benutzung des anderen Weges, der den Dniestr hinauf, dann zu Lande zur Weichsel (etwa bei Krakau) und von da stromab in die Danziger Bucht führte, durch Phönizier hat bis jetzt wohl noch Niemand im Ernste gedacht. Auch hier fehlt jede sichere Spur.

Anders steht es mit griechischem Handelsverkehr und gerade auf diesem Punkt hat der vom 14. August bis 2. September 1874 in Kiew abgehaltene Congress slavischer Archäologen unsere Aufmerksamkeit von Neuem gelenkt. Es ist dankbar anzuerkennen, dass Dr. Heinrich Wankel in seinem Berichte über diesen Congress (Skizzen aus Kiew. Separatabdr. a. d. Mittheil. d. anthropolog. Gesellsch. in Wien Bd. V. Heft 1. Wien 1875. 33 S. mit 93 Figuren) die wichtigsten der dort für diese Frage von ihm bemerkten Thatsachen den Mitforschern in Deutschland schnell mitgetheilt hat. In der That sind neue Spuren griechischen Handelsverkehrs nachgewiesen. In Kiew selbst und dessen Umgebung fand man riesige doppelhenklige griechische Amphoren mit gewölbtem Boden und engem langen Halse (Wankel S. 8). Der Kurgan von Perepiaicha im Wasilinower Kreis enthielt nebst einer schön geschliffenen Reibschale und einem Kornquetscher zwei Bronzespiegel (Fig. 57) und viele kleine aus Gold getriebene sitzende Drachengestalten, die wahrscheinlich Gürtelbeschläge bildeten und entschieden griechischen Charakter tragen (S. 14). Desgleichen fanden sich je ein Bronzespiegel in den während Wankels Anwesenheit geöffneten Kurganen Nr. I und V bei Gatnoje, 12 Werst westlich von Kiew, sieben Eisenlanzen, Steinhämmer, Flintpfeilspitzen und Glasperlen (S. 28). Aus dem Bezirke von Welikije duki des Pskower Gouvernements erhielt Graf Uwarow eine prachtvolle aus Bronzeblech getriebene Gesichtsvase (Fig. 83), für deren griechischen Ursprung „die Form an sich“ — der menschliche Kopf bildet den Bauch, der Hals den Fuss des Gefässes, während hochaufsteigend sich der vasenähnliche Hals und Ausguss und Henkel darüber erheben — „und die meisterhafte Vollendung sprechen“ (Wankel S. 17). Ein Kurgan von Tschernigow lieferte neben zahlreichen durch Feuer theilweise zerstörten eisernen Waffen zwei Trinkgefässe aus einem vollständigen Rindshorn, dessen Rand mit sehr breitem Silberbeschläge eingefasst ist, der mit äusserst schönen Arabesken, Figuren, Drachen, Greifen u. s. w. gravirt ist und „auf vollendete griechische Kunst“ hinweist (a. a. O. S. 15). Ja, wenn ich Wankel's Angabe S. 15 recht verstehe, dass noch gegenwärtig in manchen Gegenden Russlands Sprungbeine kleiner Wiederkäuer als Spielsteine unter dem Namen „Astragalus“ benutzt würden, haben wir in dem unverändert erhaltenen altgriechischen Wort (schon bei Homer S. 23, 87 wird dies „Knöchein“ mit dem Plural 'Astragaloi' bezeichnet) ein neues interessantes Seitenstück zu dem gleichfalls in der Landessprache am schwarzen Meere haften gebliebenen altgriechischen Worte für Hafen, Liman (Liman oder Teligul u. a.). Auch die in mehreren Gräbern gefundenen Stücke Zinnobererde dürfen als Spuren griechischen Handels in Anspruch genommen werden, da der berühmte sinopische Zinnober ein Hauptartikel des Handels von Sinope noch zur Zeit Strabos war.

Die von Wankel namhaft gemachten Fundstücke beweisen weit landeinwärts reichende Spuren griechischen Handelsverkehrs. Es sind die Fundörter von Odessa zum Theil über 80 Meilen entfernt. Aber besonders alt sind diese Spuren nicht. Bei dem kunstvollsten Fundstücke, den Trinkgefässen, fand man einige Goldmünzen des Constantin und Basilius, d. h. Münzen aus einer Zeit, für welche reger Handel nach der baltischen Bernsteinküste durch zahlreiche Funde an letzterer selbst ausser allem Zweifel ist. Näheres darüber wird Ref. bald mit Prof. G. Berendt in einer ausführlichen Arbeit über Bernsteinhandel und Bernsteinarbeit im Alterthume in den Schriften der königl. physikal.-ökonom. Gesellschaft in Königsberg veröffentlichen. — Der gesammte Bestand der in Kiew vorgelegten Funde trägt das Gepräge einer jungen Kultur. Neben primitivem Thongeschirr und neben Steinwaffen und bearbeiteten Knochen treten zugleich die Gebrauchsmetalle Bronze und Eisen wie die Edelmetalle Gold und Silber und farbige Glasflüsse auf. Mit Recht betont daher Wankel, dass in diesen Ländern auf eine sogen. Steinzeit unmittelbar eine Metallzeit gefolgt sei oder richtiger sich mit ersterer gemischt habe.

Auf ungleich weiter zurückliegenden Handelsverkehr der Griechen nach der baltischen Küste führen die Funde hin, mit denen sich C. Grewingk in seiner sehr fleissigen Arbeit: „Zur Archäologie des Balticum und Russlands“ (das Steinalter, das Bronzealter, Archiv f. Anthropologie Bd. VII. Heft 1 u. 2. 1874. S. 59 bis

110) eingehend heschäftigt hat. Am rigaischen Meerbnsen bei der Peterscapelle fand man in einem Grabe eine Bronzemünze des Demetrius Poliorcetos (294—287 v. Chr.) nebst einer syraknsanischen Silbermünze derselben Zeit und zwei Tetradrachmen von Thasos; zehn Meilen nördlich davon hart am Meere bei Dreimannsdorf eine altcyrenäische Bronzemünze; auf Oesal eine altpanormitanische Bronzemünze; auf Gotland und Schonen griechisch-sicilianische, oder altgriechische und macedonische Münzen des 3. Jahrh. v. Chr. (O. Montelius, Remains from the Iron Age of Scandinavia. 2 Pts. Stockholm 1869). Mit Recht verwirft Grewingk den Gedanken an phönizischen oder etruskischen Handel, durch den etwa diese Münzen nnd die mit ihnen gefundenen Bronzesachen derthin geführt wären (S. 96). Er meint vielmehr, es dürfe nicht wundern, wenn sich im Anschlusse an die Reise des Pytheas die Seefahrten süditalischer Kaufleute weiter ostwärts ansdehnten und durch Kattegat nnd Sund und mit den Statienen Schonen, Gotland nnd Oesal, endlich his zur Küste des Rigaer Meerbusens, auf demselben Seewege führten, welchen er im Eisenalter als ältesten nördlichen, historisch beglaubigten darlegen werde (S. 97). Müllenhoff's Ansicht, dass sich grossgriechische oder andere zeitgenössische Seefahrten niemals aus dem Mittelmeere nach der Ostsee erstreckten und dass der samländische Bernstein nicht früher als im 1. Jahrh. nach. Chr. in den Handel gekommen sei, sei alse dahin zu ergänzen, dass bereits im 3. Jahrh. v. Chr. ein Verkehr zwischen Sicilien nnd dem Ostbalticum bestanden habe. Allerdings seien die directen überseeischen Verbindungen nnr geringe gewesen (S. 97), aber dennoch seien durch dieselben dem Balticum zuerst massaliotische nnd dann sicilianische Bronzeartikel zugekommen (S. 103), später aher mit etruskischen in grösserer Menge anf dem Landwege (S. 108). — Diese Annahme ist in ihrem ersten Theile nicht haltbar. Alles spricht dagegen, dass von Massalioten oder anderen griechischen Seefahrern die Fahrt des Pytheas wiederholt worden sei. Unmöglich hätten die Angaben über unseren Norden, welche Pytheas völlig richtig macht, der gesammten Folgezeit als Lügen erscheinen können, wenn auch nur einige Nachfolger sich gefnnden hätten. Und doch erscheint er nach dem Polybius wie dem Strabo als Schwindler und Lügner! — Ferner hatte Syrakus seit 387 v. Chr. durch die Colonien Lissos und Insel Issa am illyrischen nnd durch Ankon, Numann (?) nnd Hadria am italischen Gestade den sichersten und bequemsten Antheil an dem baltisch-pannonisch-adriatischen Bernsteinhandel, der damals schon an zwei Jahrhunderte im Gange war. Dass selbst Massilia sich anf dem Landwege daran hetheiligte, heweisen die überaus zahlreichen Fnnde massilischer Münzen des 4. und 3. Jahrh. v. Chr. in der Pogegend im italienischen Tirol (vgl. üb. d. etrusk. Tauschhandel S. 107) und in Rhätien (S. 125). — So galt die Angabe Herodots, dass das kaspische Meer ein von allen Seiten nmschlossenes Becken sei, fast sechs Jahrhunderte lang als falsch, weil keine directe Kunde daven wieder nach Hellas gedrnngen war. (Humboldt, Asie centrale T. II. p. 162—297.) Angenommen aber, es hätten grossgriechische oder süditalische Seefahrten nach dem Balticum im 3. und 2. Jahrh. stattgefunden, würde nicht der damit erschlossene directe Weg zu dem hritannischen Zinn die Syrakusaner ungleich mehr gelockt haben, da sie besonders stark entwickelte Kunstindnstrie in Bronzegeräth hatten? Kein Zengniss der Alten, kein Gräherfund anf britischen Boden gibt einen Anhalt für solche Annahme. Und wie erscheint sie erst, wenn man der eifersüchtigen Wache gedenkt, welche die Punier an der Meerenge von Gibraltar hielten. Im 3. Jahrhundert waren sie noch die unbestrittenen Herren. — Von dieser Hypothese Grewingk's abgesehen sind a. a. O. die übrigen Bernsteinstrassen in der Kürze richtig erwähnt, auch sonst die Wege der nördlichen Bronzekultur umsichtig erörtert. Der Abschnitt „das Steinalter“ gestattet durch seine gründlichen Angaben werthvolle Rückschlüsse auf die urzeitliche, sehr eng begrenzte Bewegung eines primitiven Tauschhandels im Ostbalticnm und sei eingehender nnd erneuter Lectüre allseitig empfehlen.

Aher jene griechischen Münzen am rigaischen Meerbnsen? Wie sind sie derthin gekommen? Durch indirecten Landhandel kamen sie derthin nnd schon fehlt es nicht mehr an Mittelgliedern, den Beweis endgiltig zn führen. Doch davon an anderer Stelle

Frankfurt a/M. Hermann Genthe.

Gesellschaftsnachrichten.

Der „naturwissenschaftliche Verein für Schleswig-Holstein,“ dessen Kieler Mitglieder jeden Monat eine Sitzung halten, während für die im Lande zerstreuten zwei wandernde Generalversammlungen bestimmt sind, beschloss in der Maisitzung unter lebhafter Beistimmung der Anwesenden, auch die anthropologischen Bestrebungen in den Kreis seiner Thätigkeit zu ziehen. Da die Anzahl

der Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft sowohl in hiesiger Stadt als auch in der ganzen Provinz (Altona als zur Gruppe Hamburg-Altona gehörig ausgenommen) leider noch immer eine so äusserst geringe ist, konnte bis jetzt an die Bildung eines eigenen bestimmte Sitzungen haltenden Lokalvereines nicht gedacht werden. Um so mehr schien aber eine Verbindung mit dem bereits länger bestehenden naturwissenschaftlichen Vereine wünschenswerth und geboten, da nach beiden Seiten hin eine der ersten und wichtigsten Aufgaben die ist: das zur Zeit noch so sehr schwache Interesse an der Sache zu heben und überall im Lande thätige Mitarbeiter zu gewinnen, damit eine allseitige Kenntniss Sammlung und Erhaltung der in jeder Beziehung so reichen Schätze des Landes ermöglicht werde. Es ist zu hoffen, dass Schleswig-Holstein, welches in Kiel eine so selten schöne Sammlung einheimischer Alterthümer besitzt, in anthropologischen Bestrebungen künftig nicht mehr hinter andern Ländern zurück bleibe.

Die besagte Vereinigung hat nun ihren Ausdruck erhalten in dem Beschluss, dass einzelne der Monatssitzungen, zunächst zwei im Jahre, wesentlich der Anthropologie gewidmet sein sollen. Zu diesen Sitzungen haben dann die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft freien Zutritt. Ausserdem dürfte in den Generalversammlungen und den jährlich 1—2 mal erscheinenden „Schriften“ des Vereins Gelegenheit zu einer Einwirkung auf weitere Kreise gegeben sein.

Die erste derartige Sitzung für Anthropologie fand statt am 21. Juni und hielt Prof. H. Handelmann einen Vortrag über:

Die bisherigen Bestrebungen für vorgeschichtliche Alterthumskunde in Schleswig-Holstein.

Soweit bekannt, haben hier zuerst gesammelt und gegraben der bekannte Jurist und Geschichtsschreiber Paulus Cypräus in Schleswig (gest. 1609) und der s. Z. berühmte Dichter, Pastor Joh. Rist in Wedel (gest. 1667). Die Gottorpische Kunstkammer berücksichtigte die einheimischen Alterthümer nicht; wohl aber fanden solche Aufnahme in das sogenannte Museum Cimbricum des Prof. J. D. Major zu Kiel (gest. 1693), der selbst viele Hügel ausgrub. Später haben zwei holsteinische Prediger Rhode, Vater und Sohn, und der Flensburger Arzt Dr. Krysing (resp. 1719 und 1734) Verzeichnisse über ihre Alterthümersammlungen drucken lassen. Die Sammlungen des Universitäts-Curators E. J. v. Westphalen in Kiel (gest. 1759) und des Mechanikus Jürgensen in Schleswig (gest. 1823) sind verschollen und zersplittert, während die schon erwähnte Krysing'sche Sammlung und diejenige des Kirchspielvogts Messner zu Burg in Süderdithmarschen (gest. 1835) nach Berlin wanderten. Auf dem Naturhistorischen Museum der Kieler Universität sammelten sich unterdess eine Anzahl von Alterthumsgegenständen, darunter einige Geschenke des Regiments-Auditeurs Camerer (gest. 1792). Letzterer lenkte zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf die zahllosen Grabhügel der Insel Sylt, wo damals (1756) verschiedene Ausgrabungen stattfanden.

Am 22. Mai 1807 wurde in Kopenhagen eine kgl. Commission für die Aufbewahrung der Alterthümer niedergesetzt, welche bis 1849 fortbestand und ihre Wirksamkeit auch über Schleswig-Holstein ausdehnte. Leider ist die von derselben veranlasste Verfügung vom 5. Februar 1811, betr. die Conservirung einiger Monumente der Vorzeit, wirkungslos geblieben. Dafür wurden allmählich acht heidnische Alterthumsdenkmäler als öffentliches Eigenthum erworben und sicher gestellt, vom Apenrader Meerhusen (Riesenbett in Warnitz Tyskov) abwärts bis zur Trave (Steinhaus bei Gross-Rönnau), und an diese reihen sich zwei conservirte Steinkammern auf Stadt-Lübschem Gebiete an. Ausserdem enthalten die kgl. Gehege viele Steindenkmäler und Grabhügel, welche dadurch vor willkürlicher Zerstörung gesichert sind.

Erfolgreicher war die kgl. Commission bei der Sammlung von Alterthumsgegenständen, was freilich zunächst nur dem Kopenhagener Museum zu Gute kam. Aber das Beispiel wirkte anregend; so z. B. hat die Schleswig-Holsteinische Patriotische Gesellschaft 1814 die Sammlung des Gutsbesitzers Wedel auf Freudenholm angekauft und aufbewahrt. Endlich gab die Commission durch ihr Schreiben vom 20. September 1831 an Prof. Falck den directen Anstoss zur Begründung eines öffentlichen Museums in Kiel, für welchen Zweck der Oberlandwege-Inspector F. v. Warnstedt in Plön seine ganze Sammlung als freies Geschenk hergab. Das im Vorsommer 1835 eröffnete Kieler Museum und das 1852 gestiftete Flensburger Museum sind bekanntlich seit 1873 vereinigt zu dem mit der Kieler Universität verbundenen Schleswig-Holsteinischen Museum vaterländischer Alterthümer.

Ausserdem werden noch hie und da in öffentlichen Sammlungen und Bibliotheken grössere oder kleinere Reihen von Alterthumsgegenständen aufbewahrt, und auch die Thätigkeit der Privatsammler dauerte ununterbrochen fort. Die zahlreichste

und interessanteste Gruppe sass zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen, und den eigentlichen Mittelpunkt derselben bildete der Gerichtshalter Justizrath Jaspersen zu Nordschau bei Gelting (gest. 1847), dessen grosse Sammlung von circa 2000 Nummern nachmals den Grundstock des Flensburger Museums bildete.

Zum Schluss bemerkte der Redner, dass aus der bisherigen Darstellung hervorgehe, wie die Alterthümer unserer Provinz zerstreut seien. Nur ein geringer Theil sei allmählich im hiesigen Museum wieder vereinigt, und die Verwaltung müsse nach wie vor beflissen sein, dasselbe sowohl durch Ankäufe wie durch eigene Ausgrabungen zu vermehren. Aber sie bedürfe ausserdem der allgemeinsten Unterstützung; jeder in seinem District und in seinem Berufskreise könne und solle ein Auge dafür haben, dass nicht noch mehr von dem unersetzlichen Nachlass der Vorzeit verloren gebe oder einer unfruchtbaren Zersplitterung anheimfalle.

Ad. Pansch, z. Z. Schriftführer.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung vom 12. Dezember 1874.

Inhalt des vorliegenden Berichtes.*)

Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1874;
Meyer, Ad. Bernh.: über die Negrito-Sprache;
Hermes: über die Rennthierhöhle im Freudenthal bei Schaffhausen;
Virchow: über Schädel von Araucanos und anderen Südamerikanern;
Bastian: Vorlage neu erworbener Gegenstände aus dem ethnologischen Museum.

Hr. Virchow spricht über zwei von Hrn. Philippi eingesendete Schädel von Araucanos und andern Südamerikanern. Was die Schädel der Araukaner betrifft, so scheint No. I ein weiblicher Schädel zu sein; No. II ist wahrscheinlich männlich. Letzterer könnte möglicherweise künstlich deformirt sein, wenigstens hat er eine hintere Abflachung und eine schräge Depression der Stirn. Indessen lässt sich wegen des grossen Defektes an der Basis kein sicheres Urtheil abgeben.

Beide sind ungewöhnlich klein: No. I, dessen Capacität allein bestimmt werden kann, misst nur 1020 Cub.-Cm. Der Gehirnschädel ist kurz, breit und mässig hoch; die Maasse sind:

	No. I	Nr. II
Breitenindex	79,5	85,7?
Höhenindex	77,6	73,3
Breitenhöhenindex	97,6	85,5

Im Ganzen zeigen sie eine schöne Wölbung des Schädeldaches, an dem alle Muskelansätze schwach sind. Die Plana temporalia sind niedrig und weit von einander entfernt (bei I 127, bei II 135 Mm.), die Protuberantia occip. ext. schwach. Die Stirn ist im Ganzen hoch, voll und verhältnissmässig breit, die Glabella tief, die Stirnwülste von mässiger Stärke. Die Scheitelhöcker gleichfalls schwach, dagegen die Schläfen voll. No. I zeigt eine temporale Synostose der Kranznaht. No. II hat diese Stelle rechts offen, während links die Verknöcherung beginnt. Da die Unterkiefer leider fehlen, so wird die Betrachtung des Gesichts sehr beeinträchtigt. Indess erscheint dasselbe niedrig, wie denn auch die Orbitae niedrig und breit sind. Die Nase ist schmal und nur bei II nach unten breiter, der Rücken eingebogen. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines reicht tief herunter und die Nasenbeine sind ganz ungewöhnlich klein. Der Oberkiefer ist durch sehr schräge Stellung der Zahnfortsätze stark prognath.

Schon in der Sitzung vom 14. März d. J., als ich über verschiedene südamerikanische Schädel berichtete, habe ich der Araukaner als eines Uebergangsgliedes zwischen den Pampas-Indianern und gewissen Stämmen der Westküste gedacht. Herr Barnard Davis (Thes. craniorum p. 251) berechnet für sie als Mittel von 7 Schädeln einen Längenindex von 80 und einen Höhenindex gleichfalls von 80; sie würden also hypsibrachycephal sein. Meine Maasse differiren in der Höhe durchaus, indess erwähnt auch Hr. Davis unter No. 1419 einen Schädel aus dem Centrum des unabhängigen Araukaniens von 76 Längen- und 72 Höhenindex, und man kann daher nicht sagen, dass unsere Schädel ohne Analogie daständen. Jedenfalls sprechen auch sie für die Brachycephalie der Rasse.

Viel auffälliger sind die Verschiedenheiten in der Grösse. Hr. Davis findet als Mittel der Capacität 79,4 Unzen trockenen Sandes, was nach der Reductionstabelle des Hrn. Welcker (Archiv f. Anthropol. I. 272) etwa = 1574 Cub.-Cent. ist. Freilich fanden sich bei den einzelnen Fällen auch Maasse von 67 und 69 Unzen = 1335 und 1375 Cub.-Cent., allein auch diese Zahlen gehen weit über die Verhältnisse unserer Schädel hinaus. Ueberdies hat Hr. Davis einmal 95 Unzen = 1893 Cub.-

*) Zeitschrift f. Ethnologie 1874 Heft VI (S. 252).

Cent. und er nennt diesen Schädel „an immense megalocephalic cranium". Wenn ich nun auch anzunehmen geneigt bin, dass die Messungen des Hrn. Davis mit Sand, der gewogen wird, etwas unsichere und vielleicht im Durchschnitt zu hohe Maasse für die Capacität angeben, so folgt doch aus seinen sonstigen Zahlen, dass seine Araukaner-Schädel durchweg weit grösser sind, als die unsrigen.

Worin diese Verschiedenheit begründet ist, vermag ich nicht anzugeben. Immerhin ist es von grossem Interesse, dass kaum aus irgend einem Lande häufiger kleine, ja mikrocephale Schädel bekannt sind, als aus Süd- und Mittelamerika. Ich will nicht nur an die „Azteken" und andere bekannte lebende Mikrocephalen erinnern, sondern auch an die vielen Beschreibungen entsprechender Schädel. Ich selbst habe in meinem früheren Vortrage einen Schädel unserer Sammlung erwähnt, der aus einer chilenischen Muschelbank stammt und der nur 1110 Cub.-Cent. inhalt hat, freilich noch etwas mehr, als unser Schädel No. I. Hr. Davis erwähnte aus Gujana einen Taruma-Schädel von 59 = 1175 und einen Caribisi von 60 = 1195 (p. 254), aus Peru einen Colla von 61 = 1215 (p. 246) und einen Quichua von 62 = 1235 (p. 241). Indess keiner von diesen erreicht die Kleinheit unseres Araukanerschädels, der doch einem vollständig erwachsenen Individuum (Weib?) angehört hat. — Höchst eigenthümlich ist endlich das Verhalten der Nasenbeine und der anstossenden Fortsätze des Stirnbeines und des Oberkiefers, wie ich es schon in der Beschreibung geschildert habe. Es gibt der Nasengegend ein fast pithekoides Aussehen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um noch über einige andere südamerikanische Schädel zu berichten, welche ich bei Gelegenheit des letzten internationalen Congresses in dem Museum Retzius zu Stockholm gemessen habe. In Bezug auf zwei Pampeo-Schädel stellt sich eine vollständige Uebereinstimmung heraus mit denen unserer Sammlung: sie sind von rückwärts her auf das Stärkste zusammengedrückt. Bei einem andern Schädel stimmt der Grundtypus so sehr mit dem von mir beschriebenen, dass man wohl annehmen darf, hier den Typus der jetzigen Pampas-Indianer vor sich zu haben. Eine Annäherung an die Araukaner lässt sich auch bei ihm nicht verkennen.

Ein Botokuden-Schädel No. 1177 ist von den Araukanern und Pampeos ganz verschieden. Er ist hypsidolicephal; Breitenindex 72,4, Höhenindex 77,3, Breitenhöhenindex 106,7. Seine Grösse ist sehr bedeutend, er misst 1525 Cub.-Cent. und hat trotz einer Länge von 185 einen vertikalen Querumfang von 324 Mm. Besonders in der Basilaransicht erscheint das Hinterhaupt lang und weit nach hinten vorspringend. Nichtsdestoweniger liegen die grösseren sagittalen Maasse am Vorder- und Mittelkopf. Die Plana temporalia sind hoch und überschreiten die Scheitelhöcker, aber nähern sich nur bis auf 120 Mm. (Flächenmaass). Das Gesicht ist hoch, die Orbita dagegen sehr niedrig, die Nase schmal und etwas gebogen, die Jochbreite beträchtlich. Mässiger Prognathismus, obschon der mächtige und durch kolossale Kieferäste ausgezeichnete Unterkiefer und der sehr lange schmale Oberkiefer nach vorn drängen müssen. Der harte Gaumen ist 56 Mm. lang und 35 breit.

Endlich findet sich in dem Museum eine Reihe von Tapuios-Schädeln aus der Gegend von Bahia. Sie erregten meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dadurch, dass sie, obwohl in der Dolichocephalie zum Theil noch über die Botokuden hinausgehend und von fast gleicher Capacität, doch viel niedriger sind, ja sich vereinzelt (jedoch vielleicht nur unter pathologischen Verhältnissen) schon der Chamaecephalie annähern. Die zwei gemessenen haben folgende Indices:

	I	II
Breitenindex	74,4	69,0
Höhenindex	75,5	71,4
Breitenhöhenindex	101,4	103,4.

Nach den Angaben von Retzius (Ethnolog. Schriften S. 112) berechnet sich aus mehreren Messungen von Tapuios-Schädeln der Breitenindex (parietal) zu 70,0, der Höhenindex zu 68. Sie sind sämmtlich dolichocephalisch-prognathisch, wenngleich von nur mässigem Prognathismus, aber sie zeigen nicht bloss in der Höhe, sondern auch in andern Punkten manche Verschiedenheiten. Mir fiel namentlich ein sehr dolichocephaler und zugleich etwas klinocephaler Schädel mit Sutura frontalis persistens auf, der in der Bildung der Nase und Kiefer ganz negerartig ist. Die Kiefer sind stark prognath und die Nase niedrig und ganz breit. Auch Retzius fand schon in diesen Schädeln viel Negerartiges. Wenn nun, nach seiner Anführung Hr. Dr. Abboth, der einen Theil dieser Schädel aus Bahia geschickt hat, diese Stämme als vielfach gemischt bezeichnet, so dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch entlaufene (afrikanische) Neger zuweilen in die Indianerstämme aufgenommen werden und sich mit ihnen vermischen.

Schon jetzt stellt sich also, soweit das Material reicht, ein scharfer Gegensatz heraus. Während

die Botekuden und die wahrscheinlich mit ihnen verwandten Tapuios, welche Retzius wohl nicht mit Unrecht der grossen Familie der Guaranis zurechnet, entschieden dolichocephal sind und wenigstens vielfach niedrige Schädel darbieten, haben meine Untersuchungen über die Schädel aus den brasilianischen Muschelbergen vielmehr hypsibrachycephale Formen kennen gelehrt (Sitzung vom 11. Mai 1872 und 10. Januar 1874). Letzteren stehen sowohl die Pampeos, als die Araukaner näher, während sich die Alt-Patagonier (Guerandis? viel mehr den modernen brasilianischen Eingebornen anreihen, obwohl ihre Neigung zu bedeutender künstlicher Deformation des Schädels die natürlichen Verhältnisse des Knochenbaues in hohem Maasse verdunkelt. Selbst in diesen grossen Umrissen betrachtet, erscheint die Craniologie Süd-Amerikas nicht so einfach, wie sie Retzius (a. a. O. S. 165) auf seiner ethnographischen Karte darstellt. Offenbar haben sich auch in diesem Welttheil die Völker viel mehr durch einander geschoben, als die erste Umschau anzunehmen gestattete, und es wird noch sehr umfassender Untersuchungen bedürfen, ehe wir den Entwicklungsgang dieser erst so spät in das Licht der Geschichte eingetretenen Stämme klar legen können.

Kleinere Mittheilungen.

Urnengräber in der Provinz Hessen.

Die vorhistorische Kunde des hessischen Landes macht wesentliche Fortschritte, seitdem Hr. Pinder, der Director des Museums in Cassel, die Angelegenheit in die Hand genommen hat. Seine Bestrebungen werden gleichzeitig von der Regierung auf das Lebhafteste unterstützt. Die bis jetzt angestellten Untersuchungen ergeben in der Provinz Hessen eine bedeutende Zahl von Urnengräbern.

1) Bei Wehlheiden in der Nähe von Cassel findet sich ein ausgedehntes Gräberfeld ohne alle äusserlich erkennbaren Merkmale, namentlich ohne Hügel. Die Gräber liegen je 6 Schritt von einander entfernt und enthalten eine oder mehrere, dicht zusammengedrängte Urnen, in welchem letzteren Falle nur eine, mit einem Deckel versehene Urne Knochen enthält. Zuweilen liegen über den Urnen bronzene Hals- und Armringe, Bernstein- und Glasperlen. Die Halsringe sind nach beiden Seiten in entgegengesetzter Richtung gewunden. Vereinzelt kam auch Eisen vor, namentlich wurde eine eiserne Armspange, auf welcher Bernsteinringe gesessen hatten, gewonnen. Kleinere, zum Theil mit Henkeln versehene Gefässe, zuweilen zierlich ornamentirt, standen umher. Auch eine umfangreiche Brandstätte, von gewaltigen Steinblöcken eingefasst, mit reichlichen Kohlen und einer rothgebrannten Lehmunterlage, wurde blossgelegt.

2) Bei Bembach in der Nähe von Wabern traf man ausser einem grossen Steingrabe über 100 Hügelgräber, bald mit, bald ohne Steinkranz, bald mit Anfängen eines innern Steinaufbaues, bald ohne solche. Grössere und kleinere Urnen, höhere und flachere Scherben und Töpfe, mit Strichen und Punkten verziert, in einer Urne eine grosse eiserne Nadel mit goldenem Knopfe, ausserdem eine eiserne Fibel, eine eiserne Form und Stücke eines Bronze-Armringes waren schon früher ausgegraben worden. Auch hier waren die Aschenurnen mit Deckeln geschlossen.

3) Bei Grifte in der Nähe von Guntershausen wurden drei grosse, mit Steinkränzen und starker innerer Kegelstructur aus Steinen versehene Hügelgräber geöffnet. Eine grosse bronzene Nadel, welche am Ende ein in einen Kreis gelegtes Kreuz zeigt, ein eng gewundener Halsring und einige ganz kleine Ringe aus Bronze waren das erste Ergebniss. Urnen von etwas roherer Arbeit kamen zu Tage.

4) Bei Grossenritte sind in einer grösseren Erhöhung Urnen mit gebrannten Knochen, einigen Eisenresten und einem bronzenen Halsringe mit doppelter Windung angetroffen werden.

5) Bei Carlshafen zwischen Weser und Diemel traf Hr. Pinder Hügel, die er für Hünengräber hielt. Sie sind noch nicht untersucht.

Fränkische Gräber mit Leichenbestattung sind bisher noch nicht aufgefunden worden.

In Regensburg wurden auf dem untern Jakobsplatze heidnische Begräbnisse aufgedeckt. Das Auffinden einiger Pferdeknochen gab Veranlassung, die Frage zu erörtern, ob die Pferde zur Römerzeit beschlagen und welche Racen in hiesiger Gegend damals heimisch waren. Nach den sicheren hiesigen Beobachtungen der letzten Jahre ist die erste Frage entschieden zu bejahen. Das fast durchgängig im Gebrauche befindliche Pferd aber war ein Doppelponny, wie die Maasse eines im Vereine befindlichen Schädels und einiger Hufe ergeben, und mehrere trefflich gearbeitete und gut proportionirte römische Anticaglien aus Bronze im Besitze des Vereines es darthun.

Bei der Redaction bis zum 10. Juli eingelaufen:

Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1875. No. 2—9.
Revue scientifique de la France et de l'etranger. 1875. Mai — Juni.
Sitzungsbericht des anthropologischen Vereins zu Göttingen vom 19. Juni und 17. Juli. Manuscript.
Klopfleisch Prof.. Bericht über Ausgrabungen auf Weimarischem Gebiete. Manuscript.

Schluss der Redaction am 28. Juli.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 9. München, Druck von R. Oldenbourg. **September 1875.**

Gesellschaftsnachrichten.

Die VI. Generalversammlung hat folgende Mitglieder in den Vorstand gewählt:

Herrn Prof. **Zittel** als Vorsitzenden,
„ „ **Virchow** als I. Stellvertreter,
„ „ **Fraas** als II. Stellvertreter,
„ Oberlehrer **Weismann** als Schatzmeister.'

Als Ort für die nächste Generalversammlung wurde Jena bestimmt, und Herr Prof. **Klopfleisch** hat die Uebernahme der localen Geschäftsführung freundlichst per Telegramm zugesagt.

München am 12. August 1875.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Januar 1875.

Inhalt des vorliegenden Berichtes.*)

Herr Jul. Haast schickt einen Bericht über die

Moa Bone Point Cave auf Neu-Seeland.

Herr Virchow:

Ueber den Burgwall von Barchlin (Prov. Posen).

Derselbe liegt mitten in einem grossen Wiesenmoor, welches breit von Norden her, aus der Gegend des Obra-Bruches herkommt und sich südwestlich gegen eine Reihe von Seen fortsetzt, die auf das Südende des Primenter Sees gerichtet sind. Das Moor ist jetzt ziemlich trocken, indem westlich von dem Burgwall ein Abzugsgraben gezogen ist. Das östliche Ufer dieses Moors ist von mässigen Höhenzügen begleitet, an denen das Dorf Popowo liegt. Der Wallberg befindet sich nahe an der Fahrstrasse zwischen Popowo und Barchlin. Er ist fast vollkommen rund, ganz aus Erde aufgetragen, in der Mitte stark vertieft, ringsum mit einer breiten, bis zu 24 Fuss Höhe ansteigenden Anfwallung versehen. Nach aussen fällt der Rand steil ab, nach innen verflacht er sich gleichmässig. Der Grund der Vertiefung liegt noch 6—8 Fuss über dem Niveau des Moores. Hier erreichten wir schon bei 3 Fuss Tiefe weissen Seesand ohne alle menschlichen Ueberreste. Dagegen die höheren Seitentheile, die ganz aus Moorerde bestanden und von denen an der der Strasse zugewen-

*) Zeitschrift für Ethnologie 1875. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft S. 7. Wegen der Reichhaltigkeit der Mittheilungen erwähnt diese Uebersicht des Inhaltes nur jene für die Leser des Correspondenz-Blattes zunächst bemerkenswerthen Einzelheiten.

deten Seite ein beträchtlicher Theil abgefahren war, enthielten in mässiger Zahl kleinere Scherben von Thongeräth, wie sie namentlich auch an den von Maulwürfen aufgeworfenen Hügeln am Aussenrande häufiger vorkamen. Die Mehrzahl derselben war sehr dick und grob, von grauer oder schwärzlicher Farbe, mit Granitbrocken gemischt und ohne alle Zeichnung. Soviel sich erkennen liess, gehört daher dieser Wall nicht derselben Gruppe an, wie der Burgwall von Wollstein und die zahlreichen, früher von mir beschriebenen Wallberge unserer nördlichen und westlichen Gegenden. Immerhin scheint sich herauszustellen, dass auch die Provinz Posen reicher an Wallbergen ist, als man nach den bisher vorliegenden Nachrichten zu schliessen berechtigt war.

Herr Schwartz berichtet über

Funde bei Pawlowice und Znin.

Die Feuerstelle bei Pawlowice hat wieder eine Quantität Knochengeräthe ergeben und wird weiter ausgegraben werden, sobald es das Wetter erlaubt. Ein grossartiger Pfahlbau — Hr. Feldmanowski hat bei kurzem Aufenthalt 18 Wohnstätten gezählt — findet sich bei Objerierze (bei Obornik) auf dem Boden eines jetzt abgelassenen Sees. Besondere Funde noch nicht, aber ringsherum um den See Gräber. In der Nähe, d. h. $\frac{1}{8}$ Meile davon, hat sich aber etwas höchst Interessantes gefunden: in Mitten eines Gräberfeldes gewöhnlicher Art mit hübschen Gefässen ein roher Topf derselben Masse, desselben Brennens, derselben Verzierungen, wie bei Pawlowice und in dem von Hrn. Witt untersuchten Pfahlbau, derselben Art, wie ich bei Binenwalde (Ruppin) Scherben in Masse aufgelesen. Hier liegt also ein bestimmtes Merkmal einer Continuität vor. — Unter anderen neuen Funden ist auch noch bei Znin Bemerkenswerthes an Töpferarbeit gefunden worden: eine grosse schwarze Kanne, mit dem Messer gleichsam abgeschält, um gewisse Ränder, die sich herum ziehen und punktirt sind, erhabener hervortreten zu lassen; desgleichen ein oben solcher Becher in der Form des römischen Calathus.

Alterthümer in der Gegend von Joachimsthal.

Diese Gegend scheint an Alterthümern nicht arm zu sein, denn es finden sich an verschiedenen Stellen heidnische Begräbnissplätze und Hünengräber, und zwar mehr, als man erwartet, wo Urnen, Aschen- oder Thränenkrüge, auch Waffen gefunden sind oder gefunden sein sollen.

Abgesehen von Bärenskirchhof sind in der Umgegend von einer Meile wenigstens 6 Punkte anzugeben, wo sich Hünengräber finden, von denen durch zufällige oder beabsichtigte Nachgrabungen fünf untersucht worden sind.

1) Der alte heidnische Begräbnissplatz unfern des Grimnitz-Sees besteht aus Steinhügeln mit Urnen. Sie haben einen Umfang von 20—24 Fuss und sind nicht sehr hoch. Die Steine sind von verschiedener Grösse, meist kopfgross, aber auch kleiner und grösser, gewöhnlich rundlich und die oberen bemoost. Unter ihnen liegt in einer Erdschicht von 6 Zoll der Deckelstein, eine etwa 4 Zoll dicke Granitplatte von etwa 3 Fuss Länge und $2\frac{1}{2}$ Fuss Breite, deren Umgrenzung bruchig und nicht bearbeitet ist. Weder die Ober- noch die Unterseite dieses Deckelsteines sind behauen, sondern der ganze Deckelstein scheint eine von einem grösseren Steine abgespaltene Platte zu sein.

Unter dieser Platte sieht man das eigentliche Grab, einen Raum, dessen Grundfläche ein Rechteck von $2\frac{1}{2}$ Fuss Länge und 2 Fuss Breite ist. Die senkrechten Wände dieses Raumes bilden Steinplatten, die etwa 3 Zoll dick und wenigstens an ihren oberen Kanten so glatt bearbeitet sind, dass der Deckelstein darauf schliesst. Zwei von diesen 4 Steinen und zwar die 2 auf den kürzeren Seiten des Rechtecks aufrecht stehenden Steine sind auch an den beiden Seiten behauen, mit welchen sie mit den beiden Steinen der langen Seiten zusammenstossen, so dass dadurch ein vollkommener Steinkasten entsteht, dessen kürzere Seiten nach Südwesten und Nordosten liegen.

In diesem Steinkasten steht die aus grobkörnigem Thon gebraunte, bronzefarbene Urne, deren Wände $\frac{1}{4}$ Zoll dick sind, von gefälliger Form und einfacher Verzierung. Der Boden dieser Urne ist verhältnissmässig klein und hat einen Durchmesser von $3\frac{1}{2}$ Zoll. In der Höhe von $3\frac{3}{4}$ Zoll hat die Urne den grössten Umfang, denn ihr Durchmesser beträgt hier $9\frac{1}{4}$ Zoll. Vom Boden bis zu dieser Höhe schwingen sich die Wände in einer schönen Wellenlinie empor. Von hier an verengt sich die Urne, so dass bei $4\frac{3}{4}$ Zoll Höhe der Durchmesser $7\frac{1}{4}$ Zoll beträgt. Dann biegen sich die Wände der im Ganzen $6\frac{1}{4}$ Zoll hohen Urne wieder nach aussen, so dass der überbogene Rand mit der grössten Weite der Urne harmonirt. Von der Einschnürung der Urne in ihrem Halse bis fast zum Bauche in der Mitte befindet sich an den beiden Endpunkten eines Durchmessers ein offener Henkel an den Urnen, der jedoch so klein ist,

dass man nicht einmal einen Finger durchstecken kann. Die Verzierungen bestehen aus eingedrückten gradlinigen Reifen, die zum Theil horizontal um den Hals gehen, während je 5 oder 6 senkrecht über den Bauch nach unten auslaufen. In den Urnen befand sich ausser den Knochenstücken und Asche auch Sand.

Hinsichtlich der Form stimmen die hier gefundenen Urnen mit denen von Bärenskirchhof überein; aber die Farbe mehrerer der letztgenannten ist dunkler, einige sind schwarz und die Verzierungen arabeskenartig geblümt. Ausserdem sind sie auch aussen glatter, fast möchte man sagen glasirt. Dagegen unterscheidet sich die Art und Weise, wie die Urnen beerdigt sind, wesentlich. Während nämlich die Urnen auf Bärenskirchhof in die blosse Erde auf einen Stein gesetzt und mit einem Deckelstein unmittelbar zugedeckt sind, stehen die Urnen auf diesem Platze in einem wohl eingerichteten Steinkasten, welcher mit einem grossen Deckelsteine versehen ist. Ausserdem befindet sich hier auf jedem Grabe ein Steinhügel, während auf Bärenskirchhof keine Steine ausser den 18 Begrenzungssteinen, den Steinen, woranf die Urnen stehen, und den Deckelsteinen vorhanden sind.

2) Der heidnische Begräbnissplatz auf dem Felde bei Friedrichswalde enthielt mehrere Urnen in der Erde. Sie waren von verschiedener Grösse und mehr hoch als weit. Von solchen Gefässen soll ein Raum von 5—6 Fuss Länge und Breite wohl 10—12 enthalten haben. Neuerdings sind an diesem Punkte keine Nachgrabungen unternommen worden.

3) In der Nähe von Ringenwalde liegen 3 heidnische Begräbnissplätze mit Urnen, die ausser Sand nur Knochenüberreste enthalten. Eine dieser Urnen hat am Boden einen Durchmesser von $4\frac{1}{4}$ Zoll. In einer Höhe von $2\frac{7}{8}$ Zoll erreicht die Urne ihre grösste Weite, deren Durchmesser $9\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Vom Boden bis hierher wölbt sich die Urne in einem etwas geschweiften Bogen. Darauf steigen die Wände $3\frac{1}{2}$ Zoll fast senkrecht auf, ohne dass sich der Rand nach aussen umbiegt. Die Höhe der ganzen Urne beträgt $6\frac{3}{4}$ Zoll. Henkel und Verzierungen befinden sich gar nicht an ihr; die Wände sind von einem starken Viertelzoll Dicke und dunkelgelber Farbe. Das Material derselben ist gebrannter Lehm, mit Kies vermischt.

In der an diesen Platz grenzenden Kiefernschonung befinden sich mehrere Steinhügel mit grösseren und kleineren Urnen. Die Art der Urnen-Bestattung erinnert an die Art und Weise, wie sie auf dem Begräbnissplatze in der Nähe des Grimnitz-Sees vorkommt.

Ein dritter Ort bei Ringenwalde, an welchem sich ein heidnischer Begräbnissplatz zu befinden scheint, liegt nördlich. Die Steinhügel an diesem Platze sind die grössten der Art, und mögen wohl einen Umfang von 32 Fuss haben, während ihre Höhe auch nicht gering ist.

4) Der Begräbnissplatz auf der Schorfheide. Dort sind mehrere Thonkrüge gefunden worden, welche nur klein gewesen sein sollen, und desshalb Thränenkrüglein genannt wurden. Auch Waffen sollen dort, wie in der Nähe auf dem Schlossberge, gefunden sein.

5) Der heidnische Kirchhof in dem Lieper Forst. Er liegt zwischen Oderberg und Liepe. Vor etwa 35 bis 40 Jahren sind mehrere Urnen zu Tage gefördert worden.

Bei Bienenwalde (zwischen Ruppin und Rheinsberg) südlich von den sogen. Zühlenschen Pfählen, ist eine grosse heidnische Grabstätte, denn in einer Tiefe von etwa $2\frac{1}{2}$ Fuss steht Urne an Urne in ziemlich grosser Ausdehnung, jede einzelne mit Steinen vollständig ummauert. Beim Blosslegen einiger fanden sich verschiedene Reste von Schmuckgegenständen, welche den Leichenbrand überdauert, namentlich zwei eiserne Mantelspangen in der Form der sogen. Sicherheitsnadeln; eine andere grössere von Bronze war abgebrochen.

Bei Schollebne im Havellande finden sich in den sogen. Burgwallwiesen Urnen in grosser Zahl in kleinen steinernen Backöfen. In einer derselben von dunklem, braunem Thon ist eine kleine silberne Münze unter der Asche gefunden worden, ein sogen. Wendenpfennig, welcher auf der einen Seite ein Blätterkreuz, auf der andern ein breites achteckiges Kreuz zeigt. — Diese Münze gibt also den Beweis, dass dieser Kirchhof aus dem 10., 11. Jahrhundert herrührt, wo die Wenden hier die herrschende Bevölkerung ausmachten; ob es aber speciell wendische oder deutsche Gräber sind, ist bei der aus beiden Stämmen gemischten Bevölkerung, welche hier war, aus jenem Umstand noch nicht mit Sicherheit zu schliessen. Die Sitte, dem Todten eine Münze mitzugeben, ist übrigens noch heute im Havellande (wie auch im sogen. Haus-Jochen-Winkel in der Altmark) allgemein im Brauch.

Am Wege von Wassersuppe nach Hohenauen liegt rechts ein kleiner Sandberg, in demselben sind in grosser Menge Urnen von grobem, gelbem Thon gefunden worden, ziemlich dicht unter der

Erdoberfläche. Jede Urne war zugedeckt mit einer Schüssel, daneben stand ein Topf, wie eine grosse Obertasse, und neben diesem eine kleine Schale wie eine Untertasse, wie gewöhnlich in Gräbern in der Provinz Posen.

Gross-Lüben bei Wilsnack. Links vom Wege von Gross- nach Klein-Lüben, finden sich in einem Sandberge zahlreiche Urnen, fast alle mit einer Schüssel zugedeckt.

Herr Missionssuperintendent A. Merensky hält einen Vortrag über:

Die Hottentotten.

Herr Merensky betont in seinem Vortrag, dass die Identification der Buschleute mit den Hottentotten unrichtig ist. Zwischen der Sprache beider Stämme ist nur eine geringe, kaum nachweisbare Verwandtschaft. Die Sprache der Hottentotten steht auf der agglutinativen, die der Buschleute auf der isolirenden Stufe; jene hat vier sog. Schnalzlaute, diese hat deren mehr und kennt auch Schnalzlaute, die mit den Lippen hervorgebracht werden. Die Hottentottensprache kennt Geschlechtsunterschiede bei den Hauptwörtern, die der Buschleute nicht; jene bilden den Plural der Substantiva durch Anhängen von Endsylben (Suffixen), diese durch Verdoppelung des Nomens oder seiner ersten Sylbe. Jene kennt Zahlenbenennungen bis zur Zahl zwanzig, diese nur bis zwei; was darüber ist, ist oaya, „viel“. Das sind Wahrnehmungen, welche zur Genüge constatiren, dass beide Völker, wenn auch verwandten Ursprungs, sich doch schon seit langer Zeit gänzlich von einander getrennt haben.*)

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Göttingen am 19. Juni 1875.

Vorsitzender Hr. Prof. Benfey.

Hr. Prof. Pauli überreicht dem Verein das grosse Werk von John Evans: The ancient stone implements etc. of Great-Britain, und eine kleine Abhandlung (Rede) desselben als Geschenke des Verfassers, welcher durch seinen als Gast anwesenden Sohn vertreten ist; ausserdem ein Geschenk des Letzteren, eine grosse, roh gearbeitete und undurchbohrte Axt aus Feuerstein, gefunden bei Amiens.

Hr. Dr. v. Ihering übergibt sodann dem Verein den Abguss eines exquisit dolichocephalen, beim Bau der Börse in Bremen gefundenen Schädels; ferner ein in einer Kiesgrube in der Nähe der hiesigen Irrenanstalt gefundenes beilförmiges Geräth, aus einer starken Hirschgeweihstange gefertigt.

Hr. Prof. Ehlers macht darauf aufmerksam, dass der fragliche Schädel dem von Blumenbach als Batavus genuinus beschriebenen Typus sehr nahe stehe, und dass das Vorkommen von in der Form einander so nahe stehenden Schädeln von den Inseln des Zuidersees bis in die Bremer Gegend hin auf das einstmalige Vorhandensein eines einzigen Volksstammes in jenen Strichen hinweise. Derselbe erwähnt ferner, dass man beim Bau des hiesigen Bahnhofes in bedeutender Tiefe auf Reste eines Pfahlwerks und grosse Massen von Knochen gestossen sei, an derselben Stelle, an der früher in oberflächlicheren Schichten Hirschgeweihe und eine auf der einen Seite vergoldete Messerklinge zu Tage gefördert worden seien. Leider sind jene zuerst erwähnten Funde von den Arbeitern sofort völlig zerstört worden.

Hr. Prof. Drechsler hielt sodann einen Vortrag über die Anfänge des Ackerbaues. Während es für das Abendland wahrscheinlich ist, dass der Ackerwirthschaft eine Zeit der Jagd- und eine der Weidewirthschaft vorhergegangen sei, ist für dasjenige Land, von dessen frühesten Zeiten wir die besten Nachrichten haben, Aegypten, wegen der Nilüberschwemmungen eine Periode reiner Weidewirthschaft nicht anzunehmen. Was die früheste Art des Ackerbaues in jenem Lande anbelangt, so war dieselbe wahrscheinlich die denkbar einfachste ohne alle Werkzeuge; beim Sinken des Niles wurde die Saat auf den Schlamm gestreut und durch darüber getriebenes Vieh festgetreten. Später bediente man sich zum Wundmachen des Feldes hakenförmiger Instrumente, aus einem Baumast gefertigt und von Menschenhand gezogen; weiterhin wurde das Instrument zum Bespannen eingerichtet und von Menschen, später von Rindern oder Kameelen gezogen. Dass auch im Abendlande die zum Pflügen benutzten Instrumente ursprünglich ähnlicher Art gewesen seien, schliesst Redner aus der Form der Pflüge, wie sie noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands — Mecklenburg — benutzt werden. Die in Aegypten in ältester Zeit schon angebauten Getreidearten sind Gerste (Hordeum vulgare oder hexastichon), Weizen (Triticum turgidum). Linsen, Kichererbsen und Flachs. Redner zeigt diese Getreidearten (aus Gräbern) vor, daneben auch Gerstenspelzen, aus deren Vorhandensein geschlossen werden muss, dass schon in jenen früheren Zeiten Instrumente zum Schälen der Gerste existirt haben.

*) Bezüglich der weiteren Mittheilungen verweisen wir auf den Originalbericht a. a. O. S. 19.

Hierauf folgt ein längerer Vortrag von Hrn. Prof. **Benfey**: **Die Indogermanen hatten schon vor der Trennung Salz und Ackerbau.** Gegenüber der von Victor Hehn aufgestellten Behauptung, dass in den einzelnen dem indogermanischen Sprachstamme angehörenden Sprachen ein gemeinschaftliches Wort für Salz fehle — woraus geschlossen werden könnte, die Indogermanen hätten vor der Trennung kein Salz besessen, bewies der Vortragende die Identität der europäischen Bezeichnungen für Salz — lateinisch *sal*, *sale*, lettisch *sali*, griechisch ἅλς — mit dem sanscritischen *sara*. Das Wort unterscheidet sich von dem den europäischen Sprachen gemeinsamen Stammsal dadurch, dass es 1) Adjectiv ist, — salzig — 2) ein *r* statt eines *l* enthält, 3) die Endigung a hat; drei unwesentliche Unterschiede, indem ad 1) Adjective häufig als Nomina gebraucht seien und sich letztere aus ersteren dadurch bildeten, dass ihnen ein Geschlecht fest beigelegt werde, ad 2) in vielen Fällen *r* in *l* übergehe; ad 3) die Endigung *a* sehr häufig in *e* oder *i* über- oder verloren gehe. Das Factum ist also, dass die indogermanischen Sprachen ein gemeinsames Wort für Salz haben, und es beweist, dass die Indogermanen selbst Salz besassen. Dieselben betrieben aber auch Ackerbau: das geht daraus hervor, dass die betreffenden Sprachen ein gemeinsames Wort für Ackerfeld haben. Das lateinische *arvum* (von *arvus*), das griechische ἄρουρα, das sanscritische *urvarâ*, können auf eine Urform, ein Adjectiv *arvan* und daraus *arvarâ* zurückgeführt werden, indem aus *a* vor *r* häufig im Sanscrit *u* wird: *arvarâ-urvarâ;* aus *va* im Griechischen *ου*: *arvarâ-ἄρουρα*; indem ferner die lateinische Endigung va von van abzuleiten ist.

Danach zeigte Hr. Prof. **Ehlers** ein Amulet vor, welches am Halse einer Giraffe befestigt und jedenfalls dem Thiere von Negern mitgegeben war, um es gegen Krankheiten zu schützen. Es besteht aus langen, mit Koransprüchen beschriebenen Papierstreifen, in eine Lederhülle eingenäht.

Zum Schlusse übergab Herr Bürgermeister **Merkel** mehrere beim Bau der hiesigen Wasserleitung in der Gronerstrasse gefundene Gegenstände, — ein Stück eines kleinen Rinderschädels mit den Stirnzapfen, und drei Hufeisen, deren Alter von Hrn. Dr. **Esser** auf etwa 300 Jahre geschätzt wird.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 26. Februar 1875.

Herr Joh. **Huber**:

Ueber das Gedächtniss.*)

Der **Redner** behandelt das psychologische Thema des Gedächtnisses. Er führt die Erklärungsversuche aus älterer und neuester Zeit, von Seite der Philosophie und Physiologie vor und unterwarf namentlich die Ansicht, dass das Phänomen des Gedächtnisses aus Vorstellungs-Spuren in der Gehirnsubstanz zu erklären sei, der Kritik; indem er darauf aufmerksam machte, dass es sich bei der Erinnerung nicht bloss um die **Wiederkehr** von ehemals besessenen Vorstellungen, sondern auch um deren **Wiedererkennen** als solcher handle — ein Moment, welches aus Gehirnspuren keine Erklärung finde. Er stellte den Satz auf, dass das Gedächtniss, wenn auch unter Unterstützung des Gehirns, doch wesentlich ein psychischer, auf den Gesetzen der Vorstellungsassociation sich vollziehender Act sei und dass ein Wiedererkennen früherer Vorstellungen nur dort sich ergebe, wo das Bewusstsein von seinem gegenwärtigen Inhalte aus eine Continuität des Wissens mit dem früheren, in der wiederkehrenden Vorstellung neu auftauchenden Inhalte herzustellen vermöge.

Die sich daran knüpfende Erörterung veranlasste Hrn. **Gudden** zu einem besonderen Vortrag: „Beiträge zur Lehre von der Localisation seelischer Functionen im Grosshirn", auf den wir später zurückkommen werden.

Sitzung am 23. April.

Herr K. v. **Günther**:

Beitrag zur Kenntniss der Mumien.

Das Wort Mumie — nach Einigen von einem arabischen Ausdrucke, welcher soviel als Gesalzenes bedeutet, nach Anderen vom arabischen Worte **Muma** = Wachs oder vom Koptischen **Mum** — bezeichnet heute die durch Einbalsamiren vor Verwesung geschützten und erhaltenen thierischen, namentlich aber menschlichen Körper, welche in **Aegypten**, **Mexiko** und **Peru** und auf den **kanarischen Inseln** (Guanchen) gefunden werden.

Ueber die **Mumifications-Methode** der **Guanchen** weiss man durch Minutoli, dass der Leichnam mit Granatblättern und einem Absude

*) Der Mittheilung des Hrn. Würdinger: eine Gesichtsurne aus Oberbayern wurde schon in Nr. 1 des Correspondenzblattes gedacht.

scharfer und giftiger Kräuter gewaschen wurde. Sodann stopfte man denselben mittelst einer Mischung von Ziegenbutter oder Schaffett, zerstossenen Pinienkernen, Pulver von Bresko, Tann und Pflanzensaft vollständig aus, indem diese teigige Masse dem Leichnam durch den Mund und die übrigen Körperöffnungen mittelst runder Hölzer in die inneren Theile gequetscht wurde, während man zuweilen auch den Körper mittelst Kieselmesser öffnete, um auf diese Weise ein bedeutenderes Quantum jener ätzenden Kräuter mit mehr Bequemlichkeit in den inneren Menschen verpacken zu können. Nachdem der Körper noch einmal mit Seewasser gründlich abgewaschen und Ohren, Mund und Nase sorgfältig verstopft worden waren, wurde derselbe ausgebreitet und zum Trocknen — einem Stockfische nicht unähnlich — über ein Stangengerüst auf 14 Tage in die Sonne gespannt. Während dieser Zeit fanden die Trauerzeremonien der Angehörigen statt, nach deren Beendigung der in diesem Zustande „Fajo" genannte Körper in die für diesen Zweck in jeder Familie bereitliegenden Felle eingeschlagen und festgenäht, je nachdem er Vater, Sohn, Bruder oder Freund gewesen war, mit einer diesbezüglichen Bezeichnung versehen und endlich in die Begräbnisshöhle gebracht wurde. Mit diesem Conservirungsgeschäfte gab sich eine eigene Klasse von Menschen ab, welche als unrein gemieden wurde und ausser aller Gemeinschaft isolirt lebte. Männer präparirten männliche, Weiber weibliche Leichen. — Deutet nun schon die hier beschriebene Methode des Mumifizirens, namentlich in technischer Beziehung, auf einen Zusammenhang mit der uns von Herodot und Diodor überlieferten Art der Einbalsamirung der alten Aegyptier hin, so tritt dies noch eklatanter zu Tag, wenn wir hören, dass Untersuchungen zufolge die Guanchenschädel theils auf die Berberrace hindeuten, theils auf dunkelfarbige Marokkaner. — Entgegengesetzt den ägyptischen sind die Guanchen-Mumien wenig dauerhaft, indem sie bald nach ihrer Verbringung aus dem Fundplatze und Enthüllung an der Luft zerfallen.

Bei den alten Mexikanern und Peruanern war die Sitte des Einbalsamirens keine allgemein geübte und beschränkte sich dieselbe bloss auf das Einbalsamiren der Leichname ihrer Könige, ihrer Häuptlinge (der Inkas) und wohl auch deren Familien, die dann in den Tempeln beigesetzt wurden.

Die chemischen Untersuchungen einer peruanischen Mumie (v. Bibra) zeigte, dass bei der Einbalsamirung vorzugsweise auf Imprägnirung des Kopfes mit conservirenden Stoffen (Pflanzenharzen) hingewirkt wurde und dass die anderen Körpertheile, namentlich die unteren Extremitäten, keiner gleichen Behandlungsweise unterworfen wurden. Wenn sie sich dennoch eben so gut conservirten als der Kopf, so scheinen das Austrocknen und möglichster Abschluss von feuchter Luft wohl die einzig nöthigen Factoren für die Conservirung der Leichen zu sein. Die harzigen und salzigen Substanzen tragen wohl nur bei, dass die damit ausgefüllten Körper auch der Einwirkung der Zerstörung durch Insekten gegenüber widerstandsfähiger sind.

Bezüglich der Methode des Einbalsamirens bei den alten Aegyptiern ist sattsam bekannt, dass es drei verschiedene Grade gab und dass die Prozedur mehrere Wochen, nach Herodot beinahe drei Monate gedauert habe. Bei dem Tode eines ägyptischen Königs, in welchem Falle allgemeine Landestrauer war, wobei man die Kleider zerriss und wehklagend umherzog, enthielt sich Jedermann zweiundsiebenzig Tage lang der guten Speisen, des Gebrauches der Salben und Polster; ja nicht einmal dem Genusse der Liebe hätte man sich während dieser Zeit hingegeben. Weiters führen sodann Herodot und Diodor übereinstimmend aus, wie diejenigen, welchen die Leichen zum Einbalsamiren gebracht wurde, eigene ansässige, erblich-berufene Kunstverständige gewesen seien, die man in Ehren gehalten hätte und denen als heiligen, der Priestergesellschaft zugetheilten Männern der Zutritt zum Tempel unverwehrt gewesen sei. Etwas schlecht — wenigstens nach unseren jetzigen Begriffen von heiligen Männern — harmonirt hiemit übrigens eine spätere Bemerkung Herodot's, wonach man die Leichname schöner oder angesehener Weiber erst nach drei oder vier Tagen den Balsamirern übergab, weil man erfahrungsgemäss eine Vermischung derselben mit der frischen Leiche befürchtet hätte. — Gemeinsam erwähnen dann beide noch, dass es dreierlei, durch Methode und Preis unterschiedene Arten des Einbalsamirens gegeben habe und dass die Balsamirer den Angehörigen des Verstorbenen unter Vorlegung gemalter Holzmuster die Auswahl überlassen hätten. Diese dreierlei Methoden werden nun von Herodot ziemlich eingehend beschrieben, während Diodor nur eine, wie man annehmen kann, die kostbarste, näher angibt. Dagegen erzählt letzterer, dass zuerst von einem der Balsamirer, dem sogen. Zeichenschreiber, an der linken Weiche des Leichnams die Stelle ringsum bezeichnet worden sei, welche herausgeschnitten werden sollte. Diesen in Bezug auf Grösse sogar gesetzlich festgestellten Ausschnitt habe nun der

Ausschneider (der offenbar nicht zu den Balsamirern gehört haben kann) mit einem äthiopischen Steine vollführt, worauf er sich augenblicklich und eiligst entfernt habe, von den Anwesenden verwünscht und mit Steinwürfen verfolgt. Herodot weiss von einem eigenen Einschneider nichts zu melden, sondern ihm zufolge hätten die Balsamirer, nachdem sie vorher theils mittelst eines krummen Eisens, theils durch Einschütten künstlicher Mittel das Gehirn durch die Nase entfernt hatten, einen Einschnitt in den Leichnam mit einem äthiopischen Steine selbst gemacht, durch diesen Einschnitt die ganze Bauchhöhle ihres Inhaltes entleert, sie mit Palmwein und geriebenen Spezereien gereinigt, mit geriebener Myrrhe, mit Kassia und sonstigem Räucherwerk (Weihrauch ausgenommen) vollgefüllt und schliesslich wieder zugenäht. Nach Diodor griff einer der Balsamirer durch den Einschnitt bis in die Brusthöhle, nahm (Herz und Nieren ausgenommen) Alles heraus und reinigte die einzelnen Stücke der Eingeweide (was mit ihnen geschah, ist nicht gesagt), sowie die Bauchhöhle mit Palmwein und wohlriechenden Wassern. Nach Diodor wurde nun der ganze Leib über dreissig Tage lang sorgfältig mit Cedernöl u. dgl. gesalbt, alsdann mit Myrrhe, Zimmt und anderen Stoffen, die nicht bloss gegen Verwesung schützten, sondern zugleich Wohlgerüche verbreiteten, eingerieben, wodurch alle einzelnen Theile des Körpers so unversehrt erhalten worden seien, dass sogar die Haare an den Augenlidern und den Augenbrauen noch vorhanden, die ganze Leibesgestalt unverändert und die Gesichtsbildung wohl erkennbar gewesen sei. — Herodot lässt die Balsamirer den mit Spezereien angefüllten und zugenähten Leichnam in Natron legen und ihn siebenzig Tage darin verwahren. Nach Umlauf dieser Zeit sei derselbe gewaschen, über und über mit Bändern und Linnenzeug von Byssus umwickelt und mit Gummi bestrichen worden, womit die Prozedur und zwar, wie er eigens betont, die kostbarste der drei Arten ihr Ende erreicht hätte, so dass nun die Angehörigen die balsamirte Leiche in Empfang nehmen, in einen hölzernen bemalten, menschenähnlich geformten Sarg legen und in das Grabgemach verbringen konnten. Die von Herodot als mittlere und als geringste bezeichnete Einbalsamirungsmethode soll ebenfalls in einer siebenzigtägigen Behandlung des Leichnams mit Natron bestanden haben, eine Angabe, die in soweit Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, als es sich nicht um die Zeitdauer, sondern nur um die Behandlung mit Salzen handelt; welch' letztere in der That stattgefunden haben muss, nachdem man erstens bei chemischen Untersuchungen der geringen Mumiensorten stets auf grosse Mengen von Salzen stösst und nachdem sich dieser Salzgehalt zuweilen schon äusserlich documentirt, da solche Mumien häufig Salzkrystalldrusen zeigen oder beim Feuchtwerden durch Auswittern eine förmliche Salzkruste über sich erhalten. Bei keiner der beiden letzten Methoden wurde angeblich mehr ein Einschnitt in den Leichnam gemacht, sondern in dem einen Falle wäre mittelst einer Klystierspritze und durch den After Cedernöl, im andern Falle sogen. Reinigungssaft in die Bauchhöhle geflösst und durch Verstopfung der Oeffnung am Rückfluss verhindert worden; welche Flüssigkeiten eine solche Kraft besessen hätten, dass beim Herauslassen der Magen und die Eingeweide mit ausgespült worden seien. Das Fleisch sei von Natron aufgelöst worden, so dass an dem Todten nur Haut und Knochen geblieben wären. In diesem Zustande sei dann derselbe wieder an die Angehörigen abgegeben worden.

Trotz dieser detaillirten Angaben Herodot's und Diodor's haben unsere Kenntnisse doch noch eine sehr empfindliche Lücke. Keiner der beiden erwähnt z. B. der Anwendung von Wärme oder der Verwendung von Wachs bei dem Einbalsamirungsgeschäfte; trotzdem haben wir allen Grund, anzunehmen, dass erstere, namentlich n a c h der Behandlung mit Natron und nach dem Waschen des Leichnams in ziemlich hohem Grade zum raschen Ausdörren angewandt worden ist, umsomehr, als man schon einigemal Thier- und Menschenmumien gefunden hat, welche deutliche Spuren von Verkohlung an der Körperoberfläche tragen. Ebenso wenig lesen wir bei beiden Autoren etwas von verwendetem Gypse, von Asphalt, von der Vergoldung einzelner Körpertheile und anderen Dingen. Bei Herodot ist das Nichterwähnen des Gypses als Umhüllungsmittel um so auffallender, als er dessen Verwendung zu gleichen Zwecken an einer anderen Stelle gedenkt.

Die entwickelten Mumien zeigen nun ein verschiedenes Ansehen: ein Theil und zwar die seltneren, vornehmsten, sind von Farbe rothbraun, ziemlich leicht im Gewicht, verbreiten im trockenen Zustande einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Geruch und haben wohlerhaltene Gesichtszüge, Haare, Zähne und Augenbrauen. Einige dieser Sorte zeigen auf der linken Seite eine 8 bis 9 Cm. lange Verletzung, während andere unversehrt sind. Unter b e i d e n Arten findet man mehrere, wo die Nasenwand zerstört und das Siebbein zerbrochen ist, aber auch solche, bei denen

diese Theile unverletzt sind. Sie sind vorzugsweise unter Anwendung balsamischer und gerbstoffhaltiger Mittel und Bitterstoffen einbalsamirt und haben Kopf- wie Bauchhöhle abwechselnd oder beide zugleich, bald mit einer Mischung aromatischer Harze, bald mit Asphalt, zuweilen mit beiden vereint angefüllt. Muskelpartieen sind meistens gut erhalten, deren Struktur oft deutlich erkennbar. Einige findet man über den ganzen Körper vergoldet, bei anderen sind dies nur das Gesicht, die Geschlechtstheile, Hände und Füsse. Sie sind schwach hygroskopisch und verbreiten erst bei längerem Stehen in feuchter Luft einen widrigen Geruch.

Was die angewandten Einbalsamirungs-Stoffe betrifft, so sollen hier nur das Natron erwähnt werden. Es war nicht etwa reines Natrinmoxyd oder Soda, sondern man hat hierunter jene Salzmischung zu verstehen, wie sie damals und heutzutage noch an verschiedenen Punkten Aegyptens aus dem Boden auswittert oder sich beim Austrocknen der sog. Natronseen in Unterägypten absetzt. Herodot erwähnt schon an einer Stelle, dass das Land Salztheile ausstosse, wovon selbst die Pyramiden angegriffen würden. Diese Salzmischung besteht allgemein gefasst aus kohlensaurem und schwefelsaurem Natron, Bittersalz und Chlornatrium, welche Stoffe jedoch in quantitativer Hinsicht beständig variiren. Zur Leicheneinlegung wird man sich wohl einer concentrirten Lösung davon oder vielleicht des Schlammes dieser Natronseen bedingt haben, nachdem Herodot das Waschen der Leiche nach der Behandlung mit Natron betont.

Mit Rücksicht auf die bereits vorhandenen chemischen Analysen von Baumann, Herapath u. A. beschränkte sich Redner bei der chemischen Untersuchung von Mumienkopftheilen, welche durch Hrn. Zittel aus Aegypten gebracht worden waren, nur auf die Untersuchung der Asche, resp. auf etwaigen Nachweis von Wachs, flüchtigen Stoffen oder von Oxyden der schweren Metalle; es konnte jedoch nichts dergleichen nachgewiesen werden. Die erwähnten Theile ergaben einen Gehalt an schwefelsaurem Natron und Chlornatrium; ebenso enthalten sie, neben der grossen Menge Harztheile, einen Bitterstoff, wahrscheinlich Aloë. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass bei der trockenen Destillation durchscheinender Kopfhautpartieen und einer Partie der resinösen Masse weder Benzoesäure, noch Spuren eines flüchtigen Oeles auftraten, wohl aber zeigte die mit Aetzkali behandelte rückständige Masse durch Salzsäure deutliche Salmiaknebel, so dass von mangelndem Stickstoffgehalt bei dieser Mumie keine Rede sein kann.

Kleinere Mittheilungen.

Ein Pfahlbau.

Bei Laibach wurde im sogenannten „Morast", der noch vor wenigen Menschenaltern in seiner ganzen Ausdehnung eine fast unzugängliche Sumpfwüste war, auch jetzt nur etwa 6 Dörfer, aber viele Culturen und einige Torflager zeigt, ein Pfahlbau entdeckt. Das Ganze war in noch älterer Zeit ein See, durch eine niedrige Wasserscheide gerade am Standort des heutigen Laibach von einem zweiten grösseren nordwestlichen See getrennt. Quer durchzieht ihn die Laibach, die selbst wahrscheinlich nur ein Abfluss des Zirknitzer-Sees und anderer unterirdisch fliessenden Wasser Innerkrains ist. Also an der durch diese „Goritza" südwärts und dammartig laufenden Strasse fand man, nach einer kaum mehrzölligen Humusschicht, auf welche 4½' Torfgrund, dann an der betreffenden Stelle wieder ein ganz dünnes Humusblatt folgt das direct auf Letten liegt, die Spuren des Pfahlbaues: nämlich 7 Fuss lange in den Thon gerammte Pfähle in regelmässiger Anordnung, die beim Herausheben eben so weich wie das Erdreich sind, aber rasch trocknen und selbst die Holzart erkennen lassen. Die bis jetzt gemachten Funde beschränken sich zur Zeit noch auf Steinwerkzeuge, Geräthe aus Hirschhorn, irdene mit der Hand gefertigte Schüsseln u. s. w. Die Nachgrabungen werden unter Dr. Teschmann's Leitung systematisch weiter fortgesetzt.

Mitglieder-Liste.

Berliner Zweig-Verein:

Herr Berendt, Professor,
„ Förster F., Dr., Berlin,
„ Kratzenstein, Missionsinspector,
„ Liepmann, Banquier,
„ Maltean, Baron v., Federowo bei Waren (Mecklenburg)
„ Peroao y Figueras, José de, aus Cuba.

Münchener Zweigverein.

Herr Becker, Dr. med.,
„ Bellinger, Universitätsprofessor.
„ Budaeus Aurel., Dr., Schriftsteller,
„ Hartz, Dr. med.,
„ Hartmann, Fr. S., Fürstenfeldbruck.

Errata in Nro. 8 des Correspondenzblattes.

S. 57 lies 785 v. Chr. statt 705,
„ 58 „ Theodosia „ Ichrodosia,
„ 58 „ Pantikapäum „ Pentikapäum,
„ 59 „ Homer II. „ Homer S.,
S. 59 lies Liman des statt Liman oder,
„ 60 „ Oesel „ Oesal,
„ 60 „ Numana „ Numann.

Schluss der Redaction am 12. August.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 10. München, Druck von R. Oldenbourg. **October 1875.**

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 20. Februar 1875.*)

Herr Böhle stellt vier Lappen in ihrer Nationaltracht, einen Mann und drei Frauen vor.

An die Erscheinung dieser fremdartigen Race knüpfte sich eine sehr vielseitige Verhandlung, aus der wir zunächst die Bemerkung des Hrn. Schott hervorheben, dass gegen Anfang unseres 13. Jahrhunderts schon in den Origines Livonicae sacrae et civiles von Gruber eines Lappengebietes in einem Theile Estlands Erwähnung geschieht und dass ferner viele durch ganz Finland zerstreute Namen von Seen, Buchten, Landrücken u. s. w. beweisen, dass der Lappe älterer Bewohner Finlands gewesen, aus welchem Lande der nachrückende landbauende Suomalainen seinen nomadischen Bruder nach und nach nordwärts hinausdrängte.

Herr Virchow knüpfte hieran Mittheilungen über die physischen Eigenschaften der Lappen.

Sowohl diese kleine Gesellschaft von Lappen, als eine andere, die in der Sitzung vom Januar vorgestellt worden war (3 Männer und 1 Frau), besteht aus hässlichen und unansehnlichen Leuten. Die Augen wie die Haare der Leute entsprechen keineswegs den ausschliesslichen Vorstellungen von stark brünettem oder gar schwarzem Habitus, welcher in der Regel den Lappen zugeschrieben wird. Es lässt sich nicht verkennen, dass die Hautfarbe schmutzig genug ist, um den Eindruck eines tiefen Braun zu machen. Indessen wenn man erwägt, dass die Leute sich nicht waschen, sich vielmehr mit einer gewissen Liebhaberei mit Fett einschmieren, auf welches allerlei Schmutzmassen sich niederschlagen, so wird man sich nicht wundern, nicht nur darüber, dass die Hautfarbe durch diesen Ueberzug stark verdunkelt wird, sondern dass auch die Haut dadurch allmählich in einen Zustand von Reizung versetzt wird, der auf die Pigmentbildung einen gewissen Einfluss ausüben muss. Aber auch, wenn man die Augen und Haare genau betrachtet, ergibt es sich, dass keineswegs bei allen eine schwarze oder schwarzbraune Farbe von ausgesprochenem Charakter vorhanden ist. Unter den drei jungen Männern, welche der ersten Gruppe angehören, befinden sich zwei mit dunklerem Haar, als wir heute hier gesehen haben. Der dritte, Dovit, und die Frau, Karim, dagegen haben hellbraunes Haar, das sich bei Dovit sogar dem Blond nähert. Die Leute der heutigen Gruppe, nachdem sie die Kappen abgenommen hatten, zeigten alle braunes Haar, an dem bei schräger Beleuchtung ein Schimmer von lichterem Braun oder gar Gelb hervortrat; namentlich diejenigen Haare, welche mehr der Luft exponirt sind, bieten eine gewisse Lichtfarbe dar und nähern sich Verhältnissen, wie ich sie in der Sitzung vom 17. October v. J. von den Finnen erwähnt habe. Freilich herrscht bei diesen ein mehr ausgesprochenes Blond vor, während die

*) Zeitschrift für Ethnologie 1875. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft. Mit 2 Tafeln. Taf. III u. IV. Tafel IV gibt die Umrisse der Köpfe der Lappen mit dem Allier'schen Conformateur durch Hrn. Woldt gewonnen.

Lappen im Grossen und Ganzen immerhin brünett genannt werden können. Aber wenn man sie vergleicht mit den Zigeunern, welche in Finnland selbst mehrfach von uns aufgefunden wurden, so ist der Gegensatz in der Farbe ein überaus auffälliger. Zwischen dem glänzend pechschwarzen Haar der Zigeuner und diesem an der Luft sich stark lichtenden, matten Braun oder Schwarzbraun der Lappen besteht keine Aehnlichkeit.

Es ist das insofern recht bemerkenswerth, als gerade von Seiten maassgebender anthropologischer Kreise, am meisten der französischen, mit einer gewissen Zuversicht und Beständigkeit immer betont wird, dass die Angehörigen der turanischen Race wesentlich dunkel seien, während die arischen oder indogermanischen Völker wesentlich blond und hell seien. Man braucht nur ein einziges Mal diesen Gegensatz der Zigeuner, deren arische Abstammung kaum bestritten werden wird, gegen die Finnen und Lappen gesehen zu haben, um den unverwischbaren Eindruck zu haben, wie wenig eine so allgemeine Voraussetzung zutrifft, und wie wenig es berechtigt ist, überhaupt eine solche generelle Aufstellung zu machen, wie sie in der Formel gegeben ist: Alles, was blond ist, ist arisch, und Alles, was dunkel ist, ist mongolisch. Das ist eine reine Fiktion.

Bei den vier anwesenden Lappen sind die Augen durchweg verhältnissmässig hell. Sie zeigen alle bei Abend einen leicht bläulichen Schimmer; wenn man sie aber bei Tage betrachtet, so mischt sich allerdings viel Braun dazwischen. Betrachtet man die Iris genau, so ergibt sich, dass auch bei den helleren Augen braune Flecken an die Oberfläche treten, welche diese Schattirung bedingen. Das ist gewiss von Wichtigkeit, da theils aus dem Zeugniss des Hrn. Schott, theils aus den Zeugnissen anderer, namentlich magyarischer Linguisten, die sie mitgebracht haben, theils aus Attesten, die von schwedischen diplomatischen Agenten bestätigt worden sind, hervorgeht, dass an der lappischen Abstammung der Leute kein Zweifel bestehen kann. Aber auch solche Schriftsteller, welche ex professo über die Lappen gehandelt haben, z. B. Hr. von Düben, bezeugen das Vorkommen von lichterem Haar und helleren Augen bei den Lappen. Der letztgenannte Schriftsteller gibt ausdrücklich an, dass er auch in Lappland Flachsköpfe und graublaue Augen angetroffen habe und dass die Hautfarbe in der Jugend ganz hell ist.*)

*) Gustaf v. Düben Om Lappland och Lapparne. Stockholm 1873, p. 167, 171.

Was nun die übrigen Verhältnisse anbetrifft, so haben wir heute in noch höherem Maasse, als neulich, den Eindruck der Kleinheit dieses Volkes erfahren. Ich habe die ersten vier, welche früher hier waren, gemessen, und es hat sich dabei herausgestellt, dass die drei Männer im Mittel 1,382 Met. hoch sind. Dovit, der als der „kleinste Mann Lapplands" bezeichnet wird, hat nur 1,260 Met. Die Frau, welche damals vorgestellt wurde, Karin, hat eine Grösse von 1,445. Würden wir die heutigen Leute dazunehmen, so würde sich ein Mittel ergeben, was unter dem Grössenverhältniss aller übrigen europäischen Racen steht. Es stimmt diess im Ganzen mit der Angabe des Hrn. v. Düben, der im Mittel 1,5 Met. angibt.

Zugleich zeigt sich, dass der Ernährungszustand, obwohl die Leute hier besser gehalten werden, doch ein überaus kümmerlicher ist. Sie sind alle mager, und namentlich die Runzelbildung im Gesichte ist eine so starke, dass selbst die Jüngeren den Eindruck eines höheren Alters machen. Die Haut hat wegen des geringen Fettpolsters eine Feinheit, wie wir sie bei den übrigen europäischen Gesichtern selten sehen. So ist namentlich um den Mund, wo selbst bei Männern sonst ein stärkeres Fettpolster liegt, die Haut so fein eingefaltet wie Postpapier; zumal, wenn sie ihr Lachen zu unterdrücken versuchten, kamen so feine Faltenbildungen zu Stande, dass man kaum den Rücken der Falte als solchen unterscheiden konnte. Es erinnert das in gewissem Maass an die Beschreibungen, welche wir von den Buschmännern haben. Auch lässt sich nicht verkennen, dass die Ernährungs-Verhältnisse der Lappen in manchen Beziehungen sich denen der Buschmänner anschliessen. Ich wenigstens muss sagen, was freilich mit der Ansicht des Hrn. Fritsch nicht übereinstimmt, dass ich bei der Betrachtung der Buschmänner-Abbildungen stets den Eindruck habe, dass ihr Aussehen wesentlich durch die anhaltende Penuries bedingt wird, was ja auch Hr. Bleek bezeugt. So scheint es mir, dass auch bei den Lappen im Laufe der Jahrhunderte die einseitige und mangelhafte Ernährung auf die ganze Constitution einen solchen Einfluss ausgeübt hat, dass man sie in gewissem Sinne als pathologische Race bezeichnen könnte. Ich hatte diesen Eindruck schon früher, als ich nur einen einzigen Lappen gesehen, aber eine grössere Zahl von Lappenschädeln untersucht hatte; letztere haben durchweg denselben Charakter. Vergleicht man diese Lebenden mit dem, was uns in Abbildungen von Buschmännern vorgeführt ist, so kann man nicht verkennen, dass

manche Analogien zwischen ihnen sich darbieten. In Bezug auf die Kopfform habe ich schon früher hervorgehoben, dass die Lappen ein ausgemacht kurzköpfiges Volk darstellen. Sie sind mehr brachycephal, als die beiden andern grossen verwandten Stämme: schon die eigentlichen Finnen sind weniger brachycephal, die Esten gehen sogar in das Subdolichocephale über. Es sind 3 kraniologisch so sehr von einander getrennte Gruppen, dass es schwer fällt, sich von einer ursprünglichen Verwandtschaft derselben, von einer wirklichen Nationalitätseinheit dieser Stämme zu überzeugen, wofür ja allerdings sonst vielerlei spricht.

Die Messungen, welche ich bei der ersten Gruppe unserer Lappen gemacht habe, stimmen mit dem, was mir Lappenschädel darboten, vollkommen überein. Ich hatte Gelegenheit, nicht bloss in Helsingfors, sondern auch in Lund und Kopenhagen eine grössere Zahl von Lappenschädeln zu untersuchen, bei denen sich durchweg sehr erhebliche Breitenindices ergaben. Ich werde hier nur von denen aus Lund die Zahlen der Breitenindices angeben: 82,3, 83,2, 85,1, 81,4; nur 2 haben 79,6 und 79,5 gehabt. Das macht im Mittel 81,8. Herr v. Düben (p. 172) gibt als Mittel 83,5. Die Messungen hier haben ergeben, dass die Männer einen Breitenindex von 85,4, 87,4, 88,0 im Mittel 86,9 haben; nur die Frau ist entschieden schmäler und länger. Sie hat einen Breitenindex von 80,1. Das gibt im Ganzen ein Mittel von 85,2, natürlich grösser, als an macerirten Schädeln. Nun verbindet sich mit dieser Kurzköpfigkeit eine gewisse Niedrigkeit des Schädels im Verhältniss zu den eigentlichen Finnen. Jedoch ist der Schädel bei Weitem nicht so niedrig, wie ich Ihnen das in der Sitzung vom 24. November an einer Reihe von deutschen Schädeln vorgeführt habe; die Mehrzahl bewegt sich in Höhenindices um 75, nicht wenige sind höher. Bei den Lebenden ist es schwer, ein paralleles Maass zu finden. Indess habe ich die senkrechte Höhe des Kopfes von der Ohröffnung aus gemessen, und so die Zahlen 72,0 — 72,0 — 65,9 (bei Jona) — 69,8 (bei Karim) erhalten. Nach der Vorstellung, die ich im Ganzen bei meinen Vergleichungen gewonnen habe, möchte ich annehmen, dass die niedrigeren diejenigen sind, welche am meisten charakteristisch sind, und dass gerade in dieser geringeren Höhe ein erheblicher Unterschied der lappischen von den eigentlich finnischen Schädeln gelegen ist.

Nun möchte ich auf der andern Seite betonen, dass bei aller Bedeutung dieser Verhältnisse ich ausser Stande sein würde, in dem eigentlichen Gehirntheile des Schädels, also in der Schädelkapsel so viel Eigenthümliches zu finden, dass ich mir getrauen möchte, aus jeder Schädelkapsel, die mir vorgelegt würde, herauszusehen, ob der Schädel einem Lappen angehört hat oder nicht. Ich betone das, weil in der letzten Generalversammlung zu Dresden eine erhebliche Differenz in Bezug auf diesen Punkt auftauchte und weil auch sonst vielfach aus Schädeln, die in tiefen Lagen der Erde, in Mooren und Höhlen gefunden sind, argumentirt wird, dass es lappische seien. Ich meine, man muss in dieser Beziehung sich sehr vorsehen. Brachycephale Köpfe sind überall in Europa verbreitet, und wir sind bis jetzt keineswegs berechtigt, aus der blossen Brachycephalie, auch wenn sie zugleich niedriger ist, auf einen nördlichen Ursprung zu schliessen. Analoge Formen finden sich auch ziemlich weit südlich. Ich habe letzthin aus San Remo Schädel bekommen, die in Bezug auf manche Verhältnisse der Schädelkapsel sich den lappischen anschliessen lassen. Es ist vielmehr charakteristisch, ja ich meine, es steht im Vordergrunde der Betrachtung die Gesichtsbildung. Die ungewöhnliche Breite der Backenknochen, die Gesichtsbreite im Verhältniss zu der sehr geringen Höhe des Gesichts fällt sofort auf. Besonders zeigt sich eine ganz ungewöhnliche Dürftigkeit in der Entwickelung der Kieferknochen. Alles, was zu den Kiefern gehört, ist klein und mangelhaft. Der lappische Unterkiefer, für sich betrachtet, ist mehr charakteristisch als der ganze Schädel. Er ist so klein, der Bogen so wenig entwickelt, die einzelnen Theile so schwach contourirt, das Kinn so zurücktretend, dass man wenige andere Völkerstämme den Lappen in dieser Beziehung an die Seite stellen kann. Höchst auffällig ist die Bildung der Augenhöhlen; sie sind an sich ziemlich geräumig, aber nicht selten schieben sich die Ränder, der obere und der untere, so herüber, dass der Eingang der Augenhöhle, der sonst relativ der weiteste Theil, ungleich enger ist. Wahrscheinlich erklärt sich diess aus dem Umstand, dass hinter dem Auge wenig Fett liegt. Während bei gut entwickelten Menschen ein stark entwickeltes Fettpolster hinter dem Augapfel befindlich ist, auf welchem das Auge sich stark vorschiebt, so tritt hier das Auge merkwürdig tief zurück, wie in eine Grube. Es hat ausserdem der Eingang der Augenhöhle eine etwas schiefe Gestalt und zwar schief in der Art, dass er nach aussen und unten eine starke Ausweitung hat. Dadurch wird eine eigenthümliche Stellung des Auges bedingt. Die Augenspalte ist etwas nach aussen und unten gerichtet. Die Augen-

lider sind entsprechend klein, weil sie eine geringere Fläche zu bedecken haben. Das Auge ist gleichsam verborgen, es kommt nur in einer kleinen Spalte zum Vorschein und erscheint dadurch sehr klein, obwohl es an sich keine absolut grössere Kleinheit haben mag. Keineswegs besitzt es die eigentlich mongolische Form. Dazu kommt eine kleine Nase, die doch einen ziemlich breiten Rücken hat, so dass sie bei einzelnen Individuen, namentlich den kleineren, ziemlich weit hervorzutreten scheint. Trotzdem ist sie klein. Ihre Höhe beträgt bei Dovit 45, Klemme 48, Jona 49 und nur Karim 52 Mm. Die Ausbildung derselben ist also nur eine scheinbare gegenüber dem kleinen und mageren Gesicht. Die absoluten Höhen sind unter den gewöhnlichen Maassen, namentlich der Finnen. Im Uebrigen ist die Nase durchaus nicht in irgend einer Weise so gebildet, wie dies sonst bei der mongolischen Race zu bemerken ist.

Wenn ich damit keineswegs gesagt haben will, dass die Lappen kein mit den Mongolen zusammenhängendes Volk seien, so wird es doch Gegenstand der weiteren Untersuchung sein müssen, festzustellen, wie sich die körperlichen Verhältnisse der finnischen Stämme bis tief gegen den Osten hin im Einzelnen gestalten. Wenn Hr. Schott in Beziehung auf die linguistische Seite betont, dass die Stämme um Ural den Lappen näher stehen als die eigentlichen Finnen, eine Ansicht, die auch die finnischen Linguisten, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiss, theilen, so ist es um so mehr auffallend, dass, soweit unsere jetztigen Kenntnisse über den Schädelbau reichen, gerade hier die grössten Differenzen vorhanden sind, indem die urallschen Stämme ausgesprochen langköpfig zu sein scheinen. Das wird nun wohl allseitig anerkannt werden, dass die Erscheinung der Lappen eine wesentlich andere ist, als wir sie in irgend einem Theil unseres Vaterlandes oder irgend einem der benachbarten Culturländer Europas antreffen. Ich bleibe also dabei, dass bis jetzt nichts direct dafür spricht, dass ehemals eine lappische Bevölkerung ganz Europa überzogen habe. Wie weit eine vielleicht verwandte mongolische oder selbst finnische Bevölkerung da gewesen, das ist eine andere Frage. Aber ich meine, wir werden auch hier daran festhalten müssen, dass unter den uns bekannten finnischen Stämmen keiner ist, der dem Typus entspricht, den wir als herrschenden in älteren Gräbern, in der Tiefe unserer Moore, in den prähistorischen Höhlen vorfinden.

— . —

Sitzung des anthropologischen Vereins zu Göttingen am 17. Juli 1875.

Vorsitzender Hr. Benfey.

Hr. Bezzenberger hielt einen längeren Vortrag

über den Ortsnamen „Halle."

Sehr viele Orte Deutschlands, welche Salzquellen und Salinen besitzen, führen den Namen Halle (Hall), — selbstständig, oder als Bestandtheil ihres Namens, oder in Ableitungen —; man hat diese Thatsache durch die Annahme zu erklären versucht, dass in dem Wort Hall (Halle) das Wort Salz *(sal)* enthalten sei. In diesem Falle wäre das anlautende *h* aus *s* entstanden; Uebergang von *s* in *h* findet sich in den europäischen Sprachen nur im griechischen und im celtischen und jener Name müsste desshalb — da die Griechen in Deutschland nie einen entsprechenden Einfluss gehabt haben — aus dem keltischen stammen. Jene Orte würden alsdann von Kelten gegründet sein, welche die Salzquellen derselben kannten und ausnutzten. Diese Annahme stösst bei Halle a S. auf eine historische Schwierigkeit, da dieser Ort ausserhalb der Nordgrenze des Gebietes liegt, welches die Kelten in Deutschland besassen. Um sie zu umgehen, ist angenommen, dass sich hier eine keltische Colonie befunden habe, oder dass Kelten, welche als Salzarbeiter berühmt gewesen seien, dorthin berufen worden wären, um die Salinen anzulegen und dass diese dem Ort seinen Namen gegeben hätten. Diese Annahmen sind aber bedenklich, da nur zwei Gründe dafür angeführt sind und sich anführen lassen, dass die Kelten überhaupt in Deutschland Salz gewonnen haben. Sie sind: I. die Erklärung des Namens der *Ἀλαυνοί* — eines keltischen Volksstammes in Noricum — als *Ἁλαυνοί, Σαλαυνοί*, d. i. Salzarbeiter. Sie ist jedoch unrichtig, denn dieser Name ist nicht zu trennen von den Namen *Ἀλαυνός, Ἀλαυνά* (in Britannien, *Alauna* (in Gallien), *Alaunio* (in den Seealpen), die nicht aus *Ἁλαυνός, Σαλαυνός* u. s. w. entstanden sein können, da 1) in keinem von ihnen das anlautende *h* erhalten ist, 2) ausserdem in keinem der altgallischen oder -britischen Namen der Uebergang von *s* in *h* vorkommt, 3) die Bewahrung des *s* in dem Worte *sal* jedenfalls für das 1. Jahrh. n. Chr. und vielleicht noch für das 4. Jahrh. nachzuweisen ist. II. Spuren eines keltischen Salzbergwerkes in der Nähe des Hallstatter Todtenfeldes. — Alles, was man demnach von dem Salzgewinn der Kelten in Deutschland weiss, ist, dass sie in dem salzreichsten Theil Deutschlands ein

paar Stollen auf Steinsalz angelegt haben; dass sie — worauf es allein ankommt — Salzquellen gefasst und Siedehäuser angelegt hätten, ist hingegen nicht nachzuweisen, ebensowenig, dass sie Salinen *hall* genannt hätten, oder überhaupt so hätten nennen können, da der Uebergang von *s* in *h* nicht etwas allgemein-keltisches ist. Jene Annahmen schweben demnach völlig in der Luft. — Der Name *hal, halla* für Orte mit Salzquellen und Salinen erscheint erst am Ende des 8. Jahrhunderts. — Die Erbauung der Stadt Halle a S. wurde erst im Anfange des 9. Jahrh. angeordnet — also zu einer Zeit, als die germanische Colonisation des — früher keltischen — Süddeutschlands vollendet war. Es liegt also am nächsten anzunehmen, dass I. die Deutschen diese Salinen anlegten, II. dass der Name *hal, halla* deutsch sei. Gegen beide Annahmen lässt sich ein gegründeter Widerspruch nicht erheben; ad I. ist hervorzuheben, dass der Gebrauch des Salzsiedens bei den Deutschen sehr alt sein muss, da er sich bei sämmtlichen germanischen Völkern findet, da ferner Tacitus (Ann. XIII. 57) bezeugt, dass sie aus Salzquellen Salz zu gewinnen verstanden, und da man endlich im 9. Jahrh. wenigstens in dem eigentlichen Deutschland (in Westphalen) eine ausgebildete Technik in dieser Beziehung besessen zu haben scheint. Ad II. ist zu bemerken, dass eine Ableitung des Wortes *hal, halla* aus der deutschen Sprache nicht unmöglich ist. Es bedeutet nachweislich eigentlich den „Bezirk, wo sich die Salzquellen befinden" und ist andeutender Name eines „*halstal*" oder „*halort*". Es bedeutet alsdann eigentlich „Salzquelle" oder „Quelle" überhaupt, indem dieser allgemeine Begriff specialisirt wurde, und ist abgeleitet von dem Verbum *hellan*, giessen, schöpfen, das als solches nur im altnord. vorkommt, während es im deutschen nur in Ableitungen erhalten ist: *hellec* erschöpft, *be-helligen* einen erschöpfen, ermüdet machen; zu ihm gehört *lit. szaltinys* „Quelle". — Diese Erklärung des Namens Hall, Halle u. s. w. ist nur bei den diesen Namen führenden Orten zulässig, welche Salzquellen besitzen, nicht bei denen, welchen dieselben fehlen und die in Deutschland ebenfalls sehr häufig vorkommen.

Darauf sprach Dr. v. Ihering über

künstliche Verunstaltungen der Zähne bei verschiedenen Völkern.

Nach kurzer Erwähnung der hauptsächlichsten bei verschiedenen Völkern üblichen, theils die Gesundheit fördernden, theils ihr schädlichen Toilettenoperationen verbreitete sich Redner ausführlich über die Verunstaltungen der Zähne.

Diese Verunstaltungen sind wesentlich dreierlei: I. Bemalen der Zähne mit rother und schwarzer Farbe (Bornu, Birma); II. Ausschlagen eines oder mehrerer Schneidezähne des Ober- oder Unterkiefers — bei einzelnen Stämmen Australiens und Central-Afrika's; III. Verstümmelung der Form der Zähne mit Erhaltung der Zähne selbst. Viele Stämme des inneren Afrika's behauen die Schneidezähne mit dem Meissel so, dass sie zugespitzt werden, und zwar bald so, dass die Spitze in der Mitte der Schneide, bald so, dass sie in der Verlängerung eines Seitenrandes, oder beider liegt. — Im letzten Falle also sind sie zweispitzig.

Auf den Inseln des malayischen Archipels findet sich ein Befeilen der fast regelmässig durch Betelkauen schwarz gefärbten Zähne in zwei typischen Formen:

1) Entfernung des Schmelzes auf der ganzen Vorderfläche der Krone durch horizontale Feilenstriche und Glattfeilen der Schneide, — eine Art der Verstümmelung, die für die Malayen des ostindischen Archipels charakteristisch ist.

2) ein Befeilen in der Art, dass der Schmelz von der Vorderfläche entfernt wird bis auf ein dreiseitiges Feld, dessen eine Seite die Schneide darstellt. Meist ist dabei der Zahn durch entsprechende Entfernung der Seitentheile zugespitzt, so dass dann die überbleibende Schmelzfläche rautenförmige Gestalt hat. — Diese Form findet sich nur auf vier Inseln, Java, Bali, Madura, Celebes, und ist bisher nicht beachtet worden, indem Virchow, A. B. Meyer u. A. das wichtigste Charakteristicum für diese Inseln in der Spitzfeilung zu erkennen glaubten. Auch die von Virchow erwähnten Malayenschädel der Wiesbadener Sammlung gehören hierher. Meyer's Annahme, dass es sich um in Sclaverei gerathene Eingeborene der Mentavey-Inseln handeln könne, ist höchst unwahrscheinlich, da v. Ihering in den verschiedensten Sammlungen dieselbe Form in zahlreichen Exemplaren angetroffen hat, als deren Heimath immer die genannten vier Inseln angegeben waren.

Man muss daher annehmen, dass diese Deformirung auf den genannten Inseln heimisch sei, oder gewesen sei, — wiewohl sich zur Zeit noch keine Vermuthung darüber aufstellen lässt, welchen Volksstämmen sie eigenthümlich oder ob sie etwa nur ein Standesmerkmal sei.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 28. Juni 1875.

Hr. Lauth:

Bild und Schrift.*)

Der Redner erläutert an den Hieroglyphen, an der Schrift der Chinesen, der Mexicaner und Indianer die Entdeckung unseres Jahrhunderts, dass alle Schrift aus Bildern entstanden ist. Vor allen erhält die Hieroglyphenschrift, als die deutlichste Nachahmerin natürlicher und künstlicher Objecte, eine ausserordentliche Wichtigkeit für die Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Der Vortragende hat schon früher (Correspbl. 1870 No. 4 S. 31) die Darstellung der verschiedenen Racen auf den alt-ägyptischen Denkmälern beschrieben, und bemerkt daran anknüpfend: Die ägyptischen Künstler unterschieden dieselben durch charakteristische Hautfarbe, Physiognomie, Bekleidung und Bewaffnung. In dem grossen Texte von Edfu, (Naville, Mythe d'Horus) wird dem siegreichen Horus (Haremachu "Ἀρμαχις) dem Lichtprinzipe, der Satz in den Mund gelegt, dass die aus dem Kampfe entronnenen Gegner, die nach Süden zogen, zu Schwarzen (Kuschiten) wurden, die nordwärts fliehenden zu Gelbhäutigen (Aamu), die westwärts zu Tamehu, die ostwärts zu Sehasu (Hyksôs). Man sieht, dass in dieser Aufzählung die Kuschiten den Negern entsprechen, die in den Grabgemälden Sethosis' I auftreten, während die rothfarbigen Aegypter nicht repräsentirt sind, weil es sich um Besiegte handelt. — Ausser dieser Viertheilung, die den vier Weltgegenden entspricht, erscheinen sowohl in den Schlachtgemälden als in den Texten selbst, eine Unmasse fremder Völker, alle durch ihre Eigenthümlichkeiten gekennzeichnet, was um so mehr zu bewundern ist, als diese Unterschiede so oft in dem sprödesten Steinmateriale und in sehr kleinen Dimensionen, weil innerhalb des Rahmens der Schriftzeilen, abzubilden resp. naturgetreu darzustellen waren. Im Ganzen und Grossen wurden Nord- und Südvölker durch die betreffenden Pflanzen angedeutet, zu denen man, soferne Gefangene gemeint sind, ihre Fesseln gipfeln liess. Besonders liebten es die ägyptischen Künstler, ihrem Hange zur Satyre nachgebend, die an und für sich schon barocken Gestalten der Ausländer z. B. besonders dicke Figuren, in der Darstellung zu übertreiben; so z. B. die Frau eines arabischen Häuptlings von Punt im Thale von Assassif, die von Fettwulsten strotzt, während ihr Herr Gemahl sich durch Magerkeit auszeichnet, so dass beide das bekannte Duo von „ein Leib und eine Seele" figürlich darstellen. Die Uebertreibung enthielt in diesem Falle zugleich eine Schmeichelei für die regierende Fürstin, die Königin Hatasu, unter deren Regierung die betreffende Expedition über das Rothe Meer stattgefunden. Dagegen sind die Frauen der gefangenen Tekkuri (Teukrer), wie sie die Haremsgemächer Rhampsinit's (Ramses' III) in Medinet-Abu zeigen, in ihrer natürlichen Schönheit und mit dem bekannten griechischen Profile abgebildet. Ich habe erst vor Kurzem die Entdeckung gemacht, dass die von Herodot so ernsthaft vorgetragene Erzählung der ägyptischen Priester vom Aufenthalte der schönen Helena in Aegypten beim Könige Proteus, der sie bis zu ihrer allenfallsigen Abholung durch Menelaus in seinem Gynaeceum aufgehoben habe, auf einem wirklichen Vorgange der ägyptischen Geschichte beruht, da sie als Frau eines Teukros — so nennt Herodot regelmässig den Paris-Alexandros — factisch zu den in Medinet-Abu abgebildeten Teukrerfrauen gehört.

Man sieht auf den Schlachtgemälden Rhampsinit's die Teukrer und Pelasger (Tekkuri und Pulusta) mit ihren Frauen und Kindern auf Streitwagen, die von Ochsen gezogen werden. Das besondere Interesse aber erregt die Darstellung ihrer Schiffe, so wie denn hier zum ersten Male eine Seeschlacht abgebildet ist, das älteste Beispiel dieser Art, und eine rein historische Vorführung von classischen Völkern zu einer sonst für mythisch gehaltenen Zeit.

Die genannten beiden Völker, Teukrer und Pelasger, sind nicht die einzigen vom Rande des Mittelmeeres, deren Physiognomie, Bewaffnung und Kleidung uns die bildlichen Darstellungen der altägyptischen Denkmäler naturgetreu überliefert haben. Ich habe vor acht Jahren in einem Schul-Programm: „Homer und Aegypten" aus einer siebenundsiebzigzeiligen Inschrift von Theben (Karnak) die „Kriege und Siege des Exodus-Pharao Menoptah" übersetzt und die ursprünglichen Namensformen der Achiver (Aqaiwasch), Sikuler (Schakalasch), Danaer (Daanauna), Tursker (Tuirscha), Sardinier (Schardana), Lucanier (Luka) daraus entnommen. Was von den Anwohnern des Mittelmeeres, das gilt von allen Völkern, die mit den Aegyptern in irgend eine Berührung kamen: die

*) Verfasser ds. gibt vom 1. Januar 1876 an eine in Monatsheften à 1 Mark erscheinende autographirte Zeitschrift unter dem Titel: „Aegyptische Blätter" heraus, über deren Tendenz man den Artikel: Augsburger Allgemeine Zeitung 20. Aug. 1875 vergleichen möge.

in Stein gehauenen Worte, d. h. die Hieroglyphen, welche nach dem Ausspruche eines alten Autors das einzige Ueberbleibsel Aegyptens bilden sollten, erweisen sich glücklicherweise so reichhaltig, dass sie nicht nur die Urgeschichte Aegyptens getreu überliefern, sondern auch für die anderweitige Ethnographie eine unerschöpfliche Fundgrube bilden.

Von besonderer Tragweite ist die Beantwortung der Frage über das Vorkommen der Metalle und der daraus gefertigten Instrumente, nicht bloss in natura, sondern auf den Darstellungen und Inschriften selbst, wegen des so oft ventilirten Bronze- und Eisenzeitalters.

Eine Statuette des Ramses II-Sesostris im Berliner Museum stellt das älteste bis jetzt bekannte Beispiel eines Hohlgusses aus Bronze dar. Es ist aber nicht zu bezweifeln, dass Bronzefiguren in viel früherer Zeit als dem XV saec. v. Chr. schon vorkamen, da die Darstellung solcher Osiris, Isis und Horus aus Bronze zu dem funerären Gepränge gehörte. Wenn also bis jetzt kein älteres Beispiel von Bronze aufgezeigt ist, so haben wir hierin nur einen Zufall zu erkennen. Die Anwendung von Bronze zu Tempelthüren oder wenigstens zur Bekleidung ist jedenfalls viel älter, obschon wir zufällig hiefür nur ein Zeugniss aus der Zeit von Sethosis I, dem Vater des Sesostris, besitzen. Die ursprüngliche Form des Schmelztiegels, wie sie in Wadi Maghara auf der Halbinsel Sinai erscheint, ist zum charakteristischen Zeichen des Kupfers oder Erzes (Bronze) geworden, zum Beweise, dass dort wirklich Kupfer bergmännisch gewonnen wurde, wenn auch die hieroglyphische Gruppe mafek, die man seit Champollion für dem Kupfer entsprechend hielt, den Untersuchungen von Lepsius zufolge den Smaragd bezeichnet, sowie das Kupfergrün, Berggrün, grüne Smalte und die daraus bereitete grüne Farbe. Ich erinnere an unsern Ausdruck Grünspan. Noch unsicherer ist die Constatirung des Eisens in den ägyptischen Darstellungen und Inschriften, weil wir den koptischen Ausdruck benipeferrum noch nicht sicher hieroglyphisch nachweisen können. Ich selbst dachte wegen der im medicinischen Papyrus vorkommenden Gruppe *ba-n-pe* „hartes Metall des Himmels“ an Meteoreisen, welches früher bekannt sein mochte, als das notorisch nicht leicht aus Eisenerz herstellbare Metall. Dasselbe Stammwort *ba*, welches jetzt auch H. Chabas für Eisen nimmt, erscheint schon im Königsnamen Miebidos (V. der ersten Dynastie) nämlich *Me(r)i-ba.t* und könnte man, wie ich schon 1864 vorschlug, aus den Varianten der Eratosthenischen Uebersetzung allenfalls ein φιλοσίδηρος (statt φιλίστορος etc.) herstellen. In neuerer Zeit ist mir der Gedanke gekommen, dass nach Analogie von kopt. *ba-em-pe* statt des älteren *ba* „der Bock“, also Hausbock = boedas domesticas — das Wort *benipe*-ferrum aus *ba-n-pe* metallum domesticum wegen seines Gebrauches im Hause zu Schlössern etc. genannt worden sein könnte. Der Umstand, dass der Reisende des Pap.-Anastasi I unter Ramses II Sesostris das semitische *barsel* gebraucht, beweist nicht, dass damals die Aegypter noch keinen einheimischen Ausdruck für Eisen besassen. Dem analog wendet er das semitische *marchabutha* für „Wagen“ an, der doch schon viel früher ägyptisch durch *urit* bezeichnet wurde. Lepsius' Gruppe *men*, die er für eine Bezeichnung des Eisens hält, mag ein Synonymum zu *ba* sein, um die Starrheit dieses Metalls anzudeuten, sowie ja auch der kopt. Ausdruck *ba-rot* = aes eigentlich das „feste *ba*-Metall“ besagt.

Die eben besprochene Unsicherheit bezieht sich indess nur auf den Namen des Eisens, nicht auf dieses Metall selbst. Denn schon die aus Eisen bestehenden Wagentheile aus der Zeit des Ramses II Sesostris zu Florenz*) genügen für den Beweis seiner Existenz. Ausserdem hat H. Chabas in seiner mehrerwähnten Schrift p. 50 den Satz: Les Musées renferment un assez grand nombre d'objets en fer provenant de L'Égypte. Es ist nur zu bedauern, dass man die Herkunft dieser Gegenstände aus Eisen nicht sorgfältiger angegeben hat. Indess ist ein Säbel oder Pallasch mit gekrümmter Klinge stark verrostet, den Belzoni unter einem Sphinx von Karnak entdeckt und ins British-Museum abgeliefert hat, entschieden älter als Ramses II, da er wahrscheinlich in die Zeit des Amenophis III (Memnon) gehört. Ein eisernes Blatt, das man in einem der sogenannten Luftlöcher der grössten Pyramide von Gizeh gefunden hat (Brit. Museum), würde die Frage entschieden lösen, wenn es nur gewiss wäre, dass es zur Zeit der Erbauung und nicht erst später hineingerieth, als z. B. Jemand versuchte, mit Hilfe dieses eisernen Blattes das allenfalls verstopfte Loch zu untersuchen oder zu öffnen. In einem Grabe von Assasif**) ist die Ceremonie des Mundöffnens dargestellt. Das erste Mal geschieht dies mittels eines Spatels (Kelle) aus *ba* (Eisen), das zweite Mal durch einen Finger von Gold. Ein solcher Spatel aus Eisen befindet

*) Cf. Onofrio Abbate in seiner Schrift, die er dem König Ludwig I. von Bayern gewidmet hat.

**) Brugsch Recueil I 67, 2.

sich wirklich im Turiner Museum und beweist also ziemlich stark für meine Ansicht, dass die hierogl. Gruppe *ba* das Eisen hezeichnet. Der Spatel aus Eisen ist auch schon im Todtenbuch c. 23, 2 erwähnt und die dort corrupte Gruppe kann mit Hille des Pap. medical zu Berlin, sowie dem grossen Sesostristext von Abydos berichtigt werden.

Bedenkt man nur einen Augenblick die feine Bearbeitung des härtesten Granits in den engegefügten Corridoren der Grossen Pyramide, so schwindet jeder Zweifel an der Existenz und der Benützung des Eisens bei den Aegyptern der damaligen Zeit (3500 v. Chr.). Ja, man muss sogar noch einen Schritt weiter gehen und den damaligen Aegyptern die Kenntniss der Härtung des Eisens zu Stahl zuerkennen. In den Gräbern rings um die grossen Pyramiden sind Scenen mit allerlei Beschäftigungen dargestellt; besonders häufig ist das Schlachten der Thiere abgebildet. Der betreffende Schlächter führt ein rothgefärbtes also kupfernes Messer; das Instrument, an welchem er sein Messer wetzt, ist blaufarbig. Wenn man hiebei allenfalls noch an einen harten Stein dieser Farbe denken könnte, so nöthigen die blauen Klingen der Schwerter (vgl. Tafel II von Lepsins) entschieden zur Annahme entweder von Eisen oder von Stahl und legen die Vermuthung nahe, dass auch die blauen Lanzen oder Pfeilspitzen, welche mit rothen alterniren, nicht aus Stein, sondern aus diesem Metalle bestanden, um so mehr, als man solche Pfeilspitzen aus Eisen in Altägypten zahlreich getroffen hat. Der Name *tahesti*, welcher unter den Ptolemäern an die Stelle des Ausdrucks *men* (Eisen) tritt, erklärt sich vielleicht dadurch, dass hiemit das Eisen im Gegensatze zum Stahl als das weichere Metall bezeichnet wurde. Wenigstens deutet die Aehnlichkeit des Wortes *tahesti* mit *tahti tahi* plumbum Blei auf eine solche Differenzirung hin. (Schluss folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

Hügelgräber.

Im Juli d. J. hat Prof. W. Krause ca. 50 bisher unbeschriebene runde Hügelgräber in der Nähe von Göttingen auf halbem Wege nach Duderstadt untersucht. Sie liegen theils in einer länglichen Gruppe, 34 an Zahl, eine halbe Stunde vom Dorfe Sattenhausen in nördlicher Richtung entfernt im Forstort Ottenberg dessen Namen die Local-Sage vom Kaiser Otto I. ableitet; theils in kleine Gruppen zerstreut beim Vorwerk Himmigerode (Forstort: in den Fuchsbergen) neben der Dasingeröder Trift. Fast alle Hügel sind gleich gross, ca. 1 bis 2 Meter hoch; ihre Kuppe, soweit sie nicht zerstört, hat 7 M. Durchmesser; der grösste Umfang ihrer Basis beträgt 50 M. Durch eine benachbarte Flur des Dorfes Nesselröden ziehen sich eine Wegstunde weit heidnische Schanzengräben: zwei neben einander, geradlinig 1—2 M. tief und zusammen 30 M. breit. Auch auf dem sogen. Hünenstollen bei Holtzerode wird eine Bergzunge von zwei ähnlichen Parallelgräben zu Vertheidigungswerken abgeschnitten; eine Ruine am Fuss des Berges heisst Mäusethurm, ein Thal in der Nähe: die Hölle. Schon nach diesen Umständen ist wohl anzunehmen, dass es sich bei den erwähnten um germanische, nicht um slavische Anlagen handelt.

Der General-Secretär an die Mitglieder.

☞ Nachdem sich jetzt der Schatzmeister der Gesellschaft an dem Sitz der Redaction befindet, und mit der Führung der Kasse auch die Versendung des Correspondenzblattes übernommen hat, bitten wir die verehrl. Mitglieder und die Geschäftsführer der Zweigvereine und Gruppen, die Geldbeiträge für den Verein, die Reclamationen bezüglich der Zusendung des Correspondenzblattes, und die Adresse beim Wechsel des Aufenthaltsortes an den Hrn. Oberlehrer Weismann, Barrerstr. 54, München, richten zu wollen.

Das Correspondenzblatt erscheint regelmässig in der ersten Woche des Monates. Um die Thätigkeit auf dem Gebiete der Anthropologie innerhalb Deutschlands vollständig darstellen zu können, ersuchen wir um Zusendung aller Nachrichten, welche sich in den Provinzialblättern zerstreut finden, sofern sie irgendwie mit dem Gegenstande unserer anthropologischen Forschungen im Zusammenhange stehen, ebenso um Notizen über neue Funde, beabsichtigte Untersuchungen und oben erschienene Arbeiten.

☞ Die Ergebnisse der Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut in Bayern erscheinen demnächst durch 3 color. Karten illustrirt in der Zeitschrift des kgl. bayer. statistischen Bureau, bearbeitet durch Hrn. Ministerialrath Prof. Dr. Mayr. Diejenigen Mitglieder der deutschen anthropol. Gesellschaft, welche Separatabzüge (à 1 Mark) wünschen, werden gebeten, ihre bezügl. Wünsche bis längstens zum 15. November 1875 dem Generalsecretär mitzutheilen. Einen Einblick in die Resultate dieser interessanten statistischen Erhebung gewährt der Vortrag, den Hr. Mayr bei der sechsten Generalversammlung hierüber gehalten und den der demnächst erscheinende stenographische Bericht unserer Verhandlungen enthalten wird.

Schluss der Redaction am 12. September.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 11. München, Druck von R. Oldenbourg. **November 1875.**

Die Zeichen für die prähistorischen Karten.

Gegenwärtig beschäftigt man sich bekanntlich nahezu in allen europäischen Staaten mit der Anfertigung von prähistorischen Karten, und schon längst hat der Vorschlag allgemeine Zustimmung in den betreffenden Kreisen gefunden, dass die angewendeten Zeichen überall die nämlichen, mit einem Worte, dass sie internationale sein möchten. Schon auf dem internationalen Congress für Anthropologie und Urgeschichte zu Bologna 1871 wurden Vorlagen in dieser Hinsicht gemacht und auch eine Commission ernannt, um die Brauchbarkeit der vorgeschlagenen Zeichen zu prüfen, allein erst zu Stockholm 1874 kam die ganze Angelegenheit zu einer grösseren Reife. Eine sehr eingehende Untersuchung über die bei verschiedenen Karten schon angewendeten Zeichen von Hrn. Ernest Chantre*) war in einer grossen Anzahl von Exemplaren dort vorgelegt worden. Diese Arbeit enthielt aber auch neue Vorschläge des mit der archäologischen Kartographie in hohem Grade vertrauten Autors und zugleich eine mit seinem Zeichensystem hergestellte vorhistorische Karte eines Theiles des Rhonebeckens. Es war diess ein hinreichendes Material, um die Sache eingehender zu prüfen; aber bei der Kürze der zugemessenen Zeit war es der Commission, bestehend aus den HH. Capellini (Italien), Desor (Schweiz), E. Dupont (Belgien), Engelhardt (Dänemark), John Evans (England), H. Hildebrand (Schweden), Leemans (Holland), P. Lerch (Russland), G. de Mortillet (Frankreich), F. Römer (Oesterreich), Virchow (Deutschland), nach einer eingehenden Discussion doch nur möglich, mit der definitiven Feststellung der internationalen Zeichen ein Subcomité, nämlich die HH. G. de Mortillet und E. Chantre zu beauftragen. Die einzelnen Mitglieder hatten sich jedoch vorbehalten, innerhalb dreier Monate ihre Bemerkungen den beiden Herren schriftlich mitzutheilen. Diess ist denn auch von mehreren Seiten geschehen, und vor Kurzem wurde dem deutschen Mitglied der Commission Hrn. Virchow die Arbeit der Subcommission in Form eines gedruckten Berichtes mitgetheilt. Wir werden zunächst den wichtigsten Theil desselben, betreffend die Zeichen für die prähistorische Kartographie, mittheilen. Die Geschichte des ganzen Gedankens haben wir flüchtig erwähnt, um darauf hinzuweisen, dass diese Angelegenheit bereits von vielen Seiten erörtert worden ist, und dass schon manche beachtenswerthe Arbeiten*) vorausgegangen sind.

---

*) *Projet d'une Légende internationale pour le cartes archéologiques préhistoriques.* Raport présenté au Congrès internationale. Avec une carte paléoethnologique d'une Partie du bassin du Rhone. Lyon 1874.

*) Die ersten Vorschläge bezüglich internationaler Zeichen rühren von dem Grafen Alex. Przedziecki her, einem Mitgliede der wissenschaftlichen Gesellschaft von Krakau. Sie wurden zu Bologna (1871) vorgelegt. Ollier de Marichard hat 1869 eine prähistorische Karte seinen „Recherches sur l'ancienneté de l'Home dans le Bas-Vivarais“ beigegeben. Die angewendeten Zeichen sind verschieden von denen, welche Abbé Cochet und A. Caraven zu ihren prähistorischen

Die Umsicht, mit welcher die Mitglieder der Subcommissionen an ihre Aufgabe gingen, erhellt besonders aus den Anforderungen, welche sie selbst an die Zeichen für prähistorische Karten stellten, damit die universelle Anwendung derselben möglich sei. Hören wir sie selbst!

„Die Zeichen müssen:

Einfach sein, dass sie auch eine ungeübte Hand leicht eintragen kann; die Einfachheit ist überdiess nothwendig, um die Karte leicht lesen zu können.

Klar, das ist leicht von einander zu unterscheiden.

Ausschliesslich nur für die prähistorische Kartographie erdacht, und nicht etwa bei der neueren Kartographie schon im Gebrauch.

Universell, um in allen Fällen und bei allen Nationen in gleicher Weise Anwendung zu finden.

Mnemonisch, indem sie dem Gedächtniss zu Hilfe kommen, und endlich

Vermehrbar, sie müssen einem Alphabet gleichen, mit dessen Hilfe man auch neue Werte schreiben kann."

Diese letzte Nothwendigkeit hat die Verfasser auf den glücklichen Gedanken gebracht, die gewählten Zeichen in drei Classen einzutheilen, um sie allen Anforderungen leicht anzupassen, sie haben

1) Grundzeichen,
2) Ableitungen von diesen, und
3) Ergänzungszeichen

aufgestellt.

1) Die Grundzeichen.

Die Grundzeichen sind einfach, neun an der Zahl und für die hervorragenden Denkmale der prähistorischen Karte bestimmt, es sind Zeichen, welche sich leicht ändern und miteinander zu Neuen combiniren lassen.

Karten von der untern Seine (Paris 1864) und vom Departement der Tarn (1867) benützt haben. Ferner hat Marioni eine prähistorische Karte der Lombardei veröffentlicht; Jos. van der Maelen eine solche von Belgien. In Frankreich erschienen in den letzten Jahren mehrere Karten, welche die prähistorische Kartographie bereicherten wie z. B. die Karte von Gallien; die Karte der Dolmen und Tumuli von Gallien u. s. w. Bei uns ist wohl den meisten Prähistorikern die archäologische Karte der Ostschweiz von Ferd. Keller (Zürich 1874) bekannt, welche die vorhistorische Zeit dieses Gebietes, ferner die gallo-helvetische, und die alemanische Epoche umfasst.

Sie sind:

Höhle, unterirdischer Gang oder ähnliche Zufluchtstätte . . . .

Menhir, Denkstein, Felsblock (Opferstein)

Dolmen, bedeckter Steingang . . . . .

Hügel . . . .

Begräbniss, Menschenknochen . . . . .

Lagerplatz, Umfassung, befestigte Niederlassung, Schanze . . . .

Pfahlbauten, Wohnungen auf Pfählen .

Einzelfund, Feuerstelle, Wohnplatz . .

Minen, Steinbruch, Bergbau . . . . .

Diese Grundzeichen, welche in vielen Fällen für einfache prähistorische Karten genügen, lassen sich allen Anforderungen anpassen, wenn es sich um die Ausführung grosser und sehr vollständiger Karten handelt. Da wird jedes Grundzeichen durch leichte Aenderungen oder einfache Combinationen zum Ausgangspunkt für viele Ableitungen, wie die folgenden Reihen beweisen werden.

2) Ableitungen.

Mit Hilfe der Grundzeichen lassen sich durch leichte Aenderungen oder durch Combinationen Zeichen für alle Anforderungen der prähistorischen Karten finden.

1. Grundzeichen: Höhle.

Die Höhlen können natürliche oder künstliche sein, und es kann von Nutzen sein, diese Verschiedenheit anzudeuten. Das Grundzeichen kann für beide Fälle angewendet werden und zwar leer für künstliche Grotten, welche meist kleiner und desshalb auch heller sind; ausgefüllt für die natürlichen Grotten, welche grösser, tiefer und desshalb dunkel sind.

Natürliche Höhle, Gang und Zufluchtsstätte . . . .

Höhle, unterirdischer Gang durch Menschen hergestellt . . . .

Natürliche Höhle mit Begräbniss . . .

Künstliche Höhle mit Begräbniss . . .

Unterirdische Zufluchtstätte mit Befestigung . . . .

Bei diesen Ableitungen von dem Grundzeichen der Höhle wird im Fall der Bestattung einfach das Zeichen des Grabes beigefügt. Wäre endlich eine Grotte oder ein Refugium befestigt, so genügte das Zeichen der Grotte, umgeben von dem der Befestigung.

2. Grundzeichen: Menhir, Denkstein, Opferstein.

Der wirkliche Menhir oder der aufrechtstehende Stein . . . .

Eine Reihe von Menhirs, oder Stein-Allee, Steingang . . . .

Cromlech oder Steinkranz . . . . .

Schwebesteine, Steintische . . . . .

Schalensteine . . . .

Stein mit Inschriften oder Sculpturen .

Denkstein, Malstein . . . .

Das Grundzeichen erinnert an ein Steinmonument, Menhir. Die Steinallee, aufrecht oder liegend, wird durch das Grundzeichen des Menhir bezeichnet mit zwei kleinen parallelen Linien. Der Cromlech ist ausgedrückt durch das Zeichen des Menhir mit einem Halbkreis von Punkten. Das Grundzeichen Menhir mit einem kleinen schiefliegenden Balken bezeichnet den Schwebestein; mit einem Punkt im Innern den Schalenstein mit einer Unterlage den Runenstein, oder den mit Sculpturen bedeckten Felsblock. Die Malsteine, deren Herkunft immer mehr oder weniger unaufgeklärt, sind erkennbar durch das dunkle Grundzeichen.

3. Grundzeichen: Dolmen.

Dolmen, bedeckter Steingang . . . .

Dolmen unter einem Hügel . . . . .

Dolmen über einem Hügel . . . . .

Das Grundzeichen Dolmen genügt für die ganze Gruppe jener Monumente, und indem man es mit dem Zeichen des Hügels verbindet, erhält man die Varianten für den Dolmen über und unter einem Hügel.

4. Grundzeichen: Hügel.

Einfacher Hügel . . . .

Grabhügel . . . .

Hügel mit Wall, Warte . . . . . .

Long Barrow . . . .

Hügel mit Holzkammer . . . . . .

Hügel mit Bildsäule . . . .

Trichtergrube (Mardelles) . . . . .

Die ersten abgeleiteten Zeichen sind leicht verständlich. Ein Grabhügel ist das Resultat der zwei Grundzeichen: Hügel und Grab. Der Hügel mit Schanze, Graben oder Wall, als Grundlage eines Thurmes oder Schlosses, als Warte lässt sich ausdrücken durch das Grundzeichen Hügel, verbunden mit dem des Walles.

Der Long-Barrow ist charakteristisch für England, die Einsenkung auf der Kuppe des Hügelzeichens deutet auf seine längliche Gestalt. Die Hügel Schwabens, Ungarns und Russlands, welche oft Holzkammern einschliessen, können durch das Grundzeichen Hügel mit einem dunkeln Viereck im Innern bezeichnet werden. Der Hügel mit Bildsäule beruht nur auf dem Grundzeichen und der Hieroglyphe für den Inschriftenstein.

Unter das Grundzeichen Hügel dürften wohl auch die Trichtergruben zu stellen sein; sie sind der Gegensatz des Hügels und desshalb auch das Grundzeichen nach unten gewendet.

5. Grundzeichen: Grab.

Einfaches Grab und zufällige Bestattung

Grab mit Beerdigung . . . .

Grab mit Verbrennung (Urnengrab. R.) .

Gräberfeld mit Beerdigung (entspräche unsern Reihengräbern. R.) . . . .

Gräberfeld mit Leichenbrand (entspräche unsern Urnenfeldern. R.) . . . . .

Das Grundzeichen Grab kann sich mit andern Grundzeichen verbinden, wie schon oben bei den Höhlen und Hügelgräbern gezeigt wurde. Durch leichte Aenderungen lassen sich mit Hilfe desselben Grundzeichens auch andere interessante Denkmale charakterisiren. Ein im Grabzeichen liegender Querstrich würde die Beerdigung bezeichnen; ein kleiner schwarzer Punkt, der an Kohle und Asche erinnert, das Brandgrab (oder Urnengrab. R.) Das Grabfeld würde dargestellt durch das Grundzeichen, über welchem das mathematische Zeichen für plus + sich befindet.

6. Grundzeichen: Lagerplatz, Umfassung, befestigte Niederlassung.

Lagerplatz, Umfassung, befestigte Niederlassung . . . .

Wall mit Hügel . . . .

Gräben, Mauerwerk, Längenbefestigungen . . . .

Das Grundzeichen Schanze dient für alle geschlossenen Vertheidigungswerke, seien sie mit Wällen, Gräben, Verhauen und Erdwerken irgend welcher Art umgeben, oder nur auf einer Seite mit künstlichen Vertheidigungswerken versehen, auf der andern dagegen durch natürliche Schutzmittel wie Flüsse etc. befestigt. Sind diese Wälle und Schanzen mit einem Hügel versehen oder mit einer Warte, so verbindet man das Grundzeichen mit dem des Hügels. Die offenen Vertheidigungswälle, die Steindämme etc. kann man darstellen durch das Grundzeichen mit einer darunter hinlaufenden Linie.

7. Grundzeichen: Pfahlbau.

Dieses Grundzeichen genügt für alle Arten dieser Denkmale, die Pfahlbauten in Seen und Torfmooren, die wirklichen Pfahldörfer die Cranoges etc.

8. Grundzeichen: Einzelfund.

Einzelfund . . . . △

Fund mehrerer Objecte . . . . . .

Werkstätte (Giesserei) . . . . ◆

Wohnstätte . . . . ✡

Kjökkenmödding . . . .

Terremare . . . .

Das Grundzeichen für den Einzelfund ist rein conventionell und hat nichts mnemonisches. Die Ableitungen sind aber soviel als möglich mnemonisch angelegt. Bei Funden mehrerer Objecte wie Goldschmuck, Waffen etc. verbindet man z. B. das Grundzeichen zweimal. Dasselbe Zeichen schwarz deutet auf eine Werkstätte.

Wohnplätze werden angedeutet durch zwei sternförmig verschlungene Grundzeichen. Dieses Zeichen nähert sich zumeist dem unserer modernen Karten für Flecken und Dörfer.

Zwei eigenthümliche Reste früherer Bevölkerungen wünschen die Prähistoriker Italiens und Skandinaviens besonders zu markiren, nämlich die Kjökkenmöddinger und die Terremaren.

9. Grundzeichen für Bergwerke.

Das Grundzeichen für Bergwerke bedarf ebensowenig wie dasjenige für Pfahlbauten einer weiteren Erklärung. Es fände Verwendung für Stellen, wo Kiesel- und Bernsteinlager, wo Fundorte für verschiedene Erze, Salinen aus prähistorischer Zeit u. s. w. bekannt sind.

Schluss (enthaltend die complementären Zeichen) folgt.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 28. Juni 1875.

Hr. Lauth:

Bild und Schrift.
(Schluss.)

Fragt man, warum das Eisen *ba* zwar häufig, aber daraus gefertigte Instrumente so gar selten inschriftlich erwähnt werden, so liesse sich uns Plutarch de Is. et Osir. c. 62 der Grund geltend machen, dass das Eisen als „Knochen Typhon's“ angesehen wurde, wie das Meer als Schaum dieses Gottes, und desshalb als typhonisch gegolten habe. Allein die Original-Texte wissen nur von einem Bezuge des Eisens auf Set-Typhon z. B. Todtenbuch c. 108, 4/5, wo vom Sonnengotte, dem Lichtprinzipe, ausgesagt wird, „er sperre die Schlange (Set-Typhon) in ihre Umhegung, thue seine Kette von *ba*-Eisen um ihren Hals und mache sie erbrechen Alles, was sie gefressen hat.“ Ein Instru-

ment zum Mundöffnen, von *ba*-Metall (Eisen), des Namens *nu*, hat einen Stift aus Stahl.*)

Wie es sich nun auch mit dem Namen des Eisens bei den Altägyptern verhalten mag, auf die Thatsache, dass eiserne Geräthe schon in der frühesten Zeit bei ihnen im Gebrauche waren, hat diese Ungewissheit keinen Einfluss.

Kehren wir zu unserm Ausgangspunkte zurück, und betrachten die ägyptische Hieroglyphenschrift, die aus eigentlichen Bildern der Gegenstände besteht, noch einmal in Bezug auf die Farben, so ist es erstaunlich, mit welch minutiöser Geduld — z. B. auf den Sarkophagen der hiesigen Sammlung die einzelnen Hieroglyphen gemalt sind. Alle Schriftzeichen, die von menschlichen Körpern hergenommen sind, haben die rothbraune Hautfarbe z. B. Mund, Arm, Hand, Augenränder; das Wasser und die Pflanzen erscheinen grün, so weit Stiel und Blatt in Betracht kommen; die Blüthen and Früchte der Flora sind natürlich bunt, ebenso die Thiere (Vögel, Fische). Blau ist der Himmel und das Metall, welches wir als Eisen oder Stahl erkannt haben, auch einige Edelsteine z. B. Turkis. Gelb manche Holzarten, die als Griffe verwendet sind; dann Sonne, Mond, Gold etc. Roth die bronzenen Werkzeuge, Saiten der Harfe, Spiegel und andere Gegenstände je nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, wobei man sich erinnern möge, dass alle Objecte der Natur, Industrie und Kunst, wenn auch nicht als Schriftzeichen, so doch als Deutbilder zur Anwendung kommen konnten. In der gewöhnlichen Schrift erscheinen alle ohne Unterschied schwarz, nur dass die Anfänge, Ueberschriften und sonstige Charakteristika roth geschrieben werden. Manchmal, wie z. B. auf hier befindlichen Grabstelen, ist die grüne oder blaue Farbe für alle angewendet. Das ägyptische Schreibzeug selbst ist ein lehrreiches Bild: es besteht aus Calamus, Tintengefäss und Palette, letztere mit zwei Tapfen, schwarz und roth. Die Papyrusrolle, die schon im ältesten Literaturwerke, dem von mir vollständig übersetzten Papyrus Prisse, häufig als Deutbild vorkommt, ist ein unwiderleglicher Beweis, dass es schon in der Zeit vor den grossen Pyramiden eine eigentliche Buchliteratur in Aegypten gegeben hat.

Von besonderem Einflusse auf die Cultur des gesammten Menschengeschlechtes wurde die zweite Gattung, die hieratische Schrift der Aegypter dadurch, dass das phönikische Alphabet und alle eigentliche Buchstabenschrift unmittelbar daraus abgeleitet ist, wie ich in einer akad. Abhandlung „über die ägyptische Herkunft unserer Buchstaben" nachgewiesen habe. Wir können nicht einmal die erste Zeile z. B. eines Briefes, das Datum enthaltend, schreiben, ohne an die ägyptischen Prototypen unserer Buchstaben, Ziffern und des Wortes Papier (Papyrus) an Altägypten erinnert zu werden; denn auch unsere Jahresform ist eine wesentlich ägyptische Einrichtung.

Anknüpfend an einen Vortrag des Hrn. Johannes Huber über das subjective Gedächtniss (Siehe 1875 No. 9. S. 69 des Crspbl.) schliesst der Redner: So möge denn das heutige Geschlecht dem ältesten Culturvolk, welches das gesegnete Nilthal bewohnte und das treffliche Mittel für Erhaltung und Fortpflanzung des objectiven Gedächtnisses in seiner Bilderschrift erfand, auch seinerseits ein gutes Gedächtniss bewahren und den ägyptologischen Studien diejenige Beachtung schenken, die ein so wichtiger Gegenstand besonders vom Standpunkte unserer Gesellschaft und der Anthropologie überhaupt jetzt mehr als je erheischt."

---

*) Dèvéria Mélanges 1 fasc. p. 2 aus der Sammlung des Dr. Clot-Bey im Louvre zu Paris.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Die Grabhügel bei Udestedt, Schloss Vippach und Berlstedt.

(Sachsen Weimarisches Gebiet.)

Aus einer brieflichen Mittheilung des Hrn Klopfleisch in Jena.

„Der colossale Erd-Tumulus bei Udestedt, welcher den Namen Tafelsberg führt, auf dessen Bedeutung noch Sagen mythischen Inhalts und bis auf den heutigen Tag geübte mythische hochzeitliche Gebräuche, die auf die Fruchtbarkeit der geschlossenen Ehe hinzielen, aufmerksam machten, erinnert in seinen Grössenverhältnissen fast an die tumuli des Odin, Thor und Freyr bei Alt-Upsala in Schweden, denn seine Höhe betrug über 7 Meter ($22^1/_2$ Fuss) und sein Umfang 96 Meter (340 Fuss). Da nur der Aufgang zum Hügel und das Plateau auf der Spitze desselben frei von Bäumen, während der ganze übrige Hügel mit Fichten bestanden war, so konnte nur ein 2,50 Meter breiter Schacht von der Peripherie aus nach der Mitte des Hügels, an 17 Meter lang, getrieben werden, welche letztere dann 8 Meter breit bis zum 7 Meter tiefen Grunde untersucht wurde — ein saures Stück Arbeit! — Das von zahlreichen Fundobjecten begleitete Ausgrabungsresultat lässt sich dahin zusammenfassen, dass hier eine Cultusstätte, ein „Opferhügel" vorliegt, auf welchem in den oberen wie in den tiefsten Schichten unzählige Thieropfer abgehalten wurden, wobei die dabei ge-

brauchten zahlreichen Thongefässe zertrümmert eingestreut wurden. Da unter den letzteren sich auch Thonscherben der spät-römischen Zeit, darunter auch einer mit charakteristischen Ornamenten auf rother terra sigillata, befinden, so ist dieser Hügel jedenfalls nicht viel vor der Zeit des 4. Jahrh. v. Chr. errichtet worden und wird, wie die Opferreste auf der Oberfläche darthun, bis zur Zeit des Ausgangs des Thüringischen Heidenthums etwa bis ins 7. Jahrh. benutzt worden sein. Da die Mitte des Hügels, trotz der Untersuchung bis auf den sumpfigen Urboden (70 Cm. tief) herab keine deutlichen Spuren menschlichen Begräbnisses enthielt, so kann erst eine spätere peripherische Untersuchung des Hügels Aufschluss geben, ob derselbe auch als Begräbnissstätte gedient hat. Kleinere heerdartige Steinsetzungen kamen an verschiedenen Stellen vor und überall Zeichen einer sehr starken Feuereinwirkung. Als eigentliche Fundgegenstände sind eine grosse Zahl von Thierknochen und Thongefässresten zu betrachten, von denen die ersteren einen guten Anhaltspunkt für die Fauna Thüringens während der späteren Römerzeit bis zur Einführung des Christenthums bieten und die letzteren in Betreff der Technik und Ornamentik der Thongefässe während dieser Zeit treffliche Aufschlüsse gewähren. Besonders liebte man die starke Beimischung von Glimmer und glänzenden Muschelbröckchen zum Thon der Gefässe. In den oberen Hügelschichten tritt auch bereits das Wellen-Ornament auf. Bearbeitete Steine ausser „Reibern" fehlten gänzlich, hingegen fanden sich ein bearbeiteter Knochen, mehrere Eisenstücke und nur eine geringe Bronzespur vor.

Von wesentlich anderer Natur waren die Resultate der Ausgrabungen vom „Katzenhügel" bei Schloss Vippach. Auch mit diesem Hügel verwuchs die Sage und zwar in einer mit den Resultaten der Ausgrabung selbst auffallend harmonirenden Weise. Die Sage berichtet, dass auf diesem Hügel einst ein Vergleich zwischen zwei feindlichen Nachbarvölkerungen stattgefunden habe, wobei aber statt der von der einen Seite darzubringenden Gans ein Storch, und von der anderen Seite statt eines darzubringenden Hasen eine Katze zur Stelle gebracht und geopfert worden sei, — wovon der Hügel seinen Namen erhalten habe. Und wirklich weist die Ausgrabung in den Ornamenten der Thongefäss-Scherben, in dem innerhalb des Hügels local getrennten Vorkommen zweier verschiedener Arten von Gefäss-Technik einen deutlichen Gegensatz zwischen zwei national jedenfalls verschiedenen Parteien auf — beide aber auf dem gemeinsamen Boden der Steinzeit! Der Hügel maass an Höhe gegen 3 Meter, im Durchmesser 28 Meter und im Umfange 62 Meter; seine obere Abplattung betrug 8 Meter, in letzterer befand sich eine Senkung von 5 Meter Durchmesser. Es gehört demnach dieser Hügel schon zu den grösseren. Schon unter dem obersten Rasen und Humus zeigten sich die unverkennbaren Zeugen der Steinzeit: Scherben mit den bekannten feinen Schnureindrücken und zwar auf der Ostseite des Hügels, während auf der Nord- und Westseite hingegen nur Scherben mit der groben Tüpfel-Verzierung vorkamen. Unter der Rasendecke erwies sich auf der West- und Nordseite der ganze Hügel mit den Thonscherben der letzteren Art übersät, während auf der Ostseite, wo die Schnurverzierung allein herrschte, auch die Thierknochen fast gänzlich fehlten. In den bedeckenden Erdschichten des Hügels fanden sich einige Knochenpfeile, eine Knochenpfrieme, eine Feuersteinpfeilspitze, das Stück eines Serpentinsteinäxtchens und das Bruchstück eines mit sculptirten ornamentalen Linien verzierten Sandsteines. Dabei zeigten sich überall Brandspuren und nur wenige Fuss unter der Oberfläche kamen im Mittelpunkte des Hügels und nach der Ostseite hin, so weit das Bereich der schnurverzierten Thonscherben reichte, kleine theils wagrecht, theils senkrecht gestellte Steinplatten (rohe Bruchsteine) zum Vorschein, welche unvollständig und unregelmässig durcheinander liegende menschliche Gebeine umgrenzten und bedeckten, welche letzteren beinahe bis unmittelbar zu den regelmässig angelegten Tiefenbegräbnissen hinabreichten, so dass der Eindruck hervorgerufen wurde, als ob hier über den in der Tiefe bestatteten Hauptpersonen Menschenopfer dargebracht worden seien. Besonders auffällig war der Gegensatz dieser steinumgrenzten Knochenreste zu den tief am Grunde in regelmässigen Erdgruben ohne Steinumsetzung beigesetzten zwei Leichen, von denen das eine Skelet noch ordnungsmässig lagerte, während das andere, wohl durch den Fuchsbau gestört, der sich in der betreffenden Leichengrube befand, unregelmässig hin- und hergezogen war. Jene oberen Knochenbeisetzungen erstreckten sich im Wesentlichen nur über das Bereich der tiefer unten begrabenen Hauptpersonen und reichten, zum Theil in mehreren Schichten übereinander, bis dicht über das im Mittelpunkt befindliche tiefste Begräbniss. Die Steine, welche jene Knochenhäufchen umgrenzten, zeigten von starker Feuereinwirkung. Was die beiden erwähnten Tiefenbegräbnisse anbelangt, so befand sich das eine auf der östlichen Peripherie des Hügels; die Erde in der Umgebung desselben war von schwärzlicher lockerer Beschaffenheit, während sie sonst von fester graubräunlicher Art war. Deutlich liess die dunklere Erde die Form einer länglichen ovalen Grube erkennen, welche das Skelet in der Richtung von Norden nach Süden, liegend, umschloss. Das Skelet, dessen Schädel leider am meisten gelitten hatte, während die Arm- und Schenkelknochen noch ziemlich gut erhalten waren, lag ganz ungestört in der Reihenfolge seiner Knochen, in jener eigenthümlichen Stellung, welche ich schon öfters in ähnlicher Weise in Gräbern der älteren Periode (z. B. auch zu Oldisleben und Thierschneck) beobachtet habe. Die Unterschenkel

waren in hockender Stellung bei gebogenem Knie in spitzem Winkel untergeschlagen, während die Oberschenkel einen rechten Winkel bildeten und die beiden Oberarme von den Schultern abwärts bis zum Ellenbogengelenk dicht an den Seiten der Brust herabliefen, vom Ellenbogen an aber erhoben sich die Unterarme wieder senkrecht bis in die Höhe des Kopfes empor — dieses Alles aber bei völlig wagrechter Lagerung. Hinter dem Kopfe befand sich ein leider zerquetschtes Thongefäss (hohe Becherform) von reicher Verzierung, indem der Hals des Gefässes in wagrechte Parallelstreifen abgetheilt ist, zwischen welchem abwechselnd bald von rechts nach links, bald von links nach rechts kurze leichte kerbenartige Eindrücke angebracht sind, wie dieses guirlandenartige Ornament schon öfters im Verein mit den schnurverzierten Gefässen in Thüringen und anderwärts gefunden wurde. Das Gefäss ist innen von grauröthlicher Farbe, aussen aber ist es mit einer in Wasser löslichen Farbe schwarz angestrichen. Dieses Begräbniss lag 2.40 Meter tief unter der Oberfläche des Hügels. Das andere Tiefenbegräbniss fand sich im Mittelpunkte des Hügels in einer Tiefe von 3,8 Meter. Es befand sich in einer Lage von locker aufgeschütteter, gelber lettiger Erde, welche dem natürlichen Untergrunde vorher entnommen worden war, indem man eine Grube in denselben hineingearbeitet hatte und dann nach erfolgter Beisetzung die ausgeworfene Erde wieder in die Grube einfüllte und noch einen ziemlichen Erdaufwurf über der letzteren bildete, welcher noch ausserdem von einer Holzart (Bretter?) bedeckt worden war wie die deutlichen Holzspuren über dem Erdhügel der Beisetzungsstelle bewiesen. Die Beisetzungsgrube senkte sich muldig in den festen Urboden ein und unterbrach das Steinpflaster, womit der ganze Untergrund des Hügels belegt war. Von dem Skelete waren die Gesichtsknochen und das Schädeldach so gut erhalten, dass die Wiederzusammensetzung gelungen ist, nur das Hinterhaupt und die tieferen lateralen Partien sind in zu kleine Stücke zerquetscht, als dass sie sich wieder zusammenbringen liessen. Der Schädel ist von schmalem dolichocephalen Typus. Rechts vom Kopf fanden sich die Trümmer eines grossen, in seinen Umrissen noch deutlich erkennbaren Thongefässes von gelblichröthlicher Farbe, das vom Halse bis zur Mitte des umbrechenden Bauches mit senkrecht abwärts laufenden gefiederten leichten Strichverzierungen versehen ist. Am entgegengesetzten (Fussende) des Grabes fanden sich noch die Reste eines zweiten kleineren becherförmigen Gefässes, das mit leicht eingedrückten parallelen wagrechten Streifen am Halse verziert ist, ganz in der Manier der schnurverzierten Gefässe, aber ohne die Schnureindrücke selbst. Im Ganzen zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung dieser Ornamentik mit den bei Wiesbaden aus einem Grabhügel im „Hebenkies“ herstammenden, ebenfalls der Steinzeit und dem Stile der Schnurverzierungen angehörenden Grabgefässen, welche Derew abgebildet hat. Dieser Gefässstil der heimischen Steinzeit, der besonders durch die häufigen Schnurverzierungen und einige auffallende Gefässformen charakterisirt ist, führt zu dem höchst sonderbar klingenden aber sicheren Resultate, dass dieser eigenthümliche Gefässstil semitisch-phönizischen Culturberührungen mit unserer steinzeitlichen Urbevölkerung entstammt. In Betreff Germaniens fallen ausser den Küsten der Nordsee die Landstrecken zwischen Rhein, Weser und Elbe bis zur Saale, besonders auch die fruchtbare „güldene Aue“ Thüringens in das Bereich dieser fremden Cultureinwirkung.

Wieder von ganz anderer Beschaffenheit war ein dritter, zwei Stunden südöstlich von dem vorigen entfernter mächtiger Grabhügel bei Berlstedt. Schon bei einer Voruntersuchung waren hier menschliche Skelete angetroffen werden, und die jetzige Ausgrabung lieferte in dieser Beziehung ein vorzügliches Resultat, indem die Reste von 21 Skeleten aufgedeckt wurden, von denen noch gegen 7 mit wohlerhaltenen Schädeln versehen waren (mittlerer dolichocephaler Typus). Dieser Grabhügel war wesentlich ein Erdhügel von circa 17 Meter Durchmesser und 3½ Meter Höhe, in welchem die Todten in 4 Schichten lagerten. Die oberste Schicht begann schon etwa 1 Meter unter dem Humus, war nicht von grosser Ausbreitung, sondern concentrirte sich mehr um den Mittelpunkt und die Knochen lagern hier unregelmässiger, was wohl von äusseren Störungen (Baumlöchern etc.) herrühren möchte. In der zweiten Schicht, die etwa 1 Meter tiefer folgte, lagen die Todten in regelmässiger Ordnung, mit den Füssen gegen Osten, die Arme und Hände an der Seite bis zur Hüfte herab eng anliegend, zum Theil bildeten die Todten kleinere Gruppen und Reihen, Frauen, Männer und Kinder fanden sich nebeneinander. Auf der Südseite wurde ein kleines steinernes Pflaster von 1 Meter Länge und 0,50 Meter Breite, von viereckiger altarartiger Form aufgedeckt, dicht daneben noch einige kleine Steinplatten, auf denen die Reste eines Thieropfers lagen; bei dem Skelete eines Kindes fanden sich einige grüne Glasperlen und eine rothe von terra sigilata, bei einem anderen in der früheren Voruntersuchung ausgegrabenen, eine Halskette von Thon-, Glas-, Silber- und Amethystperlen, das Silber war in Chlorsilber verwandelt, wohl durch Salzeinwirkung. Ein Kinderskelet hatte auch die Reste eines Knochenkammes am Schädel. Von Bronze fand sich nur eine unbedeutende Spur vor, von Eisen aber mehrere meist formlose Stücke. Thongefäss-Scherben fanden sich nur ganz vereinzelt, unverziert und von grober Masse. Die meisten der Skelete waren mit starken Holzbrettern („Bohlen“) von obenher bedeckt worden, auch zu den Seiten der Todten befanden sich meist solche, nicht aber unter den Skeleten. Einige dieser Holzbohlen waren in halbverkohltem Zustande, so dass bei den Beerdigungsfeierlich-

kelten das Feuer doch noch eine Rolle gespielt zu haben scheint. Auch die Steine des erwähnten Altarpflasters zeugten von Feuereinwirkung. Die dritte Schicht der Bestatteten lag wieder einen knappen Meter tiefer als die vorige und zeigte dieselben allgemeinen Erscheinungen. Der Grund des Hügels (4. Schicht) wurde bei 3½ Meter Tiefe erreicht, hier aber zeigten sich noch einige Besonderheiten. Schon bei der früheren Voruntersuchung war ich hier gegen die Hügelmitte hin auf ein mit senkrecht gestellten Steinen oblongviereckig umgrenztes Grab gestossen, welches sehr angegriffene Skeletreste eines Erwachsenen enthielt; es senkte sich dieses Grab gegen 0,70 Meter tief in den gelblich lettigen Grundboden ein, welcher, wie an der Erdmischung mit der sonst schwärzlichen Graberde ersichtlich war, dann als ein kleiner besonderer Erdhügel über dieser Grabstelle wieder aufgeworfen worden war. Mehr nach der Südseite hin, aber ebenfalls in der Mittellinie des Grabhügels, fand sich nun von der vorerwähnten Grabstelle circa 1 Meter entfernt, ein zweites, höchst eigenthümlich construirtes Tiefenbegräbniss. Zuerst zeigte sich ein ovaler wallartiger Aufwurf von steinigem lettigem Grundboden, circa 0,80 Meter hoch und 1,20 Meter breit. Dieser Damm umkreiste in elliptischer Form eine elliptischhufeisenförmige Grube von 3 Meter Länge und 2 Meter Breite, welche 1,70 Meter tief (!) in den festen Grundboden hineingearbeitet und mit dem losen Steinschotter wieder ausgefüllt war, nachdem man die (durch die Feuchtigkeit des Untergrundes sehr zerstörten) Ueberreste eines Kindes hier beigesetzt hatte. Dieses ganze Tiefenbegräbniss nahm sich beinahe wie eine brunnenähnliche Ausschachtung aus, bis endlich in der grossen Tiefe (von der Hügeloberfläche aus 5,20 Meter tief!) die Reste des Kinderskelets zum Vorschein kamen, von denen noch Rippen-, Arm- und Schenkelreste, auch ein Schädelbruchstück vorhanden waren. Ueber dieser Grube, zwischen dem aufgeworfenen Ringwalle, fand sich schwärzliche Branderde mit noch deutlich erkennbaren verkohlten Strohresten. Beigaben waren in diesem merkwürdigen Grabhügel sehr selten, ebenso wurden hier den Todten keine Thongefässe mehr beigegeben. Es dürfte dieser Grabhügel wohl schon in das 6. bis 7. Jahrhundert n. Chr. fallen, in die letzte Zeit des Thüringischen Heidenthums, da bereits fränkisch-merowingischer Einfluss herrschte."

Diess der kurze Ueberblick über die interessanten Hügel, von denen namentlich der erste wahrhaft colossal zu nennen ist. Die Besucher des Stockholmer Congresses erinnern sich noch jener Erdwerke bei Upsala, deren auch Hr. Klopfleisch Eingangs gedacht hat und sie können vielleicht am besten die Thatkraft und Ausdauer bemessen, welche die auch nur theilweise Durchforschung eines solchen Riesenwerkes unserer Altvordern in Anspruch nimmt. Jenen, welche noch nicht der Anblick einer solchen Tumulus vergönnt war, und welche noch nicht Gelegenheit hatten, die erstaunliche Menge des Cubikinhaltes zu übersehen, welcher hier bewältigt werden muss, genüge die Bemerkung, dass man in der jüngsten Zeit eine vollkommen gerechtfertigte Parallele gezogen hat zwischen den Pyramiden des Nilthales und diesen von Menschenhand aufgethürmten Bergen unserer Länder. Hoffentlich wird Hrn. Klopfleisch die vollständige Durchforschung des, vorerst durch einen 17 Met.l langen Schacht geöffneten Hügels möglich gemacht.

Kleinere Mittheilungen.

Inhalt des zweiten Heftes des Archives für Anthropologie. VIII. Bd.

Bis längstens 30. November 1875 sind Bestellungen auf die in der vorigen Nummer des Correspondenzblattes S. 80 erwähnte Arbeit des Vorstandes des hiesigen statistischen Bureau, Hrn. Mayr, über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut in Bayern an den General-Secretär Ottostrasse 1 zu richten!

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, dass die Jahresbeiträge an die Adresse des Schatzmeisters der Gesellschaft, Herrn Oberlehrer Weismann Barrerstrasse 54 München, zu richten sind.

Schluss der Redaction am 29. October.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 12. München, Druck von R. Oldenbourg. **December 1875.**

Die Zeichen für die prähistorischen Karten.
(Schluss.)

3. Ergänzungszeichen.

Die Ergänzungszeichen beziehen sich auf den Zustand, in welchem sich die Denkmale befinden, auf die Zahl und auf ihr Alter.

So einfach als möglich sollen sie, verbunden mit den Grund- und abgeleiteten Zeichen, den archäologischen Bedürfnissen in reichstem Maasse entsprechen und bei der Ausführung der Karten ungefähr eine ähnliche Rolle spielen wie die Accente oder die Interpunctionen bei der Schrift.

1) Zeichen für den Zustand der Denkmale.

Sie bestehen aus vier Zeichen: Ein Kreis unter dem Grund- oder Ergänzungszeichen bedeutet ein untersuchtes Denkmal. Eine Linie, welche schief die Zeichen schneidet, zeigt den schlechten Zustand oder die theilweise Zerstörung des Denkmales.

Zwei im Zeichen sich kreuzende Linien gelten für das vollkommen zerstörte oder verschwundene Denkmal.

Der kleine Balken an der Seite des Zeichens kündet das irrthümlich bezeichnete oder fälschlich für ein Denkmal gehaltene Object an.

In diesen Zeichen erinnert der Kreis an das bei der Untersuchung geschlagene Loch; die schiefe Linie deutet das halbzerstörte, die sich kreuzenden Linien das vollkommen vernichtete Denkmal an; der seitliche Balken am Zeichen ist endlich der Hinweis, dass eine falsche Deutung des Objectes stattgefunden hat.

	Untersucht.	Verwüstet.	Verschwunden.	Falsch.
Höhle				
Künstliche Höhle . .				
Menhir				
Dolmen				
Hügel				
Gräberfeld mit Beerdigung				
Lagerplatz				
Pfahlbauten				
Terremare				

2) Ergänzungszeichen für die Zahl.

Sie bestehen in einfachen Exponenten, welche wie in der Mathematik rechts und oben vom Zeichen gesetzt werden. Kennt man die Zahl der Denkmale, so wird sie in Zahlen ausgedrückt; ist diese unbekannt, so setzt man das Zeichen + um Mehrere anzudeuten, und doppelt, um damit auf eine sehr grosse Menge hinzuweisen.

Beispiel:

	Mehrere.	Grosse Zahl.	Zahl bekannt.
Künstliche Höhlen mit Begräbniss	*	**	5
Trichtergruben	*	**	9
Gräberfeld m. Leichenbrand (Urnenfeld R.)	*	**	27

3) Ergänzungszeichen für das Alter.

Das Alter der verschiedenen Denkmale soll principiell durch Farben bezeichnet werden, die weiter unten zu besprechen sind. Allein es gibt in der Archäologie und Urgeschichte Fälle, bei denen Farben nicht anwendbar sind. Die Einfachheit der Darstellung, schon auf der Karte vorhandene geographische oder geologische Farben u. s. w. können ihren Gebrauch für die Denkmale geradezu verbieten. Dann treten die folgenden Ergänzungszeichen in die Lücke; sie gehen an der Seite der Grund- oder abgeleiteten Zeichen das Alter der Denkmale an.

Diese Zeichen sind:

Aeltere Steinzeit . . . .

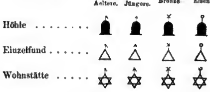
Jüngere Steinzeit . . . .

Bronze . . . .

Eisen . . . .

Wie man sieht, werden die anfangs einfachen Zeichen mit der Entwicklung der Cultur mehr und mehr zusammengesetzt. Man kann sie auf alle Grund- und abgeleitete Zeichen setzen, oder je nach Bedürfniss selbst zwei oder drei neben einander anbringen, je nachdem der Inhalt z. B. einer Grotte der älteren, jüngeren Steinzeit und der Bronze angehört.

Beispiele:



Ist das Alter eines Falles unbestimmbar, so wird ein Fragezeichen darüber gesetzt.

In Bezug auf den Standort des Objectes in Seen, auf Bergen, in der Ebene, in Wäldern etc. gibt die allgemeine Topographie ausreichende Anhaltspunkte.

Die Anwendung der Ergänzungszeichen für die Bestimmung des Alters hat jedoch stets, trotz der Einfachheit, eine allzu grosse Ueberhäufung der Karte mit Zeichen zur Folge. Man darf sich derselben also nur dann bedienen, wenn die Anwendung von Farben unmöglich ist. Die Farben haben vor Allem den Vorzug der Deutlichkeit und der Uebersichtlichkeit. Die Schwierigkeit besteht aber darin, vier gute Farben zu finden, welche nicht erblassen und überdiess sich ebenso gut erkennen lassen bei Tages- wie bei Lampenlicht. Nach vielen Versuchen und nach reiflicher Ueberlegung sind die Herren de Mortillet und E. Chantre dahin gekommen, sich auf vier Farben zu beschränken, nämlich auf Blau, Grün, Roth und Gelb. Gegen die gelbe Farbe haben die nordischen Archäologen lebhaft protestirt, gerade sie müssen viel bei künstlichem Licht arbeiten und gerade dann fällt die Unterscheidung sehr schwer. Aber man kann für solche Fälle eine etwas brannere Nuance anwenden, und so diesem Uebel abhelfen. Ueberdiess soll diese Farbe die ältere Steinzeit bezeichnen, welche gerade im Norden nicht allzu häufig gefunden wird.

Blau und Grün trifft allerdings auch der Vorwurf der schweren Unterscheidbarkeit bei künstlichem Licht. Allein man kann Nuancen finden, welche sich vollkommen leicht sowohl bei Tages- als künstlichem Lichte erkennen lassen.

Die nach eingehender Prüfung gewählten vier Farben werden in folgender Weise verwendet:

die ältere Steinzeit erhält ein bräunliches Gelb,
„ jüngere „ „ Grün,
Bronze . . . . Roth,
Eisen . . . . Blau.

Das bräunliche Gelb wurde für die ältere Steinzeit bestimmt, weil sie mit Rücksicht auf die Mnemotechnik Roth für die Bronze festgesetzt werden musste, dessen Hauptbestandtheil das rothe Kupfer ist. Blau gehört dem Eisen, es ist die ihm schon aus alter Zeit beigelegte Farbe. Schon die Aegypter malten das Eisen blau und das Kupfer roth.

Wir haben hiermit die Resultate in Kürze vorgelegt, zu denen die Herren de Mortillet und E. Chantre gelangt sind, mit Berücksichtigung sowohl der Discussion dieser Angelegenheit auf dem internationalen Congress zu Stockholm als der späteren Mittheilungen einzelner Mitglieder der Eingangs erwähnten Commission. Da der internationale Congress im Jahre 1876 die Aufgabe hat, definitiv die bei den archäologischen Karten anzuwendenden Zeichen festzustellen, ist es dringend nothwendig, sofort an die Prüfung der ebenso gründlichen als umfassenden Vorlage zu gehen. Die Redaction des Correspondenzblattes wird die Mittheilungen, welche ihr hierüber zugehen, sofert veröffentlichen. J. K.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ueber behauene und geglättete Steinwerkzeuge.

Man hat bisher, so weit ich weiss, allgemein angenommen, dass die Werkzeuge aus blos behauenen Steinen durchweg einer früheren Periode der Menschenexistenz angehören, als die geglätteten Steininstrumente, einfach desshalb, weil die Arbeit an den ersteren roher erscheine.

Es wurde dabei aber, wie ich sogleich zeigen werde, gar keine Rücksicht auf die mineralogische Beschaffenheit der betreffenden Steine selbst genommen. Als ich mir, durch vergleichende Studien angeregt, diesen letzteren Gesichtspunkt einmal klar vor Augen stellte, fand sich, dass das Material für die behauenen Steinwerkzeuge aus einfachen Mineralien und zwar aus Kiesel (Quarz Var. Feuerstein, Jaspis, Hornstein) und in Südeuropa, Mexico u. s. w. aus Obsidian*) besteht, welchen die Eigenthümlichkeit eines sogen. muscheligen Bruchs mit schon von Natur aus scharfen Begrenzungslinien, d. h. Kanten, zukommt.

Wenn sich nun der Urmensch in einer Gegend befand, wo diese Mineralien vorkommen, so konnte er gar nichts Klügeres thun, als dieselben einfach zu zerschlagen und sich ihrer natürlichen messerscharfen Ränder für seine Zwecke (Schneiden, Sägen, Schaben) unmittelbar zu bedienen.

Waren diese Werkzeuge durch Benützung stumpf geworden, so konnte man sie, bis sie zu klein wurden, von Neuem durch Zuschlagen schärfen. Wer die Lanzenspitzen aus Feuerstein näher betrachtet, wird sich auch überzeugen, dass eine solche Arbeit in der That gar nicht so roh ist, als sie auf den ersten Anblick scheinen könnte; dasselbe gilt für die sauber zugeschlagenen Feuersteinbeile mit zwei breiten und zwei schmalen Seiten. Biconvexe Beile aus Kiesel sah ich bis jetzt nur ganz ausnahmsweise.

Befand sich der Mensch andererseits in einer Gegend, wo Felsarten (Gemenge aus verschiedenen körnigen und blättrigen Mineralien) das herrschende Gesteinsmaterial darstellten und wo keine jener oben genannten Mineralien in der Nähe vorkamen, so war er auf das Schleifen der betreffenden Steine angewiesen, da die Felsarten, selbst mit gutgestählten Hämmern der Mineralogen, schwer hinreichend scharfe Kanten herstellen lassen und da dieselben überdiess, wenn die Völker an Flüsse kamen, meist erst noch als mehr weniger abgerundete Gerölle**) zur Verwendung kommen mussten. Nur durch Abschleifen konnte der Mensch bei den Felsarten zu dem Ziele gelangen, scharfkantige Stücke zu erhalten.

Wenn der Mensch dann innerhalb der Felsarten die grünlich-grauen, grünen und schwärzlichen Sorten (nämlich Thonschiefer, Serpentin, Diabas, Hornblendegesteine, Gabbro, Eklogit) vorzog, wie ich dies bis jetzt an den vielen durch meine Hand gegangenen geschliffenen Steinbeilen beobachtete, so sind diess Gesteine, welche theils vermöge ihrer mehr dichten (wenigstens nicht grobkörnigen) Structur, theilweise vermöge ihrer bedeutenden Zähigkeit und langen Ausdauer sich zu den genannten Zwecken besonders eigneten. Eine gewiss sehr mühselig gewonnene Erfahrung in diesem Bereiche lehrte den Menschen zuletzt, bei der Auswahl der Gerölle oder Bruchstücke von Felsarten einfach der Farbe nachzugehen, um das Richtige zu treffen.

Waren ihm in irgend einer Gegend die erstgenannten Mineralien und Felsarten neben einander geboten, so wird es sich zeigen, dass die kleineren und scharf schneidenden Werkzeuge aus Feuerstein, die Beile und Hämmer, womit mehr Gewalt angewendet wird, eher aus Felsarten hergestellt sind.

Fassen wir den Inhalt obiger Zeilen kurz zusammen, so stellt sich heraus, dass wir gar keinen Grund und kein Recht haben, so wie bisher einen chronologischen Unterschied zwischen behauenen und geschliffenen Steinwerkzeugen anzunehmen, sondern es konnten, ja es mussten vielmehr gleichzeitig die einen Menschengruppen in Gegenden, wo ihnen nur Feuerstein u. s. w., beziehungsweise Obsidian zu Gebot stand, ihre Werkzeuge durch Zuschlagen gewinnen, andere in Gegenden des sog. Urgebirgs durch Schleifen der Steine ihre Absicht erreichen.

Damit ist in keiner Weise ausgeschlossen, dass wir nicht einen Unterschied gerade unter den geschliffenen Steinwerkzeugen selbst bezüglich des Grades der zu ihrer Herstellung nöthigen Kunstfertigkeit anerkennen, wie das z. B. gewisse Steinhämmer, die mehr oder weniger noch die Form eines Gerölls an sich tragen, gegenüber anderen lehren, bei denen die Oberfläche sowohl als das Stielloch von der feinsten Arbeit zeugen. Ebenso finden wir bei den blos behauenen Steinen in der mehr weniger zierlichen Form und Bearbeitung z. B. der Feuerstein-Lanzen und Pfeile einen Unterschied, welcher uns auf relativ frühere und spätere Stadien dieser Kunst hinführt.

Ausführlicher habe ich mich über diesen Gegenstand bereits im Archiv für Anthropologie 1875 III. Heft (November) ausgesprochen.

Freiburg i Baden 1. November 1875.

Heinr. Fischer.

---

*) Dieser letztere lässt sich auch als Felsart auffassen, ist aber jedenfalls meistens gleichartig in seiner Substanz

**) Ich habe bei anderen Gelegenheiten schon auf die von mir so häufig gemachte Beobachtung hingewiesen, dass eine Menge Steinwerkzeuge (ja sogar auch Idole aussereuropäischer Völker) die bezeichnenden Merkmale des Gerölls noch an sich tragen, nämlich stellenweise sichtbare unregelmässige, runzelige aber glatte Vertiefungen, ausserdem oft genug eine mehr weniger flache Gestalt.

Dr. Karl Andree. †
Dr. Oscar Peschel. †

Im Verlauf des Sommers hat die deutsche anthropologische Gesellschaft zwei hervorragende Mitglieder durch den Tod verloren. In den ersten Tagen des Monats August starb Dr. Karl Andree, dessen Namen in der Geschichte der Länder- und Völkerkunde jederzeit einen vollen Klang behalten wird, und am Schlusse desselben Monates traf aus Leipzig die Trauerbotschaft ein, dass daselbst Dr. Oscar Peschel nach längerem Leiden verschieden ist, an dem Deutschland einen seiner namhaftesten Geographen verliert. Oscar Ferdinand Peschel hat er nachhaltige Spuren seines Geistes auf dem speziellen Forschungsgebiete, der Länder- und Völkerkunde zurückgelassen. Während er die Redaction des „Ausland“ fast zwei Jahrzehnte leitete, in welchem eine Menge anthropologisch wichtiger Artikel aufgehäuft sind, erschienen seine bedeutendsten Werke, unter anderen „Geschichte der Erdkunde bis auf A v. Humboldt und K. Ritter“ und „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“ und während seines Wirkens in Leipzig die mit lebhafter Theilnahme aufgenommene „Völkerkunde.“ Dr. Karl Andree hat bei seiner nahezu ungeschwächten Arbeitskraft und einem unermüdlichen Fleiss das 67. Lebensjahr erreicht. Seit dem Erscheinen seines grossen Werkes „Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen“ (Braunschweig 1850, zweite Auflage 1854) hat er nicht allein vier grössere Werke „Buenos Aires und die argentinische Republik“, „Geographische Wanderungen“ (2 Bde.), „Forschungsreise in Arabien“ (2 Bde.) und seine vortreffliche „Geographie des Welthandels“ veröffentlicht, sondern liess seit 1861 überdiess den „Globus“ erscheinen, eine illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, welche zahlreiche und werthvolle Beiträge zur Anthropologie und Ethnologie enthält.

Diese Fülle erfolgreichen geistigen Schaffens sichert den beiden Männern ein unvergängliches Andenken.

Kleinere Mittheilungen.

Eine alte griechische Münze.

Bei einem Brunnenbau im Dorfe Opatowitz bei Roth-Janowitz fand man in einer Tiefe von etwa einer Klafter eine Münze aus der Zeit des Königs Lysimachos, sehr schön gearbeitet und sehr wenig abgenützt. Auf der einen Seite war der Kopf des Lysimachos stark ausgeprägt und trefflich ausgeführt, ausgerüstet mit kleinen Widderhörnern, was offenbar die Stärke des Königs bedeuten sollte. Auf der anderen Seite ist eine sitzende Pallas abgebildet, die linke Hand auf den Schild gestützt, mit der rechten auf eine geflügelte Figur im Vordergrunde, die Siegesgöttin Nike deutend. Am Rande dieser Kehrseite liest man in deutlicher Schrift: Basileos Lysimachu. Lysimachos war einer der Heerführer Alexander des Grossen, nach dessen Tode (323 v. Chr.) wurde er Statthalter in Thrakien, etwa 10 Jahre später nahm er den Königstitel an, eroberte einen grossen Theil Kleinasiens und schliesslich auch Macedonien und starb 281 v. Chr. Geburt. Diese Münze ist demnach über 2000 Jahre alt und gehört sicherlich zu den ältesten und seltensten Münzen, welche je in Böhmen aufgefunden wurden. Sie stimmt ganz mit der Beschreibung anderer Lysimachischer Münzen überein, welche zu den schönsten griechischen Münzen gehören; nur ist bei ihr ein kleiner Löwenkopf verwischt, der auf den Lysimachischen Münzen den Schild der Pallas zu zieren pflegt. Bei dem Baue dieses Brunnens fand man auch in der Erde Topfscherben und einen goldenen Ring mit Stein.

Mitglieder-Liste.

Münchener Zweig-Verein:

Herr Hänle Aug., Fabrikbesitzer.
„ Holtzendorf v., Universitätsprofessor.
„ Graff, Dr.
„ Geyer Wilh., Bildhauer, Bayreuth.
„ Gumppenberg-Feuerbach v., Lieut. z. D.
„ Mayer Heinrich, Dr. med.
„ Mühle v. d., Graf.
„ Oldenbourg R. A.
„ Suttner v.
„ Thaoter, Dr. med.
„ Tantphoens K., Frhr. v.
„ Zedler, Bayreuth.

☛ Bis längstens 1. December 1875 sind Bestellungen auf die in der Nummer 10 des Correspondenzblattes S. 80 erwähnte Arbeit des Vorstandes des hiesigen statistischen Bureau, Hrn. Mayr, über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut in Bayern an den General-Secretär Ottostrasse 1 zu richten. Die betreffenden Beiträge bitten wir beizulegen. (Bis heute sind 9 Exemplare bestellt.)

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, dass die **Jahresbeiträge** an die Adresse des Schatzmeisters der Gesellschaft, **Herrn Oberlehrer Weismann Barrerstrasse 54 München**, zu richten sind.

Schluss der Redaction am 22. November.





Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

B. VII.

Jahrgang 1876.

Redigirt von

Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

München.
Druck von R. Oldenbourg.
1876.

INHALT.

*) Die Mittheilungen einiger Herren Redner in der Debatte über die Germanischen Rassen in der I. und II. Sitzung, darunter namentlich jene von Hrn. v. Hölder, wurde gekürzt wiedergegeben. Auch ist die Debatte über die Schädelmessung nur im Auszug aufgenommen worden, weil dieser Gegenstand von einer craniometrischen Conferenz, die in Berlin im Monat März zusammentreten soll, des Weiteren erörtert werden wird. Kollmann.

// Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor Kollmann in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 1. München, Druck von R. Oldenbourg. Januar 1876.

Gesellschaftsnachrichten.

Die grossherzogliche Regierung von Baden hat die Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder im vergangenen Sommer vollendet und das statistische Material dem Vorstande der deutschen anthropologischen Gesellschaft eingesendet.

Desgleichen hat unter dem 9. November 1875 das herzogl. Braunschweig-Löneb. Staatsministerium die statistische Zusammenstellung über denselben Gegenstand uns zustellen lassen. Damit sind wieder wichtige Gebiete des deutschen Reiches in den Kreis dieser anthropologischen Untersuchung gezogen, und wir sprechen den beiden Ministerien im Namen der Gesellschaft und der Wissenschaft auch an dieser Stelle geziemenden Dank aus.

Wir sind in der Lage, aus der Erhebung in den Schulen des Herzogthums Braunschweig einige Mittheilungen machen zu können. Im Ganzen wurden 55,043 Schulkinder untersucht. Nimmt man die blauen und grauen Augen zusammen, so treffen 68,4 % auf helle Augen, blondes Haar und weisse Haut, die übrigen Procente vertheilen sich auf blaue oder graue Augen mit braunem Haar 1,3 %, oder braune Augen mit braunem oder schwarzem Haar 7 %, oder braune Augen, blonde Haare und weisse Haut 12,5 % etc.

Mit rothem Haar sind 237 oder 0,4 % gezählt, darunter sind blaue oder graue Augen, rothes Haar und weisse Haut: 198. Unter den 303 Judenkindern sind 103 mit hellen Augen, blondem Haar und weisser Haut, 2 mit rothem Haar und weisser Haut, also mehr als 33 % blond.

Preis-Aufgabe.

Ein Mitglied der Münchener anthropologischen Gesellschaft setzt einen Preis von 100 R.-M. aus für die beste Bearbeitung der folgenden Frage:

Welche Begräbnissarten finden sich aus vorhistorischer Zeit auf bayerischem Boden?

Die Arbeit soll sich hauptsächlich auf eigene Untersuchungen stützen. Die Beilage von Abbildungen der wichtigsten Begräbnissarten wird dringend gewünscht. Dabei bemerken wir, dass die Bearbeitung kleinerer Bezirke von der Concurrenz nicht ausgeschlossen wird. Bis zum 1. Juli 1876 sind die Manuscripte dem Vorsitzenden der Münchener anthropol. Ges., Hrn. Zittel, vorzulegen. Die mit dem Preis gekrönte Arbeit wird von der Münchener anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht werden.

Zur Frage nach der Methode der Schädelmessung.

In der zweiten Sitzung der diesjährigen (sechsten) allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat Hr. Professor Schaaffhausen bei Gelegenheit seines Berichtes über die Arbeiten zur Herstellung eines Gesammtcataloges der deutschen

Schädelsammlungen kurz seine Ansichten über die Methode der Schädelmessung entwickelt, Ansichten, die mit dem auf der vorjährigen Versammlung gemeinsam vereinbarten Maass-System durchaus nicht im Einklang stehen (s. den Stenogr. Bericht S. 57). Wenn unter den anwesenden Craniologen weder Hr. Prof. Virchow noch Hr. Prof. Ecker, noch auch Hr. Prof. Kollmann auf die von Hrn. Prof. Schaaffhausen berührten Punkte einging, so geschah es vermuthlich aus demselben Motive, das auch den Schreiber dieser Zeilen bestimmte, mit seinem Widerspruch zurückzuhalten, nämlich in der Ueberzeugung, dass die augenblickliche Zusammensetzung der Versammlung nicht geeignet sei, Fragen so specieller Art vor ihr zu erörtern. Nun ist aber offenbar eine gedeihliche Entwickelung der craniometrischen Bestrebungen in unserer Gesellschaft nur dann möglich, wenn über die Grundprincipien Klarheit und Einigkeit herrscht. Dieses Ziel ist nach den Erfahrungen der letzten Versammlung bis jetzt noch nicht erreicht: ob wir es überhaupt erreichen werden, muss die Zukunft lehren. Einstweilen ist die Losung: durch Kampf zum Frieden! Und dieser treu folge ich mit Vergnügen der Aufforderung des Hrn. General-Secretärs, meine bereits mündlich geäusserten Bedenken gegen die von Hrn. Prof. Schaaffhausen entwickelten craniometrischen Anschauungen im „Correspondenzblatte" zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, in der Hoffnung, dass meine Ausführungen den Anstoss zu einer Discussion geben werden. Ich werde die einzelnen Punkte, welche Hr. Prof. Schaaffhausen besprochen hat, einen nach dem andern behandeln, mir indessen erlauben, eine andere Reihenfolge einzuhalten.

„Ich halte es für irrig," sagt Hr. Prof. Schaaffhausen (Stenogr. Ber. S. 57 Sp. 2), „wenn man sagt, dass man bei der Schädelmessung nur den Schädel im Auge haben müsse, und ja nicht an seine Beziehungen zum Gehirn denken dürfe. Ich glaube, wer ein Physiologe ist, kann den Schädel nicht anders betrachten, als nach dem, was er nun einmal ist; er ist aber die Kapsel oder das Gehäuse des Gehirnes, des wichtigsten Lebensorganes, und je mehr eine Schädelmessung uns Aufschluss gibt über die Hirnentwicklung, desto vortrefflicher ist sie." Meiner Ueberzeugung nach ist und kann die Craniologie nur eine morphologische Wissenschaft sein, und das müsste sie auch dann sein, wenn die Untersuchung des Schädels um des darin enthaltenen Gehirnes willen geschehen sollte. Ist es bei dem jetzigen Stande der Physiologie des Gehirnes noch nicht einmal möglich, die Verhältnisse der Windungen und Furchen oder der relativen Entwicklung der einzelnen Abschnitte des Gehirnes selbst in auch nur einigermaassen ausgiebiger Weise auf die geistigen Functionen zu beziehen, wie viel weiter sind wir davon entfernt, die knöcherne Hülle, den Schädel, in dem Sinne verwerthen zu können. Der einzige Weg, wie man in dieser Beziehung Resultate zu erhalten hoffen kann, besteht in der vergleichenden Untersuchung von Gehirnen selbst, wobei natürlich eine vorhergehende Ausbildung einer vergleichenden Psychologie der menschlichen Racen Vorbedingung sein müsste. Aber gesetzt, man könnte aus den Formverhältnissen des Gehirns einen Schluss auf die geistige Befähigung seines Besitzers ziehen, so könnte man doch für diejenigen Fälle, wo nur die knöcherne Hülle des Gehirns vorliegt, nur allenfalls auf die Capacität und auf die Oberflächengestaltung resp. die Dimensionen des Schädelausgusses sein Augenmerk richten. Dazu nützt offenbar die genaueste Messung des äussern Schädels und nun gar des Gesichtsschädels, mag sie selbst so weit gehen wie Kopernickis Messungen an Zigeunerschädeln, gar nichts. Allein es ist auch offenbar gar nicht das Bestreben der heutigen Craniologie, aus dem Schädel und seinen Dimensionen Schlüsse auf die geistige Beschaffenheit seines Besitzers zu ziehen. Wenn Hr. Prof. Schaaffhausen in einem alten Grabe einen Schädel findet, so fragt er sich nicht, ob derselbe von einem geistig hoch oder niedrig entwickelten Individuum herrührte, sondern ob der Besitzer ein Germane oder ein Gothe oder gar ein Lappe gewesen sein möge.

Untersuchen wir also den Schädel nicht seines Inhaltes, sondern seiner selbst wegen, so haben wir unser Augenmerk offenbar auf zweierlei Verhältnisse zu richten, auf die Form und auf die Grösse. Da nicht alle zur Untersuchung vorliegenden Schädel an einem Orte beisammen sich befinden, so kann man, um auch Andern eine möglichst genaue Vorstellung von der Beschaffenheit eines Schädels zu geben, zunächst Abbildungen von demselben herstellen; dazu hat man Hilfsmittel verschiedener Art, auf deren Schilderung wir hier nicht einzugehen haben. Indessen mit Abbildungen allein ist es aus verschiedenen Gründen nicht gethan. Einmal würde ein relativ geringes Material schon grossen Raum erfordern; ein weiteres Hinderniss sind die hohen Herstellungskosten; endlich, was vor Allem wichtig ist, ist die Vergleichung der Abbildungen eine ausserordentliche umständliche und schwierige. Man kann zwar die Contouren von einer Anzahl von Schädeln in einander zeich-

nen — und hat es ja auch vielfach gethan — aber sobald die Zahl der Schädel eine gewisse sehr niedrige Grenze überschreitet, muss man doch zu einem andern Hilfsmittel greifen, nämlich zur Messung. Und warum dann die Zeichnungen messen und nicht die Schädel selbst? Die Vergleichung der, sei es an Abbildungen, sei es an den Schädeln selbst gewonnenen Maasse, führte nun schon recht früh zur Erkenntniss gewisser Differenzen, unter denen wohl die wichtigsten diejenigen sind, um deren willen man die Bezeichnungen brachycephal und dolichocephal, prognath und orthognath geschaffen hat.

Da sich im Laufe der Untersuchungen allmählich herausstellte, dass den Messungen der verschiedenen Beobachter verschiedene Ausgangspunkte zu Grunde gelegt waren, und bei der ungeheuren Vermehrung des Untersuchungsmaterials die gefundenen Differenzen sich immer mehr zuzuspitzen begannen, so entstand naturgemäss die Frage nach der besten Messungsmethode. Der Eine empfahl dieses, der Andere jenes Verfahren, wobei wohl meistens die Thatsache maassgebend war, dass der betreffende bereits eine gewisse Quantität von Zahlen nach der von ihm empfohlenen Methode gesammelt hatte, mit denen er den Zusammenhang zu verlieren sich fürchtete. So begreiflich ein solches Handeln ist, so nachtheilig ist es für die Entwicklung der Wissenschaft, und ich würde es für einen grossen Gewinn halten, wenn man sich entschliessen könnte, bis zu gewissem Grade mit der Vergangenheit zu brechen und ein Messungsverfahren anzunehmen, das durchweg nach einem einheitlichen Princip angelegt ist. Ein solches ist von Dr. H. von Ihering in seinem Aufsatz „zur Reform der Craniometrie“ entworfen, und an die dort entwickelten Anschauungen möchte ich zunächst anknüpfen.

Die Aufgabe, die wir uns stellen, ist die Messung eines sehr complicirten geometrischen Körpers, den wir etwa mit einem reichen gothischen Bau vergleichen können. Wenn ein Architekt den Wunsch hat, diesen zu messen, so wird er keinen Augenblick Bedenken tragen, wie er dabei zu verfahren hat. Er wird zunächst Länge, Breite und Höhe messen, vielleicht ausserdem noch diese und jene Diagonale oder gar die Entfernung vom Schlüsselloch einer Thür zu dem der nächsten, wenn diese Grösse für seine Zwecke einen bestimmten Werth hat. Sicher aber wird er die Breite genau im rechten Winkel zur Länge und ebenso die Höhe messen. Dass diese Methode die einzig richtige ist, darüber wird Niemand den geringsten Zweifel haben. Ganz anders ist es in der Craniologie. Hören wir Hrn. Prof. Schaaffhausen: „Warum man die Hauptmaasse des Schädels, seine grösste Länge und Breite auf eine Horizontale beziehen soll, vermag ich nicht einzusehen. Sie haben dazu gar keine Beziehung. Mit der grössten Länge des Schädels, an der Stelle gemessen, wo sie fast von Allen gemessen wird, nämlich zwischen der Glabella und dem vorspringendsten Theile des Hinterhaupts, habe ich ein bestimmtes Maass, welches für alle Lagen des Schädels dasselbe bleibt. Ich weiss aber freilich, dass die gleiche Länge an verschiedenen Schädeln auf verschiedene Weise zu Stande kommen kann. Ebenso ist die grösste Breite ein Maass, welches nichts mit der Horizontalen zu thun hat, indem ich sie bei jeder Lage des Schädels finden kann, aber bei normal gebildetem Schädel wird sie zwei gleich hoch gelegene Punkte verbinden und bei aufrechter Stellung des Schädels oder Skeletes selbst eine Horizontale darstellen. Die grösste Breite eines Schädels aber bleibt, ob er liegt oder aufrecht steht, ob ich ihn rechts oder links umlege, immer dieselbe und so gilt es auch von der grössten Länge.“ (a. a. O. S. 57 Sp. 2.) Ich muss zunächst einen Irrthum berichtigen, dessen Hr. Prof. Schaaffhausen sich schuldig macht, wenn er sagt, die grösste Breite des Schädels bleibe in jeder Lage dieselbe. Die grösste Breite, wie sie Hr. Prof. Sch. misst, ist nämlich an absolut symmetrischen Schädeln eine zur Medianebene des Schädels senkrechte Linie, also ganz unverrückbar, mag sie nun zwischen diesen oder jenen symmetrischen Punkten der beiden Schädelhälften, zwischen den Warzenfortsätzen oder zwischen den Scheitelhöckern gemessen sein. Nur in diesem einen Falle, bei absolut symmetrischen Schädeln, indessen kann dies gelten. Warum dieses Maass aber als „grösste Breite“ bezeichnen? Ich dächte, diese Bezeichnung verdiente etwa die Entfernung zwischen der Spitze eines Warzenfortsatzes und dem tuber parietale der gegenüberliegenden Seite oder ein ähnliches Maass. Warum man aber nur für das Breitenmaass die Forderung stellen will, dass es vertical zu einer gegebenen Ebene, der Medianebene zu nehmen sein soll, ist mir unverständlich. Die ohne Rücksicht auf die Medianebene gemessene „grösste Breite“ ist eine Diagonale und eine ebensolche Diagonale ist die „grösste Länge“ im Sinne des Hrn. Prof. Sch. Es mag nun ja für eine auf eine bestimmte Frage gerichtete Untersuchung sehr wichtig sein, die Grösse dieser oder jener Diagonale zu kennen;

aber das ändert an der Thatsache gar nichts, dass Längen-, Breiten- und Höhendurchmesser zu einander unter rechtem Winkel gelegt sein müssen. Um aber dieser Bedingung bei unsern Schädelmessungen genügen zu können, müssen wir uns wohl oder übel entschliessen, eine Horizontal- oder Verticalebene für dieselben festzustellen: ist nicht eine von den Achsen bestimmt, so ist natürlich eine Vergleichung der übrigen, mögen sie nun die erste unter rechtem, spitzem oder stumpfem Winkel schneiden, unmöglich. Ueber die Frage, welche von den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Horizontalen anzuwenden sei, hat die deutsche anthropologische Versammlung sich bereits im Vorjahre im Beisein des Hrn. Prof. Sch. entschieden, und dem entsprechend haben auch bereits mehrere deutsche Autoren die Ihering'sche Horizontale, die durch die Mitte der Ohröffnungen und den untern Rand der Augenhöhle bestimmt ist, sowohl ihren Zeichnungen wie ihren Messungen zu Grunde gelegt. Dies überhebt mich, denke ich, der Verpflichtung, hier die Vorzüge der verschiedenen Horizontalen gegen einander abzuwägen. Das über die Messung der Länge und Breite Gesagte gilt natürlich in demselben Maasse auch für die Höhe, für deren Messung bekanntlich bereits im Jahre 1861 von den in Göttingen versammelten Craniologen eine Horizontale zu Grunde gelegt worden ist.

Alles dies schliesst natürlich nicht aus, dass auch noch andere Dimensionen, Entfernungen gewisser anatomischer Punkte, Durchmesser in verschiedenen Regionen des Schädels etc. gemessen werden. Ebenso wie der Architekt bei der Beschreibung eines Gebäudes nicht nur die drei Hauptdurchmesser angeben wird, sondern noch eine Reihe von untergeordneten Dimensionen, ja wenn er an das Detail der Decoration kommt, auch die Entfernungen einzelner Blumenkelche oder dergl. messen wird, muss der Craniologe, wenn er bestimmte Eigenschaften eines Schädels hervorheben will, auf Einzelheiten eingehen, die vielleicht für den speciellen Zweck seiner Untersuchungen von viel grösserer Bedeutung sind als die Verhältnisse der Hauptdurchmesser. Will er den Ausbildungsgrad der Kaumuskulatur studiren, so wird er die Entfernung der Schläfenlinien, die Breite der Jochbögen etc. etc. messen, wie Broca die Durchmesser der Nasenöffnung vergleicht, um daraus, wie Hr. Prof. Sch. meint, „wichtige Schlüsse auf die Entwicklung der Sinnesorgane zu ziehen“ (a. a. O. S. 58 Sp. 1).

Zum Schluss noch ein Wort über die Messinstrumente. „Mit Befriedigung,“ sagt Hr. Prof. Sch., „haben wir Alle im vorigen Jahre von unserem Hrn. Vorsitzenden gehört, mit wie einfachen Mitteln er zu messen pflegt. Mein Apparat ist noch einfacher: ein Beckenmesser dient mir als Schädelmesser, dazu gehört ein Maassstab und ein Bandmaass, um den Umfang und die Bögen am Schädel zu messen.“ Nach meinen Erfahrungen ist ein Tasterzirkel (Beckenmesser) in den Händen eines Ungeübten für die Bestimmung der Hauptdurchmesser ein sehr ungenügendes Instrument, weil es durchaus nicht leicht ist, demselben eine bestimmte Stellung gegenüber dem Schädel zu geben, und soll nun gar dabei auf die Horizontale Rücksicht genommen werden, so dürfte ohne complicirtere Hilfseinrichtungen zur Aufstellung des Schädels wohl selbst eine nur annähernd exacte Messung damit unmöglich sein. Ein Craniometer, mit dem man diesen Zweck mit grosser Sicherheit und Schnelligkeit erreichen kann, habe ich bereits vor zwei Jahren in den „Mittheilungen aus dem Göttinger Anthropologischen Verein“ beschrieben; allein bei dem hohen Preise wird dasselbe wohl stets auf grössere Museen beschränkt bleiben oder doch wenigstens nur dann zur Anwendung kommen, wenn man eine bedeutendere Anzahl von Schädeln zu messen hat. So wurde es von mir bei der Herstellung des Katalogs der Göttinger Anthropologischen Sammlung benutzt. Für Messungen an einer geringeren Zahl von Schädeln oder auf Reisen, wo man keinen umfangreichen Apparat mit sich führen kann, genügt bei sorgfältiger Anwendung ein Stangenzirkel (sogen. Schustermaass), namentlich in der modificirten Form, wie er von Virchow unter dem Namen Reise-Craniometer beschrieben ist.*)

Würzburg, November 1875.

J. W. Spengel.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung vom 20. März 1875.

In dem vorliegenden Bericht, der 17 Druckseiten und eine Tafel umfasst, sind es namentlich zwei Mittheilungen, welche das allgemeinste Interesse für sich in Anspruch nehmen. Die eine be-

*) Bericht über die fünfte allg. Vers. d. deutschen anthrop. Ges. p. 67. Das optische Institut von Adolph Wichmann, Hamburg, Grosse Johannisstrasse, liefert das Instrument zum Preise von 45 Mk. excl. Etui.

trifft Keltenschädel, die andere Bronzegefässe von einem ganz bestimmten Charakter.

Seit A. Ecker auf der VI. Generalversammlung zu München die Existenz der Kelten der Vorzeit als einen ethnographischen Begriff geläugnet und Lindenschmit sie als fratres et consanguinei der Germanen, also geradezu für Germanen erklärt hat, werden Keltenschädel ganz besonders wichtig für uns sein. Das vorliegende Material ist zwar noch sehr klein und noch dazu defect, allein es verdient zunächst wenigstens, dass man es zur allgemeinen Kenntniss bringe.

Keltenschädel.

Die der Berliner Gesellschaft durch Hrn. Dr. Fröhlich übersendeten drei Schädel stammen von einem alten Kirchhof in Ballinskellygshay bei Cahirceveen, Kerry County, im südwestlichen Irland, der sich innerhalb der Mauern eines längst verfallenen Klosters dicht am Meeresufer befindet und nach Aussage der Einwohner seit Menschengedenken existirt. Nach der Ansicht des Einsenders haben sich die dortigen Einwohner wohl seit mehreren Jahrhunderten nicht mit Fremden gemischt, da das baumlose, beinahe nur aus Weide bestehende Land gewiss Niemanden zur Einwanderung reize, und da die Leute unter sich noch keltisch sprechen, auch bei Begräbnissen, Kirchweihen u. s. w. sehr sonderbare Gebräuche entfalten.

Hr. Virchow begrüsst die Sendung trotz des sehr defecten Zustandes der Schädel mit Freuden, da es die ersten keltischen Schädel sind, die an die Gesellschaft gelangen. Leider fehlt bei allen dreien der Unterkiefer, bei zweien das Gesicht und bei dem dritten die Schädelbasis, so dass sich ein zusammenfassendes Urtheil eigentlich nicht gewinnen lässt. Immerhin zeigen sie trotz sehr verschiedener Grösse eine grosse Verwandtschaft. Sie sind sämmtlich mesocephal mit Neigung zur Dolichocephalie und vorwaltend sincipitaler Entwicklung. Nr. 2 und 3 können als weiblich bezeichnet werden, womit auch ihre geringe Höhe harmonirt; Nr. 1 ist ein sehr kräftiger und grosser männlicher Schädel, bei dem sicherlich ein ganz anderes Höhenverhältniss gefunden werden würde, wenn die Basis bei ihm erhalten wäre. Das beweist die weit grössere Entfernung des äusseren Gehörganges von der Scheitelhöhe. Alle drei müssen lange frei gelegen haben; ihre Oberfläche ist zum Theil mit Moos besetzt, zum Theil mit Schlamm und kleinen Schnecken.

Nr. 1 zeigt in der Seitenansicht eine starke Wölbung und ein weit zurückgehendes Hinterhaupt. Er ist sehr lang, aber zugleich hoch und breit. Seine grösste Breite liegt nahe unter und vor den Parietalhöckern, welche von den Lineae temporales gekreuzt werden; letztere nähern sich hinter der Kranznaht bis auf 140 Mm., und ihre zweite, äussere Linie greift noch um je 10 Mm. weiter nach oben hinauf. Die Seitentheile des Schädels sind stark abgeplattet, so dass in der Hinterhauptsansicht eine fünfeckige Form erscheint. Die Warzenfortsätze sind sehr stark und weit auseinander stehend. Am Hinterhaupt eine mächtige Protuberanz. Die Stirn etwas niedrig, mit sehr starkem Nasenwulst, der in der Mitte nur eine geringe Einsenkung erkennen lässt; jederseits erstreckt sich von da, jedoch vom Orbitalrande geschieden, ein starker Wulst auf die Stirn. Der obere Orbitalrand schmal und sehr zurücktretend, die mehr breite als hohe Orbita daher scheinbar zurückliegend, nur ihr unterer Rand stärker hervortretend. Jochbeine anliegend, Kiefergelenkgruben sehr tief und steil. Nasenwurzel sehr tief, Nase schmal und niedrig. Oberkiefer sehr orthognath und mit ganz niederem Kieferrand; die Vorderzähne fehlend, die Backenzähne stark abgenutzt. Der dritte Backzahn jederseits mit 3 Wurzeln. Gaumen sehr kurz, 45 Mm. lang und 42 breit.

Der weibliche Schädel Nr. 2, welchem das Gesicht fehlt, ist im Uebrigen gut erhalten, er ist lang, breit und niedrig. Namentlich die Stirn ist sehr niedrig. Dafür hat sie starke Höcker, eine volle Glabella und einen vollen Nasenwulst. Die Scheitelbeine sind, wie übrigens auch bei Nr. 1, ungewöhnlich lang; ihre wohl ausgebildeten Höcker werden von dem Planum temporale erreicht. Das vorspringende Hinterhaupt hat eine abweichende Gestalt: der muskelfreie Theil der Schuppe ist niedrig, aber stark gewölbt, dagegen der muskuläre mehr eben und fast horizontal gestellt. Die Jochbeine sind stark ausgewölbt. Der äussere Gehörgang von vorn her sehr abgeplattet. Jederseits an der Ala magna sphenoid. ein grösserer Schaltknochen, der die Stelle des Proc. frontalis squamae temporalis einnimmt, jedoch das Stirnbein nicht erreicht, also die Ala nur hinten von dem Angulus parietalis abschneidet. Rechte Orbita hoch und nach oben und innen stärker ausgeweitet.

Dem allem Anschein nach gleichfalls weiblichen Schädel Nr. 3 fehlen sowohl das Gesicht als die Basis, so dass selbst die Nasengegend des Stirnbeines nicht vollständig ist. Er hat in jeder Beziehung kleinere Dimensionen als die vorigen, ist jedoch gleichfalls lang mit stark vortretendem Hinterhaupt, recht niedrig, zumal am Vorder- und Mittelkopfe, und von bemerkenswerther Parietalbreite.

Bezüglich der genaueren Maasse verweisen wir auf das Original und setzen nur folgende Indices her.

Breitenindex	I 76,3		
"	II 76,9	Höhenindex	71,6
"	III 75,0	"	72,2

Bronzegefässe.

Was die Bronzegefässe betrifft, so sind ähnliche Funde, wie die über welche Hr. Friedel in jener Sitzung berichtete, von eminenter Wichtigkeit für die Kenntniss des Völkerverkehrs in prähistorischer Zeit.

Es sind drei kleine Henkelschalen (auf der den Bericht begleitenden Tafel V abgebildet) mit Edelrost bedeckt vor ca. 30 Jahren in Staaken bei Spandau in bedeutender Tiefe ausgegraben worden. Die Gefässe sind dem Anscheine nach durchaus „kalt" gearbeitet, d. h. aus dünnem Blech in Schalenform getrieben, jedes mit einem angenieteten Griff versehen und dem Typus von Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, II. Bd. Heft III, Taf. 5, Nr. 3 (gefunden bei Mainz) entsprechend.

Die Herkunft dieser überaus merkwürdigen und für die Berliner Gegend bis jetzt einzigen Henkelschalen ist bekanntlich gerade streitiger als je.

Lindenschmit bemerkt an der bezeichneten Stelle: „Die gehenkelten Näpfe aus Mecklenburg und dem Rheinlande sind Produkte einer unverkennbar vorzüglichen Metallarbeit, welche eine treffliche Schule und unausgesetzte Uebung voraussetzt. Die Verschiedenheit der Ausführung ist nur von jener Art, welche die verschiedenen Sorten derselben Fabrikwaare charakterisirt. Wollte man im Sinne der Systematiker voraussetzen, die Gefässe von Schwerin und Mainz, sowie ein gleichartiges von Wiesbaden, seien durch einzelne Arbeiter an diesen weit entfernten Orten ausgeführt, so müssten wir zugleich den jetzigen handwerklichen Verhältnissen unseres Landes ein Hinaufreichen um vierthalb Jahrtausende zugestehen, denn so weit mindestens müsste die sogen. Bronzeperiode, bei der immer wachsenden Ausdehnung der Eisenzeit, hinaufgeschoben werden. Da aber bis jetzt nicht Jedermann eine solche Erweiterung der Chronologie nordischer Bildung den thatsächlichen und historischen Verhältnissen entsprechend findet, so ist gewiss die Annahme einer Herstellung jener Erzblechgefässe in den alten Culturstaaten sicherer und begreiflicher: wie denn offenbar ihre Henkel massenweise gleichartig ausgeführt und dann den verschiedenen Fabriksorten angepasst und aufgenietet erscheinen. — Wird man nach allem diesem die besprochenen Metallgefässe noch für germanisch oder keltisch, und zwar mit besonderem Nachdruck für entschieden keltisch erklären wollen, so mag man seine Freude in dem Beharren bei vorgefassten Meinungen finden."

Lindenschmit erklärt diese Bronzegefässe, zu denen unsere 3 gehören, für altitalisch. Nach dieser Anschauung wären sie vielleicht ins 3. bis 5. Jahrhundert a. Chr. zu setzen.

Bei zwei Schalen sind die inneren Nieten platt geklopft, bei der dritten dagegen die zwei oberen Nieten auf der inneren Seite hervorragend kegelförmig in der Art der Tutuli. Auf dieses wichtige Kriterum macht Lindenschmit (Ueber Ursprung und Herkunft einer Anzahl Denkmale des sogen. älteren Eisenalters, insbesondere der Geräthe aus Gold, Erz und Eisen, welche zugleich mit etruskischen Erzgefässen in den Grabhügeln des Rheingebietes gefunden werden. Mainz 1871 pag. 10) besonders aufmerksam: „Es begegnen diese konischen Nieten ausschliesslich nur an Gefässen, welche mit altitalischen Arbeiten die allernächste Beziehung bieten, auf der Erzvase eines Grabhügels bei Rönning, Amt Odensee, auf den Bruchstücken eines in Mecklenburg gefundenen Erzgefässes (Fridericus Franc. von Schröter und Lisch, Taf. XII, 2), auf der Erzvase des Kesselwagens von Judenburg in Steiermark, auf einer namhaften Zahl schöner Erzgefässe in Hallstadt, aber auch auf den Krateren, Schalen und Becken der Gräber von Cervetri, Präneste, Bomarzo und Vulci." — Auch die schöne, dem Uebergange der Bronze- zur Eisenzeit angehörige altetruskische Rüstung, welche neuerdings im letzten Vasenzimmer des kgl. Alten Museums zu Berlin aufgestellt ist, zeigt diese konischen Nieten.

Lindenschmit fährt fort: „Unter den Gefässen, welche Merkmale auswärtigen Ursprunges bieten, sind schliesslich noch jene einfachen, aber eleganten Näpfe aus goldfarbiger Bronze zu erwähnen, welche bereits zweimal (bei Kreuznach und bei Angsburg) in grösserer Zahl beisammen und nach aufsteigender Grösse, einer in den andern gestellt, aufgefunden sind. Auch eine andere Art leichter kleiner Schalen von zierlichem Profil mit aufgenietetem Blechhenkel, theils glatt, theils mit Reihen von Buckeln verziert, reicht von Mecklenburg (die Schale von Dahmen) in das mittlere Elbland (jene von Roitsch bei Torgau. Mus. v. Berlin), in das Rheingebiet (Mus. v. Mainz), bis zu jenen von Hallstadt und mit denselben weiter nach Süden."

Nachdem Hr. Friedel vor Kurzem wiederholt die italischen Museen auf Bronzen durchsucht, pflichtet er Hrn. Lindenschmit in Bezug auf die schlagende Aehnlichkeit dieser Gefässe mit altitalischen Repliken bei.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Schädel aus einem Todtenbaum, gefunden in Bremen.

Nachdem im letzten Bande des Archivs für Anthropologie Spengel*) den batavus genuinus, diesen oft genannten Schädel von der Insel Marken, durch Beschreibung und geometrische Abbildungen zur allgemeinen Kenntniss gebracht hat, und dadurch gewiss einem vielfach gehegten Wunsche entgegengekommen ist, dürfte es an der Zeit sein, die Aufmerksamkeit auch auf einen schon vor längerer Zeit den Begräbnissstätten des alten Bremen entnommenen Schädel zu lenken, der gerade durch die grosse Aehnlichkeit mit dem batavus genuinus ein ganz besonderes Interesse bietet. Auf diese Aehnlichkeit wurden wir zuerst durch Hrn. Schaaffhausen hingewiesen, welcher dieselbe nach Einsendung eines Gypsabgusses in einer brieflichen Mittheilung hervorhob, und dabei bemerkte, dass er grosses Gewicht auf die vorhandene typische Aehnlichkeit lege, aus der wir das Zusammengehörige erkennten.

In der That frappirend ist die Uebereinstimmung des Gesichtsausdruckes, wenn diese Bezeichnung anzuwenden erlaubt ist, bei den beiden Schädeln. Die den batavus genuinus besonders auszeichnende Eigenthümlichkeit, die stark gewulsteten und überhängenden Augenbrauenbogen und die zurückfliehende Stirn charakterisiren auch den vorliegenden etwas kleineren Schädel in auffallender Weise und würden allein genügen, beide Formen in nächste Beziehung zu bringen. Dazu kommen nun die tief eingezogene Nasenwurzel und die vorspringenden Nasenbeine, die durchaus gleiche Form und Stellung der Augenhöhlen mit dem dachartig überhängenden Jochfortsatz des Stirnbeins, die bei beiden verhältnissmässig kleine Bildung der Nasenhöhle und die bis in die Details ähnliche Modellirung des Oberkiefers, der bei dem batavus nur etwas niedriger ist, welche in ihrer Zusammenwirkung geradezu den Eindruck der Identität hervorrufen.

Auch das Hinterhaupt ist bei beiden Schädeln mächtig entwickelt, doch zeigt sich in der Vertheilung der Massen eine nicht unbeträchtliche Differenz. Während bei unserem Schädel der Scheitel ziemlich früh, etwa 5 Centim. hinter der Kranznath, nach hinten abfällt, wodurch eine winkelige Knickung der Sagittalnath entsteht, ist der batavus gerade nach hinten und oben stark ausgewölbt, seine Pfeilnath verläuft viel länger horizontal und neigt sich erst spät und allmählich zu der hoch hinaufreichenden Hinterhauptschuppe hinab. Die Profilcontur des batavus überragt desshalb jene des anderen in der hinteren Scheitelbeingegend um ein beträchtliches, andererseits wird sie an der Basis überdeckt durch das stark nach unten entwickelte und förmlich überhängende Hinterhaupt des Einbaum-Schädels. Diese beinahe als Ausbuchtung zu bezeichnende Bildung, welche vorwiegend die Basis der Hinterhauptsschuppe betrifft, aber auch eine grössere Entfernung der Spitzen der Mastoidfortsätze von der Ohröffnung zur Folge hat, tritt nicht nur in entschiedenem Gegensatz zu dem batavus, sondern scheint überhaupt als eine ungewöhnliche Bildung anzusprechen zu sein. Sie giebt unserm Schädel, trotzdem sein Höhenmaass, d. h. die Entfernung des vorderen Randes des foramen magnum vom Scheitel, geringer als das des anderen ist, eine ungleich bedeutender erscheinende Höhenentwicklung, und mahnt entschieden, dass nur mit Vorbehalt das übliche Höhenmaass als bezeichnend für die Höhe des Gesammtschädels verwandt werden darf. Diese Differenz kann freilich in keiner Weise die Bedeutung der gerade in den charakteristischen Theilen vorhandenen prägnanten Analogien aufheben, sie zeigt aber doch, dass wir beide Formen nicht ohne Weiteres identificiren dürfen. Ob es sich dabei um eine zufällige Abweichung oder um einen wesentlichen Unterschied handelt; die Entscheidung dieser Frage wird der Untersuchung weiterer Funde überlassen werden müssen.

Eine besondere Bedeutung erhält der vorliegende Schädel noch durch den Umstand, dass sich sein Alter, welches bekanntlich bei dem batavus genuinus gänzlich unbekannt ist, durch den genau festgestellten Fundort wenigstens annähernd bestimmen lässt. Er wurde in dem ohne Zweifel ältesten Theile der Stadt in ganz beträchtlicher Tiefe unter dem Strassenniveau in einem muldenförmig gehöhlten Baumstamm, einem sogenannten Einbaume, gefunden. Der näheren Beschreibung der lokalen Verhältnisse, welche sich im ersten Bande der Bremischen Jahrbücher*) findet, entnehmen wir, dass sich unterhalb eines Kirchhofes

*) Archiv für Anthropologie VIII, S. 49.

*) Bremisches Jahrbuch I, pag. 27.

und unterhalb der Fundamente der ältesten Kapelle der Stadt eine Schicht mit roh geformten viereckigen Holzsärgen gefunden hat, unter welcher dann, durch einen mit Schlick und Lehm befestigten Knüppeldamm getrennt, eine Schicht mit mehreren Einbäumen, die zum grösstentheil vermorscht gewesen zu sein scheinen, zu Tage trat. Es liegt nahe, aus dem über die Gräber hinführenden Knüppeldamm die Vermuthung abzuleiten, dass der Ort als Begräbnissplatz eine längere Zeit vergessen und ausser Gebrauch gewesen ist, und erst später wieder, durch seine Lage oder durch an ihn sich knüpfende Sagen ausgezeichnet, zu Bestattungen benutzt wurde, unter welchen Umständen den Einbäumen ein sehr beträchtliches Alter zuzusprechen sein würde. Jedenfalls scheint es sicher, dass wir sie in Berücksichtigung der höher gelegenen Kapellenfundamente in die vorchristliche Zeit zu setzen haben, wodurch wir mit den historischen Berichten*) in Uebereinstimmung kommen, welche die Bestattung in gehöhlten Baumstämmen als mit der heidnischen Vorstellung einer Schifffahrt der Gestorbenen ins Jenseits in Verbindung stehend, schon in den frühesten Zeiten nachweisen.

Eine genaue Zeitbestimmung ist damit freilich nicht gewonnen, immerhin aber scheint es wahrscheinlich, dass wir es hier mit einem der ältesten Schädelfunde des norddeutschen Flachlandes zu thun haben. Sollten ähnliche Funde in gleicher Bestattungsart irgend Anhalt zu einer bestimmteren chronologischen Einordnung bieten, so würde das um so erwünschter sein, weil dadurch zugleich Licht auf eine Reihe unfern dieser Stelle kürzlich gefundener und morphologisch noch ungleich interessanterer Schädel geworfen würde, bei denen von der Bestattungsart gar keine Spuren gefunden wurden. Etwaige einschlagende gütige Mittheilungen bitten wir an die histor. Gesellschaft in Bremen, Abtheilung für Urgeschichte, zu richten, welche ihrerseits mit Vergnügen bereit ist, Gypsabgüsse des beschriebenen und auch der eben erwähnten, sich durch eine bis jetzt unbekannt geringe Höhenentwicklung auszeichnenden Schädel (vgl. die nähere Beschreibung und die Abbildungen in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins)*) in Tausch oder gegen die Herstellungskosten (2 Rm.) abzugeben.

Dr. J. Gildemeister.

Tabelle.

	Geschlecht	L	B	h	H	L:B	L:H	B:H	B:b	C	Sb	Schb	Hb	Gb	O.L	J.B
batavus genuinus	♂	202	151	99	132	74,7	65,3	87,4	65,6	560	137	118	122	377	67	139
Einbaumschädel	♂	180	133	91	122	70,4	67,7	91,7	68,4	520	116	125	119	360	69	130

*) Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX, p. 574. Ferner Grimm. kleinere Schriften II, p. 274. Ferner Worsaae, Dänemarks Vorzeit p. 77, u. A.

*) Abhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins Bd. V, p. 514.

Zur anthropologischen Literatur:

Fischer Heinr.: Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung. Mit 131 Holzschnitten und 2 Farbentafeln. E. Schweizerbart's Verlag. Stuttgart. — Bei dieser Gelegenheit bitten wir im Inhaltsverzeichniss vom Jahr 1875 S. IV Spalte 2 Zeile 3 von unten den Titel eines Artikels von demselben Autor richtig zu stellen. Er lautet, wie wohl der aufmerksame Leser schon selbst gefunden hat, in Uebereinstimmung mit der Ueberschrift in Nr. 12 S. 91: H. Fischer „Ueber behauene und geglättete Steinwerkzeuge."

Gildemeister D. J.: Ueber einige niedrige Schädel aus der Domsdüne zu Bremen. Abhandlungen des naturw. Vereins zu Bremen Bd. V. S. 513 mit 8 Tafeln.

Handelmann H.: Die prähistorische Archäologie in Schleswig-Holstein. Aus den Schriften des naturw. Vereins zu Kiel. Bd. II. Kiel 1875.

Moschkau Alfr., Dr. phil.: Saxonia. Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde des Königreichs Sachsen. 1875. No. 10—17.

Richter Dr. R.: Aus alten Grüften. } Saalfeld. Schnellpressendruck von Wiedemann. 1877.
Derselbe: Noch älter. . . . . . }

Zuckerkandl Dr. E.: Cranien der Novarra-Sammlung in 4° mit 24 Tafeln. Wien 1875. Aus den Abhandlungen der kaiserl. Akademie. In Commission bei C. Gerold's Sohn.

Virchow R.: Ueber einige Merkmale niederer Menschenracen am Schädel. Mit 7 Tafeln. Aus den Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1875. In Commission bei F. Dümmler.

Schluss der Redaction am 18. December.

(Mit einer Beilage.)

Verzeichniss

der

in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern

befindlichen

öffentlichen und privaten Sammlungen

von

anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Gegenständen.

Beilage zu Nr. 1 des Correspondenzblattes.
1876.

München.
Druck von R. Oldenbourg.
1876.

Das nachstehende Verzeichniss von Sammlungen oben genannter Art, von denen ein nicht geringer Theil in anderer Form in den Werken von Lindenschmit (die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz bei Victor v. Zabern) und Stoehr (Allgemeines deutsches Vereinshandbuch, Frankfurt 1873) bereits aufgeführt ist, macht nicht die Ansprüche auf absolute Genauigkeit und Vollständigkeit. Wenn ich trotzdem mir erlaube, dasselbe zu veröffentlichen, so geschieht dies aus zwei Gründen. Einmal hoffe ich, dass es auch in dieser noch unvollkommenen Gestalt schon geeignet sein dürfte, in manchen Fällen Forschern und Freunden anthropologischer Studien Dienste zu leisten. Hauptsächlich aber bewog mich dazu folgender Umstand. Bei der grossen Zahl und den mannigfachen Schicksalen der Sammlungen herrscht unter denselben stete Veränderung, über die aber nur selten, in wichtigen Fällen, Etwas in weiteren Kreisen bekannt wird. Für einen Einzelnen wird dadurch eine präcise Registrirung und Controle zur Unmöglichkeit und möchte ich mich desshalb an den grossen Kreis der Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft, sowie an sonstige Freunde unserer Bestrebungen, namentlich aber an die geehrten Inhaber und Vorstände von einschlägigen Sammlungen mit der ganz ergebensten Bitte wenden, durch gütige Mitwirkung in der gewiss wünschenswerthen Vervollständigung des Verzeichnisses mich nach Kräften unterstützen und mir oder dem General-Secretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Hrn. Prof. Kollmann, München, Ottostrasse 1, über folgende Punkte möglichst genaue Nachrichten zugehen lassen zu wollen. Dies sind:

1) der Name der Stadt oder des Ortes, wo die Sammlung sich befindet, mit Angabe der nächsten Post- und Eisenbahnstation;
2) Name, Stand und Wohnung des Inhabers, resp. des Vorstehers der Sammlung;
3) die Oertlichkeit der Aufstellung (genaue Angabe nach Strasse und Hausnummer);
4) die Besichtigungszeit;
5) ob und bei wem eine vorherige Meldung, resp. ob ein besonderes Erlaubnissgesuch nöthig?
6) ob und wie viel Eintrittsgeld erhoben wird?
7) Inhalt und Umfang der Sammlung (wie viel Nummern Stein-, Bronze- und Eisengeräthe, Thongefässe, Knochenwerkzeuge, Höhlen- und Pfahlbautengegenstände? Wie viele Schädel und Skelete und von welchen Racen? Wie viel Nummern ethnologischer Gegenstände und von welchen Volksstämmen und Gegenden?
8) ob gedruckte Kataloge vorhanden sind?
9) ob und welche früher selbständige Sammlungen mit der betreffenden vereinigt worden sind?

Berlin, im November 1875.

Dr. Voss.
Alte Jakobsstrasse 167.

I. Königreich Preussen.

1. Provinz Preussen.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Königsberg. Sammlung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. (Anthropologische Sammlung.)
2. Königsberg. Sammlung des Alterthumsvereins Prussia. (Im königl. Schloss.)
3. Königsberg. Sammlung im geheimen Archiv.
4. Danzig. Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft. (Ethnologische u. urgeschichtliche Sammlung.)
5. Danzig. Städtisches Museum.
6. Frauenburg. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands.
7. Thorn. Sammlung des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst. (Im städtischen Museum.)

B. Privat-Sammlungen.

1. Graudenz. Sammlung des Hrn. Scharlock.
2. Marienburg. Sammlung des Hrn. Dr. Marschall

2. Provinz Posen.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Posen. Sammlung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen. (Mühlenstrasse 17.) Conservator: Hr. Dr. Feltmanowski.
2. Posen. Sammlung im Mariengymnasium. Vorstand: Hr. Director Dr. Schwartz.

B. Privat-Sammlungen.

1. Bogdanowo bei Obornik. Sammlung des Hrn. Rittergutsbesitzers Witt-Bogdanowo.
2. Schrimm. Sammlung des Hrn. Baurath Crüger.

3. Provinz Pommern.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Stralsund. Städtisches Museum. (Im Rathhause.) Vorstand: Hr. Stadtbibliothekar Baier.
2. Greifswald. Sammlung vaterländischer Alterthümer. (In der Universität.) Vorstand: Hr. Dr. Pyl. (Zugleich Vereinssammlung der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.)
3. Stettin. Sammlung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. (Im königlichen Schloss.)
4. Stettin. Sammlung im Pommerschen Museum.
5. Stettin. Sammlung des historischen Vereins.

B. Privat-Sammlungen.

1. Rügen. Fürstliches Jagdschloss in der Granitz. Sammlung Sr. Durchl. des Fürsten zu Putbus.
2. Rügen. Sammlung des Hrn. v. Bohlendorf auf Bohlendorf.
3. Greifswald. Sammlung des Hrn. Uhrmacher Budach.
4. Woltersdorf bei Freienwalde. Sammlung der Frau Rittergutsbesitzerin Merker.
5. Neu-Stettin. Sammlung des Hrn. Major Kasiski.

4. Provinz Brandenburg.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Berlin. Königliches Museum. Ethnologische Abtheilung und Abtheilung für Nordische Alterthümer. Vorstand: Hr. Prof. Dr. Bastian.
2. Berlin. Sammlung der anthropologischen Gesellschaft. (Im pathologischen Institute der Charité ad interim aufgestellt.) Conservator: Dr. Voss.
3. Berlin. Märkisches Provinzialmuseum. (Klosterstrasse 68.) Director: Hr. Stadtrath Friedel.
4. Berlin. Sammlung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. (Im Ständehause der Provinzialstände der Mark Brandenburg, Spandauerstrasse 59.)
5. Brandenburg a. d. Havel. Sammlung des historischen Vereins.
6. Frankfurt a. d. Oder. Sammlung des historisch-statistischen Vereins.
7. Müncheberg. Sammlung des Vereins für Heimathskunde. (Im Rathhause.)
8. Neu-Ruppin. Sammlung im Gymnasium.
9. Guben. Sammlung im Gymnasium.
10. Belzig. Sammlung des geschichtlichen Vereins.

B. Privat-Sammlungen.

1. Berlin. Sammlung des Hrn. Stadtgerichtsrathes Rosenberg. Potsdamerstrasse 116 a.
2. Berlin. Sammlung des Hrn. Geh.-Med.-Rathes Prof. Dr. Virchow. Schellingsstrasse 10.
3. Guben. Sammlung des Hrn. Petermann.
4. Golssen. Sammlung des Hrn. Apotheker Schumann.
5. Pförten i. d. Lausitz. Sammlung des Hrn. Grafen v. Brühl.
6. Krischow i. d. Lausitz. Sammlung des Hrn. v. Winterfeld.
7. Mallenchen i. d. Lausitz. Sammlung des Hrn. Frhrn. v. Patow.
8. Gusow bei Seelow. Sammlung des Hrn. Rendanten Wallbaum.
9. Walchow bei Ruppin. Sammlung des Hrn. Superintendenten Kirchner.
10. Hohenkränig bei Schwedt a. d. Oder. Sammlung des Hrn. Major v. Humbert. (Einzelne Gegenstände.)
11. Bellin bei Königsberg i. d. Neumark. Sammlung des Frln. v. Kahle. (Einzelne Gegenstände.)
12. Gross-Wubiser bei Königsberg i. d. Neumark. Sammlung des Hrn. v. Levetzow. (Einzelne Gegenstände.)
13. Hanseberg bei Königsberg i. d. Neumark. Sammlung des Hrn. v. Naumann. (Einzelne Gegenstände.)
14. Königsberg i. d. Neumark. Sammlung des Hrn. Oberlehrer Voigt.

5. Provinz Schlesien.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Breslau. Sammlung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. (Im Provinzialmuseum.)
2. Breslau. Sammlung des Vereins für das Museum Schlesischer Alterthümer. (Im königl. Bibliotheks-Gebäude, Sandstift.) Custos: Hr. Rector Dr. Luchs.
3. Breslau. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthum.
4. Görlitz. Sammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.
5. Görlitz. Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft. (Im Museum der Gesellschaft.)
6 Glogau. Gymnasialsammlung.
7. Liegnitz. Museum.
8. Neustadt a. d. Brauna, Oberschlesien. Sammlung im Bibliotheksgebäude.

6. Provinz Sachsen.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Magdeburg. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstiftes Magdeburg.

2. Quedlinburg. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. (Im Rathhause.)

3. Salzwedel. Sammlung im Gymnasialgebäude.

4. Halle. Sammlung des Thüringisch-Sächsischen Geschichts- und Alterthumsvereins. (In der Residenz.)

5. Eisleben. Städtische Sammlung. (Im Rathhause.)

6. Stollberg im Harz. Sammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde.

7. Eilenburg bei Torgau. Städtische Sammlung im sogenannten Wendenthurm.

8. Erfurt. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Erfurts.

B. Privat-Sammlungen.

1. Magdeburg. Ehemalige Wiggert'sche Sammlung im Besitze der Frau Brandt.

2. Halberstadt. Sammlung des Hrn. Oberdomprediger Augustin.

3. Möckern bei Magdeburg. Sammlung des Hrn. Erzkämmerers und Erblandmarschalls Grafen v. Hagen.

4. Wolmirstedt. Sammlung des Hrn. Dr. Schultheiss.

5. Wolmirstedt. Sammlung des Hrn. Freytag.

6. Aschersleben. Sammlung d. Hrn. Dr. Gründler.

7. Tiesen bei Salzwedel. Sammlung des Hrn. von dem Knesebeck-Karbe.

7. Provinz Schleswig-Holstein.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Kiel. Museum vaterländischer Alterthümer. Conservator: Hr. Prof. Dr. Handelmann. Custodin: Frl. Julie Mestorf. (Aufstellungslocal: Kedengasse.)

B. Privat-Sammlungen.

1. Heiligenhafen. Sammlung des Hrn. Dr. Boisen.

2. Bordesholm bei Kiel. Sammlung des Hrn. Drechsler Bailly. (Jetzt im Kieler Museum?)

3. Bramstedt. Sammlung des Hrn. Gutsbesitzers Postjahn.

4. Nordeskoe, Schleswig. Sammlung des Hrn. Gerichtshalters Jaspersen.

8. Provinz Hannover.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Emden. Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft. (Ethnologische Sammlung.) Im Museum.

2. Emden. Sammlung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer.

3. Osnabrück. Diöcesan-Museum. Vorstand: Hr. Domvikar Berlage.

4. Göttingen. Ethnographische Sammlung der Universität. (Im Bibliotheksgebäude.)

5. Göttingen. Die anthropologische (sogenannte Blumenbach'sche) Sammlung in der Anatomie. Vorstand: Hr. Ober-Medicinalrath Prof. Henle.

6. Göttingen. Die archäologische Sammlung der Universität. Vorstand: Hr. Prof. Wieseler.[1]

7. Hannover. Sammlung der Naturhistorischen Gesellschaft und des historischen Vereins für Niedersachsen. (Im Museum.)

8. Hannover. Welfenmuseum. (Einige altdeutsche Gräberschädel.)

9. Hildesheim. Sammlung des Vereins für Kunde der Natur und Kunst im Fürstenthume Hildesheim und in der Stadt Goslar. Vorstand: Hr. Senator Römer. (Im städtischen Museum.)

10. Stade. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln.

B. Privat-Sammlungen.

1. Bentheim. Fürstliche Sammlung. (Im Schloss.)

2. Meppen. Herzogliche Sammlung? (Vereinssammlung?)

3. Hannover. Sammlung des Hrn. Schatzrathes v. Meltzing.

4. Göttingen. Schädelsammlung des Hrn. Prof. W. Krause.

9. Provinz Westfalen.

Oeffentliche Sammlungen.

1. Paderborn. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. (Appellationsgerichtsgebäude.)

2. Münster. Sammlung des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. (Im Provinzial-Museum.)

3. Münster. Sammlung der Akademie. (Im Regierungsgebäude.)

4. Münster. Sammlung des historischen Vereins.

5. Herford. Museum.

6. Minden. Sammlung der Westfälischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur.

10. Rheinprovinz.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Cöln. Museum Richartz-Wallraff.

2. Bonn. Sammlung Rheinischer Alterthümer. Director: Dr. Fr. Bücheler. (Im Arndthause.)

3. Bonn. Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

4. Kreuznach. Sammlung des Historisch-antiquarischen Vereins für Nahe und Hundsrücken.

5. Trier. Sammlung der Gesellschaft für nützliche Forschungen. (In der Porta nigra und im Gymnasialgebäude.)

6. Trier. Museum.

7. St. Wendel. Sammlung des Vereins zur Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler. (Im Hause des kgl. Landrathes Hrn. Rumschöttel.

8. Düsseldorf. Antikensammlung.

9. Neuwied. Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Wied. (Im Schloss.)

10. Braunfels. Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Solms-Braunfels. (Im Schloss.) Von J. C. Schaum 1819 beschrieben.

B. Privat-Sammlungen.

1. Cöln. Sammlung des Hrn. Rentier Herstadt. (Besonders reich an Fibeln.)

2. Cöln. Sammlung des Hrn. Hugo Gardé. (Trankstrasse 7.)

3. Cöln. Sammlung des Hrn. Gastwirth Disch. (Ausgezeichnete römische Gläser.)

4. Cöln. Sammlung des Hrn. Merkens.

5. Bonn. Sammlung der Frau Sibylla Mertens-Schafhausen. (?)

6. Bonn. Sammlung des Hrn. Prof. Freudenberg.

7. Kessenich bei Bonn. Sammlung des Hrn. Prof. E. aus'm Weerth.

8. **Crefeld.** Sammlung des Hrn. Rector Reis.
9. **Mettlach.** Sammlung des Hrn. Boch-Buschmann. (Einzelne Gegenstände.)

11. Provinz Hessen, Nassau und Frankfurt a. M.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. **Cassel.** Sammlung des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
2. **Cassel.** Museum. Vorstand: Hr. Dr. Pinder.
3. **Frankfurt** a. M. Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. (Saalgasse 31.)
4. **Frankfurt** a/M. Sammlung der Senckenbergischen Stiftung (am Eschenheimer Thore).
5. **Frankfurt** a. M. Sammlung in der städtischen Bibliothek.
6. **Homburg** v. d. Höhe. Sammlung im Schloss. (Salburg-Museum.)
7. **Hanau.** Sammlung des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Vorstand: Hr. Director Hausmann.
8. **Wiesbaden.** Sammlung des Nassauischen Alterthums- und Geschichtsvereins. Vorstand: Hr. Oberst v. Cohausen. (Im Museum.)

B. Privat-Sammlungen.

1. **Rüdesheim.** Sammlung des Hrn. Ang. Reuter. (Einzelne Gegenstände.)
2. **Frankfurt** a. M. Sammlung des Hrn. Antiquar Altmann (früher in Mainz).

12. Fürstenthum Hohenzollern.

Oeffentliche Sammlungen.

1. **Sigmaringen.** Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde.
2. **Sigmaringen.** Fürstliche Sammlung. (Im Schloss.)

II. Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Oeffentliche Sammlungen.

1. **Rostock.** Universitätsmuseum. (Ethnologische und urgeschichtliche Sammlung.) Vorstand: Hr. Prof. Dr. Merkel.
2. **Schwerin.** Sammlung des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Vorstand: Hr. Geh. Archivrath Lisch. (Im grossherzogl. Antiquarium, früher in Ludwigslust.)

III. Grossherzogthum Mecklenburg-Strelitz.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. **Strelitz.** Sammlung im Bibliotheksgebäude.
2. **Neu-Brandenburg.** Vereins-Sammlung.

B. Privat-Sammlung.

1. **Lübsee** bei Lalendorf. Sammlung des Hrn. Gutsbesitzer Staude.

IV. Freie Stadt Hamburg.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. **Hamburg.** Das culturgeschichtliche Museum der Hamburgischen Akademie. (Im akademischen Gymnasium.)
2. **Hamburg.** Die Sammlung Hamburgischer Alterthümer der Hamburgischen Akademie. (Im akademischen Gymnasium.)
3. **Hamburg.** Das naturhistorische Museum (städtisch.) Ethnologische Gegenstände und Schädel.

B. Privat-Sammlungen.

1. **Museum Godeffroy.** Alter Wandrahm. Besitzer J. C. Godeffroy u. Sohn. Ethnologische Sammlung.
2. **Ethnographische Sammlung** des Hrn. Ferd. Worlée.

V. Freie Stadt Lübeck.

Oeffentliche Sammlung.

1. **Lübeck.** Sammlungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde (eine Section der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit). Ein Theil der Sammlungen des Vereins wird auf dem Chor der Katharinenkirche aufbewahrt.

VI. Freie Stadt Bremen.

Oeffentliche Sammlungen.

1. **Bremen.** Sammlung der historischen Gesellschaft des Künstler-Vereins. (Verein für Bremische Geschichte und Alterthümer.)
2. **Bremen.** Städtisches Museum.

VII. Grossherzogthum Oldenburg.

Oeffentliche Sammlungen.

1. **Oldenburg.** Museum. Vorstand: Hr. Kammerherr v. Alten.
2. **Oldenburg.** Vereins-Sammlung.
3. **Birkenfeld** a. d. Nahe Sammlung des Vereins im Fürstenthum Birkenfeld.

VIII. Herzogthum Anhalt.

Oeffentliche Sammlung.

1. **Dessau.** Sammlung in der Bibliothek.

IX. Herzogthum Braunschweig.

A. Oeffentliche Sammlung.

1. **Braunschweig.** Museum.

B. Privat-Sammlungen.

1. **Braunschweig.** Sammlung des Hrn. Domprobst Thiele.
2. **Schauen.** Sammlung des Hrn. Reichsfreiherrn Grote.
3. **Wolfenbüttel.** Sammlung des Hrn. Bibliothekar Schönemann.
4. **Wolfenbüttel.** Sammlung des Hrn. Nehring.

X. Fürstenthum Waldeck.

Oeffentliche Sammlungen.

1. **Arolsen.** Sammlung des historischen Vereins der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont. (Im historischen Saale des fürstlichen Schlosses zu Arolsen.)
2. **Pyrmont.** Sammlung im Schloss.

XI. Fürstenthum Lippe.

Privat-Sammlung.

1. **Bückeburg.** Sammlung des Hrn. Frhrn. v. Dücker.

XII. Königreich Sachsen.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. **Dresden.** Königl. Sammlung. (Im Japanischen Palais.)
2. **Dresden.** Sammlung im Zwinger. (Im Lokale der geologischen Sammlung.) Vorstand: Hr. Prof. Dr. Geinitz.

3. Dresden. Sammlung des königl. sachsischen Alterthums-Vereins. (Im grossen Garten) Director: Hr. Dr. Büttner.

4. Dresden. Sammlung des Vereins für Erdkunde. (Ethnographische Sammlung.)

5. Freiberg. Sammlung des Alterthums-Vereins. (Im Museum.)

6. Gross-Schönau. Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins Saxonia. (Ethnologische Sammlung.) Im Museum.

7. Leipzig. Museum für Völkerkunde. (Im Johannishospital.) Conservator: Hr. Dr. Obst.

8. Leipzig. Sammlung der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. (Im Johannishospital.)

9. Leipzig. Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs. (Im Johannishospital.)

10. Leinig. Sammlung des Geschichts- und Alterthums-Vereins.

11. Planen im Vogtlande. Vereinssammlung.

B. Privat-Sammlungen.

1. Grossenhain. Sammlung des Hrn. Rentamtmann Preusker. (Jetzt in Dresden?)

2. Stranchitz bei Riesa. Sammlung des Hrn. Kammerherrn Frhr. v. Zehmen. (ca. 300 Urnen.)

3. Bautzen. Sammlung des Hrn. Rechtsanwaltes Stophan.

XIII. Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach.

Oeffentliche Sammlungen.

1. Jena. Das Germanische Museum. (In der Universitat.) Vorstand: Hr. Prof. Dr. Klopffleisch.

2. Jena. Das ethnographische Museum. Vorstand: Hr. Dr. Wittich.

3. Weimar. In der Bibliothek einzelne Gegenstände.

XIV. Herzogthum Sachsen-Altenburg.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Altenburg. Sammlung der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. (Im Gymnasium.)

2. Altenburg. Museum Lindenau-Zach. (Im Pohlhofe.) (Etrurische Gefässe.)

3. Altenburg. Die herzogliche Rüstkammer auf dem Schlosse enthält einige Gräberfunde. Unter denselben die sehr interessante Ausbeute aus den 1837 veranstalteten Ausgrabungen im Himmelreichshau bei Lohma im Leinewalde.

B. Privat-Sammlung.

1. Ronneburg. Sammlung des Hrn. Kreisrichter Gröbe.

XV. Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Gotha. Sammlungen im Schlosse Friedenstein.

2. Coburg. Museum. (Im Auguststift.)

3. Coburg. Sammlung auf der Veste Coburg.

4. Coburg. Sammlung des Anthropologischen Zweigvereins. Vorstand: Hr. Dr. Jacob.

B. Privat-Sammlung.

1. Coburg. Sammlung des Hrn. Dr. Jacob. (Einzelne Gegenstände.)

XVI. Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Oeffentliche Sammlung.

1. Meiningen. Sammlung des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins. Vorstand: Hr. Prof. Dr. Brückner.

XVII. Fürstenthum Reuss, ältere und jüngere Linie.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Hohenleuben. Sammlung des Voigtländischen alterthumsforschenden Vereins. (Im Schlosse Reichenberg.)

2. Gera. Sammlung des historischen Vereins.

B. Privat-Sammlung.

1. Gera. Privatcabinet Sr. Durchlaucht des Fürsten von Reuss im Schlosse Osterburg bei Gera.

XVIII. Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen.

A. Oeffentliche Sammlung.

1. Sondershausen. Sammlung des Vereins für deutsche Geschichte und Alterthumskunde. (Im Schlosse.)

B. Privat-Sammlungen.

1. Rudolstadt. Privatcabinet Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten. (Im Schlosse Heideck.)

2. Rudolstadt. Sammlung des Hrn. Baron Clemens v. Schauroth.

XIX. Königreich Bayern.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Ansbach. Sammlung des historischen Vereins für Mittelfranken. (Im Schloss oder Gymnasialgebäude?)

2. Aschaffenburg. Städtische Sammlung.

3. Augsburg. Sammlung des historischen Vereins *) für Schwaben und Neuburg. (Im Fuggerhause.)

4. Bamberg. Sammlung des historischen Vereins für Oberfranken. (In der sogenannten Maternkapelle.)

5. Bamberg. Sammlung im Naturaliencabinet.

6. Bayreuth. Sammlung des historischen Vereines für Oberfranken. (Im neuen Schloss.)

7. Ingolstadt. Sammlung des historischen Filial-Vereins von Oberbayern in und für Ingolstadt. (Kreuztbor und Magistratsgebäude.)

8. Landshut. Sammlung des historischen Vereins von und für Niederbayern.

9. München. Ethnographische Sammlung. (Unter den Arkaden am Hofgarten.) Conservator: Hr. Prof. Dr. Moritz Wagner.

10. München. Sammlung des historischen Vereines von und für Oberbayern. (Im Wilhelminischen Gebäude. Conservator: Hr. Major Würdinger.)

11. München. Sammlung im königl. Antiquarium.

12. München. Sammlung in der Glyptothek.

13. München. Nationalmuseum. Generalconservator: Hr. v. Hefner-Alteneck.

14. Neuburg a. d. D. Sammlung des historischen Filial-Vereins.

15. Nürnberg. Germanisches Museum. I. Director: Hr. A. Essenwein. II. Director: Hr. Dr. G. K. Frohmann. (Katalog.)

16. Regensburg. Sammlung des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. (Im Thon-Dittmer-Hause.) Vorstand: Hr. Pfarrer Dahlem.

17. Schweinfurt. Sammlung des naturhistorischen Vereins.

*) Maximilians-Mus.?

18. Speier. Museum in der Alterthumshalle. (Gestiftet von Hrn. v. Stiehaner.)

19. Speier. ~~Sammlung des historischen Vereines für die Pfalz.~~

20. Wallerstein bei Nördlingen. Gräfliche Sammlung. Römische Alterthümer. (Im Schloss.)

21. Würzburg. Sammlung des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. (In der Maxschule.)

22. Würzburg. Sammlung der Universität. Vorstand: Hr. Dr. Wiedersheim.

B. Privat-Sammlungen.

1. Amberg. Sammlung des Hrn. Dr. Mayer.

2. Augsburg. Sammlung des Hrn. Rentner Soyter. (Einzelne Gegenstände.)

3. Bamberg. Sammlung des Hrn. Panzer.

4. Bamberg. Sammlung des Hrn. Jos. Heller.

5. Bayreuth. Sammlung des Hrn. Bildhauer W. Geyer. (Einzelne Gegenstände.)

6. Königsfelden in der fränk. Schweiz. Sammlung des Hrn. Pfarrers Engelhard.

7. Maihingen. Sammlung des Hrn. Fürsten von Oettingen. Vorstand: Archivrath Frhr. v. Löffelholz. (Im ehemaligen Kloster.)

8. München. Sammlung des Hrn. Hefner v. Alteneck.

9. München. Sammlung des Hrn. Oberinspector Eckart. (Im Ostbahndirectionsgebäude.)

10. Nürnberg. Sammlung des Hrn. Oberstlieutenant v. Gemming. (Auf der Burg.)

11. Schesslitz am Main. Sammlung des Hrn. Haas †. (?)

12. Schweinfurt. Sammlg. des Hrn. Jens Sattler.

13. Dürkheim. Sammlung des Hrn. Gernsheim.

14. Frankenthal. Sammlung des Hrn. Perron.

15. Rheinzabern. Sammlung des Hrn. Apotheker Wagner.

16. Rheinzabern. Sammlung des Hrn. Notar Mallinger.

XX. Königreich Württemberg.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Friedrichshafen. Sammlung des Vereins für Geschichte des Bodensee's und seiner Umgebung.

2. Hall (Schwäbisch-Hall). Sammlung des historischen Vereins für Württembergisch Franken. (Im Alterthumsthurm.)

3. Lichtenstein (Schloss Lichtenstein auf der Alp.) Sammlung Sr. Durchlaucht des Herzogs Wilhelm von Württemberg.

4. Riedlingen a. d. Donau. Sammlung des Alterthums-Vereins.

5. Rottweil am Neckar. Sammlung des archäologischen Vereins. (Im Gymnasium.)

6. Stuttgart. Staatssammlung Vaterländischer Alterthümer. (Kronenstrasse 21.) Inspector: Hr. Prof. Haakh.

7. Stuttgart. Naturaliencabinet. (Höhlen- und Moorfunde.) Vorstand: Hr. Prof. Fraas.

8. Tübingen. Münz- und Antiquitätencabinet der Universität. Vorstand: Hr. Prof. Dr. Michaelis.

9. Ulm. Sammlung des Vereins für Kunst und Alterthum für Ulm und Oberschwaben.

B. Privat-Sammlungen.

1. Crailsheim. Sammlung des Hrn. Dr. Calwer. (Einzelne Gegenstände.)

2. Neckarsulm bei Heilbronn. Sammlung des Hrn. W. Ganzhorn.

3. Rottweil am Neckar. Sammlung des Hrn. v. Jaumann. (?)

4. Stuttgart. Sammlung des Hrn. Medicinalrathes v. Hölder. (Schädel und einzelne urgeschichtliche Gegenstände.)

XXI. Grossherzogthum Hessen-Darmstadt.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Darmstadt. Sammlung des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen.

2. Darmstadt. Museum. (Im Schloss.)

3. Erbach im Odenwald. Gräfl. Erbach'sche Sammlung.

4. Eulbach bei Erbach im Odenwalde. Römische Alterthümer im Garten.

5. Mainz. Römisch-Germanisches Central-Museum. (Im Schloss.) Vorstand: Hr. Prof. Dr. Lindenschmit. (Katalog.)

B. Privat-Sammlungen.

1. Alzey. Sammlung des Hrn. Postmeisters Wimmer. (Einzelne Gegenstände.)

2. Bingen. Sammlung des Hrn. Stadtbaumeisters Seherr.

3. Darmstadt. Privatcabinet Sr. kgl. Hoheit des Grossherzogs von Hessen.

4. Mainz. Sammlung des Hrn. Rentier Fink. (Nur wenige Gegenstände.)

5. Mainz. Sammlung des Hrn. Jehring.

6. Mainz. Sammlung des Hrn. Antiquar Jourdan.

XXII. Grossherzogthum Baden.

Oeffentliche Sammlungen.

1. Baden-Baden. Sammlung römischer Alterthümer in der alten Trinkhalle.

2. Baden-Baden. Sammlung des Alterthumsvereins.

3. Carlsruhe. Conservatorium der Kunstdenkmale und Alterthümer. (Eigenes Gebäude.)

4. Constanz. Städtische Sammlung. (Im Rosgarten.)

5. Donaueschingen. Sammlung des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte (mit den fürstl. Fürstenbergischen Sammlungen vereinigt).

6. Freiburg im Breisgau. Museum für Urgeschichte und Ethnographie der Universität. Vorstände: Hr. Prof. Ecker und Hr. Prof. Fischer.

7. Freiburg im Breisgau. Städtische Sammlung. (Im Theatergebäude.) Ehemalige Sammlung des Hrn. Prof. Heinrich Schreiber.

8. Heidelberg. Universitätssammlung in der Bibliothek.

9. Mannheim. Museum.

10. Mannheim. Sammlung des Altetrhumsvereins. (Im grossherzogl. Schloss.)

11. Pforzheim. Vereinssammlung.

XXIII. Reichslande Elsass-Lothringen.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Colmar. Sammlung der société artistique et archéologique.

2. Strassburg. Städtisches Museum. (Ehemalige Schöpflin'sche Sammlung.)

3. Strassburg. Sammlung des Vereins zur Erhaltung der historischen Denkmale.

4. Zabern. Musée de Saverne. Conservator: Hr. Dagobert Fischer.

B. Privat-Sammlung.

1. Hagenau. Sammlung des Hrn. Bürgermeisters Nessel.

XXIV. Luxemburg.

A. Oeffentliche Sammlung.

1. Luxemburg. Sammlung im Jesuitencollegium.

B. Privat-Sammlung.

1. Luxemburg. Sammlung des Hrn. Antiquar Clotten.

XXV. Königreich Dänemark.

A. Oeffentliche Sammlung.

1. Kopenhagen. Königliches Museum in Prindsens Palais.

B. Privat-Sammlungen.

1. Kopenhagen. Sammlung des Hrn. Antiquar Henriquez.

2. Kopenhagen. Sammlung des Hrn. Schulinspector Petersen. (Vorzügliche Steingeräthe.)

3. Kopenhagen. Sammlung des Hrn. Grosshändler Lassen. (Stein- und Bronzegegenstände.)

XXVI. Die Schweiz.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Basel. Museum.
2. Bern. Antiquarisches Museum.
3. Genf. Museum.
4. Lausanne. Museum.
5. Neuenburg (Neufchatel). Museum.
6. St. Gallen. Museum.
7. Schaffhausen. Sammlung d. Museumsgesellschaft.
8. Solothurn. Museum.
9. Wildenstein (Ct. Basel.) Sammlung im Schloss.
10. Zofingen (Ct. Aargau.) Münzsammlung.
11. Zürich. Museum.

B. Privat-Sammlungen.

1. Biel (Ct. Bern). Museum Schwab.

2. Lausanne. Sammlung des Hrn. Fréderic Troyon.

3. Morges (Ct. Neufchatel). Sammlung des Hrn. Präsidenten Forges.

4. Neuenburg Ct. Neufchatel). Sammlung des Hrn. Prof. Desor.

5. Neuenstadt (Ct. Bern) am Bieler-See. Sammlung des Hrn. Dr. Gross.

6. Wetzikon (Ct. Zürich). Sammlung des Hrn. Messikomer.

XXVII. K. K. Oesterreich-Ungarn.

1. Oesterreich.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Ambras (Tirol). Römische Alterthümer.

2. Botzen. Archäologisches Museum im Staats-Gymnasium.

3. Bregenz. Ständisches (Landes-)Museum. (Viele römische Alterthümer.)

4. Brünn. Franzensmuseum.

5. Graz. Johanneum.

6. Graz. Antiken- und Münzcabinet (der Universität?)

7. Innsbruck. Museum Ferdinandeum.

8. Klagenfurt. Landesmuseum.

9. Klagenfurt. Sammlung im bischöfl. Palais.

10. Krakau. Museum.

11. Laibach. Landesmuseum.

12. Lemberg. Museum.

13. Linz. Museum Francisco-Carolinum. (Landesmuseum.)

14. Prag. Landes-Museum. (Kolowrat-Strasse.) (Katalog.)

15. Prag. Sammlung des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. (Annenplatz 2.)

16. Salzburg. Landesmuseum. (Katalog.)

17. Spalato (Dalmatien). Museum für Alterthümer.

18. Trient (Tirol). Museum.

19. Triest. Archäologisches Museum.

20. Triest. Antiquitäten-Museum.

21. Troppau. Sammlung im Gymnasium.

22. Wien. K. K. Antikencabinet.

23. Wien. Novarasammlung. (Ethnologische Gegenstände.)

24. Wien. Sammlung der anthropologischen Gesellschaft.

25. Zara (Dalmatien). Museum.

B. Privat-Sammlungen.

1. Auersberg (Unter-Krain). Sammlung des Hrn. Grafen v. Auersberg. (Im Schloss.)

2. Felstnitz a. d. Mur (Steiermark). Sammlung der Frau Baronin F. Thinnfeld.

3. Joslowitz (Mähren). Sammlung des Hrn. Gundaker Grafen v. Wurmbrand.

4. Marburg (Steiermark). Sammlung des Hrn. Prof. Alfons Müllner.

5. Welkersdorf (Erzherzogth. Oesterreich?) Sammlung des Hrn. Heinrich Grafen v. Wurmbrand.

6. Wien. Sammlung des Hrn. Liedermann.

7. Wien. Sammlung des Hrn. Prof. Woldrich.

8. (Brünn?) Sammlung des Hrn. Dr. Wankel.

2. Ungarn, Siebenbürgen &c.

A. Oeffentliche Sammlungen.

1. Agram. Nationalmuseum. (Kroatien.)

2. Buda-Pest. Nationalmuseum. (Katalog.)

3. Buda-Pest. Museum der königl. Universität. (Beschrieben von Hrn. Dr. Franz Florian Romer.)

4. Erlau. Museum.

5. Hermannstadt (Siebenbürgen). Nationalmuseum.

6. Kaschau. Museum.

7. Klausenburg (Siebenbürgen). Museum.

8. Peterwardein. Sammlung im Zeughaus.

9. Pressburg. Städtisches und Comitatsmuseum.

10. Steinamanger (Comitat Eisenburg). Römische Alterthümer.

11. Szabolcs (N. Kalló). Comitatsmuseum.

B. Privat-Sammlungen.

1. Buda-Pest. Sammlung des Hrn. Georg Rath.

2. Buda-Pest. Sammlung des Hrn. Th. Lehoczky.

3. Liptó St. Miklos (Comitat Liptau a. d. Waag). Sammlung des Hrn. v. Mailath.

4. Raab. Museum des Hrn. Domcapitulars Franz Ebenhöch.

5. Szécsény (Nográder Gespanuschaft). Sammlung des Hrn. Pinter Sándor.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Professor KOLLMANN in München,

Generalsecretär der Gesellschaft

Erscheint jeden Monat.

Beilage. Hamburg, Druck von Carl Frey. **Januar 1876.**

Verzeichniss anthropologischer Mess- und Zeichen-Apparate

aus dem

Optischen Institut

von

ADOLPH WICHMANN

Hamburg, grosse Johannisstrasse 17.

I. Mess-Apparate.

1. Craniometer

nach Spengel. — Fig. I.

Dient zur Bestimmung der wichtigsten Dimensionen des Hirn- und Gesichtsschädels mit Rücksicht auf eine Horizontalebene. Nachdem der Schädel, mit dem Scheitel abwärts gerichtet, mittels der Stellschrauben (K) in der Weise auf der messingenen Grundplatte aufgestellt ist, dass seine Medianebene senkrecht auf der Mittellinie derselben, seine Horizontalebene parallel zu derselben steht, werden mit Hülfe der durch Kurbeln (G) auf Schrauben in Ausschnitten der Grundplatte beweglichen senkrechten Schieber (A und B, H und H') an den am Fusse derselben befindlichen Millimeterscalen durch Addition der beiderseits abgeschnittenen Werthe die **Länge** und die **Breite**, d. h. die Projectionen der grössten Längs- und Querdurchmesser auf die Horizontalebene bestimmt. Einstellung in die Horizontalebene mit Hülfe der am Vorderrande der Schieber H und H' beweglich angebrachten, parallel zur Grundplatte stehenden Nadeln (I). Der vordere Schieber ist mit Rücksicht auf verschiedene Stirnhöhen in zwei gegen einander senkrecht verschiebbare Platten (A und A') zerlegt. Der am hintern Schieber angebrachte, mittels eines Triebwerkes (C) bewegliche, horizontale Stablarm (D) dient zur Messung der **Höhe** der Schädelkapsel in der Medianebene, Ablesung an einer am Triebwerk befindlichen Millimeterscala. Um den Schädel bequem von oben zwischen die Schieber einsetzen zu können, ist dieser Arm um die Achse (E) zurückzuschlagen; zur Befestigung in rechtem Winkel zum Schieber (B) dient ein stählerner Stift (F). Die von der Mitte der Grundplatte aus nach hinten gezählte Längstheilung in halbe Centimeter auf den Glasplatten der Seitenschieber (H und H') dient zur Ermittelung der **Lage des Breitendurchmessers** in Bruchtheilen des Längsdurchmessers, ferner des Verhältnisses des vor der Ohröffnung gelegenen Schädelabschnittes zu dem dahinter gelegenen (**Verhältniss des Vorderkopfes zum Hinterkopf**, die Ohröffnung als Grenze beider angenommen), während die Quertheilung sowohl für die horizontale Einstellung unentbehrlich ist als auch für die Bestimmung der Lage mancher Punkte des Schädels in Bruchtheilen des Höhendurchmessers gebraucht werden kann. Um die Entfernung des vordern und hintern Randes des Hinterhauptloches vom Hinterrande des Schädels (**Verhältniss zwischen Vorder- und Hinterkopf**, den Vorder- oder Hinterrand des foramen magnum als Grenze beider angenommen) zu bestimmen, ist der Arm (D) in Millimeter getheilt. Will man auch noch die **Neigung der Ebene des foramen magnum** zur Horizontalebene — oder des bequemeren Zahlenausdrucks wegen gegen eine Verticalebene — bestimmen, so bedient man sich eines kleinen in Messingblech ausgeführten Quadranten, der über den Arm (D) geschoben wird, so dass seine untere Kante die Ränder des Hinterhauptloches berührt; die Anwendung ergiebt sich ohne Weiteres aus Fig. Ia. Der am vordern Rande der Grundplatte angebrachte Apparat (L) ermöglicht eine leichte Messung des **Profilwinkels** — der Neigung des Gesichtsprofils gegen die durch die Ohröffnungen und die untern Augenhöhlenränder gelegte Ihering'sche Horizontale — durch Construction eines Parallelogramms: von den horizontal und vertical beweglichen, mit einer Millimetertheilung versehenen Stahlnadeln (M und M') wird die obere (M) gegen die Mitte des Alveolarrandes des Oberkiefers, die untere (M') gegen die Mitte der Nasofrontalnaht geschoben und mittels des Zeigers (N) auf der unteren Nadel eine gleiche Anzahl Millimeter abgeschnitten, wie an der obern zwischen der Spitze und der durch einen Index bezeichneten Drehachse des Zeigers liegen. Die auf dem Kreisbogen (O) abgeschnittenen Grade geben das Mass des Profilwinkels (s. Mittheilungen a. d. Göttinger Anthrop. Ver., Heft 1.)

Die genau in der Mittelebene des Apparates liegenden Nadeln (M und M') geben zugleich nebst dem Arme (D) einen Anhalt für die Einstellung der Medianebene des Schädels. Sie können ferner zur Bestimmung der senkrechten **Gesichtshöhe**, der **Höhe des Vorderkopfes** etc. verwendet werden. Für solche Fälle, wo die Jochbogen breiter sind als die Schädelkapsel, sind dem Apparat zwei planparallele Platten aus Spiegelglas mitgegeben, welche bestimmt sind, die hintere Hälfte der Seitenschieber (H und H') zu verstärken. Fuss aus schwarz polirtem Holz.

Preis in einfacher Kiste mit Schiebdeckel ℳ 225.

2. Stangenzirkel (Reise-Craniometer)

nach Virchow. — Fig. II.

Ein in einem Längsausschnitte der messingenen Schiene (A) horizontal und vertical verschiebbarer fünfseitiger Messingstab (D) bewegt sich gegen den ihm parallel stehenden gleichfalls fünfseitigen festen Schenkel (B). A und D sind in Millimeter getheilt. Für den Transport des Instrumentes kann die durch eine Schraube (C) hergestellte Verbindung von A und B gelöst und D aus seiner Führung herausgezogen werden (s. Bericht über die Vers. d. Anthrop. Ges., Dresden, 1874).

Preis ohne Etui ℳ 45.

3. Tasterzirkel

nach Virchow. — Fig. III.

Die in Stahl ausgeführten Schenkel dieses Zirkels können in der Mitte zusammengeschlagen und so dem Instrumente eine für den Transport in der Tasche sehr geeignete Form (s. Abbildung) gegeben werden. Die beiden Abschnitte jedes Schenkels werden durch Schrauben (A und B) festgestellt.

Preis ohne Etui ℳ 21.

4. Tasterzirkel

aus Eisen und ohne zusammenlegbare Schenkel je nach der Grösse ℳ 12–21.

5. Massstab

nach Virchow. — Fig. IV.

Dient zur Uebertragung und Ablesung der Zirkelmasse. Aus starkem hart geschmiedetem Messingblech. In der Mitte mittels Charnier zusammenlegbar. Theilung 28 Centimeter lang, davon 14 in Millimeter, 14 in halbe Centimeter getheilt. An der Null-Linie ein Ansatz für den Tasterzirkel.

Preis ohne Etui ℳ 12.
Preis ohne Charnier und Etui ℳ 9.

6. Bandmasse.

Fig. V.

a) Millimetertheilung auf eine stählerne Feder geätzt, durch Federkraft in eine metallne Kapsel einzurollen. Ein Meter lang.

Preis ℳ 6.

b) Längere Masse entsprechend theurer.

c) Millimetertheilung auf leinenem Bande; sonst wie a). Ein Meter lang.

Preis ℳ 3.60.

7. Einfaches hölzernes Besteck

mit **Reisecraniometer** (No. 2), **Tasterzirkel** (No. 3), **Massstab** (No. 5), **Bandmass** (No. 6a) und einem gewöhnlichen **Zeichenzirkel.**

Preis ℳ 75.

8. Millimeterrädchen.

Fig. VI.

Ein Messingrädchen von 10 Centimeter Peripherie, in halbe Centimeter getheilt, mit stählernem Stiel und Griff aus schwarzem Holz. Dient zur Messung concaver Bögen am Schädel, sowie zur Messung von Curven an Zeichnungen.

Preis ℳ 13.50.

9. Taschendynamometer

nach Mathieu. — **Preis ℳ 36.**

II. Zeichen-Apparate.

10. Lucae'scher Zeichen-Apparat,

modificirt n. Spengel. — Fig. VII.

Im Innern eines aus starken Eisenstäben zusammengesetzten würfelförmigen Gestells mit verlängerten Kanten wird mittels vier Stahlnadeln (A) der Schädel befestigt. Die in einen eisernen Rahmen (B) gefasste Zeichenplatte aus dickem Spiegelglase kann mittels zweier Schrauben auf jeder beliebigen Seite des Würfels befestigt werden, ohne Veränderung der Einstellung des Schädels.

Preis in einfacher Kiste ℳ 45.

11. Orthoskop

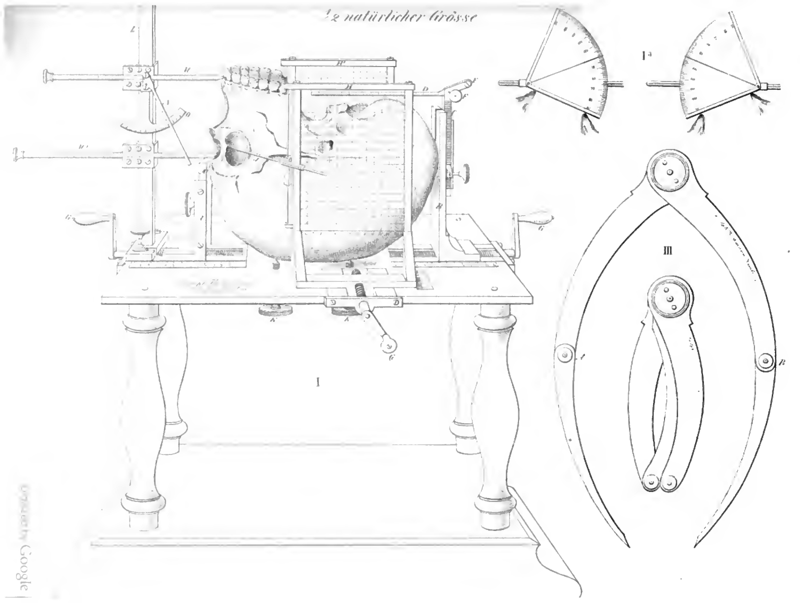
nach Lucae. — Fig. VIII.

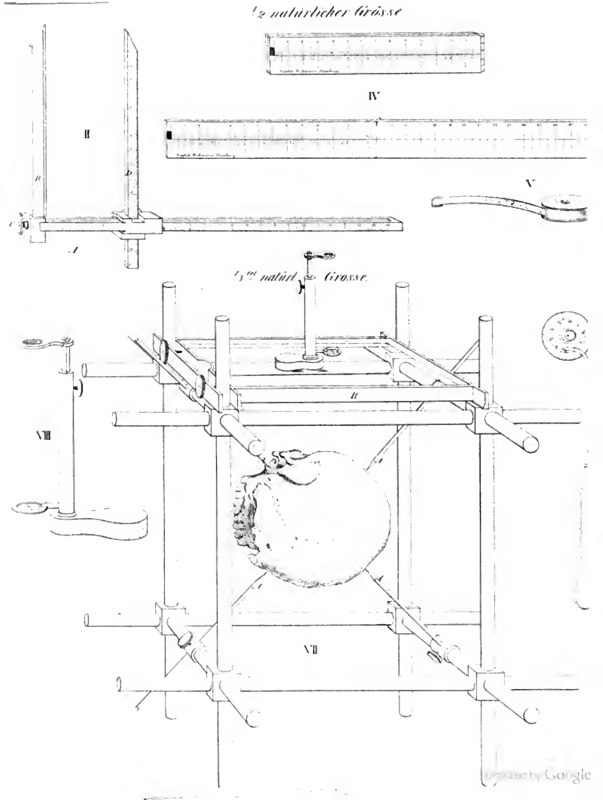
Zu No. 10 gehörig. Diopter von einem dreiseitigen, in einer messingenen Hülse laufenden, durch eine Schraube in beliebiger Höhe fixirbaren Stahlprisma getragen. Schwarzes Fadenkreuz. Gusseiserner Fuss.

Fuss roh lackirt: **Preis ℳ 18.**
Fuss polirt und lackirt: **Preis ℳ 21.**

Hamburg, Januar 1876.

Dr. J. W. Spengel.


1/2 natürlicher Grösse
I
Ia
III


½ natürlicher Grösse
IV
II
V
⅓tel natürl. Grösse
VIII
VII
B
A

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 2. München, Druck von R. Oldenbourg. **Februar 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Der anthropologische Zweig-Verein in Leipzig, eine Section des Vereines von Freunden der Erdkunde, hat sich mit dem Beginn des Jahres 1876 aufgelöst. Wir kennen die Gründe nicht, welche eine Anzahl von mehr als 80 Mitgliedern zu diesem Schritt veranlassten, es steht nur die Thatsache fest, dass dieser Zweigverein am Sitze einer der ersten Universitäten Deutschlands und eines in raschem Aufschwung begriffenen Museums für Völkerkunde nicht mehr existirt. Nur zwei Mitglieder haben die Verbindung mit der deutschen anthropologischen Gesellschaft aufrecht erhalten, Hr. Prof. His und Hr. Dr. med. Obst. Möge es diesen beiden Herren gelingen, die Freunde anthropologischer Studien in Leipzig unter irgend einer Form wieder der deutschen Gesellschaft zuzuführen.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. October 1875.

Nach dreimonatlicher Ferienpause hat die Berliner anthropologische Gesellschaft ihre Thätigkeit wieder aufgenommen. Der Vorsitzende, Hr. Virchow, bemerkte über die Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in München, sie sei für die Theilnehmer ausserordentlich lehrreich gewesen, nicht nur in Folge der durch die Bemühungen der Münchener anthropologischen Gesellschaft zusammengebrachten allgemeinen Ausstellung sämmtlicher, bisher in Privatsammlungen etc. gewesener prähistorischer Funde Bayerns, sondern auch wegen der theilweise vollendeten prähistorischen Karte Bayerns und wegen der durch den bayerischen Ministerialrath Mayr zusammengestellten Karte der statistischen Erhebungen über die Farbe der Haut, Augen und Haare in Bayern.

Andere Mittheilungen von den gegenwärtig auf Reisen befindlichen Mitgliedern der Gesellschaft übergehend, erwähnen wir die Thätigkeit des Hrn. Dr. Nehring aus Wolfenbüttel über mehrere paläontologische Funde aus seiner Gegend. Ferner hat der Graf Siewers zu Wenden in Liefland eine Untersuchung von Muschelbergen in der Nähe des Kuntneck-Sees in Liefland ausgeführt; es wurden eine sehr grosse Zahl von Gegenständen aus Knochen oder Holz, aber keine Werkzeuge von Metall oder Stein gefunden. Hierauf erfolgte die Vorstellung der durch den bekannten Hamburger Thierhändler C. Hagenbeck zu Berlin z. Z. ausgestellten Lappengesellschaft aus Karesnando in der nördlichsten Ecke des schwedischen Lapplandes. Die Gesellschaft besteht aus Lars Nielsen, 46 Jahre, seinem Sohne Jacob, 18 Jahre, ferner aus der Familie Rasti; der Vater Rasmus Personeira ist 38, die Mutter Ella Maria 34, die Tochter Christine $3\frac{1}{2}$ Jahre und das jüngste Kind 4 Monate alt. Die Lappen bieten, ebenso wenig wie die im vorigen Jahre gezeigten, welche aus Molo stammten, den Eindruck einer durchgehends dunkelfarbigen Race dar, sondern sie haben fast alle helle Augen und mehr oder weniger blondes Haar. Bei

den Kindern fällt das grosse Auge auf. Die Gesichtsbildung erinnert wenig an die mongolische Race. In der äusseren Erscheinung sind diese Lappen von den vorjährigen wesentlich verschieden, und zwar dürfte diejenige Bekleidung, in der sie erschienen sind, in grösster Ausdehnung in den gewöhnlich zugänglichen Gebieten zu finden sein. Auffällig erschien bei der Frau eine Silberspange, welche an den national-finnischen Schmuck, den in Finland fast jede wohlsituirte Frau trägt, erinnert. Das sogenannte lappische Ohr fand sich bei Keinem der Anwesenden vor. Die Grössenverhältnisse entsprechen denen einer kleinen Race, indessen ist, wie erst eine neuere Zuschrift eines der eifrigsten Forscher auf dem Gebiete der finnischen Völker, des Dr. Europaeus in Petersburg, an Geh.-Rath Virchow mittheilt, die kleine Figur der Lappen lediglich eine Folge ihrer schlechten Nahrung. Es liegen zahlreiche Beweise vor, dass Lappen, welche eine Reihe von Jahren hindurch gut genährt sind, fast die gewöhnliche menschliche Grösse erreicht haben.

Hierauf macht Hr. Hartmann eine Mittheilung über die Mafoka in Dresden. Schon vor längerer Zeit hatte der Director des zoologischen Gartens in Dresden, Hr. Schöpf, Zweifel über die Chimpansenatur eines Affen gehegt und auch der Hamburger Thierhändler Hagenbeck war auf den Gedanken gekommen, dass der Dresdener Affe Mafoka wohl ein Gorilla sein möchte und es wurde wiederholt der Wunsch ausgesprochen, dass Zoologen das Thier untersuchen möchten. Die Angelegenheit wurde indessen nicht erledigt, bis sich Hr. Dr. Nisle derselben mit Eifer annahm, nach Dresden reiste und eine Anzahl von Argumenten für die Gorillanatur der Mafoka gab. Hr. Hartmann untersuchte nun auch das Thier und fand, dass dasselbe wirklich ein junger weiblicher, noch nicht ganz entwickelter Gorilla sei; ebenso empfing Prof. Carl Theodor v. Siebold denselben Eindruck.

Bezüglich der eingehenden Schilderung eines Kirchhofs bei Rages, der alten medischen Hauptstadt, dem Ragae Alexander des Grossen, müssen wir auf den ausführlichen Bericht verweisen, der seiner Zeit den interessanten Vortrag des Hrn. Fritsch in extenso enthalten wird.

Sitzung der Danziger anthropologischen Gesellschaft vom 22. December 1875.

Ueber Schliemann's Ausgrabungen bei Hissarlik.

Der Vorsitzende Dr. Lissauer hielt einen ausführlichen Vortrag über Schliemann's Ausgrabungen bei Hissarlik und deren besondere Beziehungen zu den pommerellischen Gesichtsurnen. Im letzten Sommer war Schliemann selbst hier gewesen, um die hiesige anthropologische Sammlung zu studiren und hatte dem Verein seine bisherigen Schriften zum Geschenk gemacht; aus diesen und den darüber erschienenen kritischen Arbeiten stellte der Vortragende ein Bild dieses Mannes, seines seltenen Strebens und seiner merkwürdigen Erfolge zusammen.

Schliemann hat bei Hissarlik nicht das homerische Troja aufgedeckt*); allein er hat sich dennoch durch seine Ausgrabungen, nicht durch deren Deutungen, um die Wissenschaft ein sehr grosses Verdienst erworben. Es stammen diese grossartigen Funde von Waffen, Geräthen und Schmuckgegenständen aus Stein, Kupfer, Gold und Silber mit hoher Wahrscheinlichkeit aus einer Zeit, die lange vor dem homerischen Troja war, aus der sogenannten pelasgischen oder griechischen Urzeit; alle Gegenstände verrathen einen ganz eigenthümlichen Geschmack und Kunststil, wie er bis dahin nur an mehr vereinzelten Funden auf Cypern, Thera, Melos und bei Athen beobachtet worden und gestatten uns einen höchst interessanten Blick in diese älteste Epoche griechischer Cultur, aus welcher sich erst später durch fremden, orientalischen Einfluss die Kunst der homerischen Zeit entwickelt hat. Die Zusammengehörigkeit dieses Fundgebiets wird aber noch durch die Inschriften in altcyprischen Charakteren erwiesen, welche 18 der Schliemann'schen Fundobjecte tragen, von deren definitiven Entzifferung übrigens noch viel Licht in dieser Frage zu erwarten ist.

Von der allgemeinen Charakteristik des Finders und der Funde ging der Vortragende dann auf denjenigen Theil der Schliemann'schen Sammlung über, welche in besonderer Beziehung zu den hiesigen Gesichtsurnen steht. Bei Hissarlik fanden sich nämlich eine grosse Anzahl von Gefässen aus Thon, welche offenbar zum gewöhnlichen Hausgebrauch dienten und die sonderbarsten Thiergestalten haben, so die Gestalt eines Schweins, eines Maulwurfs, eines Hippopotamus, eines Schlangenkopfs, eines Stierkopfs, eines Pferdekopfs, alle zwar von primitiver Arbeit, aber von sehr deutlichem, nicht zu verkennendem Charakter. Ebenso primitiv, doch mit gleicher Deutlichkeit ist eine Reihe von Thon-

*) Prof. Christ, ein Augenzeuge, ist der entgegengesetzten Ansicht; er hält Hissarlik für den Punkt, auf dem das homerische Troja stand. Siehe Corresp.-Blatt 1875 S. 28.

gefässen mit dem Gesicht eines Menschen versehen, entweder am Halse oder am Deckel des Gefässes, von bald männlichem, bald weiblichem Charakter, in derselben Weise wie die pommerellischen Gesichtsurnen. Die Augen sind, wie Kinder es noch heute machen, durch 2 kleine Kreise bezeichnet, Nase und Ohren sind en relief dargestellt, ebenso die anderen Attribute der menschlichen Gestalt, so weit sie der Töpfer überhaupt bilden wollte.

Schliemann glaubt nun, dass diese letzten Gefässe mit Menschengesichtern zum Cultus der „eulenäugigen Athene“ gehörten, hauptsächlich darum, weil er die primitiven Versuche der Töpfer, die Augen durch Kreise zu bezeichnen, für eine absichtliche Darstellung von Eulengesichtern hält.

Allein abgesehen von der zweifelhaften Berechtigung, das homerische Attribut der Athene mit eulenäugig zu übersetzen, spricht der folgende Umstand mit aller Entschiedenheit dagegen. Die Töpfer der bei Hissarlik ausgegrabenen Thongefässe verstanden es so geschickt, die verschiedenen Thiergestalten darzustellen, dass es ihnen ganz ohne Frage auch leicht gewesen wäre, unverkennbare Eulengesichter und Eulengestalten zu bilden, wenn sie es gewollt hätten; andrerseits finden sich dort so viele thierähnliche Gefässe, dass auch die Auffindung von eulengestaltigen nichts Befremdendes hätte, jedenfalls gar keiner andern Erklärung bedürfte, als das Vorkommen eines maulwurf- oder schlangengestaltigen Gefässes.

Die von Schliemann als eulengestaltige Athenevasen angesprochenen Gefässe lassen aber keinen Zweifel darüber, dass die Töpfer menschenähnliche, wie dort thierähnliche Gestalten haben darstellen wollen und bei unbefangener Betrachtung muss man zugestehen, dass diese Anfänge der Bildnerei — denn als solche sind sie offenbar nur zu betrachten — bei aller Einfachheit schon ein grosses Talent verrathen.

Nun ist es in der That höchst interessant, dass gerade hier in Pommerellen sich eine grosse Zahl von Gefässen aus heidnischer Zeit findet, welche in den wesentlichen Punkten den bei Hissarlik ausgegrabenen und einer viel älteren Zeit angehörenden der Art ähnlich sind, dass Schliemann selbst hier erklärte, er würde auch mehrere der hiesigen Gesichtsvasen für Cultusgefässe der Athene ansprechen, wenn er sie in der Tiefe des Hügels von Hissarlik gefunden, obwohl sie in einigen Punkten, besonders in der Auswahl der dargestellten Körpertheile, von jenen abweichen.

Bekanntlich giebt es ausser den pommerellischen Gesichtsvasen, deren Fundgebiet sich nach unserer heutigen Kenntniss westlich bis Sprottau in Schlesien und südlich bis Posen erstreckt, noch einen zweiten Kreis von Gesichtsurnen in Süddeutschland und einen dritten in Amerika; allein so grosse Aehnlichkeit wie mit den Schliemann'schen Fundobjecten haben die pommerellischen Gesichtsurnen mit keiner der andern Gruppen. Schliemann selbst betont zwar, dass die Gefässe seiner Sammlung durch flügelartige Ansätze und durch eine andere Technik wesentlich von den hiesigen unterschieden seien; allein jene Flügel sind offenbar nur Verzierungen und fehlen an einigen seiner schönsten Gesichtsvasen*) ganz, während andrerseits einige der pommerellischen Vasen ganz dieselbe Technik in der Bildung der einzelnen Gesichtstheile zeigen, wie jene. Ja, die Löbczer Gesichtsurnen, von denen eine in Königsberg, eine hier ist, zeigen geradezu eine Porträtähnlichkeit mit einem Schliemann'schen „eulenäugigen“ Gefäss (Atlas Tafel 54 No. 1275, Englische Ausgabe No. 13 S. 35); die Liebenthaler Urne, welche das Gesicht auf dem Deckel hat, findet viele Analogien unter den Schliemann'schen Gesichtsvasen und hat mit einer sogar eine grosse Aehnlichkeit; endlich besitzen die Redlaner Gesichtsurnen Thierzeichnungen, welche genau in demselben Charakter sind, wie diejenigen auf mehreren Schliemann'schen Fundobjecten (so Atlas Tafel 9 No. 298, Englische Ausgabe No. 381, Tafel 30).

Diese Aehnlichkeit der pommerellischen und der kleinasiatischen Gesichtsvasen wurde denn auch in der Berliner anthropologischen Gesellschaft sofort beim Erscheinen der Schliemann'schen Abbildungen von Bastian und Virchow erkannt, wenngleich die Zeitdifferenz zwischen den beiden Gruppen von Fundobjecten es nicht gestattete, eine nähere Beziehung anzunehmen. Allein nach Schliemann's eigenen thatsächlichen Angaben schwindet diese Schwierigkeit von selbst. Schliemann erzählt nämlich, dass noch heute die Töpfer an den Dardanellen ganz gleiche Thongefässe in Gestalt von Thieren und mit menschlichen Attributen machen, wie diejenigen, welche er bei Hissarlik in einer Tiefe von 10 bis 33 Fuss ausgegraben hat, dass also jener primitive, urgriechische Kunststil in der Keramik sich durch alle Zeit hindurch bis auf den heutigen Tag dort erhalten habe;

*) So an der Vase Atlas Tafel 75 No. 1628, Englische Ausgabe No. 155 S. 214, ferner an der Vase Atlas Tafel 191 No. 3483 Englische Ausgabe No. 219 S. 307.

es folgt schon daraus ganz sicher, dass derselbe zur Zeit Alexander des Grossen nicht untergegangen sein konnte. Allein Schliemann berichtet ferner in seinem Tagebuch, dass er Gefässe, welche das Gesicht auf dem Deckel hatten, noch 2 Meter unter der Oberfläche gefunden habe, also dicht an jener Trümmerschicht, die sicher aus der griechisch-mazedonischen Zeit herrührt. Seit dieser Zeit aber hat nachweislich schon eine Handelsverbindung zwischen dem schwarzen und dem baltischen Meere stattgefunden, durch welche die Anregung zu den pommerellischen Gesichtsurnen in jedem späteren Jahrhundert erfolgen konnte. Die spärlichen bisher bekannten Münzfunde aus der ältesten griechischen und der mazedonischen Zeit bezeichnen gleichsam die Etappen dieser Handelsstrasse, welche seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. niemals mehr verödete. Kleinasiatische Griechen aus Milet hatten schon um 600 v. Chr. die ganze Küste des schwarzen Meeres mit ihren Colonien umspannt und vermittelten von dort aus die Verbindung zwischen den Barbaren und der griechischen Welt; speciell für die baltische Küste übernahm Olbia und Tyras am Ausfluss des Bug und des Dniester diese Aufgabe. Von dort weisen die Münzfunde dieser Zeit darauf hin, dass die Strasse westlich von Klausenburg in Siebenbürgen, dann in das Theissgebiet zwischen Maros und Körös, dann noch weiter westlich in die Gegend von Ofen führte, um von hier nördlich über die Tatra auf das Weichselgebiet überzugehen, in welchem Oszielce bei Bromberg und St. Albrecht bei Danzig durch griechische und macedonische Münzfunde bekannt geworden sind. Von hier lässt sich dann die Strasse weiter längs der Küste bis nach Königsberg, Dorpat und Oesel deutlich verfolgen; nördlicher sind keine Münzfunde aus dieser Zeit bekannt geworden.

Der Gedanke, dass die pommerellischen Gesichtsurnen einer Anregung südlicher Völker ihre Entstehung verdanken, wurde zuerst von Mannhardt ausgesprochen und von Virchow und Marschall weiter ausgeführt; der letztere wies auf etrurische, Virchow auf phönizische Einflüsse hin. Allein erst durch die Schliemann'schen Ausgrabungen bei Hissarlik ist für diese Vermuthungen ein thatsächlicher Boden geschaffen; es sind nun wirklich zum ersten Mal ganz gleiche, viel ältere Gefässe an der Küste des ägäischen Meeres gefunden, und auch nachgewiesen worden, dass von diesem Fundgebiet aus uralte Handelsverbindungen nach Pommerellen stattgefunden haben. Damit ist die Möglichkeit einer Anregung von dort aus zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben. Allein unerklärt bleibt noch immer, warum auf der ganzen Strasse von Olbia bis nach Dorpat hin fast ausschliesslich in Pommerellen die Gesichtsvasen nachgebildet und in Gebrauch gekommen sind; ob dies nur auf die Unvollständigkeit der bisherigen Ausgrabungen oder auf eine besondere, künstlerische Anlage der alten Bewohner von Pommerellen zurückzuführen ist, das müssen weitere Untersuchungen erst lehren.

Zweite Sitzung der anthropologischen Section des naturwissenschaftlichen Vereins zu Kiel am 6. December 1875.

Hr. Prof. Handelmann hielt einen längeren Vortrag über die von ihm seit 1870 ausgeführten amtlichen Ausgrabungen auf der Insel Sylt. Zum Eingang bemerkte derselbe, dass die hohen Geestflächen dieser und der beiden benachbarten Westsee-Inseln seines Erachtens als der gemeinsame Todtenacker auch für die unbedeichten Marschen der Urzeit, welche jetzt in rohes Watt umgewandelt sind, gedient haben. Auf Sylt stammten die grossen Hügel vorzugsweise aus der Bronzezeit; doch sei 1875 auch ein hoher Grabhügel der Eisenzeit auf dem Morsum-Kliff entdeckt. Dagegen auf das (spätere) Steinalter sei mit voller Sicherheit nur der bekannte Gangbau des Denghoog bei Wenningstedt zurückzuführen, und demselben zunächst möge vielleicht die Gruppe der Turndälhooger stehen, wo innerhalb der eigentlichen Begräbnisse nur Flintstein, Werkzeuge und Rohmaterial, gefunden wurde, während (einmal) die bronzenen Todtengeschenke in dem darüber geschütteten Steinhaufen steckten. Der Redner gab daranf in geographischer Reihenfolge von Nord nach Süd eine Uebersicht über die von ihm untersuchten Hügelgruppen, indem er sich zugleich über die verschiedenen Formen der Gräber und der Todtengeschenke in den verschiedenen Perioden verbreitete.

Zu Anfang des Bronzealters pflegte man die Todten in sargförmigen Steinkisten beizusetzen, welche aus mittelgrossen Steinblöcken oder abgesprengten Steinplatten erbaut, ca. 2 bis 2½ Meter lang und am westlichen Kopfende etwas breiter sind als am östlichen Fussende. Die Leichen wurden mit Rinde, Bast und Bastgeflecht, resp. Wollenzeug zugedeckt oder statt dessen mit Sand überschüttet; zur Seite legte man ihnen die Grabgeschenke von Flintstein, Bronze, Gold u. s. w. Dann verschloss man die Steinkiste mit grossen Decksteinen, bedeckte sie mit einem Steinhaufen und

wölbte darüber den gewaltigen, 3—6 Meter hohen Erdhügel. Die schönsten Beobachtungen der Art ergaben sich bei den Kroockhoogern, welche auf der äussersten Nordspitze der alten Geest, wie auf einem Vorgebirge liegen. Im Grossen Brönshoog beim Leuchtthurm war die sargförmige Steinkiste angedeutet; aber nur des abgetheilte Kopfende war wirklich benutzt zur Bestattung eines abgetrennten Kopfes. Das erinnert an einen Branch, der sich bis in die historische Zeit erhielt, dass wenn einer im Auslande starb, dort wohl der Leib bestattet wurde, jedoch das abgetrennte Haupt nahmen die Gefährten mit, um es in der Heimath zu begraben. Ausser dem Schädelgrabe umschloss der Grosse Brönshoog noch zwei Steinhaufen, welche keine Grabstätte und überhaupt keinen absichtlich angelegten Hohlraum enthielten. Aehnliche einfache Steindenkmäler (Kenotaphien), mit oder ohne Todtengeschenke, kamen noch in manchen anderen Hügeln vor, und man bezeichnet die betr. Hügel, im Gegensatz zu den Grabhügeln, als Gedächtniss- oder Malhügel.

Als der alte Brauch der Bestattung durch die neue Sitte des Leichenbrandes verdrängt wurde, blieben die sargförmigen Steinkisten vorerst noch üblich. Die verbrannten Gebeine liegen entweder frei oder sind mit Sand überschüttet; die bronzenen Beigaben, insbesondere die Schwerter, weisen schon einen anderen Typus, und an Flintsteinsachen kommen nur noch die einfachen löffelförmigen Schabmesser vor. Ausnahmsweise ergab die durch Hrn. Prof. Kupffer vorgenommene Untersuchung der Knochenreste aus dem Kleinen Brönshoog, dass in diesem Fall zugleich mindestens drei menschliche Leichen und ein hirschartiges Thier auf demselben Scheiterhaufen verbrannt sind. Sonst hat in der Regel jedes Individuum sein Grab für sich. Und da die verbrannten Gebeine verhältnissmässig wenig Platz erforderten, so hat man wahrscheinlich bald sich an kleineren (viereckigen) Steinkisten genügen lassen, die in den verschiedensten Dimensionen vorkommen. Als die merkwürdigsten Begräbnisse dieser Art sind der Esinghoog und der Tiideringhoog zu nennen; nach der in dem letzteren gefundenen Nähnadel möchte man schliessen, dass dort eine Frau begraben liegt. Am Ende war es nur ein weiterer Fortschritt, wenn man die verbrannten Gebeine zunächst in einer Urne sammelte und diese dann in einer ganz kleinen Steinsetzung barg oder einfach am Abhange eines älteren Hügels eingrub.

Die bisherigen Resultate sind im Wesentlichen auf dem nördlichen Theil der Insel gewonnen, während die Untersuchung der Halbinsel Morsum erst seit Kurzem begonnen hat. Die hier aufgedeckten grossen Grab- und Malhügel gehören der späteren Bronzezeit an; die verbrannten Gebeine sind in kleinen Steinsetzungen oder Urnen geborgen, die bronzenen Beigaben sind verhältnissmässig geringfügig. Während jeder Hügel auf der Norderhaide eine reichliche Ausbente an Feldsteinen ergab, kommen in den Morsumer Hügeln die Feldsteine viel sparsamer vor, und ganz und gar scheinen die grossen Granitblöcke zu fehlen, welche auf der Norderhaide das Material zu den Steinbauten der Urzeit wie noch heutigen Tags zu den Bubnenbauten liefern. Dagegen hat die Morsumer Haide weiter landeinwärts eine ganze Menge kleiner Hügel aufzuweisen, welche sämmtlich, ebenso wie die drei 1875 aufgedeckten, Gräber der Eisenzeit enthalten dürften; und auch der schon obgedachte grosse Hügel aus der Gruppe auf dem Morsum-Kliff stellte sich als Eisengrab heraus. Zu drei verschiedenen Malen wurden 1875 in Todtenurnen geschmolzenes Glas, einmal auch von der Flamme des Scheiterhaufens unberührte Scherben eines Gefässes von sehr dünnem grünlich weissem Glase gefunden. Ein wohlerhaltenes Gefäss von blaugrünem Glase, mit gelben Strichen verziert, das aus einem der abgetragenen Barminghooger bei Westerland erhoben ist, wird gegenwärtig im Kopenhagener Museum bewahrt. So haben wir Fingerzeige genug, dass die von Rom und Italien ausgegangene Culturströmung auch die Küsten dieses entlegenen Eilandes berührte!

Hr. Prof. Kupffer berichtete über einen Fund alter Knochen in hiesiger Stadt. Als die Baugrube für den dem Bahnhofe gegenüber gelegenen Neubau ausgehoben wurde, bemerkte Vortragender, dass aus dem in etwa 5 Fuss Tiefe beginnenden schwarzen Grunde Knochen ausgeworfen wurden, erfuhr auf seine Frage, dass dieselben in grosser Zahl dort lägen und schon vielfach fortgebracht und verkauft seien. Eine genauere Besichtigung ergab, dass in dem moorigen Schlammgrunde, der offenbar einst der Boden des ehemaligen Ziegelteichs war, sich Schilf und Schneckenschalen befanden, ausserdem aber auch Pfähle in verschiedener Stärke und Lagerung. An Pfahlbauten war nicht zu denken, da die Pfähle ganz ohne Regel dalagen, und so war die Hoffnung, auch hier im Lande einmal einen wirklichen Pfahlbau genau untersuchen zu können, abermals eine getäuschte. Bekanntlich haben wir sichere Andeutungen von solchen alten Ansiedelungen bisher nur aus dem Bothkamper See und dort war seiner Zeit eine genauere Untersuchung unmöglich.

Was die gefundenen Knochen betrifft, deren eine grosse Zahl ausgelegt war, so sind sie von hellbrauner Farbe und gehören dem Rind, dem Pferd (kleinere Race), der Ziege und dem Schwein an; das Schaf ist nicht vertreten. Ein Stück scheint von einem Rennthiergehörn herzustammen. Ausser diesen Knochen, die allein kaum einen Schluss auf das Alter des Fundes gestatten, wurden noch einige bearbeitete Sachen eingeliefert: 1 Hufeisen von jetzt ungewöhnlicher Form und mehrere pfriemen- oder messerähnliche Knochenstücke, 1 hölzerner verzierter Handgriff, 1 Knopf und eine ringförmige bronzene Fibula, sowie endlich einige Thonscherben.

Frl. Mestorf erklärt auf ergangene Anfrage, die Fundgegenstände seien nicht zahlreich genug, um das Alter einigermaassen genau zu beurtheilen. Während einzelne derselben wohl noch diesem Jahrhundert angehören, reichen andere entschieden weiter zurück. Die Ringfibula repräsentirt einen ursprünglich orientalischen Typus, welcher in der hier vorliegenden Umbildung bei uns bis Anfang des 15. Jahrhunderts nachweislich ist, andererseits aber bis ins 13. oder 12. Jahrhundert zurückreicht. Auch die Ornamente des hölzernen Messerheftes gestatten dasselbe mindestens bis so weit zurückzusetzen. Die irdenen Scherben dürften von mittelalterlichen Krügen herrühren, bis auf einen, welche so entschieden älteren Charakter zeigt, dass, wenn als einziges Artefact mit den Knochen eingeliefert, man berechtigt gewesen wäre, den Fund ins 4. oder 5. Jahrhundert zu verlegen. Da wir nun gar nichts über die Lagerung der verschiedenen Objecte wissen, da wir nicht wissen, ob nicht unter dem in die Knochenmühle gebrachten Material eine Menge Artefacte sich befunden, von ganz anderem Charakter als die hier vorliegenden, so wäre es gewagt, nach diesen das Alter des Fundes bestimmen zu wollen. Das Wenige, was vorliegt, berechtigt uns, denselben als frühmittelalterlich anzusprechen. Vielleicht sehen wir hier die Spuren einer Werkstatt grossartiger Knochenindustrie, ähnlich derjenigen, welche vor ca. 40 Jahren mit der Zerstörung des Oldenburger Burgwalles für die wissenschaftliche Beobachtung und Ausnutzung verloren ging.

Hr. Prof. Sadebeck zeigt das Horn eines Auerochsen, welches von Hrn. Dr. Meyn als in dortiger Gegend im Diluvium gefunden dem Museum geschenkt war und bespricht die drei verschiedenen im Diluvium vorkommenden Ochsenarten: Bos priscus, B. primigenius und B. moschatus.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 29. October 1875.

Der Vorsitzende Hr. Zittel erstattet zunächst Rechenschafts-Bericht über die Kosten für die VI. Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom 9. bis 11. August in München.

Die Herbeischaffung der Objecte für die prähistorische Ausstellung aus allen Theilen des Königreiches, die Aufstellung und spätere Rücksendung ist mit überraschend wenig Geldaufwand ausgeführt worden. Die Summe beträgt mit Einschluss einer vierwöchentlichen Reise des Delegirten der Münchener anthropologischen Gesellschaft zum Zweck der Auswahl der Gegenstände in den verschiedenen Sammlungen im Ganzen 1500 Mark. Die Kosten für den Druck dreier Festgeschenke für die Theilnehmer an der Versammlung 1192 Mark. Darunter befindet sich das Verzeichniss der Fundorte zur prähistorischen Karte Bayerns von Hrn. F. Ohlenschlager I. Theil: Bayern südlich der Donau 9 Bogen in 8°; ferner Bemerkungen zur prähistorischen Karte der Rheinpfalz von Hrn. C. Mehlis, 1½ Bogen in 8°; dann Prähistorische Funde in Bayern, Vortrag von Hrn. Jos. Würdinger, 2 Bogen in 8°; endlich die Herstellung von 900 Karten über Farbe der Haare, Augen und Haut zur Erläuterung des Vortrags über die entsprechenden statistischen Erhebungen in Bayern von Hrn. G. Mayr. Das Honorar für zwei Stenographen betrug 188 Mk. 57 Pf. Miethe der Räume im k. Odeon 120 Mk.; im Ganzen: 3000 Mk. 57 Pf. Das kgl. Staatsministerium des Innern, und des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hatten für die General-Versammlung 2500 Mark angewiesen. Der Vorsitzende wiederholt den Dank, den schon Hr. Virchow am Schluss der General-Versammlung sowohl der kgl. Staatsregierung, als allen denjenigen ausgesprochen hatte, welche für die materiellen Interessen der General-Versammlung in so hervorragender Weise und so uneigennützig gesorgt haben.

Hügelgräber
bei Rabeneck (Bayreuth).

Hr. Geyer, Bildhauer in Bayreuth, hat im Jahre 1874 bei Rabeneck einen Grabhügel geöffnet, dessen Inhalt schon in weiteren Kreisen Aufsehen erregt hat. Die betreffenden Fundstücke befanden sich auf der prähistorischen Ausstellung (August 1875 zu München). Seit jener Zeit hat Hr. Geyer einen Hügel derselben Gruppe mit ebenso interes-

santen Beigaben geöffnet, und zur Vorlage in der Sitzung eingesendet. Ueber die erste Ausgrabung hat Hr. Geyer in der Oberfränkischen Zeitung vom 28. Juli 1875 No. 176 u. ff. selbst eingehend berichtet, und schon früher hatte Hr. Voss in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 14. Mai 1875 auf die betreffenden Fundstücke hingewiesen. Wir beschränken uns desshalb auf einige ergänzende Bemerkungen.

In dem zuerst ausgegrabenen Hügel bei Raheneck befanden sich zwei Skelete. Jeder Vorderarm trug fünf Armspangen. Sie sind mit einziger Ausnahme massiv und schwer, 1 Ctm. dick und haben alle Strich-, Punkt- oder Kreisornamente. Zwei unter den zwanzig Armspangen sind anderer Art. Die eine ist hohl und ohne Ornament, doch aus sehr dünnem Bronzeblech, die zweite massiv und stellt eine Schlange dar. Um einen Oberarm lag ein schwerer geschlossener Bronzering ohne Verzierung, Weite 7.5 Ctm. Auf der Brust des einen Skeletes fand sich ein grosser aus 6 dicht aneinanderliegenden hohlen Bronzeringen bestehender Schmuck. Die Weite des innersten Ringes beträgt 13 Ctm., die des äussersten 29,5 Ctm. Alle sind reich mit Strichornamenten verziert und die Arbeit eine sehr vollendete. Die Fugen der Ringe an der inneren Seite liegend, sind verlöthet und die verjüngten Enden durch eingelegte Eisenkerne vor Druck geschützt.

In der Umgebung fanden sich noch zwei Nadeln, 6 und 7 Ctm. lang, das Knopfende spiralig gewunden; eine eiserne Gürtelschliesse; ein 3½ Ctm. breiter Bronzering, zwei Ohrringe in Form gewölbter Bronzeknöpfe mit den entsprechenden Häckchen, endlich ein Zierstück (Bronzering) mit krenzförmig gestellten Balken 2,5 Ctm. (Rad).

Ein anderer Grabhügel bei Nenntmannsreuth aus einer grösseren Gruppe enthielt ebenfalls bemerkenswerthe Gegenstände, und eine bemerkenswerthe Bauart wie alle Hügel der Umgebung. Die Hügel sind in den äusseren Schichten aus mächtigen Sandsteinen aufgebaut und mit Erdreich überschüttet. Gegen die Mitte finden sich Kalksteine, welche einem ca. ½ Stunde entfernten Kalkfelsen entstammen und von den Leuten „Bergsteine" genannt werden. Nach Wegräumen der oberen Kalksteine kam in diesem Falle bei 2 Meter Tiefe ein gewaltiger Kalkstein von ungefähr 400 Kilo zum Vorschein und nach dessen Entfernung zahlreiche Urnentrümmer, Spuren des Leichenbrandes und folgende Beigaben: ein eiserner Dolch von 18 Ctm. Länge mit Bronzegriff; ein Bronzearmband mit Punktverzierung; 12 kleine Bronzeringe, eine zierliche Bronzehaarnadel von 11 Ctm. Länge, oben mit der schüsselförmigen Fassung zur Aufnahme eines Steines oder einer Perle, und endlich ein Unicum, ein Gewandhaken aus Bronzedraht, kleeblattähnlich geformt mit 4 vortrefflich gefertigten Fassungen, 8 Mm. im Durchmesser, für die Aufnahme von Perlen. Rings um den Haken sind neun kleine Ringe, womit er wohl auf dem Gewand befestigt war.

Reihengräber
bei Oberhaching.

Die Herren Aug. Hartmann und Märggraff berichten eingehend über die Aushebung eines Reihengräberfeldes bei Oberhaching, 3 St. von München. Im Ganzen wurden 17 Gräber geöffnet. Die Skelete lagen in der Richtung von Ost nach West, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewendet. Die Beigaben bestanden meist aus Eisen; die Bronze war nur durch ein Bruchstück eines aus kleinen Kügelchen zusammengesetzten Halsbandes vertreten. Von eisernen Gegenständen fand man 6 kurze Messer, eine Scheere und ein einschneidiges Schwert; ferner bei dem Skelet 5 eine rothe, cylinderförmige Thonperle, aber nur die eine, trotz sorgfältiger Sichtung des Erdreichs. Ebenda noch eine eiserne Schnalle. Häufig waren die Urnenscherben, doch traf man sie nicht in jedem Grabe an. Unter den aus grobkörnigem Thon angefertigten und mitunter schlecht gebrannten hat Hr. Hartmann auch den Scherben eines römischen Gefässes gefunden. Ein Skelet war ganz in Kohlen gebettet.

Im Dorf Oberhaching selbst, ziemlich weit entfernt von den Reihengräbern, traf ein Bauer bei der Anlage einer Kalkgrube in einer Tiefe von 1,60 Meter, auf einem ganz ebenen Kiesplatz einen 1,10 breiten und ebenso langen von dicken Eichenbrettern umfassten Schacht, in dessen feuchter schwarzgrauer Erde sich die Reste dreier Skelete fanden mit Kohlenstücken und „gebrochenen Eisentheilen."

Ueber die Schädel, welche nicht mit den heutigen Brachycephalen aus Oberhaching übereinstimmen, wird später berichtet werden.

Hr. H. Ranke:

Ueber Plattengräber
in Aufhofen bei Deining, Landger. Wolfratshausen.

Zwischen den Häusern des Dorfes Aufhofen hatte man dicht am Wege, an der Seite einer kleinen Bodenerhebung aus Kiesgerölle, eine Kiesgrube angelegt und war dabei auf 3 Plattengräber gestossen.

Schon in früheren Jahren waren nach Aussage der Bauern in der Nähe derselben Stelle 5 oder 6 ähnliche Plattengräber, welche Gerippe ohne Beigaben enthielten, gefunden und die Steine zu Bauzwecken verwendet worden. Das Fundament eines nahestehenden Hauses ist z. B. aus solchen Steinen hergestellt.

Das Material dieser 3 Grabstätten bestand aus Platten eines ziemlich weichen, leicht bearbeitbaren Kalktuffs, der eine Menge versteinerter Blätter, besonders Ahornblätter, enthält.

Dieses Gestein kommt in der Umgegend von Aufhofen nicht vor und die dortigen Leute wissen nicht woher es stammen mag.

Die 3 Grabstätten lagen durchschnittlich in einer Tiefe von 1 Meter unter der Grasdecke und hatten die Richtung von Ost nach West. Sie waren sämmtlich aus rohen, 14—15 Cm. dicken Platten ohne jegliches Bindemittel gebildet und stellten sargförmige Steinkisten dar.

Die Deckel bestanden aus je 3—4 grösseren Stücken von unregelmässigen Rändern, die Seiten- und Kopftheile waren nach oben gradlinig zugehauen. Jede Seitenwand bestand aus 3—4 Stücken, während der Kopftheil bei allen 3 Gräbern aus je einem Stück gebildet war. Die Länge der Gräber variirte etwas, das kürzeste war 2,05 das längste 2,24 Meter lang. Die innere Lichtung betrug bei dem breitesten, einem Doppelgrab, 0,69, bei dem schmalsten 0,40 Meter. Zwei der Steinkisten hatten keinen Boden, sondern derselbe wurde durch die gewachsene Kiesunterlage gebildet, während das dritte Grab auch einen Boden aus Tuffsteinplatten besass.

Sämmtliche 3 Plattengräber waren bis zum Deckel mit Erdreich angefüllt.

Diesen drei Gräbern entnahm Hr. H. Ranke vier wohlerhaltene Schädel mit Theilen der dazu gehörigen Skelete; ein fünftes Gerippe mit wohlerhaltenem Schädel lag auf dem Deckel des Doppelgrabes, so dass also bei dieser Ausgrabung fünf Schädel erhalten wurden. Die zu den Schädeln gehörigen Skelete, von denen auch einige Becken erhalten wurden, sind von bedeutender Grösse; das grösste maass 1,90 Met., die anderen durchschnittlich etwa 1,75 M. Sämmtliche Schädel zeigen exquisit dolichocephalen Typus, eine niedere zurückstehende Stirn, ohne Markirung der Stirnhöcker, ein ausgezogenes Hinterhaupt und abgeplattete Schläfengegenden; die arcus superciliares sind stark gewulstet.

Der Schädelinhalt ist gross und schwankt zwischen 1610 und 1755 Cc. Der Längenbreiten-Index berechnet sich im Durchschnitt sämmtlicher fünf Schädel auf 70,5 M.

Von Beigaben wurde nur ein Kammfragment aus Bein mit Strichornamenten gefunden, welche in ganz gleicher Weise auf Kämmen vorkommen, die aus den Nordendorfern Reihengräbern stammen.

Bisher waren derartige Plattengräber, welche den Rhein hinab bis Breisgau auch in Thüringen und in der Schweiz verhältnissmässig häufig vorkommen, aus Bayern noch nicht bekannt. Der Mangel jeglichen Bindemittels zwischen den einzelnen Steinplatten deutet nach Weinhold, welcher die Entstehung dieser Gräber in das 4. oder 5. Jahrhundert verlegt, auf germanischen Ursprung.

(Schluss folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

Eisenbarren der Vorzeit.

Im Anschluss an die Bemerkungen Prof. Virchow's auf der letzten General-Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie in München über das Auftreten des Eisens in Mitteleuropa (vgl. Bericht p. 10) dürften folgende Bemerkungen am Platze sein.

In der Sammlung des Alterthumsvereins in Dürkheim befinden sich zwei vierseitige nach den Enden sich zuspitzende Eisenbarren, die auf der Limburg, einer an vorgeschichtlichen Alterthümern (Keilsteine, Steinwaffen, Bronze- und Goldringe) reichen Abteiruine gefunden wurden. Das eine Stück mit einer gleichmässigen Breite der vier Seiten von 5 Ctm. hat eine Länge von 40 Ctm., das andere mit je zwei Seiten von 6 Ctm. Breite und je zweien von 3,5 Ctm. hat 42 Ctm. Länge; der Ueberschuss von 2 Ctm ist dünn. Das Eisen erscheint nach seiner geringen Oxydation als sehr gut geschmiedet. Im germanischen Museum in Nürnberg befindet sich ein in der Form diesen völlig gleiches Object von 48 Ctm. Länge und 7,5 Ctm. Breite, welches in Biberach in Schwaben aufgefunden wurde. Die Spitzen sind hiebei nur etwas dünn und desshalb umgebogen. Nach Mittheilung von Hrn. Director Essenwein fanden sich ähnliche Eisenstücke in Masse in Mainz. —

Da diese Eisenbarren wegen des in der Mitte befindlichen Schwerpunktes als Geschosse für Ballisten etc. untauglich sind, andererseits ihre identische Form und ihr ziemlich gleicher Inhalt denselben Zweck voraussetzen, so dürfte die Vermuthung am Platze sein, wenn ähnliche Funde von anderwärts, besonders dem Norden, dieselbe bestätigen, dass wir hier Eisenbarren der Vorgeschichte, die für den Handel bestimmt waren, vor uns haben. In die Länge geschmiedet, gab ein solcher eine Schwertklinge, mit einem Loche versehen, eine Zweispitz. Die Form machte sie leicht transportabel. — Was hier in Eisen vorliegt, fand Schliemann in Silber und Elektrum von ähnlicher Gestalt (in Kegelform) in Troja. Der Grund zu dieser Analogie dürfte ebenfalls im leichten Transport liegen.

Dürkheim, 6. Dec. 1875.

Dr. C. Mehlis.

Schluss der Redaction am 29. Januar.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 3. München, Druck von R. Oldenbourg. **März 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Der Göttinger Verein wählte zum Vorstand für das Jahr 1876 als Präsidenten:

Herrn Prof. Ehlers und
" " Benfey.

Als Schriftführer:

Herrn Dr. von Brunn und
" Dr. Ludwig.

Zur Keltenfrage.

Berichtigung und Abwehr.

In Nr. 1 dieses Blattes findet sich auf Seite 5 folgender Satz: „Seit A. Ecker auf der VI. Generalversammlung zu München die Existenz der „Kelten der Vorzeit als einen ethnographischen „Begriff geläugnet und Lindenschmit sie als „fratres et consanguinei der Germanen, also geradezu für Germanen erklärt hat, werden Keltenschädel ganz besonders wichtig für uns sein."

Ich erlaube mir, für meinen Theil hierauf Folgendes zu erwidern: Wie der stenogr. Bericht ausweist, habe ich mich keineswegs in einer so allgemeinen Weise ausgesprochen: ich habe nur behauptet, dass es mir annoch nicht gelungen sei, in Süddeutschland Schädel aufzufinden, welche man etwa als die der — angeblich auf diesem Boden den Germanen vorangegangenen — Kelten betrachten könne und habe daran die Bitte geknüpft, dass diejenigen, denen solche etwa bekannt sein sollten, mir das Vergnügen dieser Bekanntschaft ebenfalls verschaffen möchten. (Stenogr. Bericht S. 75 unten.) Leider ist meine Bitte unerfüllt geblieben und die Münchener Versammlung hat mir keine Veranlassung geboten, meine Ansicht zu ändern, welche dahin geht, dass craniologischerseits auch nicht der Schatten eines Grundes vorliege, eine der germanischen vorangegangene keltische Bevölkerung auf dem Boden Süddeutschlands anzunehmen. Ich stütze mich bei dieser Behauptung, wie gesagt, nur auf das anatomische Beweismaterial; ich denke, die Archäologen werden es nicht unterlassen, das ihrige beizubringen.*)

Bei dieser Gelegenheit möge es mir vergönnt sein, mich auch nach einer andern Seite hin zu rechtfertigen. In der Revue scientifique vom 15. Januar d. J. Nr. 29 S. 62 findet sich ein auf Grund des stenogr. Berichtes von einem ungenannten Autor verfasstes Referat über die VI. Generalversammlung, in welchem selbstverständlich auch der

*) Der obenerwähnte Satz wurde der betreffenden Mittheilung über Keltenschädel in der Absicht beigefügt, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Discussion der Keltenfrage in München hinzulenken, und die eminente Wichtigkeit ähnlicher Funde für die vorhistorische Ethnologie Europa's hervorzuheben. Ich begrüsse aus jedem dieser Gründe die obige Zuschrift und kann gleichzeitig beifügen, dass schon eine der nächsten Nummern schwerwiegende Gründe von linguistischer und archäologischer Seite bringen wird für eine der germanischen vorangegangene keltische Bevölkerung auf dem Boden Süddeutschlands.

D. Red.

Discussion über die Keltenfrage Erwähnung gethan ist. Der Verf. hat ganz Recht, wenn er sagt, es sei ein festes, positives Resultat dieser Discussion nicht zu verzeichnen; es ist dies auch, wie ich glaube, von keinem der Theilnehmer an derselben erwartet worden, denn nirgends ist der alte Spruch: „Gut Ding braucht Weil" mehr am Platz als hier und derjenige, der die Discussion anregte, hat bei Beginn derselben ausdrücklich erklärt, dass er nicht Fragen beantworten, sondern solche stellen wolle. Dagegen hat der Referent der Revue wohl nicht ganz recht, wenn er meint, aus der Discussion ein „sentiment intime et sourd de parti pris et d'opinion préconçue" hervorzufühlen; noch weniger hat er Recht, wenn er vermuthet, die Arbeiten seines von mir, wie wohl von allen deutschen Anthropologen hochgeschätzten Landsmannes Paul Broca über den in Rede stehenden Gegenstand seien mir unbekannt; und wenn ich nicht aus dieser Behauptung schliessen müsste, dass ihm die deutsche Zeitschrift „Archiv für Anthropologie" unbekannt ist, so würde ich ihn bitten, einen Blick in die jedem Bande derselben beigegebenen Verzeichnisse der anthropologischen Literatur, speciell die über Anatomie, zu werfen; er würde aus dieser ersehen, wie sehr er sich mit dieser Behauptung im Irrthum befindet. Endlich aber hat er sehr Unrecht, wenn er sich im Verlaufe seiner Berichterstattung — wie es doch unverkennbar der Fall ist — zu einer gewissen nationalen Animosität hat hinreissen lassen. Ich glaube, ihn versichern zu dürfen, dass ich für die Ausweisung der alten Kelten aus Süddentschland nicht desshalb stimme, weil es Gallier, sondern im Gegentheil desshalb, weil es gar zu gute Germanen sind.

Freiburg, den 24. Januar 1876.

Alexander Ecker.

Sitzungsberichte der Localvereine.

Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom November 1875.

Der Vorsitzende Hr. R. Virchow eröffnete die Sitzung durch eine Reihe geschäftlicher Mittheilungen, unter denen wir die literarischen Zusendungen hervorheben und zwar: eine interessante Schrift des correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft, Hrn. Hart, über Topffabrikation unter den Wilden in Indien, ferner eine neulich in der Akademie vorgetragene Abhandlung von Hrn. R. Virchow: Ueber Merkmale niederer Menschenracen am Schädel, dann ein durch Dr. Jagor gesandtes Manuskript des Prof. Bloch aus Madras nebst einer Anzahl schöner Zeichnungen, ferner eine Reihe von Mittheilungen des Director Schwarz in Posen über den Ursprung der Gebräuche der Urzeit, Nachträge zu den Posenschen Funden u. a. m. — Prof. Liebreich hielt alsdann einen Vortrag über Bronze-Analysen, welche er auf Hrn. Virchow's Anregung kürzlich gemacht hat. Wenn wir die Formel einer Bronze bestimmen wollen, so müssen wir stets mit sehr grossen Fehlerpunkten rechnen, jede der verschiedenen Analysen gibt ein anderes Resultat. Der Grund liegt darin, dass wir oft gewisse Bestandtheile, z. B. Schwefel in Bezug auf seine Menge bei der gewöhnlichen Behandlung mit Säure nicht nachweisen können, dass wir die Bestandtheile Kupfer, Kobalt, Nickel, Arsen und Zinn in der Bronze absolut nicht scharf von einander trennen können und dass die Bronze wissenschaftlich überhaupt kein fester, homogener Körper ist. Es finden nämlich im Innern jeder Bronze fortwährend Bewegungen und Wanderungen statt, chemische Veränderungen und kristallinische Bildungen treten ein, Schwefelverbindungen bilden sich an einzelnen Stellen während auch Auslaugungen eines Bestandtheiles eintreten können. Nach innen zu sind die Bronzen zinnreicher, in der äusseren Hülle kupferreicher. Bronzeanalysen werden also noch so lange negative Resultate liefern, bis sich die Analytiker über eine bestimmte Methode geeinigt haben.

Der folgende Gegenstand der Tagesordnung betraf den

Dresdener Gorilla Mafuca.

Dem Vortrage des Hrn. R. Hartmann über den weiblichen Gorilla des Dresdener zoologischen Gartens entnehmen wir Folgendes: Der Vortragende, welcher bereits in der Oktobersitzung einige Mittheilungen über dieses Thier gemacht hatte, um einigen befreundeten Männern das Prioritätsrecht der Auffindung dieses Gorilla zu sichern, gibt zunächst die Erklärung ab, dass er zu seiner heutigen längeren öffentlichen Auseinandersetzung gezwungen sei, weil er persönlich von Zoologen, welche eingestandenermaassen den Dresdener Affen nicht gesehen hätten, angegriffen worden wäre. Man habe die Polemik gegen ihn in der Weise betrieben, dass man die ganze Frage an dem Buche mit Wolff's schlechten Gorilla-Abbildungen, an den Lübecker Gorilla-Photographien oder an einigen schadhaften Häuten und ähnlichem unzureichendem Material discutiren wollte. Es sei sehr falsch, wenn man mit den Vorstellungen, welche

man von den alten männlichen Gorilla's hat, an das Dresdener Weibchen heranträte. Während der Erstere ein riesiges, selbst bis 6½ Fuss hohes Geschöpf ist (der von Kugeln zerlöcherte Balg eines solchen befindet sich augenblicklich auf der Bibliothek der Berliner geographischen Gesellschaft), und während ein mächtiger Kopf mit hohem Knochenkamm, ein starker Nacken, ein fassförmig entwickelter Thorax, lange, bis zum Knie reichende Arme, die mit mächtigen Tatzen versehen sind, den männlichen Gorilla auszeichnen, die Kiefern stark prognath sind, sich an der Nase ein dickwulstiger kappenförmiger Knorpel befindet und das Ohr nur klein ist, werden die weiblichen Gorillas in der Regel nicht mehr als 5 Fuss hoch, sind in ihrer ganzen Form schlanker, der Schädel ist mehr abgerundet und nur in seiner Mitte erhebt sich eine öfters kleine Firste. Auch jene mächtigen dicken Finger des Männchen besitzt das Weibchen niemals. Das Dresdener Exemplar stammt aus Mayembe, jenem Waldlande, von dessen physischem Charakter uns der Afrikareisende Dr. Güssfeldt eine so malerische Beschreibung geliefert hat. Dort kommen Gorillas und Chimpanses vor, die Ersteren scheinen jedoch in den von ihm bewohnten Bezirken die herrschenden zu sein. Merkwürdig ist der neuliche Bericht des Hrn. v. Koppenfels, dass daselbst auch möglicher Weise Bastarde von Gorilla und Chimpanse vorkommen. Was die Mafuca betrifft, so existiren noch Gewährsleute, welche dieses Thier lebend an der Westküste von Afrika, im Besitz des verstorbenen Hrn. Jahn, gesehen haben. Das Thier zeigte ein fabelhaft schnelles Wachsthum. Kleidungsstücke, welche es noch vor wenig länger als einem Jahre sehr bequem am Körper trug, können jetzt kaum über seinen Arm gestreift werden. Eine Erzählung des Herrn van Bemmelein in Rotterdam, dass die Mafuca von der Goldküste herstamme und er selber ein Schwester-Exemplar besessen habe, beruht auf müssiger Erfindung. Genauere Documente über die Mafuca werden durch Hrn. Dr. Nisle publicirt werden. Die Mafuca ist 4 bis 5 Jahre alt, hat ein nicht grosses Ohr, welches durchaus nichts chimpanseartiges an sich hat, und besitzt ausserordentlich kräftige Gliedmaassen. Der Vortragende legte sodann eine von G. Mützel gefertigte Abbildung der Mafuca, ferner eine ihm durch Dr. Bartels zugegangene Lichtdruckabbildung von Ernst Gessner in Dresden, sodann eine Anzahl von Lichtdruck-Copien, welche der Photograph Hr. Kreifeld in Cöln nach einigen von dem Thiermaler Ernst Reichenheim gemachten Skizzen des Thieres hergestellt hat, schliesslich eine von ihm selbst entworfene Skizze vor. Auch Paul Meyerheim, unser genialer Thiermaler, hat die Mafuca trefflich gezeichnet, ebenso hat der Director unseres Aquariums, Dr. Hermes, zwei recht genaue Skizzen des Ohres angefertigt. Aus alledem geht hervor, dass das Ohr der Mafuca etwas mehr als dreimal in die Kopfhöhe des Thieres geht, während das Chimpanse-Ohr, wie aus vielen noch lebenden Chimpanses vom Vortragenden selbst gefertigten und vorgelegten Skizzen und aus Photographien hervorgeht, gerade die Hälfte der Kopfhöhe ausmacht. Auch wenige, zum Theil nach dem Leben gezeichnete Orang-Utang-Portraits wurden bei dieser Gelegenheit zur Vergleichung vorgelegt. Am Kopf der Mafuca ist zunächst die bereits erwähnte Erhabenheit beim Schädel zu erwähnen, sodann besitzt sie an den Augenbrauen sehr starke Knochenwülste, welche mit einer runzligen Haut bedeckt sind; ihr Nasenrücken ist auffallend kurz, ihre Nase besitzt jene knorpelige, in der Mitte stark vertiefte, grosse, blasenförmig erhabene Kappe der Gorillas, die sich durchaus von der der Chimpanses unterscheidet. Die Lippen der Mafuca sind gross, ausstreckbar, sie können sich tütenförmig erweitern. Die Prognathie des Thieres ist beträchtlich. Der Bauch der Mafuca ist eigenthümlich eingezogen. Die Kopflänge beträgt augenblicklich die eines ausgewachsenen männlichen Chimpansen, und um dem von gewissen Zoologen gemachten Einwande zu begegnen, dass man noch nichts von ausgewachsenen männlichen Chimpansen kenne, legt Vortragender diverse in Paris gefertigte Abbildungen alter männlicher Chimpansen vor. Zur Vergleichung der Hände und Füsse der Mafuca präsentirte er sodann eine grössere Anzahl von Abbildungen derselben Gliedmaassen von männlichen und weiblichen Gorillas aus verschiedenen Lebensaltern, ebenso gab er Abbildungen von Schädeln recht alter Chimpansen. Was die Schädelformen selbst alter männlicher Gorillas betrifft, so herrschen in ihnen grosse beträchtliche Schwankungen; unter 14, welche dem Vortragenden gegenwärtig durch die deutsch-afrikanischen Expeditionen (Dr. Güssfeldt, Dr. Lenz) vorliegen, ist nicht Einer genau mit dem Andern zu vergleichen. Aehnliche individuelle Schwankungen treten auch bei den Schädeln weiblicher Gorillas auf.

Anmerk. Das interessante Thier ist bekanntlich vor ein paar Monaten gestorben. Der Cadaver befindet sich in Dresden und fehlen unseres Wissens zur Zeit noch Mittheilungen über die Ergebnisse der anatomischen Untersuchung.

Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn.

Sitzung vom 3. Mai 1875.

Herr Schaaffhausen legt ein Fersenbein von Equus fossilis vor, welches in Heddesdorf beim Ausschachten eines Brunnens in 17 M. Tiefe gefunden und ihm von Hrn. Kestner daselbst übergeben war. Unter 2 M. mächtigem festen Sandbretz folgen $4^1/_2$ M. Bimssteinsand, darunter 11 M. angeschwemmter gelber Lehmsand, in diesem, nahe dem festen Schieferfelsen lag der Knochen. Der Fund beweist die Mächtigkeit der Anschwemmungen im Rheinthal und bestätigt die schon mehrfach gemachte Beobachtung, dass das Pferd ein sehr früher Bewohner unserer Gegend war. Hierauf theilt er mit, dass Prof. Fuhlrott die im vorigen Jahre an zwei Stellen im Neanderthale gemachten Funde fossiler Knochen der Sammlung des Naturhistorischen Vereins geschenkt hat. Von besonderem Interesse ist, dass in einer Spalte des Kalkgebirges, die 15 Meter über der Grotte liegt, welche die vielbesprochenen Menschenreste barg, zahlreiche Mammuthreste, sowie solche vom Nashorn und Pferd gefunden wurden. Es waren 2 Stosszähne und 7 Backenzähne vom Mammuth, wiewohl in der Spalte von 5—6 M. Diluviallehm bedeckt, waren sie im höchsten Grade mürbe; sie bilden den ersten Fund dieses Thieres im Neanderthal. Es scheint hier dieselbe Thatsache vorzuliegen, die man in dem Thale der Lesse, sowie in dem der Vezère beobachtet hat, dass nämlich die Einschlüsse der Höhlen um so älter sind, je höher diese an der Thalwand gelegen sind. Die Grotte von le Monstier mit roheren Steingeräthen liegt hoch, die von la Madelaine und la Langerie mit vollkommenen Werkzeugen liegt tief im Thale. Die allmähliche Austiefung des Thales durch den Fluss erklärt die Erscheinung. Dieser neue Fund macht es einigermaassen wahrscheinlich, dass der Neanderthaler Mensch jünger ist als die Mammuthzeit, dagegen zeigen seine Reste die vollkommenste Uebereinstimmung mit den vor einigen Jahren daselbst gefundenen Knochen der Hyaena spelaea. Hierauf zeigte er die aus einem Menschenschädel hergerichtete Trinkschale, die er der gefälligen Mittheilung des Hrn. C. Könen in Neuss verdankt. Sie ist in München-Gladbach an einem Orte gefunden, wo schon mehrfach und in unmittelbarer Nähe germanische Aschentöpfe ausgegraben worden sind. In der Londoner ethnographischen Gesellschaft wurde 1869 ein in Gold gefasstes Trinkgefäss solcher Art aus dem kaiserlichen Palast von Peking vorgezeigt, von dem die Sage ging, es sei der Schädel des Confucius. Neuerdings haben Fraas, Archiv V 1872, S. 187, den als Trinkgeschirr gearbeiteten Schädel eines Rennthiers aus dem Hohlefels und Aeby, Correspbl. 1874 Nr. 12, einen zur Trinkschale gemachten Menschenschädel aus dem Pfahlbau von Schafis im Bieler See beschrieben und abgebildet. — Endlich besprach derselbe sehr werthvolle peruanische Alterthümer, die ihm von Hrn. Rummler dahier zur Untersuchung überlassen worden sind. Es sind drei kleine Idole von menschlicher Gestalt, die Figur eines Lama und ein spatelförmiges Instrument. Zwei der Figuren sind aus Goldblech dargestellt, die anderen, eines von Gold, eines von Silber, gegossen; die ersteren stammen von der Insel im See Titikaka, die einen Sonnentempel trug und als Sitz der ältesten Cultur von Südamerika betrachtet wird. Von hier zog Manco Capac nordwärts und gründete das Reich in Cusco. Die Cultur der Aymara's ist die ältere nach d'Orbigny und die höher stehende. Sie sind den Quichuas verwandt und waren diesen unterworfen. Beide Zweige eines Stammes gleichen sich noch. Sie hatten Poesie und Musik und kannten die Quippos.*) Garvilasso rühmt ihre hochentwickelte Astronomie. Ihre Religion zeichnete sich durch Milde vor der der Mexikaner aus. D'Orbigny sagt von den Quichuas und Aymaras, dass sie einen grossen Kopf, langen Rumpf, eine Adlernase, aber nie schiefe Augen hätten und klein von Gestalt seien. Eine alte Vase der Quichua's beweise, dass ihre Physiognomie in 500 Jahren keine Veränderung erlitten. Doch finden sich jetzt keine abgeplatteten Schädel mehr wie in den alten Gräbern der Aymaras. Diese Schädelform, wie die verlängerten Ohren, die einem besiegten Volke als eine Gnade bewilligt wurden, fehlen einer Statue, die älter ist als das Inkasreich. Wenn d'Orbigny sagt, dass die am meisten zusammengedrückten Schädel sich in den Gräbern der Häuptlinge befunden, so stimmt damit meine Untersuchung der drei von Hrn. C. Tschudi mitgebrachten Peruanerschädel der Bonner Sammlung. Der entstellte hat 1500 Ccm. Schädelinhalt, die beiden nicht verunstalteten 1125 und 1065 Ccm. Wenn er ferner sagt, dass nur an männlichen Kindern diese Verunstaltung geübt worden sei, so widersprechen dem diese Idole. Aber auch Zuckerkandl bezeichnet unter den Peruanerschädeln der Novara-Sammlung den am meisten entstellten als einen weiblichen. Die

*) Knotenschrift.

Götzenbilder, und auch die beiden weiblichen, zeigen den künstlich entstellten Kopf der alten Peruaner vom Aymarastamm, das männliche auch die bei diesem Volke übliche Verlängerung der Ohren. Da beide Gebräuche erst unter der Herrschaft der Inkas eingeführt wurden und nach d'Orbigny den älteren Bildwerken der Aymaras fehlen, so wird dadurch eine Altersbestimmung der Idole möglich, die alle Eigenthümlichkeiten der beiden heute noch lebenden Stämme der Quichuas und Aymaras an sich tragen. Einer hat aber die schief gestellten Augen des mongolischen Typus!

Sitzung der Göttinger anthropologischen Gesellschaft am 11. December 1875.

Herr von Seebach hielt einen Vortrag:

Ueber die bisher gefundenen fossilen Affen und ihre Beziehung zum Menschen.

Der Vortragende verglich zuerst ausführlich den Zahnbau des Menschen und den der jetzt lebenden Affen, namentlich hob er die Differenz in der Zahnformel der amerikanischen Affen und des Menschen, die Uebereinstimmung derselben bei dem letzteren und der Affen der alten Welt hervor, sowie auch, dass die beiden Merkmale des Affengebisses gegenüber dem des Menschen, die bedeutendere Grösse der inneren Schneidezähne des Unterkiefers gegenüber der der äusseren und das Vorhandensein des Diastema zwischen Eck- und I. Molarzahn je höher die Affen stehen, desto mehr verschwinden.

Sodann ging er zur Beschreibung der von fossilen Affen gefundenen Skeletstücken über und besprach ihre Lagerung in den zoologischen Schichten.

1) Dryopithecus Fontani, von dem im Miocän 2 Unterkieferhälften, einige einzelne Zähne und ein Femur (?) gefunden sind. Er ist durch sein sehr stark eckiges Kinn als der höchst entwickelte fossile Affe gekennzeichnet. Die starke Abnutzung der unteren Prämolarzähne deutet auf starke Reisszähne; die 1. Prämolarzähne sind einspitzig, wie die aller Affen, ausgenommen den Chimpanse.

2) Oreopithecus, gleichfalls im Miocän, ebenfalls vertreten durch einen Unterkiefer mit stumpfem Kinn und fünfspitzigem fünften Backzahn, wie er sich nur bei höheren Affen und dem Menschen findet.

3) Pliopithecus, eine zwischen Hylobates und Cynocephalus stehende Form, — ebenfalls im Miocän.

4) Cercopithecus.

5) Semnopithecus zwischen Mio- u. Pliocän.

6) Mesopithecus, in derselben Schichte; ein zwischen Semno- und Cercopithecus stehender Affe, der von allen fossilen Affen am genauesten bekannt ist, weil, besonders durch Gaudry's Ausgrabungen, ein grosser Theil des Skeletes gefunden ist.

Der Vortragende hebt am Schluss hervor, dass das bisher gefundene Material zu dürftig sei, um irgend bestimmte Fingerzeige über die Abstammung des Menschen zu geben.

An der durch Hrn. von Ihering, welcher in der Aehnlichkeit embryonaler Zustände des Affen und des Menschen einen bedeutenden Hinweis auf die Abstammung des letzteren von ersterem erkennt, — hervorgerufene Discussion betheiligen sich die Herren Prof. v. Seebach und Benfey.

Am Schluss legt Hr. Bezzenberger dem Vereine in Merseburg gefundene Thonscherben und Gefässe, vermuthlich wendischen Ursprungs, vor.

Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 27. November 1875.

An den kurzen Bericht der letzten Sitzung über die Plattengräber in Aufhofen (Correspondenzblatt Nr. 2 S. 15) knüpfte Hr. H. Ranke einen grösseren Vortrag über die muthmaassliche Stammesangehörigkeit der dort gefundenen Skelete. Hiezu hatte Hr. von Bischoff die Vorzeigung einer grösseren Anzahl Schädel aus oberbayerischen Reihengräbern (aus Gauting, Feldaffing und Murnau) gestattet, ebenso von 10 Schädeln als Repräsentanten der gegenwärtigen Landbevölkerung Oberbayerns. Zugleich konnten 5 Schädel aus den erst im vergangenen Herbste entdeckten und auf Hrn. H. Ranke's Anregung durch die Münchener anthropologische Gesellschaft ausgegrabenen Reihengräbern von Oberhaching vorgezeigt werden. Der Vortragende betonte zunächst den grossen Unterschied, welcher zwischen den Aufhofener und den modernen Bayern-Schädeln besteht. Der Längenbreitenindex beträgt bei den Aufhofenern im Durchschnitt 70,5, bei den Bayern 80,6. Der Schädelinhalt misst bei den Aufhofener Schädeln im Durchschnitt 1654 CC., bei den Bayern nur 1480 CC. Ist es nun möglich, dass die gegenwärtige Bevölkerung Oberbayerns, welche meso- bis brachycephalen Typus zeigt, abstammt von exquisiten Delichocephalen, wie sie die Aufhofener Ausgrabung geliefert hat? Hr. H. Ranke glaubt diese Frage entschieden verneinen zu müssen; ganz wie A. Ecker dieselbe Frage in Beziehung auf Baden verneint

hat, wo ebenfalls in den ältesten Reihengräbern überwiegend dolichocephale Formen gefunden werden, während die moderne badische Bevölkerung brachycephalen Typus zeigt. Veränderte Culturzustände können unmöglich eine derartige fundamentale Metamorphose bewirken, ganz abgesehen davon, dass es für ein Landvolk, wie das oberbayerische, schwer halten dürfte, die Culturfortschritte seit ca. 1400 Jahren näher zu bezeichnen, die im Stande gewesen sein sollten, wesentliche Veränderungen am Schädel hervorzubringen. Ungereimt aber wäre es anzunehmen, dass trotz des Einflusses gesteigerter Geistesbildung, der Schädel-Inhalt zu gleicher Zeit wesentlich kleiner geworden sei. Wenn also die gegenwärtigen Oberbayern nicht von dem alten dolichocephalen Volke, dessen Repräsentanten in den Aufhofener Schädeln vorliegen, abstammen können, wer sind dann ihre wirklichen Stammältern? Die urkundliche Geschichte des oberbayerischen Landstriches, in welchem sämmtliche hier in Frage kommenden Gräberfunde gemacht wurden, beginnt mit dem zweiten Drittheil des achten Jahrhunderts. In den Urkunden des Bisthums Freising unter der Herrschaft der beiden letzten Agilolfinger, 736—788, sind eine überraschend grosse Menge von Ortschaften verzeichnet, welche sich noch heutigen Tages in der Nähe von Aufhofen sowohl als auch der übrigen oberbayerischen Reihengräber finden. Manche dieser Orte werden vom Landvolk jetzt noch genau so ausgesprochen, wie sie in den Agilolfinger Urkunden geschrieben sind, während die moderne Schreibweise von der im Volke erhaltenen Aussprache einigermaassen abweicht. Die in den genannten Urkunden vorkommenden Namen der Ortschaften sowohl als der Personen sind rein deutsch, was der Vortragende an vielen Beispielen nachweist, ebenso sind sogar die Namen der sehr zahlreichen in den Urkunden genannten Leibeigenen (mancipia) rein deutsch. Liegenschaften sowohl als Leibeigene werden meist als ererbt bezeichnet. Diese Urkunden beweisen, dass in dem betreffenden Theil Oberbayerns schon im achten Jahrhundert eine grosse Zahl bewohnter Orte sich fand mit ziemlich starker in geregelten Erbschaftsverhältnissen lebender Bevölkerung. Und es ist hieraus wohl mit Sicherheit der Schluss zu ziehen, dass die damalige Bevölkerung schon lange Jahre, wenn nicht Jahrhunderte, in diesen Gegenden sesshaft gewesen sein muss. Diese Bevölkerung war aber eine rein deutsche, mit keltischen oder irgend welchen anderen nicht deutschen Elementen unvermischte, denn wenn eine derartige Mischung vorhanden gewesen wäre, so hätte dieselbe nothwendig in den Orts- oder Personen-Namen Spuren hinterlassen müssen. Nach Annahme der Historiker sollen die Bajuvaren, auf welche sich diese frühesten Urkunden beziehen, im 6. Jahrhundert in Bayern eingewandert sein und es unterliegt keinem Zweifel, dass die gegenwärtige Bevölkerung Oberbayerns directe Descendenten jener Leute sind, welche im 8. Jahrhundert, als in Oberbayern seit geraumer Zeit sesshaft, urkundlich auftreten. Zwar sind in späteren Jahrhunderten auch über den abgelegenen Süden Bayerns manche furchtbare Stürme hinweggezogen z. B. im zehnten Jahrhundert der Einfall der Hunnen und gegen Ende des dreissigjährigen Krieges der Zug der Schweden, doch im grossen Ganzen bildet zweifellos die alte bajuvarische Race noch jetzt den Grundstock der gegenwärtigen oberbayerischen Landbevölkerung.

Da nun die gegenwärtige oberbayerische Race **urkundlich** im ersten Drittheil des 8. Jahrhunderts als im Lande sesshaft beglaubigt ist und auf Grund geschichtlicher Ueberlieferung angenommen werden darf, dass dieselbe Race auch schon bis gegen das 6. Jahrhundert zurück in Bayern sich fand; da weiterhin ein directer Zusammenhang der gegenwärtigen Bevölkerung Oberbayerns mit jenen urkundlichen Bajuvaren erwiesen ist, so drängt sich die Frage auf, ob sich nicht aus dem 6. oder 7. Jahrhundert Gräber finden, deren Insassen in Beziehung auf Schädelbildung mit den jetzt lebenden Oberbayern eine typische Aehnlichkeit erkennen lassen? In der That finden sich solche Gräber und zwar zunächst in dem von Aufhofen nur wenige Stunden entfernten Oberhaching, dem Hachinga der Agilolfinger Urkunden. Aus den neuentdeckten Reihengräbern von Oberhaching besitzen wir fünf wohlerhaltene Schädel, welche sich von denen von Aufhofen ebenso wesentlich unterscheiden als die modernen Bayernschädel, während sie zugleich mit letzteren eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit in der Norma verticalis, in der Form der Stirn und der des Hinterhauptes zeigen. Der Schädelinhalt misst im Durchschnitt 1460 CC., während bei den modernen Bayern 1480 CC. als Durchschnittszahl gefunden wurde. Der Schädelindex beträgt bei den Oberhachinger Schädeln im Durchschnitt 76,9, bei den modernen Bayernschädeln 80,6.

Es zeigt sich also entschieden eine Verwandtschaft im Typus der Hachinger und der modernen Bayernschädel.

Man wird nach dem Fundbericht der Herren **Hartmann** und **Marggraff** (Siehe Correspbl. Nr. 2 S. 15) wohl nicht weit irren, wenn man die

Zeit, aus welcher diese Gräber stammen, mindestens in das 6. oder 7. Jahrhundert verlegt.

Es fand sich aber in Oberbayern noch ein anderes Gräberfeld, dessen Schädel mit den Hachinger Schädeln grosse Aehnlichkeit zeigen, nämlich das im Jahre 1851 bei Murnau entdeckte, über welches Hr. J. von Hefner seiner Zeit berichtet hat. Dort wurden 14 von Osten nach Westen streichenden Reihengräbern 11 Schädel entnommen. Als Beigaben fanden sich eiserne Lanzenspitzen und bronzene Verzierungen. Hr. J. von Hefner setzt dieses Gräberfeld, welches er entschieden als ein germanisches erklärt, in das 3. oder 4. Jahrhundert. Ob diese Zeitbestimmung aber nicht zu hoch gegriffen ist, dürfte noch fraglich erscheinen. Die grosse Mehrzahl der Murnaner Schädel stimmen im Typus mit den Hachinger Schädeln überein, doch sind einige darunter, welche mit den Aufhofener Langschädeln entschiedene Verwandtschaft haben. Es kommen also die beiden Schädeltypen in denselben Grabstätten mit einander vor und man muss daraus schliessen, dass die beiden Racen einst im Frieden mit einander gelebt haben. Deutlicher noch tritt dieses Verhältniss in den Reihengräbern von Feldaffing hervor, über welche Hr. Kollmann berichtet hat. Aus den Feldaffinger Gräbern sind 15 Schädel und Schädelfragmente erhalten, von welchen 7 ausgesprochen dolichocephalen Typus zeigen, während 8 meso- bis brachycephal sind. Der Schädelindex der 7 Langschädel ist 72—73, der der anderen im Mittel 80,9 (Maximum 88,2). Einige Schädel machen entschieden den Eindruck von Mischformen. Die Beigaben in diesen Feldaffinger Gräbern waren äusserst geringfügig und bestanden nur aus Eisen ohne Beimischung von Bronze. Hr. Kollmann setzt diese Gräber etwa in die Mitte des 8. Jahrhunderts. Aus den Gautinger Reihengräbern endlich, über welche ebenfalls Hr. Kollmann berichtet hat, sind 11 Schädel erhalten. Von diesen zeigen 9 entschieden dolichocephalen Typus und stimmen in allen Punkten mit den Aufhofener Schädeln überein, während nur zwei mesocephal sind und den Hachinger Typus zeigen. Die Gautinger Langschädel haben wie die Aufhofener einen grossen Schädelinhalt; der grösste von ihnen misst 1870 CC. Die Beigaben bestanden aus Eisen und Bronze, auch fand sich darunter eine kupferne Münze des Kaisers Galerius Maximus 305—311 n. Chr. Die Zeit, in welcher diese Gautinger Gräber entstanden, verlegt Kollmann in das 4. Jahrhundert. In Aufhofen sowohl als in Gauting lebte also eine dolichocephale Bevölkerung noch ziemlich unvermischt mit brachycephalen Elementen. Diese Gräber gehören einer früheren Zeit an, während in den Gräbern, welche einige Jahrhunderte jünger sind, der meso- und brachycephale Typus überwiegt und die Langschädel mehr und mehr verschwinden. Wenn nun die Zeitbestimmung, welche die Gautinger Gräber in das 4. Jahrhundert verlegt, richtig ist, so reicht die Entstehung derselben noch hinein in die Zeit der römischen Occupation Oberbayerns, denn hier herrschten die Römer noch nachweisbar bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts. Zur Zeit der Römer wurden die Bewohner der oberbayerischen Hochebene Vindelici genannt und galten für Kelten. Man könnte versucht sein, in den Aufhofener und Gautinger Langschädeln Kelten zu vermuthen, aber sie unterscheiden sich in Nichts von den Dolichocephalen, welche, wie A. Ecker gezeigt hat, im südwestlichen Deutschland in den verschiedensten Reihengräbern aus merovingischer Zeit, zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert gefunden werden und welche A. Ecker, gestützt auf anatomische und historische Gründe, für Germanen und zwar für Franken und Alemannen erklärt. Er hält sie bekanntlich für ein aus dem Norden gekommenes Volk von Eroberern und weist auf die merkwürdige Uebereinstimmung hin, welche zwischen den Dolichocephalen der alten Reihengräber und der Schädelbildung der heutigen Schweden besteht. Hr. H. Ranke demonstrirte der Versammlung diese in der That überraschende Uebereinstimmung an einem Schwedenschädel aus der Münchener zoologischen Sammlung. Ebenso entschieden als A. Ecker, spricht sich bekanntlich Lindenschmit über den germanischen Ursprung der Langschädel unserer Reihengräber aus und verlegt die Entstehung derselben ebenfalls in das 5. bis 8. Jahrhundert. Das Resultat, zu welchem die genannten Forscher gelangt sind, lässt sich auch mit dem Ergebniss der Agilolfinger Urkunden am besten vereinigen.

Wie hervorgehoben wurde, sind die in den genannten Urkunden des 8. Jahrhunderts vorkommenden Personen- und Ortsnamen sämmtlich rein deutsch, unvermischt mit keltischen oder irgend welchen anderen nicht deutschen Elementen. Solch rein deutscher Charakter der Sprache wäre unerklärlich, wenn der dolichocephale Stamm, von welchem gezeigt wurde, dass er mit der mesocephalen Race, den muthmasslichen Stammältern der gegenwärtigen Bevölkerung Oberbayerns, im Frieden zusammengelebt hat, ein nicht deutscher gewesen wäre. Dasselbe Argument führt andrerseits zu dem Schluss, dass in Oberbayern ein nicht dolichocephales Volk rein deutscher Abkunft schon

in frühen Jahrhunderten sesshaft gewesen ist. Und man muss annehmen, dass der langschädelige Stamm entweder durch Kreuzung in diesem zahlreicher vorhandenen kurzschädeligen Volke allmählig verschwunden ist, oder dass die Langschädel zur Zeit der Völkerwanderung grossentheils wieder das Land verlassen und sich andere Wohnsitze gesucht haben. Prof. Ranke schloss seinen Vortrag mit einer Anzahl von Fragen als Gegenstand weiterer Untersuchungen, aus welchen wir einige besonders hervorheben.

Wo bleiben die Gräber der keltischen Vindelici der bayerischen Hochebene aus der römischen Occupationszeit, von denen in den Orts- und Personen-Namen der Agilolfinger Urkunden keine Spur mehr gefunden wird?

Was ist das Charakteristische der Kelten-Schädel?

Bis zu welcher Zeit herab finden sich noch exquisite Dolichocephalen von den Charakteren der Aufhofener und Gaulinger Schädel unter der oberbayerischen Landbevölkerung, in welcher dieser Typus gegenwärtig vollständig zu fehlen scheint?

Kleinere Mittheilungen.

Internationaler Congress für Anthropologie und Urgeschichte zu Budapest 1876.

Das Organisations-Comité des internationalen Congresses für Anthropologie und Urgeschichte zu Budapest hat in Berücksichtigung der deutschen und französischen Fachcongresse die Sitzungen des internationalen Congresses in Budapest auf den 4. bis 11. September verlegt.

Indianische Alterthümer auf der Ausstellung in Philadelphia.

Die Ausstellung indianischer Alterthümer wird einen der reichsten Zweige der Ausstellung in Philadelphia bilden. Man hat zahlreiche Ausgrabungen eigens zu diesem Zweck veranstaltet und besonders an der californischen und Oregonküste reiche Schätze aus den dort zahlreichen Indianergräbern erhoben.

Inhalt des dritten Heftes des Archives für Anthropologie. VIII. Bd.

Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen und der Annahme einer nordischen Bronzecultur. Von L. Lindenschmit. — Ein Negerschädel mit Stirnnaht, beschrieben und verglichen mit 58 anderen Negerschädeln. Ein Beitrag zur Kenntniss des Einflusses der Persistenz dieser Naht auf die Racencharaktere des Schädels. Von Dr. J. Ladarle, Prosector in Freiburg. (Hierzu Tafel XII.) — Beitrag zur Kenntniss der Estenschädel. Von Hermann Meyer in Dorpat. (Hiezu Tafel XIII, Fig. 1, 2, 3.) — Etwas über Kjökken Möddinge und die Funde in den alten Gräbern in Südcalifornien. Von Paul Schumacher in San Francisco. — Die Anfertigung der Angelhaken aus Muschelschalen bei den früheren Bewohnern der Inseln im Santa Barbara Canal. Von demselben. — Ueber den Mädelhofener Schädelfund in Unterfranken. Von Dr. R. Wiedersheim, Prosector in Würzburg. (Hierzu Tafel XIII, Fig. 4 und Tafel XIV, XV, XVI.) — Hat die Annahme einer besonderen Periode der behauenen Steinwerkzeuge für die vorgeschichtliche Zeit eine Berechtigung? Von H. Fischer in Freiburg. — Referate.

Bei der Redaction bis zum 29. Februar eingelaufen:

Archiv für Anthropologie, Organ der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Bd. VIII Heft 3. (Ausgegeben Januar 1876.) Braunschweig, Druck und Verlag von F. Vieweg & Sohn. Mit Holzschnitten und lithographirten Tafeln. 4°.

Berichte aus den Sitzungen folgender Zweigvereine der deutschen anthropologischen Gesellschaft: der Berliner anthrop. Gesellschaft, Sitzung vom 28. Juni und 17. Juli 1875; des Göttinger anthrop. Vereines vom 12. Februar 1876; des Danziger anthrop. Vereines vom 27. October 1875; der Münchener anthrop. Gesellschaft vom December 1875. — Mittheilungen von J. Mestorf: Ueber das Vorkommen von Flintknollen in Norwegen; ferner: der Borum-Eshör bei Aarhuus in Jütland; dann von Hrn. Professor Dr. Schaaffhausen: Mittheilungen aus den Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn vom 7. Juni und 2. August 1875, und aus den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für die Rheinlande und Westfalen vom 8. October 1875.

Bullettino di Paletnologia italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno I. No. 10, 11 a 12. Parma 1875.

Dawkins, Boyd W., die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. W. Spengel. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Oscar Fraas. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung 1876. Mit farbigem Titelblatt und 129 Holzschnitten. 8°.

Desor E., Le sépultures des populations Lacustres du lac de Neuchatel. Ein Bericht an das Journal de Genève vom 23. Februar. Wir werden in der nächsten Nummer über diesen interessanten Fund berichten.

Mayr G., Die bayerische Jugend nach der Farbe der Augen, der Haare und der Haut. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift des kgl. bayerischen statistischen Bureau Jahrgang 1875 Heft Nr. 4 mit drei Kartogrammen. Einzelne Exemplare sind für den Preis von 1 Mark bei der Redaction, soweit der Vorrath reicht, noch zu haben.

Revue scientifique de la France et de l'etranger 1876 Jan.

Saxonia. Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde des Königreichs Sachsen von Dr. phil A. Moschkau. Nr. 22.

Schluss der Redaction am 29. Februar.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 4. München, Druck von R. Oldenbourg. **April 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder sind jetzt, nach eben eingelaufenen Mittheilungen, auch im Königreich Württemberg angeordnet worden. Im deutschen Reich haben nunmehr alle Staaten mit Ausnahme Sachsens diese wissenschaftliche Untersuchung durchführen lassen. Hoffen wir, dass auch dort sich bald die längst erbetene Geneigtheit dazu finde. Liegt doch eine Zusammenstellung aus einem grösseren Gebiete in vollständiger Bearbeitung der Beurtheilung nunmehr vor, wir meinen die Arbeit von Prof. Dr. Georg Mayr*): Die bayerische Jugend nach der Farbe der Augen, der Haare und der Haut, mit 3 Kartogrammen; sie enthält doch wahrlich ethnologisch wichtige und interessante Details in Fülle und beweist, dass die Erwartungen, welche die deutsche anthropologische Gesellschaft von diesen statistischen Erhebungen hegte, in reichem Maasse sich erfüllen. Es hat sich hierin, um einige Punkte zu berühren, im Gegensatz zu der geläufigen Annahme gezeigt, dass nördlich der Donau die Häufigkeit der hellen Augen bis auf 73 bis 75 Procent steigt, während sie südlich oft unter 60 Procent herabfällt. Ferner ist der Lauf des grossen Stromes und seiner Hauptzuflüsse (Isar und Lech) durch eine geringere Häufigkeit heller Augen ausgeprägt. Während in den Kartogrammen die rothe Farbe des Nordens auf die Häufigkeit der blauen Augen und blonden Haare hinweist, treten die Donaugegenden rechts wie links, ebenso das Lech- und Isargebiet in grüner Farbe hervor, welche auf mehr dunkle Augen und Haare hinweist. Ein merkwürdiger Ausschnitt findet sich im Südosten des Landes. Das Inngebiet ist ausgezeichnet durch grosse Häufigkeit heller Augen mit relativ geringer Häufigkeit der hellen Haare. Die statistischen Erhebungen haben ferner gezeigt, wie in den Städten mit stetiger Zuströmung die Helläugigkeit weniger zahlreich ist als auf dem Lande, wo sich der Typus reiner erhalten hat. Der Werth dieser Thatsachen liegt freilich zunächst nicht darin, sofort ethnologische Fragen zu entscheiden, sondern feste Grundlagen für ihre Erforschung zu bieten. Wenn, um einen Punkt hervorzuheben, die Kartogramme zeigen, dass südlich der Donau die Vermischung dunkeläugiger und dunkelfarbiger Elemente mit blonden eine intensivere ist als nördlich dieses Stromes, so wird sich die Anthropologie zunächst mit der Erklärung dieser Erscheinung zu befassen haben, sie hat eine feste Grundlage für die weitere Untersuchung und sie betritt das schwierige Gebiet an der Hand dieser ersten unumstösslichen Thatsache.

In der nächsten Zeit werden die anthropologischen Erhebungen aus den gesammten preussischen Provinzen veröffentlicht werden. Möchten unterdessen die Freunde anthropologischer Forschung im Königreich Sachsen darauf hinwirken, dass auch ihr Gebiet endlich in den Kreis dieser statistischen Erhebungen gezogen werde.

Kollmann.

*) Separatabdruck aus der Zeitschrift des kgl. Bayerischen statistischen Bureau. Jahrg. 1874 Heft 4.

Zur urgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Terminologie.

Es ist unverkennbar, dass sich in neuerer Zeit in Betreff der Auffassung der Reihenfolge und der Begrenzung der von den skandinavischen Forschern aufgestellten und bis dahin ziemlich allgemein anerkannten Culturperioden Europas, der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, eine langsame aber intensive Umwandlung vollzieht, die, von den bedeutendsten deutschen Archäologen, vor allem unserm Lindenschmit, längst angebahnt und erfolgreichst verfochten, allmählig beginnt siegreich durchzubrechen, und wohl ohne Zweifel damit enden wird, dass dieses zu voreilig und zu leicht aufgeführte Gebäude der sogen. „Dreitheilung" zertrümmert, was aber an guten Bausteinen von demselben übrig bleibt, in den soliden Bau der Wissenschaft bleibend eingefügt wird.

Und es geschieht hiemit nur ganz dasselbe, was mit sehr vielen neuen wissenschaftlichen Lehren auf den verschiedensten Gebieten sich schon ereignet hat und auch noch ferner ereignen wird. Eine jede solche pflegt, um sich Platz und Anerkennung zu verschaffen, ihre Sätze als „Gesetze" mit schneidiger Schärfe hinzustellen. Die scharfe Formulirung ruft aber naturgemäss als Reaction eine ebenso scharfe kritische Prüfung hervor, durch die bald zahlreiche Ausnahmen von den „Gesetzen" entdeckt, wo unausfüllbare Klüfte zu bestehen schienen, Uebergänge nachgewiesen und Wahrheit und Irrthum geschieden werden.

Und so hat die bestimmte Formulirung einer solchen Lehre auch wieder ihre grossen Vortheile; denn wie Bacon mit Recht sagt: *„citius emergit veritas ex errore quam ex confusione."* Ist dann des Tages Kampflärm verstummt und sind die Gefechtstrümmer abgeräumt, so bemerkt man, dass durch diesen Kampf die Wissenschaft im Ganzen doch einen Fortschritt gemacht, wenn auch die neu gewonnenen Sätze ganz anders lauten als wie sie anfangs aufgestellt waren. Dass diese in Betraff der sogen. Dreitheilungslehre vor sich gehende Umwandlung aber auch einen äusseren Ausdruck finde, ist schon im Interesse des grossen Publicums, das solche Schemata, besonders wenn sie auch noch bildlich vorgeführt werden, gar zu gern aufnimmt, geboten. Und nicht nur dieses; auch die Anthropologen, insbesondere die Naturforscher unter denselben, müssen wünschen, unzweideutige und keiner weiteren Erläuterung mehr bedürftige Bezeichnungen zu haben.

Diese Ueberzeugung wird sich wohl jedem aufdrängen, der in dem neuesten Hefte des Archivs für Anthropologie (Band VIII Heft 3 S. 278) die Kritik von Hostmann über das Buch von Hans Hildebrand (das heidnische Zeitalter in Schweden) liest.

Es geht aus dieser lehrreichen Abhandlung aufs Klarste hervor, dass, wenn mit der Bezeichnung „Steinzeit" eine Periode gemeint sein soll, in welcher dem Menschen der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war — und das ist doch die einzige erlaubte Bedeutung des Wortes „Steinzeit" — dass dann dieser Begriff eine sehr bedeutende Einschränkung erfahren muss. Die hier gegebene Sammlung von Nachweisen, dass in Gräbern der sogenannten Steinzeit nicht nur Bronze, sondern sogar Eisen sich findet, nöthigt den Rahmen für diese Periode viel enger zu stecken, und auf jene allerfrüheste Culturstufe (etwa der Zeit der schwäbischen Höhlen etc. entsprechend) zu beschränken, auf welcher in der That der Gebrauch jedweden Metalls vollkommen unbekannt war, und anstatt dessen Holz, Knochen und Stein zu Waffen und Geräthschaften verwendet wurden. Nicht das Positive der Verwendung von Stein ist aber das Charakteristische dieser Periode, sondern das Negative der Abwesenheit jeglichen Metalls, und nach dem Grundsatz: *„denominatio fit a potiori,"* wird es sich daher empfehlen, von letzterem Charakter auch die Bezeichnung der Periode zu entnehmen, und anstatt „Steinzeit" künftig zu sagen „vormetallische Zeit." Der Name Steinzeit würde offenbar am besten ganz fallen gelassen, da er nur geeignet ist, Verwirrungen zu veranlassen.

Was nun fernerhin die Culturperioden betrifft, die mit der Einführung der Metalle begonnen haben, so ist klar, dass man für Europa wenigstens förderhin auch nicht mehr wohl von einer Bronzezeit sprechen kann, wenn man darunter eine Periode verstanden haben will, in welcher das Eisen noch gänzlich unbekannt und Bronze das einzige sowohl zu Waffen als Werkzeugen verwendete Metall war. Die zahlreichen bei Hostmann zusammengestellten Nachweise ergeben auf das unwiderleglichste, dass die Verwendung des Eisens sich bis zurück in die frühesten Perioden der Geschichte verfolgen lässt, und dass eine besondere Bronzezeit für Europa wenigstens nicht existirt. Hostmann sagt (a. a. O. S. 294) ausdrücklich: es sei eben so wenig ersichtlich, dass jemals eine Bronzezeit, als dass überhaupt eine Vorstellung von einer solchen im Alterthum geherrscht habe; es lasse sich immer nur eine vereinzelte oder für bestimmte Zwecke allgemeiner übliche Verwendung der Bronze neben

dem Eisen, nirgends aber das frühere Bekanntsein derselben nachweisen. Ueberdiess sei das Eisen weit leichter herzustellen als Bronze, und desswegen auch gewiss viel früher hergestellt. Hostmann citirt biebei den Ausspruch eines „der ersten Metallurgen der Gegenwart," der sich vom rein technischen Standpunkt aus hierüber äusserte wie folgt: „Nichts ist leichter als die Gewinnung hämmerbaren Eisens aus dazu geeignetem Erz, und von allen metallurgischen Processen muss dieser als der einfachste betrachtet werden." „Wenn man ein Stück Roth- oder Brauneisenstein nur wenige Stunden in einem Holzkohlenfeuer erhitzt, so wird es, mehr oder weniger vollständig reducirt, sich mit Leichtigkeit zu Stabeisen ausschmieden lassen. Die primitive Methode, ein gutes hämmerbares Eisen unmittelbar aus dem Erz zu gewinnen, erfordert einen weit geringeren Grad von Geschicklichkeit als die Fabrikation der Bronze. Die Herstellung dieser Legirung bedingt die Kenntniss des Kupferausbringens, des Zinnschmelzens und der Kunst zu formen und zu giessen. Vom metallurgischen Standpunkt aus muss man daher vernünftigerweise annehmen, dass das sogenannte Eisenalter dem Bronzealter voranging. Wenn die Archäologen das Gegentheil behaupten, dann sollten sie bedenken, dass Eisen sich seiner Natur nach nicht so lange wie Kupfer in der Erde zu erhalten vermag" (a. a. O. S. 297). Auch die Beobachtungen über die Naturvölker des heutigen Tages zeigen, dass die Metallurgie mit dem Schmieden der rothglühenden Eisenluppe beginnt, da dieses sich auch bei solchen findet, die noch nie mit anderen Culturvölkern in Berührung gekommen waren, während die Ausbringung des Kupfers und die Darstellung der Bronze allen diesen Völkern so gut wie gänzlich unbekannt geblieben ist (a. a. O. S. 299). Und weiter fährt Hostmann fort (a. a. O. S. 300): „Da die Thatsache besteht, dass wir gegenwärtig nicht im Stande sind, mit irgend einem andern Stoff als Stahl Bronze zu bereiten, so darf man verlangen, dass für die Behauptung: das könne in früheren Zeiten sich anders verhalten haben, klare und überzeugende Beweise vorgelegt werden."

Aus dem Vorstehenden ergibt sich als unabweisbarer Schluss: dass man fürderhin auch nicht mehr von einer Bronzezeit wird sprechen können, wenn man darunter eine Periode versteht, in welcher das Eisen noch nicht bekannt war und daher zu Waffen und Werkzeugen ausschliesslich Bronze verwendet wurde. Bronze- und Eisenzeit lassen sich hienach fortan nicht trennen, und man wird beide in eine und dieselbe Culturperiode zusammenfassen und diese der „vormetallischen Zeit" gegenüberstellen, anstatt der Dreitheilung daher eine Zweitheilung annehmen müssen. Schon Giesebrecht (Baltische Studien X 2, 108, citirt bei Hostmann S. 306) hat diese Periode gelegentlich die „Metallzeit" genannt, und es wird sich empfehlen, diesen Namen anzunehmen. Ob und welche Unterabtheilungen innerhalb dieser etwa zu machen seien, das kann späteren Abmachungen vorbehalten bleiben. Vorläufig mag es genügen, die Benennungen des unhaltbar gewordenen Dreitheilungssystems aufzugeben und denselben die zwei vorgenannten, „vormetallische" und „Metallzeit", zu substituiren. Die Hauptsache ist und bleibt immer, dass

1) zwei — nicht drei — Hauptperioden unterschieden werden,
2) dass die erste derselben von dem wichtigeren negativen Charakter, dem Fehlen der Metalle, die zweite von dem positiven der Anwesenheit dieser ihre Bezeichnung erhalte.

Freiburg, im März 1876.

Alexander Ecker.

Zur Schädelmessung.

Es ist über ein Jahrzehnt vergangen, seit Welcker den Ausspruch that, „eine vollkommene Methode der Schädelmessung werden wir wohl nie bekommen; vereinigen wir uns daher über das relativ zweckmässigste Verfahren und machen es zum allgemeinen." Zehn Jahre intensiver Arbeit haben seitdem das craniologische Material enorm erweitert, wir übersehen jetzt einigermaassen die Gesichtspunkte, von denen wir bei der Betrachtung des Schädels ausgehen müssen, die Verhältnisse, welche der Form ihren charakteristischen Typus aufdrücken, aber der Wunsch nach einer gemeinsamen Methode ist noch heute, wie vor 10 Jahren als ein „frommer" zu bezeichnen, vielleicht blüht gar die individuelle Eigenartigkeit durch Acceptation immer wieder vorgeschlagener neuer und besserer Methoden heute noch üppiger, als damals, und liefert daher der Wissenschaft ein Material von ungleich geringerem Werthe, als wenn dasselbe nach einheitlichem Verfahren gewonnen worden wäre. Finden wir doch, um das nächstliegende Beispiel anzuführen, in dem eben erschienenen Heft für Anthropologie drei verschiedene Arbeiten, welche Schädelmessungen veröffentlichen, und in jeder derselben eine andere Methode zur Bestimmung der Höhe angewendet! Und dass es sich nicht

nur noch um solche mehr äussere practische Fragen, etwa um die Wahl dieses oder jenes Ansgangspunktes handelt, über welche eine Verständigung vielleicht leicht erzielt werden könnte, sondern dass vielmehr immer noch um „Grundprincipien" heiss gekämpft wird, und die Mahnung Welcker's zur Resignation in dem Suchen nach der „besten" Methode bislang eine vergebliche geblieben ist, beweist uns der Aufsatz Spengel's in der Januar-Nummer dieses Blattes, in welchem die neue, von Hrn. von Ihering in seiner Arbeit „zur Reform der Craniometrie" entworfene, Schädelmessungsmethode empfehlen, oder vielmehr gegen die Bedenken, welche auf der letzten Anthropologenversammlung die gewichtige Stimme Hrn. Schaaffhausen's gegen dieselbe hatte laut werden lassen, zu vertheidigen gesucht wird.

Dass die Ausführungen Hrn. Schaaffhausen's sich auf die Punkte, um welche es sich in diesem Widerstreite der Ansichten eigentlich handelt, kaum einlassen und desshalb zur Klärung der Differenzen nicht eben beigetragen haben, müssen wir vollständig einräumen, andererseits aber scheint uns die Polemik Hrn. Spengel's ebensowenig geeignet, Hrn. Schaaffhausen in seinen Anschauungen zu erschüttern, noch uns von der Ueberlegenheit der von ihm verfochtenen Sache zu überzeugen: wie wir glauben, vor allem wieder aus demselben Grunde, weil nämlich die eigentlichen Differenzpunkte nicht klar zum Ausdruck gebracht werden. Auch uns scheint daher eine Fortsetzung der Discussion durchaus am Platze zu sein, und wir gehen auf den Wunsch Hrn. Spengel's, dass seine Ausführungen den Anstoss zu einer solchen geben möchten, um so lieber ein, als wir in dem Correspondenzblatt das geeignete Organ besitzen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken und die Einzelnen zu veranlassen, auf der nächsten Versammlung so weit vorbereitet zu erscheinen, dass wir auf derselben über die vorliegenden Fragen vielleicht schlüssig werden können. Eine Einigung erscheint um so erwünschter, als sie für die Ausführung des in Arbeit befindlichen Gesammt-Cataloges aller deutschen Schädelsammlungen ein bedeutendes practisches und zugleich dringendes Interesse gewonnen hat.

Dem Einwurf, dass ja schon in Dresden eine gemeinsame Messmethode beschlossen sei, müssen wir unsrerseits die Ansicht entgegenhalten, dass man dort allerdings ein Messungsschema vereinbarte, d. h. die Dimensionen, die als besonders wissenswerth anzusehen seien, feststellte, dass es aber nicht in der Absicht der Versammlung gelegen zu haben scheint, sich auch über die Methode des Messens irgend ein definitives Urtheil zu gestatten, und wir glauben desshalb die Frage nach der Messungsmethode trotz Dresden noch als eine offene betrachten zu dürfen.

Ehe wir jedoch auf unser Thema selbst eingehen, sei es gestattet, mit einigen Worten des Gebietes zu gedenken, auf welchem wir eine Vereinbarung in der That erreicht zu haben scheinen, wir meinen das der bildlichen Darstellung, der geometrischen Zeichenmethode. Vergleichbares Material lieferte sie erst nach Annahme einer bestimmten Horizontalen, und seitdem Virchow seinen letzten Veröffentlichungen die Ihering'sche zu Grunde gelegt hat, dürfen wir dieselbe wohl als in Deutschland acceptirt betrachten. Von gleicher Wichtigkeit, als die Aufstellung dieser auf die umfassendsten Arbeiten begründeten Horizontalen, scheint uns die von Spengel vorgeschlagene Modification des Lucae'schen Zeichenapparates zu sein, durch welche bei einmaliger Einstellung des Schädels vier Ansichten desselben gewonnen werden können*), die unter sich durchaus genau im rechten Winkel dargestellt sind und uns daher ein vor Fehlern fast geschütztes Material darbieten. Durch diese Verbesserung scheint uns die vereinbarte Horizontale erst ihre volle practische Bedeutung gewonnen zu haben.

Dass diese Fortschritte auf dem Gebiete der Zeichnung den Gedanken nahe legten, mit demselben Schwerte auch den gordonischen Knoten der Messfrage zu lösen, ist leicht verständlich, bedurfte es in der That doch nur des Entschlusses, in Zukunft anstatt der direct messbaren Länge und Höhe, — und um diese beiden Durchmesser allein dreht sich die Controverse, — ihre Projectionen auf die beschlossene Horizontale als Werthausdruck für dieselben zu gebrauchen, um mit einem Schlage ein System zu gewinnen, welches die Messungen auf dieselbe gemeinsame Basis stellte, die auch der bildlichen Darstellung zu Grunde gelegt wurde. Dieses System ist es, welches von Hrn. v. Ihering befürwortet wird, und zu dessen practischer Aus-

*) Die correcte Einstellung des Schädels innerhalb der vier Stahlnadeln ist sehr mühsam, wir schlagen daher als eine wesentliche Erleichterung vor, einer Nadel die Form einer zweizinkigen Gabel zu geben, um mit derselben zunächst die Medianebene senkrecht zu stellen. Ist das geschehen, so ist mit der zweiten Nadel die Einstellung in die Horizontale leicht und sicher auszuführen. Die dritte und vierte Nadel werden schliesslich noch zum Zweck der Fixation angedrückt.

führung Hr. Spengel seinen Craniometer construirt hat.

Die Vorzüge, mit denen sich das neue System einführt, erscheinen, wie sich nicht leugnen lässt, in hohem Grade bestechend, dennoch geht unsere Ansicht, die wir im Nachfolgenden zu vertreten suchen werden, im entgegengesetzten Sinne dahin, dass in der Messfrage die Vereinbarung nicht auf Grund der Ihering'schen Horizontalen zu erzielen ist, sondern dass wir bei der auch bisher am meisten üblichen Methode, nach welcher wir als Länge die grösste Länge, und zwar von der Glabella bis zum hervorragendsten Punkt des Hinterhauptes, und zu derselben etwa rechtwinkelig die Höhe des Schädelgewölbes von der vorderen Circumferenz des for. magnum bis zum Scheitel messen, zu bleiben und innerhalb derselben die Verständigung zu suchen haben werden.

Das letztere Verfahren steht vollständig ausser Beziehung zu der Ebene, in welcher bei aufrechter Stellung der Kopf auf der Wirbelsäule balancirt, es hält sich vielmehr an die Gehirnkapsel als solche, und misst die sich aus der Form derselben ergehenden Hauptdimensionen. Es handelt sich also um eine ganz selbstständige Methode, die ihre Basis in der Schädelform selbst sucht, und daher nicht nur mit dem sich auf die zufällige Horizontalstellung stützenden Systeme nichts gemein hat, sondern vielmehr zu demselben in einem bestimmten Gegensatze steht.

Diese Thatsache, dass wir es mit zwei durchaus getrennten Systemen zu thun haben, ist es, welche, wie uns scheint, bei den bisherigen Verhandlungen nicht klar zum Bewusstsein der Leser gebracht ist, und welche der Discussion eine andere Richtung aufdrängen muss. Mit ihrer Anerkennung nämlich wird den Vorwürfen, die Hr. Spengel unserem Verfahren gemacht hat, der Boden entzogen. Es wird Jeder zugehen, dass in unserer Methode die Länge gänzlich ausser Beziehung steht zu der Ihering'schen oder einer anderen Horizontalen, und dass desshalb Hr. Schaaffhausen mit dieser seiner Behauptung vollständig im Rechte ist, während andererseits im Ihering'schen Systeme die Horizontale für den Längenwerth geradezu maassgehend ist, und desshalb in der allernächsten Beziehung zu demselben steht. Dasselbe gilt in gleicher Weise von der Höhe, auf welches Maass wir noch zurückkommen werden. Das Maass der Breite, deren Richtung durch die den Schädel in zwei symmetrische Hälften theilende Sagittalebene bestimmt gegeben ist, wird, wie wir schon erwähnten, durch die Verschiedenheit der beiden Methoden gar nicht berührt. Wie Herr Spengel aus den Ausführungen Hrn. Schaaffhausen's die Folgerung hat ziehen können, dass derselbe die „grösste Breite" gelegentlich nicht im rechten Winkel zur Sagittalebene messen müsste, ist uns, wie wir gestehen, nicht ganz verständlich geworden. Dass auch wir ein solches Verfahren für durchaus verkehrt halten würden, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen.

Wenn damit die in der Januarnummer gegen das bisherige Messverfahren erhobenen principiellen Vorwürfe sich unserer Ansicht nach erledigen und sich dasselbe in Bezug auf die berührten Punkte gleichberechtigt neben das neuere stellen kann, so stehen wir wieder vor der Frage, welches von beiden soll allgemein angewendet werden. Machen wir uns, bevor wir eine Entscheidung treffen, noch einmal klar, vor welche Aufgabe wir bei der Messung der Gehirnkapsel gestellt sind, und welche Wege wir zur Lösung der gegebenen Schwierigkeiten überhaupt einschlagen können.

(Schluss folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Ueber das Vorkommen von Flintknollen in Norwegen.

Der reichhaltige Jahresbericht der Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring für 1874 enthält eine höchst interessante und für die Forschung höchst wichtige Mittheilung des Hrn. Prof. O. Rygh über in Norwegen zwischen anderem Geröll nachweislich vorkommende Flintknollen, welche wir hier in Kürze wiedergeben.

Es hatte bisher als eine ausser Frage stehende Thatsache gegolten, dass der Flintstein, dieses zur Herstellung von Steinwerkzeugen in ganz Europa vor allen anderen Gesteinarten hochgeschätzte Material, als Rohmaterial in ganz Norwegen und, mit Ausnahme der Landschaft Schonen, auch in Schweden nicht vorkomme, und überhaupt nicht vorkommen könne, weil die Kreideformation, der er angehört, nur in Schonen auftritt, weiter nördlich aber auf der ganzen skandinavischen Halbinsel nicht mehr gefunden wird. Eine berechtigte Folgerung war hiernach, dass man sämmtliche in Norwegen gefundene Flintsteingeräthe als aus Dänemark oder Schonen eingeführt betrachtete.

Im Jahre 1861 entdeckte man auf Jäderen. Stavanger Amt, namentlich in den Kirchspielen Klep und Haa sogen. Fabrikstätten von Flintgeräthen, d. h. Anhäufungen von Flintsplittern, miss-

lungenen und unfertig gebliebenen Werkzeugen, die sich nur als Abfälle bei der Herstellung von Steingeräthen erklären lassen. In der Nähe dieser Flintsplitter fand man mit Steinen belegte, scharf begrenzte runde Plätze, in welchen man den gepflasterten Fussboden ehemaliger Zeltwohnungen erkannte. Angesichts dieser Spuren uralter Werkstätten und daneben liegender menschlicher Ansiedelungen, begann man die Richtigkeit des oben erwähnten geologischen Lehrsatzes vom archäologischen Standpunkt aus in Zweifel zu ziehen, zumal bald mehrere ähnliche Funde gemacht wurden, welche andeuteten, dass der Flintstein nicht nur in den Küstendistricten, sondern auch tief ins Land hinein zu Geräthen verarbeitet worden sei. Eine so ausgebreitete Industrie wäre indessen, wo man das Material aus weiter Ferne holen musste, geradezu räthselhaft. Hr. Prof. Rygh fand sich durch diese Entdeckungen gemahnt, dem Vorkommen von Flintknollen auf norwegischem Boden mit Eifer nachzuspüren.

Ein Gerücht, dass man auf Jäderen (also an einem Orte, wo alte Werkstätten von Flintgeräthen constatirt waren) bei Tiefbohrungen nach Steinkohlen auf Flintknollen gestossen sei, veranlasste genannten Gelehrten, bei dem Unternehmer dieser Bohrversuche Erkundigungen einzuholen, worauf dieser (Herr Bergmeister Dahll) Folgendes mittheilte.

Nicht allein auf Jäderen, auch auf dem südlichen Theile von Karmö und auf der Insel Jomfruland, östlich von Kragerö, ist roher Flint gefunden und von glaubwürdigen Leuten hatte Herr Dahll gehört, dass das vor Söndmöre liegende Lepsöer Riff aus Flintknollen bestehe. Dieselben liegen zwischen anderem Geröll, d. h. zwischen dem aus den anstehenden Gebirgsarten bestehenden Gletscherschutt. Auf Jäderen, wo Herr Dahll die beste Gelegenheit zu hierauf bezüglichen Beobachtungen hatte, bildet der Flint von der Oberfläche bis zur Tiefe von 2—300 Fuss einen nirgends fehlenden Bestandtheil des Gerölls und zwar in so grosser Menge, dass man ganze Schiffsladungen davon einsammeln könnte. Das grösste Stück, welches Herr Dahll gesehen, maass 12 Zoll im Durchmesser. Das Vorhandensein des Flints erklärt er dadurch, dass einst ein grosser Theil des südlichen Norwegens mit flintführenden Kreidelagern bedeckt gewesen sei, welche durch die zerstörende Einwirkung der Gletscher fortgerissen worden, wesshalb man nur in dem Flachlande an der Küste die abgesetzten Flintknollen finde. Eine Stütze für diese Annahme findet er in den Kreidestücken, welche sich neben dem Flint in dem Gletscherschutt finden; auch ist er der Meinung, dass der auf Jäderen vorkommende Mergel den zerstörten Kreidelagern seinen Kalkgehalt verdanke. Herr Dahll hat ferner in der Entfernung einer Meile von dem Meere und 700 Fuss über dem Niveau desselben Flintknollen gefunden, wo also die Vermuthung, dass selbige von der See ausgeworfen seien, ausgeschlossen bleibt.

Danach ist das Vorkommen von Flintknollen, wenngleich nicht in ursprünglicher Lagerung, an verschiedenen Orten in Norwegen constatirt. Das schätzbare Material konnte von der Bevölkerung des Landes in der Steinzeit nicht unbemerkt bleiben, es liess sich ausserdem ohne Mühe gewinnen, und dass sie es nicht versäumt, es zu den nöthigen Werkzeugen und Waffen zu verarbeiten, beweisen die entdeckten Werkstätten.

Die in Norwegen gefundenen Flintgeräthe sind folglich nicht länger Beweise von einem im Alterthum stattgehabten lebhaften Handelsverkehr. Auch ist der Umstand, dass in Norwegen die Flintgeräthe einen kleineren Bruchtheil der gesammten Steingeräthe bilden, als diess in anderen Ländern der Fall, nicht aus den spärlichen Vorräthen des importirten Materials zu erklären, er muss andere Ursachen gehabt haben, denen fortan nachzuspüren ist. J. M.

Pfahlbaugräber am Neuenburgersee.

Zu der schon in der letzten Nummer angekündigten Mittheilung des Hrn. Desor kam noch eine weitere Nachricht von Hrn. V. Gross,*) der die Ausgrabung persönlich geleitet hat. In der bei Auvernier gelegenen Bucht, welche die Reste zweier Pfahlbaustationen enthält, fand sich in einem Weinberg dicht am See 1,50 M. tief, unter zwei gewaltigen unbehauenen, graniteuen Steinplatten 1,60 M. lang, 1,20 M. breit, eine Grabkammer, deren Seitenwände von eben solchen aufrechtstehenden Steinplatten gebildet waren. Die Kammer lief von Nordwest nach Südost 1,80 M. tief, 1,60 M. lang, 1,13 M. breit, die Steine, welche diesen Raum umschlossen, waren nach aussen von einer Mauer ähnlicher Platten umstellt, wodurch noch ein Paar kleinere Nebenkammern gebildet wurden. In der einen fanden sich menschliche Skeletreste. Was

*) V. Gross: Les tombes lacustres d'Auvernier; im Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde Nr. 2 April 1876 mit 2 erläuternden Tafeln. J. Herzog in Zürich.

den Inhalt der Hauptkammer betrifft, so mochten darin 15—20 Skelete eingeschlossen sein. Die Schädel, leider sehr brüchig, fanden sich zunächst gegen Norden und in den Ecken. Rütimeyer spricht sich nach genauer Untersuchung dahin aus, dass sie dem Siontypus angehören, „représentant aussi nettement que possible, le type de Sion.“ In den Crania helvetica werden als besonders auffällige Charactere dieser Schädelform angegeben: „mächtige Entwicklung des Hinterkopfes nach Länge, Breite und Höhe, starke Entwicklung der Superciliarbogen, tiefe Einsetzung der Nasenwurzel, sanfte Rundung aller Contouren der eigentlichen Schädelkapsel. Der Index beträgt im Mittel 77,2.“ Noch heute findet man unter der Schweizer Bevölkerung dieselbe Schädelform, die in der vorrömischen Zeit viel häufiger war. Rütimeyer verweist in einer brieflichen Mittheilung an Hrn. V. Gross auf die Schädel, welche man aus den Pfahlbauten von Nidau-Steinberg, Meilen, Robenhausen und Wauwyl und an jene beiden, welche Hr. Desor aus dem Pfahlbau bei Auvernier beschrieben hat. Sie alle zeigen auf das Bestimmteste, dass die in dem Grab gefundenen Schädel derselben Race angehören, welche die Pfahldörfer bei Auvernier gebaut hat. Die Beigaben aus dem Grabe sind zwar nicht sehr zahlreich, jedoch immerhin wichtig genug. Neben einem grossen Eberzahn, einem Bären- und Wolfszahn, einem Knochenscheibchen von 3 Ctm. Durchmesser, sämmtlich durchbohrt, fand man zwei gut gearbeitete durchbohrte Serpentinbeile, eine Bronzeperle, eine Bronzenadel, zwei Paar verzierte Armbänder von Bronze, einen zierlichen Bronzeknopf und eine durchbohrte Perle von röthlichem Bernstein. Alle Bronzegegenstände sind von edler Patina bedeckt und von vortrefflicher Arbeit. Herr Desor macht mit Recht darauf aufmerksam, wie sehr dieser Fund aufs Neue jene Theorie bestätige, dass die Bewohner der Pfahlbauten an den Schweizerseen sich Waffen und Schmuck aus Metall durch Handel zu verschaffen wussten. Denn es ist kaum wahrscheinlich, dass sie selbst die Verfertiger dieser Bronzegeräthe waren. Die Entdeckung von Auvernier beweist ferner namentlich in Verbindung mit dem Resultat der craniologischen Untersuchungen, die wir oben erwähnt, dass die Race der Vorzeit nicht mit dem Uebergang zum Metall gewechselt, wie man früher angenommen, sondern dass dieselbe Race erst ohne Metall und später mit derselben der historischen Zeit entgegenschritt.

Kollmann.

Kleinere Mittheilungen.

Gräber bei Köditz am linken Saalufer.*)

Bei dem Betriebe eines Steinbruchs im Zechsteindolomit an der dem Dorfe Köditz gegenüber liegenden Böschung (linkes Saalufer) hatte die wiederholte Auffindung von menschlichen Skelettheilen nebst Schmucksachen aus Bronze, Bernstein etc. schon seit längerer Zeit die Vermuthung geweckt, dass hier ein Begräbnissplatz gelegen habe. Die Räumung zweier nebeneinander befindlicher Gräber, kaum 3 Fuss tief, zeigte unter einigen rohen Steinplatten und grossen Saalgeschieben in lockere mit Flussgeschieben vermischte Erde eingehüllte Skelete mit den Köpfen nach Südost. Bei dem kleineren und sehr schlecht erhaltenen fanden sich zwei bronzene Fibeln und ein eben solcher Hohlring mit Buckeln verziert, in welche die Vorderzähne des Bibers eingelassen waren. Das andere grössere Skelet von ungefähr fünf Fuss Länge hatte ebenfalls Beigaben, es wurden auch rohe Thongefässe gefunden, jedoch von Eisengeräthen keine Spur. Der Schädel mit dem Unterkiefer befand sich in ausgezeichnetem Erhaltungszustande.

Der Gesichtstheil mit Einschluss des Unterkiefers hat von der Nasenwurzel bis zur Spitze des Kinnes eine Länge von 104 Millimeter. Die Backenbreite beträgt 112, die Breite zwischen den beiden äuseren Augenwinkeln 100, die Entfernung der Unterkieferecken 95 Mm. Die Augenhöhlen sind etwas breiter als hoch, abgerundet viereckig. Sämmtliche (32) Zähne sind wohlerhalten, regelmässig gebildet, vollkommen gesund und ohne Spur von Abnutzung. Die Nasenwurzel ist wenig eingedrückt. Der Alveolartheil des Oberkiefers macht mit einer durch den Vorderrand des Hinterhauptslochs und durch den Nasenstachel gezogenen Basallinie einen Winkel von 114°, eine leichte Prognathie ist unverkennbar. Die Zähne des Oberkiefers greifen etwas über jene des Unterkiefers. Die Kinnspitze ist stark prononcirt.

Der Schädel selbst, dessen räumlicher Inhalt 1335 Cubikcentimeter beträgt, ist ausgezeichnet durch den fast gänzlichen Mangel an vorspringenden Leisten oder Wülsten. Die Glabella flach, die Augenbrauenbogen unentwickelt; die Nackenleisten, sowie die übrigen Protuberanzen des Hinterhaupts sind kaum wahrnehmbar. Damit scheint auch die geringe Stärke der Schädelknochen, die kaum 7 Mm. erreicht, im Zusammenhange zu stehen. Der Schädel scheint von einem weiblichen Individuum zu stammen, womit auch der Mangel von Waffenfunden stimmt. Die Scheitelansicht bietet einen sehr breit- und stumpfeiförmigen oder vielmehr abgerundet vierseitigen Umriss, dessen grösste Länge 164 Mm. bei einer grössten Breite von 128 Mm. beträgt. Der Index beträgt also 78.

*) Aus einer gedruckten Mittheilung von Dr. R. Richter, betitelt: Aus alten Grüften; Saalfeld 1867. Wir nehmen besonders die craniologischen Angaben auf; und bitten den Hrn. Verfasser um Nachricht, wo sich jetzt der Schädel und die Beigaben befinden.

Bei der Occipitalansicht wird die Kreisform des Umrisses nur durch die etwas hervortretenden Scheitelprotuberanzen alterirt. Bemerkenswerth erscheint, dass an der Spitze der Lambdanaht ein isolirtes *Os Incae* vorhanden ist und dass in dem linken Aste dieser Naht acht, im rechten Aste fünf Wormsche Schaltknöchelchen sich vorfinden.

Maasse nach Virchow: Grösste Länge 164; grösste Breite 128; grösste Höhe 127; Höhe bis zum vorderen Ende der Pfeilnaht 135,5. Index 78. Stirnnaht? 117; Pfeilnaht? 129; Hinterhauptsschuppe 120; Senkrechter Längsumfang 381 (?) Länge der Schädelbasis 97,5. Senkrechter Querumfang 303.

Die Höhlen und die Ureinwohner Europa's.

Von

W. Boyd Dawkins,

Professor der Geologie am Owens College in Manchester.

Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. W. Spengel. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Oscar Fraas.

Leipzig und Heidelberg C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1876. Mit farbigem Titelblatt, 129 Holzschnitten. XXIII. 360. 8°.

Die Geschichte der pleistocänen Säugethiere und die damit verknüpfte früheste Geschichte des Menschen ist von dem im Fachkreise wohlbekannten Geologen zusammengefasst worden und hat jüngst in deutscher Uebersetzung von Dr. J. W. Spengel die Presse verlassen. Seit vielen Jahren widmet sich Dawkins gerade dieser Aufgabe in Höhlen und Schwemmland. Seine Untersuchungen über die fossilen Säugethiere Brittaniens beweisen, wie gerade er für die Bearbeitung dieses Gegenstandes geeignet war. Denn dieser Forscher verlässt, was wir von ihm längst gewöhnt, nie den Boden der Thatsachen, und wo andere gerne sich von ihrer Phantasie fortreissen lassen, geht er mit Ruhe und Gründlichkeit zu Werk. Das sind zwar Grundbedingungen für alle Forschungen, aber sie sind rühmend hervorzuheben, wenn sie sich auch dort finden, wo selbst die Besten nur zu oft gegen die Versuchung kämpfen müssen, über das Ziel hinauszuschreiten. Der Verfasser ist sich in diesem verdienstvollen Buch auch darin treu geblieben und wir können es zu jenen Arbeiten zählen, an welchen sich der Stand und der Fortschritt unseres Wissens über die Urgeschichte des Menschen klar erkennen lässt.

Kollmann.

Mitglieder-Liste.

Isolirte Mitglieder.

Herr Wille, Dr. L., Basel.
„ Teplouchoff, Dr. A. E., Ilinsk (Russland).
„ Bissing, Dr. med., Mülheim a/Ruhr.
„ Deschmann Dr., Custos am Landesmuseum in Laibach (Oesterreich).
„ Weiss, Professor der Geschichte, Graz.
„ Thunig, k. Oberamtmann, Kaiserhof Dusznik (Posen).
„ Neinhaus, Oberlehrer in Colmar.
„ Müller C., Amtsrichter in Neustadt (Holstein).
„ Groos V., Dr. med., Neuveville (Schweiz).
„ Meyn, Dr., in Uetersee (Holstein).
„ Kupffer Dr., Professor in Königsberg.
„ Völkers, Medicinalrath in Eutin (Oldenburg).
„ Bülow-Kogel J. G., v., in Dermin-Ratzeburg.
„ His, Professor, in Leipzig.
„ Obst, Dr. med., Leipzig.
„ Hoffmann Oskar, v., in Leipzig.
„ Hartmann Rud., Dr. med., in Marne (Holstein).
„ Bünz Karl, Bürgermeister in Glückstadt.
„ Andree Richard, Dr., in Leipzig.
„ Werth E., vom, Rentner in Cöln.
„ Staffel Franz, (?) Kaufmann in Cöln.
„ Leimbach G., Dr., in Watteuscheid bei Crefeld.

Münchener Zweig-Verein:

Herr Beckler, Ingenieur, Dürkheim a H.
„ Bolz Aug., k. Forsmeister, Pirmasens.
„ Braun Fr., Dr., prakt. Arzt, München.
„ Engelhardt, Pfarrer, Königsfeld, Oberfranken.
„ Erhardt, Oberregierungsrath i. Minist. d. Innern.
„ Eckardt, Oberinspector.
„ Gernsheim, Privatier, Dürkheim a H.
„ Hermann Ernst, Dr. med.
„ Haller X., Hofrath.
„ Hubrich Dr., Director der Irrenanstalt Werneck.
„ Kurz G., Rentner.
„ Königshöfer Dr., Oberstabsarzt a. D.
„ Kranz Dr., prakt. Arzt.
„ Knorr, Oberbergdirector.
„ Klurkhohn, Universitätsprofessor.
„ Lehmann Hermann jr., Nürnberg.
„ Lengger, k. Pfarrer, Pöking bei Starnberg.
„ Röderer, Bankier.
„ Rummel, Frhr. v., Chevauxleger-Rittmeister.
„ Schamberger, Generaldirectionsrath.
„ Schmid W., Dr. phil., Conservator des Kupferstich-Cabinets.
„ Seckendorf, Frhr. v., Literat.
„ Stöhr Dr., Bergwerksdirector.
„ Walderndorff H., Graf v., Hanzenstein, Post Kürn.
„ Werthern v., Excellenz, k. preuss. Gesandter.
„ Zapf, Münchberg, Oberfranken.

Schluss der Redaction am 30. März.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 5. München, Druck von R. Oldenbourg. **Mai 1876.**

Völkergeruch.

In anthropologischen Werken wird nur sehr wenig Rücksicht genommen auf den Geruch, welchen die verschiedenen Menschenracen ausströmen und der ihnen mehr oder weniger specifisch eigen ist. Trotzdem scheint dieser Gegenstand mehr der Beachtung werth, da es sich hier um ein Racenmerkmal handelt, welches allerdings schwer definirbar ist und an Wichtigkeit hinter anderen Kennzeichen zurücksteht. Wir können die Völkergerüche nicht in eine Skala bringen, wie Broca z. B. die verschiedenen Hautfarben, wir können nur vergleichsweise angeben, diese oder jene Race duftet so oder so, immerhin mag es aber gerechtfertigt sein, diesen Gegenstand hier einmal zur Sprache zu bringen, sei es auch nur, um zu einer weiteren und eingehenderen Behandlung desselben anzuregen. Die von mir gesammelten Belege dürften willkommen sein.

Der eigenthümliche, seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker verliert sich unter keinen Umständen und die grösste Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen, vermag ihn nicht zu entfernen. „Er gehört eben zur Art, wie der Bisamgeruch zum Moschusthier und beruht auf der Ausdünstung der Schweissdrüsen".*) Am bekanntesten ist das Beispiel der verschiedenen Negerstämme, bei denen der Geruch sich nicht verliert, mag der Schwarze sich nun reinigen und nähren wie er will. Die Schweissdrüsen sollen bei den Negern grösser und zahlreicher als bei anderen Racen, im übrigen aber wie bei diesen angeordnet sein. Vorhanden ist der Geruch bei Abantu- wie bei Sudannegern.

*) C. Vogt, Vorlesungen über den Menschen. Giessen 1863. I. S. 157.

Fritsch*) bemerkt, bei den Amakosa müsse eine starke unsichtbare Perspiration vorhanden sein, die sich durch einen eigenthümlichen, penetranten Geruch erkennen lässt. „Derselbe scheint von einer der Buttersäure verwandten Fettsäure herzurühren; er ist aber unabhängig von etwa dem Körper anhaftenden Unreinigkeiten, denn Waschen nimmt den Geruch nicht fort, vielmehr erscheint er dadurch viel stärker, sobald heftige Muskelthätigkeit ausgeführt wird."

In den stärksten Ausdrücken schildert Consul Thomas Hutchinson**) den specifischen Geruch, welchen die auf dem Markte von Alt-Kalabar versammelte Menge ausströmte. „No vile compound of drugs or chemicals — the vilest that could be fabricated by human ingenuity — would rival the perspiratory stench from the assembled multitude. It is not only tangible to the olfactory nerves, but you feel conscious of its permeating the whole surface of your body. Even after going from the sphere of its generation it hovers about you and sticks to your clothes and galls you to such an extent, that with stick and umbrella in your hands, you try to beat it off, feeling as if it

*) Eingeborene Südafrikas S. 14.

**) Impressions of western Africa. London 1858. S. 123.

were an invisible fiend endeavouring to become assimilated with your very lifeblood."

Ueber die Stärke dieses Negergeruchs und seine Bemerkbarkeit selbst in grosser Ferne darf kein Zweifel aufkommen; hat man doch Sklavenschiffe auf offenem Meere an diesem Geruche erkannt.*) Dieser Negergeruch ist den Indianern Guyanas, wie Appun bezeugt,**) gerade so widerwärtig wie den Europäern und indianische Frauen und Kinder hielten sich deswegen bei der Annäherung eines Negers die Nasen zu und spuckten aus. Wir wollen hervorheben, dass dieser den Negern eigenthümliche Geruch bei den Galla nicht vorhanden ist***), was um so beachtenswerther erscheint, als man die Galla neuerdings (cf. Hartmann, die Nigritier) als ein Uebergangsglied zu den eigentlichen Negern darstellen will.

Dass der Weisse seine specifische Ausdünstung hat, unterliegt nach den Aeusserungen, welche Angehörige anderer Racen darüber machten, kaum einem Zweifel. In Mexiko wird sogar behauptet, dass Mischlinge aus europäischem und amerikanischem Blute theilweise den Geruch beibehielten, welcher der Hautausdünstung der beiden Urgeschlechter eigen ist. Doch vermochte Mühlenpfordt bei Mestizen wie Trigenios nichts hiervon zu bemerken. Vielleicht gehört aber zur Unterscheidung dieses Geruches das feine Organ der Indianer Perus, welche die verschiedenen Racen bei Nacht durch den Geruch unterscheiden können und den Geruch der Europäer Pezuna, den der Indianer Posco, und den der Neger Grajo nennen. Bei den Mulatten und Terceronen ist der Geruch allerdings bemerkbar.†)

Es fehlt nicht an Belegen, dass auch bei asiatischen Völkerschaften ein specifischer Geruch vorhanden ist. Pater Bourien sagt von den Mantras im Innern der malayischen Halbinsel: „like the Negroes they emit a very strong odour"††) und ein so feiner Beobachter wie Adolf Erman giebt zu, dass den Chinesen ein besonderer Geruch zukommt. Er erzählt: „Bei der Rückkehr nach Kiachta besuchte ich daselbst das Haus des Kaufmann Kotelnikow. Diesesmal und in mehreren anderen Fällen bemerkte ich schon beim Eintritt in das russische Haus, durch einen eigenthümlichen Geruch, dass Chinesen in dem Besuchszimmer waren! Personen, welche in gewisse Gegenden der Erde plötzlich genug versetzt wurden, um deren specifischen Charakter ohne vermittelnde Uebergänge aufzufassen, haben von einem Landesgeruch oder Nationalgeruch gesprochen und ich verstehe ihre Meinung genugsam, seitdem ich mehrere Beispiele zu derselben erlebte. Zuerst beim Eintritt in Russland und dann hier an der chinesischen Grenze, woselbst ein Blinder bemerken würde, dass er die sibirischen und russischen Umgebungen verlassen hat. Zu dem Geruche in Maimatschen trugen freilich die Rauchkerzen vor den mongolischen Kapellen und der Dampf von chinesischem Pulver einiges bei; aber weit wesentlicher die Chinesen selbst, von denen jeder um sich eine Atmosphäre verbreitet, die an den strengen Geruch des Lauches erinnert. Ich glaube kaum, dass dieses auf so directe Weise, wie die Russen es behaupten, von gegessenen Zwiebeln herrühre; man würde dann diese Eigenthümlichkeit nicht, so wie es hier an der Grenze geschieht, bei allen Individuen, zu jeder Zeit und an allen Gegenständen, welche mit ihnen in Berührung gewesen sind, wahrnehmen. Man überzeugt sich vielmehr durch diese und manche verwandte Erfahrungen, dass die Ausdünstungen des menschlichen Körpers bei den einzelnen Nationen eine constant unterscheidende und vererbliche Beschaffenheit annehmen; noch ausser denjenigen individuellen Merkmalen, die jeder Hund an den Ausdünstungen seines Herrn aufzufassen weiss, und deren Untersuchung in ein noch zu bebauendes Feld der Chemie gehört."*)

Wohl zu unterscheiden von dem Völkergeruch ist jener individuelle Geruch, der auf der Nahrung beruht und der leicht, wenn ganze Völker von gewissen Speisen leben, als ein ihnen eigenthümlicher betrachtet werden kann. Isländer, die von Fischen leben, zeigen einen Fischgeruch. Von den Kamtschadalen erzählt der alte biedere Steller:**) „Die Haut über den ganzen Leib ist subtil, weich, mit kleinen häufigen Schweisslöchern, ohne Haare, sie sind auch zur Ausdünstung nicht disponirt, und dahero ohne allen üblen Schweissgeruch, ausser dass sie wie die Bagaren und Mawen nach Fischen riechen, wenn man sie auf der Haut reibet und beriechet" — gewiss eine Folge der vorherrschen-

*) Quatrefages, Rapp. sur les progrès de l'Anthropolog. Paris 1867. S. 290.

**) Ausland 1872. S. 827.

***) v. d. Deckens Reisen in Ostafrika II, 374.

†) E. Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico. Hannover 1844. S. 201.

††) Transactions of the Ethnolog. Soc. New Series III. S. 72 (1865).

*) Erman, Reise um die Erde. Historischer Bericht II. 145.

**) G. W. Steller's Beschreibung von Kamtschatka. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 299.

den Fischnahrung dieses Volkes. Anderseits erwähnt Kittlitz von demselben Volke, dass es wegen des starken Genusses von Knoblauch auf weithin im Freien an diesem Geruch kenntlich sei.*)

Lauchduftig sind auch Italiener und Provençalen. Die Juden, seit sie im Wüstensande sich des ägyptischen Knoblauchs wehmüthig erinnerten, blieben alle Zeit unerschütterliche Freunde desselben, sowohl vor als nach der Zerstörung Jerusalems, wie einst daheim in Palästina, so in der Diaspora unter der Herrschaft des Talmuds und der Rabbinen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Sage von dem „foetor judaicus," wegen dessen die Juden von allen Nationen alter und neuer Zeit verhöhnt und zurückgestossen wurden, von dem unter ihnen allgemein verbreiteten Genusse dieses streng riechenden Gewürzes zu allererst herrührte. Ein komischer Zug, den Ammianus Marcellinus aus dem Leben des Marcus Aurelius erzählt, beweist, dass schon damals die Juden in dem erwähnten bösen Rufe standen: Als dieser Kaiser, der Sieger über die Markomannen und Quaden, auf einer Reise nach Aegypten durch Palästina kam, da wurde ihm Gestank und Lärm der Juden (foetentium Judaeorum et tumultantium, wie heute an der Börse) so lästig, dass er schmerzlich ausgerufen haben soll: O Markomannen, o Quaden und Sarmaten! habe ich doch noch schlimmere Leute, als ihr, gefunden.**)

Leipzig. Richard Andree.

Vindeliker, Römer und Bajuwaren in Oberbayern.†)

Das Land, welches jetzt Oberbayern genannt wird, war im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von den Vindelikern bewohnt. Dieselben muss man entschieden für Kelten erklären. Es gibt zwar allerdings auch Gelehrte, welche auf dem heutigen deutschen Boden keine Kelten anerkennen wollen, nach meiner Ueberzeugung aber mit dem grössten Unrecht. Ueber die gesellschaftlichen Beziehungen des Volkes vor der Römerzeit haben wir allerdings keine bestimmten Nachrichten, aber die Orts- und Völkernamen weisen dasselbe dem grossen Stamme zu, der von Mösien bis zur grünen Erin reichte. Dasselbe Verhältniss gilt auch für Noricum und Pannonien. Man vergleiche nur die Namen Vindeliker (die Silbe Vind ist häufig bei den Kelten), Cousuaneten (in Gallien gab es Suaneten), die gallische Ableitungssilbe at in Rukinaten, Licaten, die Flussnamen Isara (zwei dieses Namens in Gallien), Iller, Glana, die Städtenamen Abudiăcum, Artobriga, Sorviodurum, Nemavia (vergl. Nemausus), Brigantium, Boiodurum, Vindobona, Arrabona, Lauriăcum, Arelape, Carnuntum, Acincum, Singidunum, Bregetio, Bononia u. s. w. Nicht minder weisen auch die Gottheiten, deren Verehrung man in den Ländern der „Donaukelten" antrifft, Epona, Bedaius, die Alounen, Grannus, Sedatus, Arruhianus, Belenus, jede nähere Verwandtschaft mit den Germanen ab.

Wie lange die Vindeliker vor der römischen Occupation in Oberbayern verweilten, das übrigens nur einen Theil ihres Gebietes ausmachte, lässt sich mit Sicherheit nicht entscheiden, doch wohl schwerlich kurze Zeit. Die Masse der Hügelgräber, die sicherlich zum grossen Theil über die Römerzeit hinausgeht, scheint jedenfalls eine längere keltische Ansiedlung voraus zu setzen.

Im Jahre 15 vor Christus geriethen die Vindeliker unter römische Herrschaft. Nun muss, meiner Ueberzeugung nach, eine vollständige Umwandlung in jeder Hinsicht eingetreten sein. Wälder wurden gelichtet, Colonien, Standlager, Signalstationen und andere Befestigungen entstanden, römisches Recht und römische Sitte bürgerten sich ein, und ich bin auch der Ansicht, dass die lateinische Sprache nach einigen Jahrhunderten die alte keltische ganz verdrängt habe. In unserem Flachland wenigstens wird sich schwerlich ein Rest der letztern erhalten haben. Zur Zeit des hl. Severinus (um 475) findet sich keine Spur, dass etwas anderes als römisch gesprochen wurde, und die Leute nennen sich blos Romani. Sie hatten dazu dasselbe Recht, wie alle andern Bewohner des römischen Reiches auch, und wenn man auch wohl annehmen darf, dass die Bevölkerung in Vindelikien und Noricum in Folge der fremden Garnisonen u. s. w. eine stark gemischte geworden war, so wird doch immerhin der alte keltische Stamm den Hauptstock derselben auch noch am Ende der Römerherrschaft gebildet haben.

Die Geschichte Vindelikiens verbindet sich also mit der des Weltreiches. Vom dritten Jahrhundert an fingen die Grundfesten desselben an, ins Wanken zu gerathen, und bereits zur Zeit Aurelian's (270

*) F. H. v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise. Gotha 1858. II. 202.

**) Victor Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. Zweite Auflage. S. 171.

†) Aus einem Vortrag in der Münchener anthropologischen Gesellschaft.

bis 75) sah sich der Kaiser genöthigt, die Vindeliker vom Joche der Germanen wieder zu befreien. Aber das Zehntland fiel, und um die Mitte des 4. Jahrhunderts hatten sich die Alamannen bereits des Theiles von Vindelikien bemächtigt, der am nordöstlichen Ufer des Bodensees lag. In der ersten Hälfte des folgenden Säculums gelang es noch den Anstrengungen tüchtiger Kriegsmänner, wie Generidus und Aetius, den noch römisch gebliebenen Theil des Landes zu schützen, seit dem Marsche Attila's im J. 451 und seinem Rückzuge aber scheint aller Halt verloren gegangen zu sein. Hungersnoth und Seuchen decimirten ohne Zweifel die Bevölkerung, und die Einfälle der Germanen dauerten fort. Zur Zeit Severin's finden wir von den festen Punkten oberhalb Passau's an der Donau blos noch Castra Quintana in den Händen der Römer, aber auch dies räumte die Bevölkerung und zog nach Passau, von wo man sodann nach Lauriâcum (Lorch) übersiedelte. Nicht lange vorher noch hatte der Alamannenkönig Gibold auf die Bitten des hl. Severinus erlaubt, dass man die von seinen Leuten gefangenen Provincialen befreien dürfe, und der Presbyter Lucillus bereiste fleissig das Land und brachte eine Menge dieser Unglücklichen zurück. Mit der Räumung Passau's war der letzte feste Punkt am obern Donaulimes in die Hände der Deutschen übergegangen.

Aber auch in Lauriâcum, also im norischen Gebiet, hatten die Flüchtlinge keine Ruhe; der Rugenkönig Feva liess sie, angeblich um sie vor den Anfällen der Thüringer und Alamannen zu schützen, in die ihm zinsbaren Städte Ostnoricums übersiedeln. Hier blieben sie nun, bis der Herrscher Italiens, Odoacar, dem Reiche der Rugen, 487, ein Ende gemacht hatte und sodann sämmtliche römische Bewohner antrieb, das Land zu verlassen und nach Italien zu ziehen. Die Räumung scheint im Jahr 488 erfolgt zu sein. So war auch im Noricum ripense die lateinische Bevölkerung verschwunden, grössere Reste hielten sich nur noch gegen das Gebirge hin.

Alamannen und Thüringer hatten in Vindelikien gewüthet, und die erstern waren schon über den Inn nach Noricum vorgedrungen. Unmöglich, dass dies blos Streifschaaren gewesen seien, ich bin vielmehr der Ueberzeugung, dass dieselben das Land, das ihnen ja offen lag, förmlich in Besitz genommen hatten. Das liegt in der Natur der Dinge. Ebenso wenig scheint mir aber glaublich, dass der grosse Stamm der Bayern, der sich an Volkszahl mit den Alamannen sehr wohl messen konnte, damals unter dem Völkerbunde der Alamannen und Thüringer, wie man geglaubt hat, steckte. Die Sage bezeichnet das Jahr 508 als das der Einwanderung der Bajuvarii, deren Identität mit den Markomannen, den Männern aus Bojenheim, Beheim, Bajas, ich trotz alledem immer noch festhalten möchte. Sicherlich haben die Alamannen im Süden, die Thüringer im Norden das Land nicht ohne Kämpfe geräumt.

Fortwährendes Blutvergiessen und seine unzertrennlichen Begleiter Hungersnoth und Seuchen hatten Vindelikien im 5. Jahrhundert heimgesucht. Wie unter solchen Verhältnissen eine Bevölkerung zusammenschmelzen kann, lässt sich denken, wir haben ja die Nachrichten aus den Gothenkriegen in Italien, wo weit und breit alles Lebende verschwand; wir haben ähnliche Erfahrungen noch im dreissigjährigen Kriege gemacht, wo ganze Strecken verödeten. Und jene Kämpfe waren länger und wohl auch noch grausamer, als der dreissigjährige Krieg. Viele flüchteten sich gewiss ins Gebirge und andere sichere Orte, viele schlossen sich dem Zuge des hl. Severinus an, und wir haben ja gehört, dass Lucillus die römischen Gefangenen mit sich nehmen durfte. Kurz, das Flachland war beim Einbruche der Bajuwaren, die es noch nicht einmal direct von den Römern übernahmen, mit eisernem Besen so gut wie rein gefegt.

Das beweisen uns auch die Ortsnamen; man findet kaum ungermanische. Bei Dachau gibt es ein Rummelzhausen (früher Rumaneshusir), am Wörthsee und bei Wolfratshausen ein Walchstadt. Bei näherem Suchen findet man sicherlich noch mehrere, aber das ganz unverhältnissmässige Ueberwiegen der deutschen Namen ist zweifellos. Grössere Städte (Passau, Regensburg) und Flüsse, die in weitern Kreisen bekannter waren, sind natürlich ausgenommen, aber unter den letztern haben die Moosach, Loisach (Liubisacha), Mangfall (Managfalt), Salzach etc. deutsche Namen. Die uns in den römischen Itinerarien genannten Ortsnamen: Artobriga, Bedaium, Turum, Jovisura, Isinisca, Ad Ambre, Urusa, Bratananium u. a. sind sämmtlich verschwunden, dagegen setzt Pfunzen bei Rosenheim noch das lateinische Ponte Oeni fort. Unter diesen Verhältnissen aber darf man auch verlangen, dass man unsere Ortsnamen zunächst aus dem Deutschen erkläre, weil dieses auch bei zweifelhaften Benennungen immer die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat; namentlich ist vor den Bestrebungen der Keltomanen, wie Mone, Obermüller, Riecke, zu warnen, welche ohne jede linguistische Vorbildung blos Lexika neuerer keltischer Sprachen her-

nehmen und dann lächerlicher Weise nach ähnlich klingenden Wörtern herumsuchen.

Dasselbe beweisen die Personennamen der ältesten Urkunden; auch diese, selbst die der Sklaven, sind fast nur deutsch.

Nicht minder tritt auch die Sprache kräftig für das fast völlige Verschwinden der Römer ein: das cultivirte Idiom, die Sprache der Kirche, der Justiz, hätte sicher das barbarische verdrängt, wenn Romanen in grösserer Zahl sitzen geblieben wären. So ist es in Frankreich, Italien u. s. w., wo doch auch die Deutschen in starken Massen eindrangen und in manchen Gegenden gewiss die Mehrzahl bildeten, der Fall gewesen, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum es bei uns unter gleichen Verhältnissen anders hätte gehen sollen, denn Vindelikien war eben so gut wie jene Länder eine römische Provinz. Es ist völlig sinnlos, zu glauben, die Deutschen hätten bei uns den Ortschaften deutsche Namen gegeben, in andern Gegenden aber die alten gelassen, und hätten ihre Sprache hier den Provincialen aufgezwungen, sonst das Idiom derselben angenommen. Eine fast absolute Germanisirung in diesen Beziehungen setzt eine Bevölkerung voraus, die mit den römischen Provincialen nichts zu thun gehabt. Allerdings gibt es in Oberbayern Gegenden, wo deutlich eine grössere Menge der früheren Bewohner sitzen blieb, das ist im Gebirge, namentlich dem sogen. Walchengau um Partenkirchen, und der oberen Traungegend der Fall, wo zahlreiche mit „Walchen“ zusammengesetzte Ortsnamen vorkommen. Der Walchengau lehnt sich eben an Tirol an, wo allerdings zahlreiche Romanen sitzen blieben, wenn sie auch sicherlich nicht die Mehrzahl bildeten, die Traungegend an das benachbarte Salzburgische, das in Orts- und Personennamen allerdings eine beträchtliche Romanenzahl voraussetzt. Die Urkunden weisen diese auch mit Bestimmtheit nach, und es ist von Wichtigkeit, dass sie das deutsche Walchen mit Romani oder Romanisci übersetzten. Beides ist vollkommen gleichbedeutend. Dass aber diese Verhältnisse sich sonst in Oberbayern nicht in ähnlicher Weise finden, beweist den germanischen Charakter des Landes.

Will man also behaupten: die Germanen sind Langschädel, die jetzigen Oberbayern sind Brachy- oder Mesocephal, sie stammen also von den Kelten, bezw. der römischen Provinzialbevölkerung ab, so können wir die Berechtigung dieses Schlusses nicht zugeben. Denn erstens wurden aus hiesigen Hügelgräbern, die zweifellos vor die germanische Einwanderung zurückgehen, dolichocephale Schädel entnommen, und sodann wäre es nothwendig, die Schädel der Irländer, Bretonen, Walliser und Hochschotten zur Vergleichung beizuziehen, denn man wird doch nicht behaupten wollen, die heutigen Bayern repräsentirten besser den keltischen Typus, als diese Völkerschaften, die sich aus grauen Zeiten bis auf die Gegenwart herab ihre keltische Sprache gerettet haben. Die geringe Anzahl der Vindeliker, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauert hatten, kann unmöglich die vorausgesetzten Langschädel der einwandernden Germanen verdrängt haben, denn wir müssen uns die letzteren in bedeutender Ueberzahl denken. Ich glaube auch, dass die Langschädelfrage noch nicht feststeht, und ich muss es als unannehmbar bezeichnen, wenn wir derartige Gräber sofort als germanische erklären und dann auch, wenn wir in anderen Gräbern ähnliche Beigaben finden, dieselben sofort für die Deutschen in Anspruch nehmen. Eine sorgfältige und vorurtheilsfreie Untersuchung aller Reihengräber thäte Noth, und es ist klar, dass manche derselben in die spätrömische Zeit, wo das Verbrennen abgekommen war, ferner nicht blos in die heidnische Zeit der Germanen, sondern auch in die ihrer Bekehrung zu setzen sind. Ob die allerdings stark veränderten Lebensverhältnisse, Cultureinflüsse etwa „die Köpfe breit gemacht haben,“ kann ich nicht bestimmen. Soviel aber ist gewiss, dass die oberbayerische Bevölkerung in ununterbrochenem Zusammenhange mit den alten Bajuwaren steht.

Dass sich ausser den Bajuwaren auch noch Reste anderer Volksstämme im Lande erhielten, ist allerdings zuzugeben, allein das werden vorwiegend stammverwandte Germanen gewesen sein; namentlich sind wohl zahlreiche Alamannen, besonders jenseits der Amber, sitzen geblieben. An Gothen, die sich, wie Hr. Prof. Sepp glaubte, im sogen. Isarwinkel erhalten haben sollen, kann ich hierbei nicht denken. In Wackersberg und Arzbach, südlich Tölz, fand Hr. Sepp allerdings die Namen „Gossenmandl, Gossenweber, Gossenhoferalm“; nach dem Zeugniss von Tölzer Geschichtskundigen, Notar Eisenberger und Prediger Westermayer jedoch spricht das Volk Gassenmandl u. s. w., und der Letztere fand in einem alten Pfarrbuche „Weber in der Gassen“, „Mandl in der Gassen“, was auf die richtige Ableitung der Namen von Gasse hinweist. Aber selbst wenn die Bezeichnung mit „o“ die richtige wäre, so müsste ich aus linguistischen und historischen Gründen dennoch die Ableitung von den Gothen bestreiten. Die sprachlichen Gründe beweisen auch

die Unwahrscheinlichkeit von Steub's Erklärung des tirolischen Gozzinsazze (Gossensass) als Gothensitz, es wird einfach der Sitz des Gozzo (althochdeutscher Männername, vergl. Ruodker Gozzinsun in einer Regensburger Urkunde; Gozzin ist der althochdeutsche Genitiv Singular von Gozzo) heissen.

Dr. Wilhelm Schmidt.

Zur Schädelmessung.

(Fortsetzung von No. 4 und Schluss.)

Bei einem „sehr complicirten geometrischen Körper", wie der Schädel von gegnerischer Seite bezeichnet wurde, dürfen wir mit Bestimmtheit erwarten, eine Hauptaxe, oder eine Grundfläche zu finden, von der wir bei unserer Messung der drei Dimensionen des Raumes ausgehen können. Aber unsere wohlbegründete Hoffnung, dass uns eine solche nachgewiesen werde, wird nicht erfüllt. Im Gegentheil, nachdem gesagt ist, dass Länge, Höhe und Breite im rechten Winkel zu einander gemessen werden müssen, wird weiter gefolgert, dass wir uns wohl oder übel zu entschliessen haben, eine mit der Form des vorliegenden Körpers in gar keinem Zusammenhang stehende Ebene als Grundlage für unser Masssystem anzunehmen. Zu diesem Schlusse können wir unsererseits nur durch die entgegengesetzte Voraussetzung gedrängt werden. Sobald wir nämlich einräumen, dass der Schädel kein geometrischer Körper ist, sondern ein ganz unregelmässiges organisches Gebilde, so bleibt uns allerdings nichts übrig, als irgend eine Ebene durch denselben zu legen, und sie als Anhalt für die Messung der Form festzusetzen, und da liegt dann am nächsten, die horizontale Haltung als bestimmend zu wählen. Ehe wir uns aber zu diesem Nothbehelfe entschliessen, ist wohl die Frage erlaubt, können wir den Schädel nicht mit einem geometrischen Körper vergleichen? Herr Spengel vergleicht ihn mit einem reichen gothischen Baue, wir möchten ihn lieber einem Eie annähernd gleich stellen, von dem wir eine kleinere Hälfte durch einen Schnitt parallel der Längsaxe abgetrennt haben. Können wir den Nachweis liefern, dass dieser Vergleich zutrifft, so ist jeder Zweifel über die Art, wie die Maasse genommen werden müssen, gehoben. Sehen wir daher, ob uns der Schädel genügende Anhaltspunkte für denselben bietet.

Auf die Gefahr hin, von Hrn. Spengel auf physiologischen Abwegen ertappt zu werden, wollen wir uns einen Augenblick mit der Form des Organes beschäftigen, um dessentwillen doch immer der Schädel unser ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, und das ausserdem für die Schädelform bestimmend ist, mit dem Gehirn. Das Grosshirn entspricht dem von uns herangezogenen Vergleiche auf das Beste. Die Längsaxe verläuft parallel der Grundfläche, etwas oberhalb derselben, und über ihr wölben sich gleichmässig die beiden Hemisphären. Die Höhe der letzteren wird selbstverständlich durch eine auf die Grundfläche gefällte Senkrechte bestimmt.

Dass die knöcherne Bedeckung des Grosshirns dieselbe Form wiederholen wird, ist mit Sicherheit vorherzusagen, es erscheint aber fraglich, ob auch die Basalfläche des Gehirns am Schädel markirt sein wird. Die Betrachtung des sagittalen Durchschnitts uns lässt die Contouren derselben in überraschender Deutlichkeit erkennen. Sie entsprechen im hinteren Abschnitt dem Ansatze des tentorium cerebelli, also der oberen Leiste der sinus transversi, und vorne wird die Fläche durch die Decken der orbita direct wiedergegeben. Die Richtung der Ebene entspricht einer Linie, welche die Nasenwurzel mit der Kreuzungsstelle der lin. cruciatae verbindet (diese Stelle liegt in der Regel etwa 1 Ctm. höher als die protuberantia occip. ext., zuweilen aber fällt sie mit der letzteren zusammen), eine Linie, die etwas unterhalb der grössten Länge des Schädels mit dieser parallel läuft, oder doch wenig von der Richtung derselben abweicht. Ueber dieser Ebene wölbt sich entsprechend der Form der Hemisphären das Schädeldach, und es entspricht also beim Schädel der durch diese Fläche abgegrenzte Theil desselben dem genannten geometrischen Körper, dem unten abgeplatteten Eie, in der erwünschtesten Weise. Mit der Durchführung dieses Vergleiches hätten wir für die Kapsel des Grosshirns eine gesicherte, in der Form derselben begründete Basis für ein Maasssystem gewonnen, und es erübrigt nur noch der unschwer zu führende Nachweis, dass diese Basis auch für die Messung des Gesammtschädels die natürliche und einzig anwendbare ist.

Die Cerebrobasalebene nämlich ist so gut wie identisch mit der Ebene, welche den Schädelgrund von dem Schädeldache trennt. Der Schädelgrund, von der Nacken- und Halsmuskulatur und von den Gebilden des Gesichts verdeckt, kommt am Lebenden bei der Bestimmung der Kopfform gar nicht in Betracht, und auch bei dem macerirten Schädel erscheint die flache Wölbung desselben, welche zur Aufnahme des Kleinbirns und des verlängerten Markes dient, gleichwie das Kleinbirn zum Grosshirn, als Appendix zu dem eigentlichen Schädeldache. Auch bei der Formbetrachtung des Schädels spielt daher der Schädelgrund nur eine nebensächliche Rolle. Auf die Längenbestimmung ist er ganz ohne Einfluss, da die grösste Länge ausschliesslich durch das Schädeldach gegeben ist, und auf die Richtung der Höhe kann er nicht verändernd einwirken, da seine Höhe nur rechtwinkelig zu der, mit dem Schädeldach gemeinsamen, trennenden Ebene gemessen werden kann. Die letztere muss daher für die Richtung der Maasse des ganzen Hirnschädels als bestimmend angesehen werden.

Dass wir nicht diese äusserlich gut charakterisirte Ebene als Grundlage der Messung nehmen, sondern der, in ihrer Richtung übrigens durchweg gleichen Cerebrobasalebene den Vorzug geben, hat seinen Grund in der grösseren Beständigkeit der letzteren, und nicht am wenigsten darin, dass ihr die directen Beziehungen zu den morphologischen Verhältnissen des Gehirnes einen besonderen Werth verleihen.

Gehen wir nun, nachdem wir die Grundlage festgestellt haben, zu der praktischen Ausführung der Messungen über, so findet sich, dass die Bestimmung der Länge uns in keiner Weise Schwierigkeiten bereitet. Messen wir, wie bisher, die grösste Länge, so haben wir einen Werth, der oft vollständig, aber immer annähernd, identisch ist mit der Projection der Länge auf die Grundebene. Aber wie wird es mit der Höhe? Dieselbe setzt sich, wie wir sahen, zusammen aus der Höhe des Schädelgewölbes und der des Schädelgrundes, diese beiden Grössen aber sind für sich nicht messbar, da ihre Endpunkte im Innern des Schädels, in der dem tentorium cereb. entsprechenden Ebene gelegen sind. Mit Sicherheit freilich würde man die Summe beider Werthe erhalten, wenn man die Arme des Stangenzirkels parallel der Grundebene hielte und an je den höchsten und tiefsten Punkt anlegen würde. Aber es ist so schwierig, bei der Messung mit dem Stangenzirkel eine bestimmte Ebene des Schädels zu berücksichtigen, und man kann dabei so wenig für die Correctheit der Resultate einstehen, dass uns keine Mühe verloren scheint, um nach einem brauchbaren directen Messungsverfahren zu suchen! Wir nehmen zu dem Zwecke einige zur Hand liegende Schädel, und constatiren zunächst, dass an der unregelmässig geformten Basis der vordere Rand des for. magn., welcher in der Regel nahe der Mitte und am tiefsten unter unserer Grundebene gelegen ist, der einzige für den Ausgang einer directen Messung brauchbare Punkt ist. Wir errichten in ihm eine Senkrechte und finden, dass dieselbe in der Mitte des ersten Drittels der Pfeilnath den höchsten Punkt des Scheitels schneidet, und dass also der directe Abstand beider Punkte den correcten Ausdruck für die Höhe bildet.

Aber nicht immer trifft die Senkrechte die Mitte dieses Drittels, and nicht immer den höchsten Punkt des Scheitels. Wir müssen desshalb an einer grösseren Reihe von Schädeln feststellen, innerhalb welcher Breite die Lage dieser Punkte variiren, und finden als Ergebniss, dass unsere Senkrechte das Schädeldach niemals ausserhalb des ersten Drittheils der Pfeilnath schneidet, dass sie gewöhnlich in die Mitte, aber oft gegen das Ende, seltener in den Anfang desselben fällt. Der höchste Punkt des Scheitels andererseits ist mit Ausnahme einer bestimmten gleich zu besprechenden seltenen Form, gleichfalls stets innerhalb des ersten Drittels der Pfeilnath gelegen.

Wenn daher die den höchsten Punkt mit dem vorderen Rand des for. magn. verbindende Linie und die in demselben errichtete Senkrechte in ihrer Richtung differiren, so differiren sie im denkbar ungünstigsten Falle doch nur um den dritten Theil der Länge der Pfeilnath, und entschliessen wir uns, die aus dieser Abweichung von der Senkrechten sich ergebende Fehlerquelle zu vernachlässigen, — und wir können das im Hinblick auf die Unregelmässigkeit der organischen Form ganz unbeschadet, — so gibt uns der Abstand des, im ersten Drittheil der Pfeilnath gelegenen, höchsten Punktes vom vorderen Rand des for. magn. einen Werth, den wir in jedem Falle mit gutem Recht als Höhe bezeichnen können. Wir können das um so mehr, als gewöhnlich die mögliche Differenz selbst bei der ungünstigsten Anordnung der Ausgangspunkte gar nicht zum Ausdruck kommt, weil der betreffende Abschnitt des Scheitels das Segment eines Kreises bildet, dessen Mittelpunkt im vorderen Rande des for. magn. liegt, und desshalb dieselben Werthe resultiren, ob wir den senkrecht zur Grundebene gelegenen Radius, oder einen anderen messen. Die drei ersten Schädel der Tabelle können als sprechendes Beispiel dienen.

Aber es gibt eine typische Bildung des Scheitels, bei welcher ausnahmsweise der höchste Punkt hinter das erste Drittel, bei besonders ausgeprägten Fällen in die Mitte der Pfeilnaht fällt. Dadurch erhält die Verbindungslinie desselben mit dem vorderen Rand des for. magn. eine so schräge Stellung zur Grundlinie, dass sie als Ausdruck für den Höhenwerth unbrauchbar wird. Es ist nun charakteristisch für diese Form, dass von der verhältnissmässig niedrigen Stirn an der Scheitel fast gradlinig zum höchsten Punkte ansteigt, um dann im Winkel rasch nach unten abzufallen, und es gibt desshalb auch der senkrechte Abstand von der Grundebene keine richtige Vorstellung von der Höhenentwicklung des Schädels. Vielmehr muss nothwendig, um einen mit den bei mehr ellipsoiden Formen gewonnenen Werthen vergleichbaren Ausdruck zu erhalten, ein Mittelwerth genommen werden, und ein solcher ist der Abstand des Endpunktes des ersten Drittels der Pfeilnath vom vorderen Rande des for. magn.

Nicht zu verwechseln mit dieser Form, für welche der letzte Schädel unserer Tabelle ein ausgezeichnetes Beispiel liefert, und für die Hr. Kollmann einen Vertreter von der Roseninsel besitzt, sind diejenigen Fälle, bei denen in Folge starker Längenentwicklung des Hinterhaupts, wie bei dem 3., 4. und 5. Schädel der Tabelle, der Abstand der Mitte der Pfeilnath vom vorderen Rand des for. magn. grösser als die Entfernung des höchsten Punktes wird. Zu der Höhe steht in diesen Fällen dieser grösste Abstand des Scheitels vom vorderen Rand des for. magn. selbstverständlich in gar keiner Beziehung.

Nimmt man desshalb als Maassbestimmung für

die Höhe die Entfernung vom vorderen Rande des for. magn. bis zum höchsten Punkte des Scheitels innerhalb des ersten Drittels der Pfeilnath, so erhält man einen Werth, der, ohne dass man sich um die Lage der Grundebene zu bekümmern braucht, durch directe Messung bestimmt werden kann, und der, innerhalb gewisser, durch die Unregelmässigkeit der organischen Form bedingter Grenzen, dem mathematischen Begriffe der Höhe durchaus entspricht.

Tabelle zur Höhenmessung.

	Entfernung vom vorderen Rande des for. magn. zur Pfeilnath.				Projections-Abstand zur Ihering'schen Horizontale
	erstes Drittel			Mitte	
	Anfang	Mitte	Ende		
1. Schwarzwaldschädel	140	139,8	140	138	143
2. Norddeutscher Schädel	130	130	130	129	139
3. Chamäcephale	119	119,5	119,8	123	130
4. Kephalone	132	133	134	137	144
5. Batavus genuinus *)	123	125	127	129	133
6. Todtenbaumschädel	122	126	128	126	134
7. Aelterer norddeutscher Schädel	129	133	136	139	140

*) Die Maasse des batav. genuin. sind annähernd.

Diese Messmethode ist, abgesehen von den erwähnten Fällen, bei welchen wir aus bestimmten Gründen für die Höhe einen Mittelwerth annehmen, ganz identisch mit dem Virchow'schen Verfahren. Dass dasselbe aus theoretischen Gründen dem neu vorgeschlagenen nicht zu weichen braucht, hoffen wir nachgewiesen zu haben, wir geben ihm im Gegentheil, weil es sich den Formenverhältnissen näher anschliesst, den entschiedenen Vorzug vor dem Ihering'schen System.

Aber nicht nur theoretische Differenzen scheiden beide Methoden, sondern auch ihre Resultate sind in dem Grade verschieden, dass eine directe Vergleichung derselben durchaus unstatthaft erscheint. Ein Blick auf die Tabelle lehrt, dass die Ihering'schen Werthe (letzte Columne) oft mehr als 1 Ctm. grösser sind, als die unsrigen (2. und 3. Columne) und noch bedeutender wird in der Regel der Abstand bei dem, auch von Wiedersheim angewandten, Schaaffhausen'schen Verfahren (die 1. Columne giebt annähernd die Werthe desselben), nach welchem vom vorderen Rande des for. magn. senkrecht zur Horizontalebene gemessen wird. — Bei der ganz unumgänglichen Entscheidung wird auch die practische Erwägung sehr in die Waagschale fallen, dass die Ihering'schen Maasse ohne den Craniometer kaum correct zu nehmen sind, dieser Apparat aber nach des Erfinders eigenen Worten seiner Kostspieligkeit wegen wohl stets auf grössere Museen beschränkt bleiben wird.

Gildemeister.

Schluss der Redaction am 30. April.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 6. München, Druck von R. Oldenbourg. **Juni 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Die VII. Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft findet vom 9. bis 11. August in Jena statt. Das Programm wird der nächsten Nummer des Correspondenzblattes beigelegt sein; schon jetzt lässt sich sagen, dass die Verhandlungen, die in Aussicht genommenen Ausgrabungen, und ferner die Sammlungen der prähistorischen Gegenstände, welche aus den thüringenischen Landen in Jena für kurze Zeit vereinigt werden sollen, das Interesse in hervorragender Weise in Anspruch nehmen dürften. So lässt sich hoffen, dass sich die deutschen Anthropologen in der alten berühmten Universitätstadt, in dem vom Erzgebirg und Thüringerwald begrenzten Flussgebiet der Saale, das wegen seiner Schönheit hochberühmt ist, sich zahlreich zu der Versammlung einfinden werden.

In's Freie.

Mit dem Beginn der besseren Jahreszeit möchten wir die verehrten Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft auf Excursionen aufmerksam machen. Eine hervorragende Aufgabe unserer Gesellschaft besteht in der Anregung zur Arbeit auf dem Gebiet jener Wissenschaften, deren Förderung in den Bereich unserer Thätigkeit fällt. Bei dem grossen Umfang der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bedarf es aber der Theilnahme und der Kraft Aller. So ist für die Herstellung der prähistorischen Karte, um nur einer Aufgabe zu gedenken, die Mittheilung jedes scheinbar auch noch so unbedeutenden Fundes nicht allein wünschenswerth, sondern geradezu geboten. Da können gegrabene und natürliche Höhlen, alte Brandstätten, Herdanlagen, Werkstätten, das Auffinden von Befestigungen aller Art über manche schwebende Frage neues Licht verbreiten. Aber die Beurtheilung prähistorischer Funde setzt auch eine gewisse Erfahrung, einen geübten Blick voraus, und dieser wird ganz besonders erworben durch die Betrachtung der Objecte an Ort und Stelle. Weder Lectüre noch Erzählung kann jenes Urtheil reifen, das z. B. die vorhistorischen Verkehrsstrassen, die Schichtungen in Höhlen, die Art der Bestattung, die Lagerung der Fundschichten u. s. w. richtig auffassen und verstehen hilft, dazu ist die directe Untersuchung nothwendig. Wie ganz anders gestaltet sich z. B. das Abtragen eines Hügels in der Erzählung und in Wirklichkeit. Der nächste Erfolg erscheint vielleicht auf den ersten Augenblick Manchem gering im Verhältnisse zur verwendeten Zeit und Mühe, ohne Bronzering, ohne Skelet oder Schädel, vielleicht nur mit ein paar Knochenresten eines Thieres und einigen Urnentrümmern kehrt man zurück; aber das sichere Ergebniss über die Zusammensetzung des einen Grabes, der Stellung der Urnen, der Art des dazu verwendeten Materials und der Grad der Technik sind immerhin schon werthvolle Anhaltspunkte, auf denen die Späteren weiter bauen können. Aus einzelnen solchen Bausteinen fügt sich die Geschichte dieser prähistorischen Denkmale und nur

auf diesem Wege wurde erreicht, was wir heute darüber wissen. Dazu kommt noch der nicht hoch genug anzuschlagende Gewinn für den Einzelnen, die Schärfung seines Urtheiles.

Also hinaus ins Freie!

In den folgenden Nummern des Correspondenzblattes sollen die Hauptfragen, deren Beantwortung die Reste aus vorgeschichtlicher Zeit erheischen, in kurzen Abschnitten mitgetheilt werden. Für diese Nummer sei eines Ausfluges der Berliner anthropologischen Gesellschaft gedacht über deren humoristische Seite in der Vossischen Zeitung (9. Juni 1875) berichtet wurde, und deren wissenschaftliches Ergebniss der Vorsitzende Hr. Virchow*) uns mitgetheilt hat.

Die Fahrt ging nach Cottbus der Hauptstadt der Wendei. Die Mitglieder, darunter der Vorsitzende Hr. Virchow, die Hrn. Aschersohn, Fritsch, Voss u. A. wurden von einer Anzahl Herren auf dem Bahnhof empfangen, wo Dr. Veckenstädt und Ruhenau in einem gesonderten Zimmer eine sehr hübsche Ausstellung ihrer neuesten Funde aus der Umgebung: Doppelurnen, Trinkhörner, Ornamente, Schalen, Bronzeringen etc. arrangirt hatten, welche eingehend besichtigt wurden. Eine Fusspartie durch die Stadt an der alten Bastion mit den eingemauerten Steinkugeln, vorbei bis zur wendischen Kirche, folgte alsdann, woselbst Veckenstädt auf die merkwürdigen Längs- und Quer-Rillen und runden Löcher aufmerksam machte, welche sich nicht nur an der Aussenmauer dieser Kirche, sondern auch vieler Kirchen der Umgegend, ferner in Braunschweig u. a. Orten fanden.

Inzwischen waren die Wagen für die Gesellschaft herbeigekommen, denn es galt, den

Burgwall von Zahsow

zu erreichen; es handelte sich um einen jener Burgwälle, die in der Lausitz und den anstossenden Landstrichen in sehr grosser Zahl verbreitet sind; es ist derjenige, welcher auf der Karte des Hrn. Major Schuster über das System der Ober-Lausitzer Schanzen als Nr. 107 (S. 96) verzeichnet ist. Beim Besteigen der Höhe zeigte sich der Boden förmlich gespickt mit Ueberresten früherer Cultur; Urnenscherben lagen fast überall zu Tage und wurden schnell eingesammelt. An der andern Seite der früher bereits halb abgetragenen Schanze empfing uns der Besitzer des Terrains, ein ernst aussehender wendischer Bauer, Namens Domaschke, an der Spitze einer Anzahl von Arbeitern, die mit Schaufeln bewaffnet waren, dahinter Weiber, Mädchen und Kinder in Menge, sämmtlich in wendischer Tracht — ein hübsches Bild. Das Ausgraben begann. Scholle auf Scholle flog empor und im Nu hatten die Wenden einen schmalen Graben senkrecht zur Schanze aufgeworfen, den sie immer mehr vertieften. Es kam Sand, schöner, reiner, scharfer Sand, ohne Spuren menschlicher Ueberreste. Alle harrten der Dinge die da kommen sollten. Die Zwischenzeit füllte Langerhans sehr practisch durch Schädelmessungen, die er mit dem Virchow'schen Craniometer vornahm, und bei denen Director Wilsky die Rechnungen anstellte, aus und die Köpfe der Wendinnen und Wenden des ganzen Dorfes waren dazu das schönste Material. Bald war denn auch eine Anzahl von ihnen, die halb willig herantraten, halb auf Erlkönigs-Manier eingeladen wurden, gemessen und das Resultat ergab, dass sie sämmtlich brachycephal, also ganz respectable Kurzköpfe waren. Eine demonstratio ad oculos ihrer auch sonstigen „Kurzköpfigkeit" erhielten wir übrigens sofort geliefert, als wir durch einige Arbeiter an der anderen Seite der Schanze eine mit Brandresten, Kohle etc. ausgefüllte kellerartige Vertiefung bloslegen liessen. Da erschien nämlich plötzlich eine alte Wendin und hielt uns als Eigenthümerin eine donnernde oratio pro domo in wendischer Sprache, zu deren Schluss wir nur die wenigen deutschen Worte „nicht weiter buddeln" zu verstehen glaubten. Erst der Beredtsamkeit unseres Landrathes und einem Trinkgeld gelang es, den „Kurzkopf" zu beruhigen.

Es kam immer noch Sand, da, plötzlich, in einer Tiefe von 6—8 Fuss, stiess ein Arbeiter auf einen Pfahl. Er wollte ihn losbrechen und heraufreichen, aber da kam er schön an: „Alles liegen lassen, den Graben vertiefen und verbreitern, auch etwaige andere Pfähle nicht zerstückeln, nur bloslegen" — so lautete Virchow's bestimmte Ordre. Es geschah und, siehe da, nach Verlauf einiger Zeit athemloser Spannung kam ein Pfahlbau mit Anschwemmungen eines alten Wasserbeckens zum Vorschein. Schwarze Erde wurde heraufgereicht, vegetabilische Ueberreste herausgefunden und Aschersohn zur Prüfung übergeben, kurz, alles bei Ausgrabungen Nöthige besorgt. Nachdem nunmehr durch Adler und die beiden Söhne Virchow's eine Skizzirung der Schanze, des Grabens und der Lage der Pfähle aufgenommen war, wurden

*) Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft 19. Juni 1875 S. 10 „der Burgwall von Zahsow."

die Letzteren aus der Tiefe herausgeholt und zum Transport nach Berlin eingewickelt.

Wir nahmen Abschied von dem kleinen Naturvölkchen, mit unserer Beute, den Urnenscherben (leider nicht ganzen Urnen), den Knochen und vegetabilischen Ueberresten, den Pfählen, die fast wie eingewickelte Krokodils-Mumien aussahen, einen Bronzering und halben Steinhammer.

Das sind die Worte des Berichterstatters in der Vossischen Zeitung, aus denen deutlich hervorgeht, dass er mit der Ausbeute nicht sehr zufrieden ist. Hören wir aber Virchow, der gerade den Burgwällen seine besondere Aufmerksamkeit seit langer Zeit gewidmet, dann werden die unscheinbaren Mumien dieser Pfähle zu einem wichtigen Argument über die Bedeutung dieser Bauten.

„Unsere Untersuchung hat in Bezug auf eigentliche Fundgegenstände sehr wenig geleistet, dagegen ist sie in einer anderen Beziehung von einer überaus grossen Bedeutung, und vielleicht sogar für die Geschichte dieser Anlagen Epoche machend. Es hat sich nämlich herausgestellt, dass der Burgwall auf einem Pfahlrost errichtet worden ist, und zwar auf einem Pfahlrost, der vielleicht schon als solcher bewohnt gewesen ist. Dieses kann allerdings Gegenstand des Zweifels sein, ist mir aber nach dem ganzen Fundverhältnisse in hohem Maasse wahrscheinlich.

Zum Verständniss dieser Verhältnisse will ich daran erinnern, dass wir uns in dieser Gegend der Lausitz in einem Gebiete befinden, welches schon bei dem flüchtigen Durchreisen eine unaufhörliche Abwechselung darbietet von flachen Hügeln und tieferen Niederungen, die entweder noch gegenwärtig Seen enthalten, oder wenigstens als alte Seebecken sich erweisen, die später zugewachsen sind und entweder, wie der Spreewald, noch gegenwärtig ein überaus nasses und fast schlammiges, mit vielen Kanälen durchzogenes Terrain darstellen, oder umfangreiche Wiesen- und Moorflächen gebildet haben, durch welche wasserreiche Bäche laufen. Gerade von der Gegend an, um die es sich hier handelt, wird ziemlich bemerklich eine Anordnung der Oberfläche, welche charakterisirt ist durch Erhebungen, die im Grossen und Ganzen in ihren stärkeren Ansteigungen parallel dem Lausitzer Gebirge liegen, und Hr. Boltze hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass man sich diese Conformation wahrscheinlich so zu denken habe, dass bei der Hebung der Lausitzer Berge sich eine Faltung der Oberfläche parallel dem Gebirge entwickelt habe. In den Vertiefungen zwischen diesen Rücken stand offenbar in früherer Zeit anhaltend Wasser, und zwar sehr bewegtes Wasser, wie man aus den überans zahlreichen Dünenbildungen, die hier vorkommen, ersehen kann.

Der Burgwall von Zahsow, welcher nordwestlich von Cotthus liegt, befindet sich gleichfalls in einem solchen früheren Seebecken, und zwar ist der uralte Uferrand nicht sehr weit westlich von da, kaum eine Viertelstunde, entfernt. Das Gräberfeld von Kolkwitz, von dem wir nachher hören werden, liegt schon auf dem Uferrande. Diese Lage des Burgwalles entspricht der Lage einer Reihe von benachbarten Burgwällen, die ich früher besucht habe, namentlich denen von Gross-Beuchow und Vorberg in der Nähe von Lübbenau (Sitzung vom 13. Juli 1872). Leider ist der Zahsower Burgwall in mehreren Richtungen schon stark zerstört; nur der nördliche, mit Strauch bewachsene erhöhte Rand steht noch ziemlich unversehrt. Er ist überdiess querdurch in getheiltem Besitz; die Hälfte nach Osten ist sogar mit einem kleinen Hause bebaut und die Oberfläche tief ausgegraben; offenbar ist ein grosser Theil der oberen Culturschichten abgefahren. Auch vom östlichen Umfange fehlt ein grosses Stück. Indess gerade diese Stelle bot uns eine bequeme Gelegenheit, die Beschaffenheit der Aufschüttung an dem Abstiche kennen zu lernen. Von dieser Stelle wurde auch angegeben, dass in der Erde, die von dort verfahren worden sei, ein paar Fundstücke von scheinbar grösserer Bedeutung vorgekommen seien, nämlich die Hälfte eines Steinhammers und ein eigenthümlicher, sehr starker Metallring, der fast so aussieht, wie die Ringe, welche man heutzutage an dem Ende des Stieles von Dreschflegeln oder Sensen anbringt; dem Anscheine nach besteht er aus Bronze; auch ist er in mehr antiker Weise verziert. Es ist nur zweifelhaft, ob diese beiden Stücke, welche Herr Voss für das Museum an sich genommen hat, dem Burgwall als solchem angehören, denn sie stimmen gar nicht mit dem überein, was sonst gefunden ist. Der genannte Abstich bot sonst nicht viel dar; er bestand ganz aus losem, aufgeschüttetem Sand, aber an einer Stelle zeigte sich einer jener grossen Trichter, eine von obenher in die Aufschüttung eingreifende Grube, die zum grössten Theil mit verbranntem Holz erfüllt war, darunter grosse mächtige Stücke von Balken und zwar solche von Eichenholz. Die ganze Erde, die darüber lag, war kohlig und schwarz. Hier sowohl, als in der nächsten Umgebung, fand sich eine Reihe von Thonscherben, von denen einzelne deutlich dem Burgwalltypus aus der späteren slavischen Periode angehören. Die Mehrzahl dieser

Scherben gehört zu Gefässen mit weiter Oeffnung (Töpfen), und ist mit tiefen Horizontalfurchen und Hervorragungen versehen; einzelne zeigen ein deutliches, aber einfaches Wellenornament. Das Material ist sehr grob und überdiess mit Gesteingrus gemengt. Offenbar war diese Grube, die früher auf der Fläche gelegen haben muss, eine kellerartige Vertiefung, über der wahrscheinlich ein kleines Gebäude stand, von welchem in die Grube hinein beim Brand des Gebäudes Stücke der Balken fielen. Unmittelbar nebenan war nur der reine gelbe Sand.

Unsere Thätigkeit wurde jedoch hier sehr bald gehemmt durch den Einspruch der Frau des Besitzers, einer sehr resoluten Wendin, die uns trotz der Anwesenheit des Landrathes durchaus nicht gestatten wollte, auf dieser Seite weiter vorzugehen. So wandten wir uns denn der entgegengesetzten Seite zu, wo auch schon ein Stück vom Umfange abgetragen, die Oberfläche aber mehr intakt war und wo uns durch das überaus freundliche Entgegenkommen des Besitzers, des Häusiers und Schneiders Kollosche, der sich als ein sowohl wissenschaftlich, als politisch interessirter Mann erwies, jede Hilfe freundlichst gewährt wurde. Von ihm wurde uns mitgetheilt, dass in früherer Zeit eine Vertiefung rings um den Burgwall herumgegangen sei, die als Wallgraben betrachtet werden kann; obwohl noch zum Theil sichtbar, ist sie jetzt grossentheils ausgefüllt. Man sei wiederholt in der Tiefe des Walles auf grössere Balken gestossen und auch an einer Stelle auf eine aus grösseren Geröllsteinen zusammengesetzte „Mauer.“ Wir liessen hier, radial auf die Mitte gerichtet, einen tiefen Graben auswerfen, der sich von dem alten Ringgraben bis in den Burgwall erstreckte. Es fanden sich dabei auch in der Tiefe allerlei Scherben und Hausthierknochen, aber erst, nachdem wir unter den scheinbar natürlichen Boden d. h. unter die Grundfläche des beiläufig 15—20 Fuss hohen Walls noch etwa 4—5 Fuss heruntergegangen waren, stiessen wir auf Pfahlwerk. Es ergab sich, dass der grösste Theil der Pfähle oder Balken horizontal gelagerte Eichenstämme waren und zwar zum Theil deutlich behauene, zum Theil mit natürlicher Oberfläche versehene. Sie waren sehr fest und schwarz. Neben den horizontalen Pfählen standen einige wenige senkrechte. Wir haben natürlich bei der Kürze der Zeit nicht zu grosse Flächen aufdecken können. Einen solchen senkrechten Pfahl habe ich mitgebracht, der zweierlei Verhältnisse in vollster Deutlichkeit zeigt. Nämlich einerseits, dass wir es hier mit einem Stück zu thun haben, welches durch ein sehr scharfes Instrument gut bearbeitet worden ist. Es hat durchweg ganz glatte Hauflächen und ich habe daher kein Bedenken, dieselben auf Bearbeitung durch Eisen zu beziehen. Auf der andern Seite sehen Sie, dass beide Enden des etwa 1 Meter langen Pfahles künstlich zugespitzt sind. Diese kurzen Pfähle standen senkrecht im Grunde neben den horizontalen Balken; sie sind also offenbar dazu bestimmt gewesen, als Befestigungsmittel zu dienen für diese anderen, um sie in ihrer Stellung zu erhalten. Das stimmt durchaus mit dem, was wir sonst in unseren eigentlichen Pfahlbauten antreffen; nur ist mir persönlich bis jetzt niemals diese Kürze der senkrechten Stücke vorgekommen. Die meisten Pfähle, die ich sonst gesehen habe, waren 10—12 Fuss lang and tief in den Grund hineingetrieben. Die ganze Anordnung machte allerdings hier den Eindruck, als sei der Pfahlbau nicht zur eigentlichen Bewohnung bestimmt gewesen. Ich würde nach der Gesammt-Disposition vielmehr die Meinung gewonnen haben, dass er eben nur bestimmt gewesen sei als ein Rostwerk, auf welchem die weitere Aufschüttung des Burgwalles stattfinden sollte. Es ist nur ein einziger Umstand vorhanden, der diese Interpretation zweifelhaft macht, nämlich, dass in demselben Niveau, ganz unzweifelhaft zwischen den horizontalen Balken, Topfscherben und Knochen von Hausthieren gefunden wurden. Denkt man sich, dass der Pfahlbau zu nichts weiter diente, als zu einem einfachen Rost oder Unterbau, so würde es allerdings schwer sein, das Vorkommen solcher Abfälle an dieser Stelle zu erklären. Diese Dinge fanden sich ganz tief, zum Theil umgeben von einer schon in das Grundwasser reichenden Ablagerung mooriger Theile, in denen zahlreiche Bruchstücke von Strauchwerk, Nussschalen, Blättern und anderen Gegenständen enthalten waren, welche offenbar durch bewegtes Wasser angeschwemmt sein mussten. Darunter kam dann unmittelbar der eigentliche Seesand.

Das ist das Thatsächliche, was von uns festgestellt wurde. So wenig es ist, so erscheint es mir doch bemerkenswerth genug, denn es lehrt, dass die Vermuthung, die man sonst wohl hegen konnte, als sei der Burgwall auf einer ursprünglichen Insel, auf einer natürlichen Erhöhung des Bodens angelegt worden, unzutreffend war, dass vielmehr die gesammte Anlage künstlich hergestellt ist und zwar unmittelbar auf dem alten Seeboden, zu einer Zeit, wo derselbe noch nicht durch Wiesen überdeckt war. Welche colossale Arbeit muss dazu

gehört haben, eine solche Anlage herzustellen! Ich habe im vorigen Jahre (Sitzung am 16. Mai 1874) Ihnen Mittheilung gemacht über die erste derartige Anlage, welche ich in unserem Lande gefunden hatte, diejenige von Potzlow in der Uckermark, dieselbe Stelle, von wo ich das merkwürdige Dolchblatt mit der Tauschirarbeit aus Silber und Kupfer gewonnen hatte. Da war allerdings das Pfahlwerk viel vollständiger und es konnte kein Zweifel darüber sein, dass der Pfahlbau als solcher bewohnt gewesen ist, was ich hier nur als Möglichkeit aufstelle. Indess im Grossen und Ganzen ergibt sich doch, dass nun hier an einer zweiten und von jenem ersten Fundort sehr entfernten Stelle eine ähnliche Anlage nachzuweisen ist, wie sie bis jetzt nur von den Terremaren Oberitaliens bekannt war, und erst in letzter Zeit in einigen südfranzösischen Localitäten nachgewiesen ist. Indess Sie ersehen auch aus meiner Darstellung, dass man eigentlich nur durch einen besonderen Glücksfall in die Lage kommen konnte, derartige Verhältnisse zu constatiren. Ich glaube, Niemand würde daran denken, dass man bei einem hohen Burgwall im Grunde auf ein Pfahlwerk stossen könnte. Jetzt wird es unsere Aufgabe sein müssen, bei analogen Anlagen so tief in den Grund zu gehen, dass wir feststellen können, ob ein Pfahlwerk vorhanden ist oder nicht.

Ich war schon in früherer Zeit auf eine gewisse Beziehung unserer Pfahlbauten zu den Burgwällen aufmerksam geworden und hatte dieselbe in meinem ersten Vortrage (Sitzung vom 11. Dec. 1869. Zeitschr. f. Ethnologie Bd. I. S. 410) besprochen. Indess glaubte ich bis dahin nur, dass Burgwälle und Pfahlbauten neben einander von derselben Bevölkerung errichtet seien; die wirkliche Substruction eines Burgwalls durch einen Pfahlbau hatte ich nicht vermuthet, obwohl ich bei dem Pfahlbau im Daher-See Balken bis tief in die mit dem Burgwall zusammenhängende Umwallung hatte verfolgen können. Wie viel oder wie wenig aus den jetzigen Erfahrungen in Bezug auf diese älteren Fundstätten hervorgeht, wird sich erst durch weitergehende Forschungen ergeben müssen. Ebenso ist es im hohem Maasse fraglich, ob irgend eine Beziehung unserer Pfahlbau-Burgwälle zu den italienischen Terremaren besteht, die nach Allem einer weit früheren Zeit angehören. Allerdings ein Verbindungsglied haben wir nach Süden; das sind die von Hrn. Jeitteles in der Stadt Olmütz gemachten Funde, die er selbst in eine sehr entfernte Zeit verlegt. Indess habe ich erst in der vorigen Sitzung meine Gegengründe entwickelt, und ich habe nunmehr um so weniger einen Zweifel, dass auch in Olmütz die Sache sich ähnlich verhalte, wie in Potzlow und Zahsow.

Ich habe nur noch das Eine hinzuzufügen, dass sehr wahrscheinlich nach den Beschreibungen, welche die Leute uns gaben, auf dem Pfahlwerk an gewissen Stellen eine starke Belastung mit Steinen stattgefunden haben muss. Wir selbst sind nicht in der Lage gewesen, irgend einen grösseren Stein in situ zu sehen; möglicherweise hatten wir gerade nicht die Richtung getroffen, genug, darüber kann ich nichts aussagen. Aber ich habe nicht den mindesten Grund, die Aussage der ganz glaubwürdigen Leute zu bezweifeln. Es würde das noch weiter für die Wahrscheinlichkeit sprechen, dass die Anlage des Pfahlbaues in einer Zeit stattgefunden hat, wo dasjenige, was jetzt Wiesenfläche ist, eine bewegte Seefläche darstellte. Gegen eine solche Annahme scheinen auf den ersten Blick die übrigen Funde zu sprechen, welche auf eine slavische Anlage hinweisen. Allein bekanntlich wird die Einwanderung der Slaven in das 5. oder 6. Jahrhundert zurückdatirt und eine Zeit von 1200 bis 1300 Jahren, oder sagen wir kurz, ein Jahrtausend dürfte wohl genügen, um an Stelle eines flachen Sees eine zusammenhängende Moorsumpffläche entstehen zu lassen.

Wissenschaftliche Mittheilungen.

Eine stahlgraue Bronze.*)

Unter verschiedenen Bronzen, welche Herr O. Liebreich einer chemischen Untersuchung unterworfen hat, befanden sich einige Stücke, welche nach dem Abschleifen einer in sich ziemlich dichten, in sehr dünner Schicht angelagerten grünen Patina, polirtem Stahle vollkommen ähnlich sahen. Stahlarbeiter, welchen diese Stücke vorgelegt wurden, erklärten sie nach dem Anfeilen für Gussstahl, und wenn nicht die grüne Patina als Verräther gedient hätte, so würden in polirtem Zustande diese Stücke den Eisen-Sammlungen zugestellt worden sein. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, die Inhaber von Bronzesammlungen auf diese eigenthümliche Bronze aufmerksam zu machen, die möglicherweise unter dem Eisen eingereiht ist, da solche Bronze statt einer grünen Patina einen schwarzen Belag von Schwefelkupfer haben könnte; die Härte des Feilstriches und vor allem die Wirkungslosigkeit des Magneten würde zur ver-

*) Aus dem Sitzungsbericht der Berliner anthrop. Gesellschaft vom 20. November 1875.

läufigen Absonderung des Materials dienen können. Bei dieser merkwürdigen äusseren Beschaffenheit des Materials musste man natürlich auf die chemische Beschaffenheit desselben sehr gespannt sein. Es ergab sich beim Auflösen in Königswasser, dass es sich hier wirklich um eine Bronze handle. Die qualitativen Proben zeigten folgende Bestandtheile: Kupfer, Zinn, Cobalt, Nickel, Arsen, Antimon, Eisen und Schwefel. Leider liegen der Trennung dieser Metalle und Metalloide neben einander bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Doch liess sich folgendes ermitteln: Der Kupfergehalt fand sich zu 56 pCt., der Zinngehalt zu 1,5. Neben diesen als Basis für die Bronzen dienenden Metalle zeigten sich 4 pCt. Cobalt und 14 pCt. Nickel; einen ganz untergeordneten Werth nahm das Eisen, 0,4 pCt., ein, während Arsen 12 pCt. und Antimon 1,5 pCt. vorhanden waren. Schwefel zeigte sich zu 0,75 pCt. Diese Zahlen geben an, wieviel gereinigtes Material bei der Analyse gefunden wurde; bei welchem der Bestandtheile die Genauigkeit am grössten ist, dürfte sich nicht mit Bestimmtheit angeben lassen. Wenn nun die äussere Beschaffenheit dieser Bronze als Unicum bis jetzt betrachtet werden muss, so entspricht die complicirte Zusammensetzung, das Vorwiegen der sonst nur gering vorhandenen Bestandtheile der Seltenheit der äusseren Erscheinung. Der niedrige Kupfergehalt wird durch Substanzen ersetzt, welche in den sonst aufgefundenen Bronzen nur als kleine Beimengungen auftreten. Unter den von Wibel zusammengestellten Bronzen zeigt den höchsten Nickel-Cobalt-Gehalt No. 94, nämlich 2,48. Diese Bronze ist arsenfrei. Der höchste Arsengehalt, als Schwefelarsen 1,72 angeführt, ist in No. 104 enthalten, welche Bronze wiederum keinen Cobalt und kein Nickel enthält. Eine Bronze, welche einen so hohen Arsengehalt aufweist, wie die stahlgraue, ist nicht bekannt, und es scheint, dass die bisher gefundenen mit hohem Arsengehalt nur Spuren oder gar kein Cobalt und Nickel enthalten. Eine neuerlich von Hrn. Carl Virchow analysirte Bronze aus Zaborowo hat bei 1,83 pCt. Arsen keine Spur von Cobalt und Nickel. Der Schwefelgehalt der Bronze kann von Anfang der Bronze beigemengt gewesen sein, oder auch später in dieselbe hineingetreten sein. Man weiss, dass das Kupfer bis zur Sättigung Schwefel aufnehmen kann, um in Covellin überzugehen; um jedoch Klarheit darüber zu haben, wurde ein Guss von Bronze veranstaltet, welcher der Zusammensetzung der Analyse ungefähr entsprach.

Die dargestellte Bronze ist der alten ausserordentlich ähnlich. Es zeigen sich die gleichen physikalischen Eigenschaften, Härte, Sprödigkeit und vor allem, die Farbe ist fast dieselbe, nur geht bei der imitirten Bronze der Thon ein wenig ins Röthliche über.

Der Borum-Eshöi bei Aarhuus in Jütland.

Der 1½ Meilen nordwestlich von Aarhuus auf der Feldmark von Höiballegaard liegende Eshöi hat in den letztvergangenen Jahren eine gewisse Berühmtheit erlangt, seitdem 1871 ein vortrefflich conservirter Baumsarg aus demselben zu Tage gefördert worden, in welchem die Ueberreste eines weiblichen Skelets in vollem Kleiderschmuck und mit reichen Grabgeschenken ausgerüstet, ruhten. Der stattliche 20 F. hohe und 120 F. im Durchmesser haltende Hügel liess weitere Funde hoffen, wesshalb im Sommer 1875 eine systematische Ausgrabung unter Hrn. Prof. Engelhardt's Leitung stattfand. Der Kern des Hügels bestand aus einer schwarzen Erde, welche mit einer, an einigen Stellen ½ Zoll dicken Ahlschicht bedeckt war. Dieser Ahlerde,*) hat man vielleicht die vortreffliche Erhaltung der in dem Hügel beigesetzten Särge nebst Inhalt zu verdanken. Selbst die innere Construction des Hügels war so deutlich zu erkennen, dass man, als man tiefer hineingrub, die Grösse der übereinander geschichteten Heidesoden messen konnte (dieselben waren 1' lang und ½' breit) und hier und dort ziemlich frisches Haidekraut antraf. Im Innern des Hügels, 8—10' von dem Rande, zieht sich eine gewaltige Ringmauer um denselben, welche an einigen Stellen 4' hoch und 15' breit war und aus drei Reihen grosser Steine bestand, deren Zwischenräume mit kleinem Gestein ausgefüllt waren. Da die Ausgrabung noch nicht als vollendet zu betrachten ist, indem die Nord- und die Südseite des Hügels noch stehen, liess sich bis jetzt nicht constatiren, ob diese Ringmauer ein Oval oder einen Kreis bildet. Alle aus dem Hügel gehobenen Gegenstände waren ursprünglich auf dem gewachsenen Boden beigesetzt.

In der Mitte des Hügels stand am Boden ein ähnlicher Baumsarg wie der früher zu Tage geförderte. Derselbe war so wohl erhalten, dass man jeden Meisselstich verfolgen konnte. Im Innern bemerkte man am Kopfende einen Absatz, vielleicht zur Unterlage für den Kopf bestimmt, welcher freilich jetzt unterhalb desselben lag, aber immerhin bei der Bestattung heruntergeglitten sein kann. Beim Abheben des Deckels bemerkte man zuerst zahllose todte Maden, welche indessen nur die über die Leiche gebreitete Thierhaut zerfressen hatten. Letztere schien an der inneren Seite mit scharfen Instrumenten abgeschabt und in ziemlich frischem

*) Ahlerde oder Fuchserde besteht aus rothbraunem eisenschüssigem Sand, welcher den Heidesand durchzieht und alle Vegetation zerstören soll.

Zustande niedergelegt zu sein. Das Skelet ist, nach dem Urtheile des Hrn. Prof. Schmidt, dasjenige eines 40- bis 50jährigen Mannes. Es lag mit dem Angesicht gegen Osten, die Arme an dem ausgestreckten Körper herabhängend. Bekleidet war die Leiche mit einem kurzen Schurz von wollenem Gewebe, der um die Lenden mittelst einer Schnur gehalten wurde. Den Kopf bedeckte eine aus wollenem Garn gewirkte Mütze von kunstvoller Arbeit. Ueber die Leiche endlich war ein wollener Mantel gebreitet, von ovalem Schnitt, ohne Naht und durch eine hölzerne Nadel geschlossen. Das war alles. „Eine fast christliche Einfachheit," bemerkt Prof. Engelhardt. Und doch konnte es kein gemeiner Mann gewesen sein, der hier ohne Waffen und anderen Schmuck zur Ruhe gebettet war. Sein Grab war das Hauptgrab in dem stattlichen Hügel, zu dessen Bau — gedenken wir der erwähnten gewaltigen Ringmauer — zahlreiche Hände thätig gewesen sein müssen. Zu erwähnen ist noch, dass neben dem Sarge ein Stab lag, in welchem Hr. Engelhardt den Wanderstab des Todten erkennen möchte und dass sich in der Nähe desselben ein grosser Stein (Malstein) erhob. In unmittelbarer Nähe des Sarges, höchstens 2 Spatenstiche von demselben entfernt, war die Erde mit blauem Thon stark durchsetzt, eine Erscheinung, die bei mehreren Gräbern derselben Art beobachtet worden ist. Ferner fand man eine Anzahl eichener Späne, doch nicht so reichlich, dass sie der Vermuthung, der Eichenstamm sei dort zum Sarge hergerichtet, Raum geben könnten. Westlich von dem Sarge standen mehrere Reihen grosser Steine, runde, ovale und ein langes Viereck bildende Steinhaufen und Steinpflasterungen, die ersichtlich mit dem Grabe in Zusammenhang standen. Was bedeuteten diese Steinsetzungen? Hr. Prof. Engelhardt beklagt, dass bei der Aufdeckung von Grabhügeln bisher so wenig auf den inneren Bau derselben geachtet worden, dass man über die Bedeutung der räthselhaften Steinsetzungen in unmittelbarer Nähe des Grabes noch keinen Aufschluss habe.*)

*) Zu den merkwürdigsten dieser noch unerklärten Steinsetzungen in den Grabhügeln der Bronzezeit gehören unstreitig diejenigen in dem von Hrn. Dr. Wibel aufgedeckten Hügel bei Ohlsdorf unweit Hamburg. Derselbe umschloss zwei Steinhaufen, in welchen sich aus Geröll aufgesetzte Kammern befanden, von welchen die eine sich als das Grab eines Mannes, die andere als das Grab eines zarten Kindes erwies. Zwischen beiden Steinhaufen war ein ansehnlicher Steinblock aufgerichtet: was aber, verschiedene kleinere Steinhaufen abgerechnet, besonders die Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine unmittelbar auf dem Urboden hinziehende Steinpflasterung von seltsamem Gebilde, dem ersichtlich ein bestimmter Gedanke zu Grunde gelegen hatte und in dem man mit etwas Phantasie verschiedene Thierfiguren erkennen möchte. — Vgl. Zeitschrift d. Vereins f. Hamburg. Gesch. Neue Folge, Bd. III. Heft 2. Hamburg 1870 nebst Tafel und Correspbl. d. deutsch. Anthropol. Gesellsch. Jahrg. 1870 No. 2 und 4 und 1872 No. 9.

In östlicher Richtung und in der Entfernung von 32' von der Mitte des Hügels stand ein zweiter Todtenbaum in der Richtung N. S. Derselbe umschloss den wohl erhaltenen Leichnam eines 17- bis 20jährigen jungen Mannes mit schönem dichten Haupthaar. Die Kleidung bestand in einem Schurz von wollenem Gewebe und einem Gurt, der nach den Abdrücken auf dem Schurz zu schliessen von Leder gewesen sein dürfte, und mittelst eines hölzernen Doppelknopfes geschlossen war. An den Füssen bemerkte man die Ueberreste von ledernen Sandalen. Der rechte Arm hing an dem Körper herab; in dem linken, der über die Brust gelegt war, ruhte eine mit geschnitzten Ornamenten gezierte hölzerne Schwertscheide, die wie alle Holzsachen in diesem Hügel, auffallend gut erhalten war, während alle Ledersachen fast gänzlich zerstört waren. So erkannte man nur an geringen Ueberresten ein breites ledernes Wehrgehänge, welches von der linken Schulter bis an die Schwertscheide reichte. In der Hoffnung, in letzterer ein schönes Schwert zu finden, sah man sich getäuscht, indem man einen kleinen Bronzedolch mit völlig aufgelöstem Griff aus derselben hervorzog. Ueber die so bekleidete Leiche war ein Mantel gleich dem oben beschriebenen gedeckt, der ebenfalls durch eine hölzerne Nadel zusammengehalten wurde. Diese Nadeln erinnern an die von Tacitus erwähnte Spina. Ueber das Ganze war endlich eine Thierhaut gebreitet, deren Zipfel unter den Körper des Todten gestopft zu sein schienen. Zu Häupten stand rechts ein zusammengenähtes Rindenkästchen mit noch nicht untersuchtem Inhalt; unter der linken Schulter lag ein Hornkamm. — In östlicher Richtung erhob sich neben diesem zweiten Sarge und in gleicher Länge und Höhe ein Steinhaufen, der mit einer zolldicken Schicht von blauem Thon überzogen war. Ausserhalb derselben bemerkte man ein 6 Zoll breites Steinpflaster, von welchem eine doppelte Reihe Steine gegen Osten führte, deren Verlauf sich, früherer Grabungen halber, nicht feststellen liess. An der Westseite des Sarges standen sechs hohe Steine, hinter welchen eine 8' lange, 2' breite Rinne $1^1/_2$' tief in den Untergrund gegraben war, in welcher ein vermodertes Brett von Föhrenholz lag. Herr Engelbardt meint, dass dieselbe mit der Einweihung der Grabstätte im Zusammenhang stehen könne. — 20' weiter nach Osten hatte in Richtung O. W. der Todtenbaum gestanden, der, wie eingangs erwähnt, 1871 ausgehoben worden und welcher die Ueberreste einer 30—40 Jahre alten Frau umschloss. Dieselbe war bekleidet mit einem langen Rock von dunklem Wollenstoff, welcher durch eine wollene Schnur und einen mit Quasten verzierten breiteren Gürtel um die Hüften geknüpft war; ferner mit einem mit Aermeln versehenen Camisol und mit zweien aus wollenem Garn kunstvoll geknüpften Haarnetzen. Neben der Todten lagen: ein irdenes Gefäss, ein beinerner Kamm, Hals-, Arm- und Fingerring von Bronze, eine

Bronzefibula, zwei bronzene Spitzknöpfe, ein bronzener Dolch und eine verzierte Bronzeplatte mit Stachel, die von einem Schilde herzurühren scheint.*)

Dass diese drei unter einem Hügel bestatteten Personen im Leben in verwandtschaftlicher Beziehung zu einander gestanden, dürfen wir wohl als wahrscheinlich annehmen. Vielleicht war es ein Vater mit Sohn und Tochter, oder ein Ehepaar mit dem Sohne?**) Räthselhaft bleibt indessen die ungleiche Ausstattung der Todten. Während die Frau reich geschmückt in den Sarg gebettet war und zwar mit Dolch und Schild, hatte man dem jungen Manne nur einen kleinen Dolch, einen Gürtelknopf und eine Manteinadel von Holz mitgegeben und der ältere Mann vollends hatte nichts ausser der schlichten Bekleidung mit ins Grab genommen. Und doch war ihm zu Ehren der Hügel errichtet worden, denn an der inneren Beschaffenheit des Erdmantels liess sich deutlich erkennen, dass man bei der Einsetzung des Baumstammes, welcher die jugendliche Leiche barg, den Hügel an der betreffenden Seite aufgegraben hatte, auch dürfte der Umstand, dass man bei der Entdeckung des zu äusserst beigesetzten Sarges, in welchem die weibliche Leiche ruhte, keine Steine fand, andeuten, dass bei der Bestattung des Jünglings die gewaltige Ringmauer durchbrochen worden war.

Zu bemerken ist ferner, dass vor Jahren am Rande des Hügels eine Steinkiste gefunden ist, in welcher zwei Bronzeschwerter lagen. In dem Erdmantel, welcher ziemlich frei von Steinen war, stiess man an verschiedenen Stellen auf runde und langgestreckte Steinhaufen, in welchen indessen nichts gefunden wurde. Auf dem Gipfel des Hügels bemerkte man zwei kleine runde spitze Steinhaufen und die Reste eines dritten, welcher möglicherweise zerstört wurde, als man 1854 von oben Erde zur Füllung von Höhlungen an den Seiten abgrub. Zwischen den Steinen fand man einen Dolch en miniature, ein Messer, eine Pincette und einen Doppelknopf mit hoher Spitze. Alle diese Bronzesachen waren mit Umwickelungen von Golddraht oder mit aufgepresstem Goldblech verziert. Unter demselben wurden Reste der bekannten Harzmasse gefunden mit Abdrücken von Holzfasern, welche die Vermuthung nahe legen, dass dort ein hölzerner Behälter mit verbrannten Gebeinen und Grabgeschenken beigesetzt worden war.*)

Holzgefässe oder circa 3' lange gespaltene und ausgehöhlte Stämme mit verbrannten Gebeinen und den üblichen Beigaben sind auf Seeland und in Halland vorgekommen, wohingegen die in Schleswig und Jütland gefundenen Baumsärge, deren Anzahl mit den letzten Funden auf 25 gestiegen ist, so weit der Inhalt beachtet worden, ohne Ausnahme unverbrannte Leichen enthielten.

Beachtenswerth endlich ist, dass auch in dem Hauptgrabe dieses Hügels aus der frühen Bronzezeit ein Malstein gefunden wurde, deren Professor Engelhardt bereits mehrere in den Grabhügel dieser Culturperiode nachgewiesen und die wir — nur mit dem Unterschiede, dass sie mit Inschriften versehen sind — in den in mehreren norwegischen Grabhügeln der älteren Eisenzeit vorkommenden Runensteinen wieder erkennen. Als ein solcher Malstein dürfte auch der in dem oben erwähnten Ohlsdorfer Grabhügel nordöstlich von dem Kindergrabe isolirt liegende Steinblock aufzufassen sein.

J. M.

*) Dieser kostbare Fund wurde Seitens des Vorstandes der Alterthumssammlung in Aarhuus dem altnordischen Museum in Kopenhagen als der Centralsammlung des Landes überantwortet.

**) Ist noch keine Notiz über die Schädelformen publicirt? Red.

*) Ueber in Norwegen in den Gräbern der älteren Eisenzeit vorkommende, mit Harz gedichtete Holzgefässe und einen gleichartigen Fund in Holstein werde ich anderorts weiteres mittheilen.

Bei der Redaction bis zum 29. April eingelaufen:

Bericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. October und 20. November 1875.
Bericht an den Coburger Localverein von A. Frhr. v. Uexkull. Coburg 1876.
Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. VI. Bd. 1876 No. 1 u. 2.
Saxonia, Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde des Königreiches Sachsen herausgegeben von Dr. ph. A. Moschkau. I. Jahrgang. Nr. 18—24. II. Jahrgang No. 1.
Ecker Alex., Wirkung der Skoliopaedie des Schädels. Mit 1 Tafel. Braunschweig 1876.
Mehlis Dr C., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. II. Abtheilung. Die Ringmauer bei Dürkheim. Leipzig 1876.
Bulletin of the United states Geolog. and Geogr. Survey. Vol. II Nr. 1. Drei Separatabdrücke, enthaltend:
Bessels Emil Dr., The human remains found in Southwestern Colorado and New-Mexico.
Holmes H. W., A notice of the ancient remains of Southwestern Colorado examined 1875.
Jackson H. V., A notice of the ancient ruins in Arizona and Utah.
Nehring Dr. A., Beiträge zur Kenntniss der Diluvialfauna mit 1 Tafel. Sep.-Abdr. aus der Zeitschr. für die ges. Naturwiss. Bd. XLVII. 1876.

Schluss der Redaction am 15. Mai.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 7. München, Druck von R. Oldenbourg. **Juli 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Die VII. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft findet am 9., 10. und 11. August ds. Js. in

Jena

statt, und werden die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung hiezu wiederholt ergebenst eingeladen.

Abgesehen von der Discussion der Keltenfrage, auf welche schon das der letzten Nummer beigelegte Programm hinweist, wird die Methode der Schädelmessung und die für die Archäologie brennende Frage, ob die Theorie der drei bekannten Culturperioden, Stein-, Bronze- und Eisenalter, noch ferner zu Recht bestehen solle, eingehender Prüfung unterzogen werden.

Das königlich sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat beschlossen, die in einer erneuten Eingabe beantragten statistischen Erhebungen in Betreff der Farbe der Augen, der Haare und der Haut im Monat Juli dieses Jahres vornehmen zu lassen. Damit wird eine der Hauptlücken in dieser Statistik, wie wir freudig constatiren, in kurzer Zeit ausgefüllt sein. Noch fehlen aber drei nicht unwesentliche Gebiete, nämlich das Herzogthum Anhalt-Dessau, die Stadt Hamburg und ihr Gebiet, und endlich das Grossherzogthum Oldenburg. Mögen die Freunde anthropologischer Forschung in jenen Staaten für die Ausführung dieser letzten Arbeit wirken!

Neuwahlen des Vorstandes einzelner Zweigvereine für das Jahr 1876.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Vorsitzender: Hr. Bastian,
Stellvertreter: Hr. Virchow und Hr. Alex. Braun,
Schriftführer: Hr. Hartmann,
Stellvertreter: Hr. M. Kuhn und Hr. Voss,
Schatzmeister: Hr. G. Henkel.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Vorsitzender: Hr. Zittel,
Stellvertreter: „ Kollmann,
I. Schriftführer „ Joh. Ranke,
II. „ „ Ratzel,
Kassier: „ Weismann.

Verzeichniss
der Sammlungen von anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Gegenständen.

Hr. Dr. Voss hat sich der Mühe unterzogen, sämmtliche in Deutschland existirende Sammlungen, sowohl die öffentlichen als die privaten, zu verzeichnen, so dass Jedermann die genaue Adresse und die Art der Sammlung aus dieser Liste ersehen kann, wenn es sich ihm um Lokalforschungen irgend welcher Art handelt.

Dieses Verzeichniss ist bekanntlich als Manuscript gedruckt an alle Mitglieder, Vorstände und Besitzer von Sammlungen des In- und Auslandes geschickt worden mit der Bitte um Vervollständigung. Noch viele Nachrichten stehen aus und die einge-

laufenen sind zum grossen Theil unvollständig. Wir ersuchen dringend im Interesse der Sache um Beschleunigung der Mittheilungen und um nachträgliche Beantwortung der seiner Zeit gestellten Fragen (Seite 2 des Verzeichnisses).

Unsere heidnischen Alterthümer.

Die literarische Behandlung unserer heidnischen Alterthümer ist in mehrfacher Beziehung so bezeichnend für die Stellung, welche wir gegenüber unsern Nachbarn, namentlich im skandinavischen Norden, eingenommen haben, dass es sich wohl der Mühe lohnt, darauf einmal den weiteren Leserkreis in Kürze hinzuweisen. In den Fachzeitschriften ist dies freilich schon wiederholt geschehen, indessen, obwohl sich für unsere vaterländischen Alterthümer in den letzteren Zeiten das allgemeinere Interesse sehr wesentlich gesteigert hat, scheint es doch noch nicht gelungen zu sein, die Aufmerksamkeit auf die Sache in so nachdrücklicher Weise hinzulenken, als diese es in ihrer nationalen Bedeutung verdient.

Ludwig Lindenschmit, der hochverdiente Director des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz, der an der Spitze der deutschen Archäologen zu nennen ist, indem er für die germanischen Alterthümer die richtige Bahn ihrer wissenschaftlichen Behandlung gebrochen hat, hat es sich seit länger als dreissig Jahren in grösseren und kleineren Werken und Aufsätzen angelegen sein lassen, für die historische Wahrheit, die auf diesem Gebiete mehr als auf jedem anderen durch unkritischen Dilettantismus, unbewusste oder selbst tendenziöse Entstellung verdunkelt worden ist, mit seinem reichen Wissen, womit er, wie kein Zweiter in Deutschland, die Sache durchdringt, in bewundernswerther Ausdauer und steter Schlagfertigkeit einzutreten. Kann dieser Mann nun auch sehr bedeutende Erfolge seines Strebens verzeichnen, sind auch schon vor langen Jahren von ihm mit sicherer Klarheit ausgesprochene und bewiesene Thesen jetzt als nicht mehr anzuzweifelnde Grundlagen des Weiterforschens allgemein anerkannt, so lagert in der deutschen Alterthumskunde doch noch immer ein so ansehnlicher Wust von verkehrten Ansichten, dass es noch einer langen Arbeit bedürfen wird, bis auch dieser zum Frommen der wahren Wissenschaft hinweggefegt sein wird. Wie dies zu erreichen ist, welcher Weg überhaupt verfolgt werden muss, welche Irrthümer die Forschung aufzugeben, welche Thatsachen sie zu ihrem Rechte kommen zu lassen hat, das hat Lindenschmit freilich mit guten Gründen vielfach dargethan, aber nur zögernd, wenn auch gezwungen durch die Wucht seiner Beweisführung, folgt die Opposition seiner Führung. In Deutschland freilich ist ihm die Zustimmung im Allgemeinen jetzt gesichert, doch fehlt es auch hier nicht an Widerspruch, Verwirrung und Ungewissheit, und vollends das Ausland, vor Allem der skandinavische Norden, kann und mag sich nicht darin finden, dass die deutsche Alterthumsforschung ihren eigenen Weg zu wandeln gedenkt. Die blinde Nachbetung fremder, scheinbar glänzender Hypothesen hat lange die Herrschaft gehabt, sie hat die naheliegende, ihr wiederholt gebotene Wahrheit lange verschmäht, bis neuerdings endlich die Hohlheit so grell zu Tage getreten ist, dass eine Umkehr von der falschen Bahn jetzt ebenso naturgemäss wie nothwendig geworden ist. Indem hierin unseres Erachtens ein Sieg deutscher Forschung liegt, hat die Sache auch eine nationale Bedeutung, und um dieses hervorzuheben, bringen wir aus der Geschichte der deutschen Alterthumsforschung einige Thatsachen vor, welche diese Auffassung näher begründen werden. Speciell sollen diese Bemerkungen uns hinüberleiten zu einer Besprechung der neuesten Schrift des Hrn. Dr. Chr. Hostmann, welcher damit in entschiedenster Weise den deutschen Standpunkt verfochten hat.

„Die deutsche Alterthumsforschung — Ein Blick auf ihre seitherige Entwickelung“ — betitelt sich ein Aufsatz Lindenschmit's im Archiv für Anthropologie 1866, und: „Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen und der Annahme einer nordischen Bronzecultur“, ist ein anderer im allerneuesten Hefte derselben Zeitschrift, des Organs der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte überschrieben. In diesen recapitulirt der Genannte nochmals der Hauptsache nach die in seinen grossen Werken (Todtenlager bei Selzen, Vaterländische Alterthümer der fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung zu Sigmaringen, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit etc.) niedergelegten Resultate seiner Forschungen, und die unten folgenden wenigen Notizen sind vorzugsweise zum Theil ihnen, zum Theil der unten näher berücksichtigten Schrift Dr. Hostmann's entnommen.

Zunächst ist es ein Irrthum, dass die Studien der Landesalterthümer in Deutschland erst von kurzer Dauer und die Fortschritte derselben als Folge der Anregung und Belehrung nordischer Forscher zu betrachten sein sollen. Diese An-

nahme ist vollkommen unbegründet, da, abgesehen von den verdienstvollen Leistungen holsteinischer Gelehrten, auch in Süddeutschland die Grabhügeluntersuchungen bis auf das Jahr 1690 mit Sicherheit zurückzuführen sind, eine Zeit, bis zu welcher gleichartige Forschungen nur in England hinanfreichen. Nach dem Befreiungskriege von der französischen Fremdherrschaft nahmen besonders die zahlreich entstehenden historischen Vereine sich der Sache an, und es erhob sich die Art und Weise der Untersuchung allmälig zu einer des Gegenstandes und seiner wissenschaftlichen Bedeutung würdigen Sorgfalt. Allerdings ist das gewonnene Material an Alterthümern in einer Menge von Museen und Sammlungen zerstreut, und es ist daher für immer unmöglich geworden, unsere deutschen Alterthümer vorchristlicher Zeit in eine einzige grosse Sammlung zu vereinigen, aber die Forschung hat doch keinen Grund, diesen durch die Gesammtheit unserer nationalen Verhältnisse bedingten Verzicht geradezu als eine Lebensfrage für ihre Erfolge zu betrachten. Einerseits ist bekanntlich der Ersatz eines solchen Centralpunktes für die Uebersicht des vorhandenen Materials in dem römisch-germanischen Museum zu Mainz gefunden, andererseits ist sogar in der Isolirung der einzelnen Landesalterthümer ein höchst bedeutender, bisher nicht gewürdigter Vortheil gewonnen. Wir müssen denselben darin erkennen, dass bei diesen kleineren Sammlungen durch das vollständige Zusammenhalten der einzelnen Grabfunde der eigentlichste Grundgedanke ihrer Anlage weit vollkommener durchgeführt werden konnte, als dies in grösseren Museen irgend möglich erscheint. Wir verdanken diesem Umstande die Erhaltung einer Menge höchst bezeichnender Einzelheiten, deren Zusammenfassung in vielen Fragen die wichtigsten Aufschlüsse bietet, so dass wir in diesen vielen Kreis- und Provinzialmuseen, welche ihres oft kleinen Umfanges wegen vom Auslande mit Geringschätzung betrachtet werden, eine Grundlage für unsere Forschungen besitzen, wie sie kein anderes Land von gleich umfassender wissenschaftlicher Ausgiebigkeit aufweisen kann. Diese Anstalten sind daher sehr in Ehren zu halten und als kostbares Besitzthum für die Wissenschaft sorgsam zu pflegen.

Freilich wurde und wird die Sache von nordischen Gelehrten, Dänen und Schweden, etwas anders angesehen. Denn schon Worsaae, nachdem er 1846 ohne Erfolg von seiner Rundreise nach Deutschland zurückgekehrt war, die den Zweck hatte, „die gesammten Alterthümer Deutschlands in ein allgemeines System zu bringen“, erklärte, dass mit Ausnahme der vortrefflichen Sammlung in Schwerin die anderen Museen „mehr das Aussehen von Polterkammern zur Aufbewahrung von allerlei Curiositäten und Gerümpel“ hätten. Und Hildebrand, der schwedische Archäologe, bemerkt als Resultat seiner neuerdings gemachten Besichtigung der deutschen Sammlungen, er habe mit Ausnahme des vortrefflich verwalteten Schweriner Antiquariums die übrigen Museen mit völlig getäuschter Hoffnung verlassen, da sie statt vollständiger Serien nur einzelne Probeexemplare von den Resten der heidnischen Landescultur“ enthalten hätten. „Ob übrigens diese Unzufriedenheit mit dem Zustande unserer Museen,“ setzt Dr. Hestmann diesen Aeusserungen hinzu, „lediglich dem Mangel an grossen Serien zuzuschreiben ist und nicht etwa auch dem Umstande, dass jene Herren nicht fanden, was sie suchten: eine Bestätigung des nordischen Schematismus, das wollen wir einstweilen auf sich beruhen lassen.“

Zunächst lag für die deutsche Alterthumsforschung die Gefahr weniger in der Zersplitterung des Materials, als in der Uebereilung der Schlussfolgerungen, in dem Mangel an Unbefangenheit bei der wissenschaftlichen Verwerthung unserer Alterthümer. Jede glänzend schillernde Hypothese fand ungeachtet der eindringlichen Warnungen der gewichtigsten Stimmen von jeher eine blindgläubige Gemeinde und die Geschichte der deutschen Alterthumsforschung ist bis jetzt leider auch eine Geschichte von Irrthümern, die beseitigt werden mussten. Es offenbarte sich ferner auch auf diesem Gebiete die Neigung der Deutschen, lieber dem Einflusse des Auslandes nachzugeben, als sich fest auf die eigenen Füsse zu stellen, eher auf fremde Stimmen zu hören, als auf das bescheidene, aber in strenger Geistesarbeit errungene Urtheil der eigenen Landsleute zu achten. Gottlob, auch in dieser Beziehung ist heutzutage Vieles besser geworden.

So konnte es damals geschehen, dass man die Gräber nach deren äusserer Gestalt an verschiedene Nationen, d. h. Kelten und Slaven, vertheilte und nach diesem System den Germanen selbst kaum einen Platz in Deutschland gönnte. Dann sollten die verschiedenen Structuren des inneren Grabes die Spuren eben so vieler verschiedener Völkerstämme oder ganzer Nationen erkennen lassen. Auch unterliess man natürlich nicht, desgleichen das Material der Geräthe zum Kennzeichen für drei Nationen stempeln zu wollen, für die römische,

die keltische und endlich die deutsche, insofern man nicht lieber die slavische bedachte, denn im Osten unseres Vaterlandes hatte man das, was von Westen her den Deutschen übrig gelassen wurde, für die Slaven in Anspruch genommen, so dass also unsere Vorfahren ziemlich enterbt dastanden. Zu allererst nahm man in den Steinwaffen die Geräthe der Urbewohner an, welche man als Kelten bezeichnete, die Bronzewelt galt für römisch und das Eisen wurde den Germanen überlassen, was aber, wie erwähnt, auch die Slaven in Beschlag zu nehmen beliebten. Als man, aus gewichtigen Gründen, die Vertheilung umwechselte und den Germanen die Steinwaffe zugestand, erhielten die Kelten die Bronze und die Römer wurden mit dem Eisen entschädigt. Um den Kelten, es koste was es wolle, das Recht der Urbevölkerung zu wahren, verkündete man der staunenden Welt, das Erz sei älter als der Stein!

Das berühmte Todtenfeld bei Nordendorf, in der Gegend von Augsburg, veranlasste die eifrigsten, mit Heftigkeit geführten Verhandlungen über die Nationalität der Bestatteten, und um alle Widersprüche zu versöhnen, alle Parteien zu befriedigen, entschied sich schliesslich der historische Verein von Schwaben und Neuburg dahin, dass wegen der gefundenen römischen Münzen und Gefässe ein Theil der Todten als Römer, ein anderer Theil in Bezug auf die Bronzegeräthe als keltische Ureinwohner und ein dritter Theil mit Rücksicht auf die Zeitepoche als alemannische Sieger möchten betrachtet werden können. Suum cuique! Es scheint, hätte ein slavischer Gelehrter an der Discussion sich betheiligt, es wäre auch noch für slavische Gäste Raum unter den geduldigen Todten gefunden!

Die Eintheilung der heidnischen Alterthümer nach ihrem Material in die bekannten drei Culturperioden des Stein-, Bronze- und Eisenalters entdeckten die Dänen in den dreissiger Jahren beim Aufstellen und Ordnen ihres grossen Museums „ganz zufällig," und diese wichtige Entdeckung, der Schlüssel zu allen Räthseln der Vorzeit, wurde von ihnen jetzt mit imponirender Sicherheit zum Fundamentalsatz ihrer archäologischen Wissenschaft erhoben. Errare humanum — gewiss! Es hat Niemand das Recht, aus einem blossen Irrthum einem Andern einen Vorwurf zu machen: aber wenn dieser Andere, für alle Gegengründe unzugänglich, sich und noch einige viele Andere nicht ohne Ueberhebung gradezu verblendet, dann wird der frühere blosse Irrthum zum Vergehen an der Wissenschaft, und dann wird es eine Pflicht der übrigen Forscher, im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit ein solches Gebahren schonungslos zu bekämpfen. Obgleich in Deutschland mehrfach Protest gegen das Dreitheilungs-System, des Stein-, Bronze- und Eisenalters erhoben wurde, durch Gelehrte wie Giesebrecht, Klemm, Kemble, v. Estorff, Kirchner, Preusker, Maurer, Hassler, v. Cohausen und Andere, vor Allen durch Ludwig Lindenschmit, und obwohl von ihnen namentlich betont wurde, dass das System mit den Thatsachen im offenbaren Widerspruch stehe, so haben die nordischen Archäologen doch niemals versucht, die meist rein sachlich gehaltenen Aufstellungen jener Gelehrten zu widerlegen. Mit ausweichenden und allgemeinen Redensarten suchte man jeder wissenschaftlichen Erörterung aus dem Wege zu gehen. Worsaae machte den Deutschen sogar zum Vorwurfe, durch ihre „theils aus Unkenntniss, theils aus politischem Unwillen" gegen das vom dänischen Staatsrath Thomsen entdeckte System der Culturperioden gerichteten Angriffe dessen letzte Lebenstage verbittert zu haben, und der Schwede Hildebrand trägt kein Bedenken, die von einem durch Umfang und Tiefe des Wissens gleich ausgezeichneten Archäologen wie Lindenschmit gegen das Dreitheilungs-System erhobenen Einwürfe mit der einfachen Bemerkung abzuweisen: er bekunde damit nur, dass er sich mit diesem System weder in dessen engerer noch weiterer Form hinlänglich bekannt gemacht habe! Auch einem anderen ungelehrigen Scholaren ertheilte derselbe eine sehr schlechte Note: dem Franzosen Bertrand, dem Director des Museums zu St. Germain, der unter den französischen Gelehrten eine hervorragende Stellung einnimmt. Bertrand kann Gallien keine reine Bronzezeit, keine eigene Bronzeindustrie zuerkennen, er äussert sich zudem abfällig über die Zweitheilung der Bronzeperiode durch die nordischen Forscher — aber Hr. Hildebrand spricht Hrn. Bertrand auf dem Stockholmer Congress 1874 das Recht ab, über die archäologischen Verhältnisse im Norden zu urtheilen und Hr. Worsaae weiss diess Verdict noch gebührend zu verschärfen. Hildebrand geht noch weiter und zeiht unsere deutschen Gelehrten unverblümt genug der Ignoranz in ihren eigenen Alterthümern. Deutschland hat ja nur „wenige Probeexemplare" seiner Alterthümer, aus denen es Schlüsse auf Cultur und Völker zu ziehen sich nicht veranlasst sehen darf, aber er selbst hält sich für berufen, sich dieser wenigen Probeexemplare zu bemächtigen, und daraus, ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse und historische

Thatsachen, die weitgreifendsten Folgerungen für die germanische Vorzeit zu ziehen.

(Schluss folgt.)

Mensch oder Biber?

Im Archiv für Anthropologie (Bd. VIII, S. 133) hat Hr. Prof. Rütimeyer in Basel einen Fund, den man daselbst im Anfang des vorigen Jahres gemacht hatte, beschrieben und einen Abdruck seiner Mittheilung in den Verhandlungen der naturf. Gesellschaft in Basel Theil VI S. 333 1875 veröffentlicht. In einem Stücke der sogen. Schieferkohle aus Wetzikon nämlich, welche man als Brennmaterial nach Basel zu bringen pflegt, wurden vier Stäbe gefunden, welche in der Kohle eingebettet, gewissermaassen mit ihr verschmolzen waren und künstlich zugeschnittene Spitzen zeigten. Bei genauerer Untersuchung dieser Stäbe fand Prof. Rütimeyer, dass dieselben auch mit schmalen Streifen einer Rinde umwickelt waren, wovon sich an einzelnen Stellen noch die ringförmigen Einschnürungen im Holze zeigten. Sowohl die Zuspitzung der Stäbe, schliesst er, als auch die Umwickelung derselben mit Rinde kann nur durch Menschenhand ausgeführt worden sein; und da sich die Stäbe in der Schieferkohle befanden, welche Escher von der Linth als eine interglaciäre Bildung erkannt hat, so sei die Anwesenheit des Menschen in der Gegend von Wetzikon während der interglaciären Zeit nicht zu bezweifeln.

So einfach und sicher dieser Nachweis erscheint, so fehlt es dennoch nicht an Zweifeln, von denen der wichtigste von Prof. Rütimeyer wohl hätte erwähnt werden können, wenn auch für ihn die interglaciäre Zeit zweifellos existirte, obgleich dieselbe von Vielen geleugnet wird.

Da auch ich mich der Ansicht derjenigen Geologen anschliesse, welche keine interglaciäre Zeit annehmen und welche die in der Schweiz beobachteten Erscheinungen ohne eine zweite Eiszeit erklären zu können glauben, so hatte der von Prof. Rütimeyer beschriebene Fund für mich natürlich von vorne herein seinen Hauptwerth verloren, denn gerade für den Beweis des höheren Alters als desjenigen der übrigen quaternären Funde fehlte die Hauptstütze und jener Fund trat meiner Ansicht nach daher einfach in die Reihe der übrigen bisher gemachten quaternären Funde.

Da sich mir zufällig die günstige Gelegenheit dargeboten hatte, die Originale der beschriebenen und abgebildeten Stäbe in Augenschein nehmen zu können, so glaube ich noch hinzufügen zu müssen, dass ich für die Zuspitzung derselben damals ebenfalls keine andere Erklärung wusste, als die durch Menschenhand, indessen erschienen mir die Rindenstreifen, mit denen die Stäbe umwickelt sein sollten, sehr fraglicher Natur.

Ich hatte erwartet, dass nach Veröffentlichung der Abhandlung des Prof. Rütimeyer sich mehr berufene Stimmen, namentlich aus der Reihe der Geologen, vernehmen lassen würden, um das Unhaltbare der Schlussfolgerung über das Alter der Stäbe nach dem vermeintlichen der Schieferkohle zu beleuchten; das ist jedoch nicht geschehen; ja man hat dem Funde überhaupt eine auffallend geringe Beachtung zu Theil werden lassen. Ich hatte mir daher vorbehalten, meine abweichende Ansicht im nächsten Literaturberichte des Archivs für Anthropologie auszusprechen. Dieser Mühe bin ich indessen überhoben worden, da unerwartet von einer ganz anderen Seite her auch über die Zuspitzung der Stäbe als ein Werk von Menschenhand Zweifel, und zwar sehr begründete, erhoben worden sind. Der durch seine urgeschichtlichen Forschungen bekannte Professor Steenstrup in Copenhagen hat in einer im ersten Hefte des Archivs für Anthropologie S. 77 soeben erschienenen Abhandlung darauf hingewiesen, dass die von den Bibern abgebissenen und abgenagten Aeste ebenso zugespitzt erscheinen wie die in der Schieferkohle von Wetzikon gefundenen Stäbe, ausserdem sieht man an den von den Bibern durch Abnagen entrindeten Stellen auch paarig nebeneinanderliegende ringförmige Querfurchen und wo die meisselförmigen Schneidezähne tiefer eingedrungen sind, die Spuren des Bisses als unterbrochene Längsfurche; ferner macht Prof. Steenstrup darauf aufmerksam, dass im Torf gefundene Gegenstände meistens von einer schwarzen Kruste bedeckt sind, die aus dem im frischen Zustande im Torfmoor vorhandenen breiartigen Pflanzenmoder entstand. Auch Prof. O. Heer in Zürich macht in seinem vortrefflichen Werke „die Urwelt der Schweiz“ auf diese rindenartige Kruste, welche die in der Schieferkohle zu Wetzikon und Dürnten befindlichen Aeste und Stämme bedeckt, aufmerksam; er sagt S. 29: „Diese (plattgedrückten) Stämme sind wie im Torf von einer schwarzbraunen Masse umgeben, welche ohne Zweifel aus den verwesten krautartigen Pflanzenorganen entstanden ist und im frischen Zustande wahrscheinlich eine breiartige Substanz gebildet hat.“

Nach allen diesen Nachweisen sind für die an den Wetzikonstäben beobachteten Erscheinungen,

für deren Entstehung anfangs die Hand des Menschen die einzig mögliche Erklärung zu geben schien, auch andere und zwar nahe liegende Ursachen gefunden, bei denen der Mensch keinen Antheil hat. Als Beweis für die Anwesenheit des Menschen zur Zeit der Bildung der Schieferkohle in Wetzikon können die gefundenen Stäbe daher wohl nicht mehr gelten.

Freiburg i B.

Dr. A. v. Frantzius.

Ueber einige Merkmale niederer Menschenracen am Schädel von R. Virchow.*)

Nur eine sorgfältige statistische Methode kann in der Craniologie Resultate liefern, welche denselben Anspruch auf Exactheit wie die Ergebnisse der übrigen Naturwissenschaften erheben können. So oft diese Wahrheit schon ausgesprochen wurde, so nöthig erscheint es, immer wieder an dieselbe zu erinnern, da gerade für die wichtigen und entscheidenden Fragen das Material noch spärlich vorliegt und dadurch, namentlich wo es sich um die prähistorischen Urvölker und weit entlegene Stämme handelt, nur zu leicht die Versuchung entsteht, auf einzelne Beobachtungsobjecte hin schon weittragende Schlüsse zu bauen. Derartige voreilige Schlüsse können zwar den Kenner von Fach nicht irre leiten, aber um so leichter die zahlreichen anatomisch wenig oder nicht gebildeten Mitarbeiter auf dem Gebiete unserer so rasch aufgeblühten Wissenschaft. Es gilt, sich vollkommen auch von jedem Schein des Dilletantismus frei zu halten, um der Anthropologie ihre berechtigte Stellung unter den exacten Disciplinen zu wahren.

Wir haben über eine in jeder Richtung mustergiltige craniologische Untersuchung zu referiren. Hr. Prof. R. Virchow hat in gewohnter geistvoller Weise einige besonders wichtige craniologische Merkmale bei höheren und niederen Racen der genauesten Beobachtung unterzogen und die Resultate auf Grund einer reichen Statistik vergleichend zusammengestellt.

Jene craniologischen Merkmale beanspruchen das grösste anthropologische Interesse, welche uns einen Aufschluss ertheilen über bestimmte Baueigenthümlichkeiten des von dem betreffenden Schädel eingeschlossenen Gehirnes; der Gehirnschädel interessirt uns vorzüglich als Hülle des psychischen Centralorgans. Virchow behandelt drei Reihen von Merkmalen am Schädel, von denen er nachweist, dass zwei auf eine partielle Mikrocephalie, eine auf eine partielle Makrocephalie hinweist. Die beiden ersteren Gruppen von Merkmalen charakterisiren sich also als Merkmale einer niederen Gehirnentwicklung, der letzteren scheint die gegentheilige Bedeutung zuzukommen.

1) Stenocrotaphie und der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe. Durch ein anormales namentlich in der fötalen Entwicklung begründetes Schmalbleiben des grossen Keilbeinflügels oder durch eine stärkere rinnenartige von dem vorderen Winkel des Scheitelbeins her über den grossen Keilbeinflügel herablaufende Eintiefung erfolgt eine Annäherung der Schläfenschuppe an das Stirnbein. Virchow bezeichnet diesen Zustand der Schläfenenge, welche häufig mit grösseren oder kleineren temporalen Schaltknochen verbunden auftritt, als Stenocrotaphie. Dieselbe kann nicht ohne Einfluss auf die Ausbildung der von dieser Verengerung des Schädels betroffenen Gehirnpartien bleiben. Virchow begründet die Ansicht, dass in Fällen ausgemachter Stenocrotaphie eine partielle temporale Mikrocephalie vorhanden sein müsse. Als die extremsten Fälle der Stenocrotaphie treten diejenigen auf, bei welchen der grosse Keilbeinflügel so verschmälert ist, dass die Schläfenschuppe, ohne ihre normale Gestalt zu verändern, direct das Stirnbein berührt. In anderen Fällen verbindet sich die Schläfenschuppe durch einen schmäleren oder breiteren Knochenfortsatz: Processus frontalis, Stirnfortsatz der Schläfenschuppe mit dem Stirnbein. Dadurch wird das obere Ende des grossen Keilbeinflügels, welcher sich an das Seitenwandbein normal (wenn keine trennenden temporalen Schaltknochen vorhanden sind) in ziemlich bedeutender Breite anlegt, vollkommen von diesem abgeschnitten. Bei einigen Thieren, namentlich bei Affen, z. B. dem Gorilla, findet sich der Stirnfortsatz constant, während er bei dem Menschen der geläufigen Erfahrung nach nur äusserst selten beobachtet wird. Nach Calori kommt er bei italienischen Schädeln etwa zu 8 pro mille vor, nach W. Gruber, welcher über ein viermal reicheres statistisches Material verfügte, bei russischen Schädeln zu 15 pro mille.

Virchow findet nun die fragliche pithekoide Bildung, den Stirnfortsatz und hohe Grade der Stenocrotaphie bei gewissen Stämmen ungleich häufiger als bei anderen. Keiner dieser Stämme scheint der arischen Race anzugehören. Die typische Schädelform hat keinen Einfluss auf die Häufigkeit der Störung. Virchow erblickt in dem Stirnfortsatz und in der Stenocrotaphie überhaupt ein Merkmal niederer jedoch keineswegs niederster Race. Von deutschen Schädeln kennt Virchow das Vorkommen des Stirnfortsatzes nur an einem modernen und einem prähistorischen Schädel. Es geht daraus hervor, dass man bisher auf dieses Verhältniss nicht geachtet hat. Die Münchener anatomische Sammlung besitzt ausgezeichnete Fälle von completem Stirnfortsatz an 5 modernen deutschen Schädeln, welche aus der altbayerischen, mit slavischen Elementen nicht gemischten Bevölkerung aus der Umgebung Münchens stammen. Der Referent

*) Aus den Verhandlungen der Berliner Akademie 1875 mit 7 Tafeln, 4°.

wird an einem anderen Ort darüber näher berichten.*)

2) Das Os Incae s. epactale. In diesem Abschnitte der Untersuchung rehabilitirt Virchow nach einer genauen Feststellung des Begriffes des Inka-Knochens, welcher durch Offenbleiben der frühfötalen sutura transversa occipitis entsteht, die bekannten vielbestrittenen Angaben Tschudi's. Wir dürfen nach dem vorliegenden Material wirklich die Persistenz der fötalen Quernath, sei es die dauernde, sei es die zeitweilige als Eigenthümlichkeit der alten Culturrace der Peruaner oder gewisser alt-peruanischer Stämme betrachten. Ihnen zunächst stehen die Malaien. Virchow erkennt einen gewissen ethnologischen Gegensatz zwischen dem Offenbleiben der beiden grösseren fötalen Schädelnäthe, der Stirnnath und der queren Hinterhauptsnath. Während nach Welcker die Stirnnath bei Kaukasiern in einem Verhältniss wie 1 : 9, bei den Malaien von 1 : 17 vorkommt, wird dieses Verhältniss bei amerikanischen Schädeln, welche das Offenbleiben der Hinterhauptsquernath häufiger zeigen, 1 : 53. Virchow erinnert daran, dass die Schädel mit Os Incae oder mit theilweise offener Sutura transversa occipitis eine laterale Zunahme der Hinterhauptsschuppe auf Kosten der Parietalia erkennen lassen und schliesst aus der Persistenz der Quernath, abgesehen von ihrer compensatorischen Bedeutung, auf eine relativ gesteigerte occipitale Entwickelung des Grosshirns, während die Persistenz der Stirnnath für eine relativ gesteigerte frontale Entwickelung desselben sprechen mag.

3) Katarrhine Beschaffenheit der Nasenbeine. — Während die Nasenbeine des Menschenschädels sich mit einer mehr oder weniger breiten Quernath an das Stirnbein anzusetzen pflegen, gehen bei dem Orang-Utang und Gorilla die Nasenbeine nach oben spitzig zu, sind überhaupt schmal, klein, flach und meist mit einander verwachsen. Daher betheiligen sich die Nasenfortsätze der Oberkiefer viel mehr an der Bildung der knöchernen Affennase als die Nasenbeine, der Nasenrücken wird verschmälert, die Augenhöhlen rücken näher zusammen. Virchow hat ein analoges Verhalten der Nasenbeine und des ganzen knöchernen Nasenrückens, namentlich häufig bei Malaienschädeln, gefunden, wodurch diese eine auffallende Aehnlichkeit mit Orang- oder Gorilla-Schädeln erhalten. Virchow bezeichnet diese Nasenbildung als katarrhine Beschaffenheit der Nasenbeine. Bei andern Völkern scheint eine ähnliche Verkümmerung der Nasenbeine nur äusserst selten vorzukommen, eine ausreichende Statistik fehlt noch. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die durch den relativen Mangel der Nasenbeine veranlasste Verengerung der um das Siebbein gelegenen Schädelpartien auch auf die Bildung des Gehirns an den direct getroffenen Abschnitten desselben nicht ohne Einfluss bleiben wird.

München, den 31. Mai 1876.

J. Ranke.

*) Ueber die Beziehung der temporalen Schaltknochen zu dem Stirnfortsatz ist das Original nachzusehen.

Kleinere Mittheilungen.

Alte Eisenschmelzen bei Essing im Altmühlthale.

Bei einem Besuche des Schulerloches bei Altessing im Altmühlthale wurde ich auf das Vorkommen von Eisenschlacken in der Nähe desselben aufmerksam gemacht. Der Bewohner des über den Eingang der Höhle erbauten Pavillons hatte nämlich bei Rodung einer Waldparcelle eine Stelle entdeckt, wo sich sehr mangelhaft ausgebrannte Eisenschlacken in so grosser Menge vorfanden, dass er nicht im Stande war, dieselben aus dem von ihm neu angelegten Hopfengarten zu beseitigen. Bei Untersuchung des Schlackenhaufens bezüglich seiner Tiefe wurde eine sehr gut erhaltene eiserne Axt von eigenthümlicher Form und ein kleines Hufeisen gefunden, das für eine kleinere Pferderace gehört hatte, wie sie etwa zur Römerzeit vorhanden war. Ich habe beide Gegenstände erworben und dem historischen Vereine zu Regensburg zur Aufnahme in seine Sammlungen gegeben. Ohne Zweifel bezeichnet die Stelle eine sehr alte Eisenschmelze, mit der jedenfalls der Ort Altessing, der im Thale am Fusse der Höhe liegt, in Verbindung stand. Erhöhtes Interesse gewinnt die Stelle noch dadurch, dass selbe schon in einem im Jahre 1792 in München bei Jos. Lentner erschienenen Werke erwähnt wird. Math. Flurl sagt in seiner Beschreibung der Gebirge in Bayern und der oberen Pfalz über dieselbe (p. 565): „In den Flötzen um Kelheim kommt auch der Raseneisenstein und zwar gewöhnlich als Wiesenerz vor. Die Alten mussten von diesem Erzs vieles gewonnen und gleich am Tage durch das so betitelte Bauernschmelzen (Luppenfeuer)*) zu Gute gemacht haben, denn in dem kelheimischen Kastenamtsgehölse, in dem Gemeinwalde, und zum Theil auch in dem pfalzneuburgischen Pointnerforste trifft man heut zu Tage noch verschiedene grosse und kleine Gruben oder Bingen an, in deren Nähe sich noch ganze Haufen von Eisenschlacken finden lassen. Sie mussten nämlich unweit des Ortes, wo sie diesen Eisenstein zu Tage brachten, an einem dazu bequemen Platze, dergleichen das Gehänge eines Berges oder Hügels ist, runde kegelförmige Vertiefungen ausgearbeitet, und sie mit angezündeten Kohlen und Eisensteinen dergestalt angefüllt haben, dass das Eisen in der Vertiefung niederschmelzen und nur durch eine zur Seite angebrachte Oeffnung abgestochen werden konnte. Der Hammermeister zu Essing sucht daher diese Schlacken von Zeit

*) Siehe Rinmann's Geschichte des Eisens. Bd. 1 p. 817.

zu Zeit auf, setzt selbe dem ambergischen Eisenerze bei und findet, weil sie noch ziemlich eisenhaltig sind, sich für seine Mühe reichlich belohnt. Dass aber die in dieser Gegend vorhanden gewesenen Eisenschmelzen dieser Art schon uralt sein müssen, lässt sich daraus abnehmen, weil die Schlacken selbst schon sehr verwittert sind, und zuweilen eine Art von einer neu angefangenen Krystallisation weisen."

Die Schlacken wurden in derselben Weise noch in diesem Jahrhundert ausgebeutet; der noch vorhandene Rest wird zur Zeit zur Beschotterung der umliegenden Feldwege verwendet.

Regensburg, im April 1876.

S. Clessin.

Inhalt des ersten Heftes der Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte IX. Jahrgang 1876.

Schädel aus dem nordholländischen Westfriesland. Von Dr. A. Sasse in Zaandam (Holland). Hierzu Tafel I und II. — Die Horizontalebene des menschlichen Schädels. Von Dr. Schmidt in Essen a. d. Ruhr. — Zur Kenntniss der Wirkung der Skoliopaedie des Schädels auf Volumen, Gestalt und Lage des Grosshirns und seiner einzelnen Theile. Von A. Ecker. Hierzu Tafel III. — Hat man in den interglaciären Ablagerungen in der Schweiz wirkliche Spuren von Menschen gefunden oder nur Spuren von Bibern? Von Japetus Steenstrup. Briefliche Mittheilung an A. Ecker. — Zur Kenntniss der quaternären Fauna des Donauthales Von Dr. Rohmann und A. Ecker. — Kleinere Mittheilungen. — Referate.

Lötzen.*) Im Gablicker See ist der Wasserstand erniedrigt und dadurch der mit ihm zusammenhängende Czarnesee (schwarze See) fast trocken geworden. In diesem letzteren hebt sich der Grund in der Mitte und zeigt sich nun als kleine Insel. Man hat bemerkt, dass vom alten Ufer her nach dieser zur Insel gewordenen Stelle eine doppelte Pfahlreihe noch vollständig erhalten hinführt, die an manchen Stellen mit Querbalken wie eine Brücke bedeckt ist. Das Ganze liegt nur noch wenige Fuss unter Wasser. Man will in den Ueberresten einen alten Pfahlbau erkennen.**) (Danz. Ztg.)

Die im Juni d. J. fortgesetzten Ausgrabungen eines „Hünengrabes" an der Louisa (von Bethmann'sches Hofgut am Rande des Frankfurter Stadtwaldes, links südl. vom Main, 2—3 Minuten vom Ufer) hatten den schönsten Erfolg. Unter einer ansehnlichen Steinlage etwa 3—4 Fuss tief, nahe dem Centrum des Hügels fanden sich die Reste eines Skeletes in sehr vermodertem Zustande, (Schädelknochen, Zähne, Armröhre etc.), daneben zwei wohlerhaltene Armringe, prachtvolle Halsringe, eine zierliche schwarze Schale neben der linken Schulter und kleine Eisenreste. Der Hügel, welcher bereits im vergangenen Jahr eine höchst seltene Bronce geliefert hat, wird in nächster Woche vollends abgegraben werden. (Frankf. Ztg.)

*) Kleine Festung in Ostpreussen.

**) Die Redaction wäre für weitere Nachrichten sehr dankbar.

Die Redaction ist um Aufnahme folgender Zeilen ersucht worden:

Thatsächliche Berichtigung zur Abwehr.

In einem längeren, mit „Dr. Wilh. Schmidt" unterzeichneten Aufsatze in No. 5. des Correspbl. kommt folgender Satz vor: „namentlich ist vor den Bestrebungen der Keltomanen, wie Mone, Obermüller, Riecke zu warnen, welche ohne jede linguistische Vorbildung blos Lexika neuerer keltischer Sprachen hernehmen und dann lächerlicher Weise nach ähnlich klingenden Wörtern herumsuchen." — Was mich betrifft, so habe ich, gestützt auf die Nachrichten der alten griechischen und römischen Schriftsteller, welche die alten „Germanen" Kelten nannten, durch Autopsie nachgewiesen, dass die älteren Ortsnamen in Deutschland eine Bezeichnung der Sache in keltischen Sprachen enthalten, wie das ganz natürlich ist und nicht anders sein konnte. Ich habe also bestätigt, dass die Germanen jener Zeit keltisch gesprochen, wie Griechen und Römer berichtet haben. Die Schmidt'sche Invective gegen mich enthält also erstens: eine Anmassung in dem Urtheil über meine linguistische Vorbildung; zweitens: eine Unwahrheit, wenn er sagt, dass ich nach ähnlich klingenden Wörtern herumgesucht; ich habe die keltische Bezeichnung der Sache gesucht und gefunden, davon kann sich jeder vernünftige und wahrheitsliebende Leser meiner Schriften überzeugen. Da der verstorbene Mone sich nicht mehr vertheidigen kann, so nehme ich hier Veranlassung, demselben meinen Dank auszusprechen; er hat mich von der Zopfwickelei befreit; desshalb empfehle ich auch dessen Schriften allen, denen es um Erkenntniss der Wahrheit zu thun ist. Im 3. zwanglosen Hefte meiner „Beiträge" gedenke ich die böswilligen Schmäher meiner Schriften in „Berlina" zu stellen.

Weimar, den 7. Juni 1876.

Dr. med. C. F. Riecke,
Mitglied der deutschen anthropolog. Gesellschaft.

Schluss der Redaction am 23. Juni.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 8. München, Druck von R. Oldenbourg. **August 1876.**

Gesellschaftsnachrichten.

Die VII. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft findet am **9., 10. und 11. August** ds. Js. in

Jena

statt, und werden die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung hiezu auf das Wärmste eingeladen.

Die Besprechung anthropologischer Tagesfragen, auf welche das Correspondenzblatt in den jüngsten Nummern hingewiesen, und die Uebersicht der Landesalterthümer, welche durch Aufstellung der wichtigsten thüringischen Funde besonders lehrreich sein wird, lassen wohl eine grössere Theilnahme erwarten. Sie ist schon um desswillen wünschenswerth, damit der Verkehr der verschiedenen Zweig-Gesellschaften unter einander etwas reger werde.

Die Anregung durch das lebendige Wort und durch den persönlichen Verkehr wirken ungemein fördernd auf einem Gebiet, dass so vielseitige Berührungspunkte selbst zwischen scheinbar fernliegenden Wissenschaften bietet.

Der Besuch der Münchener Generalversammlung war nicht so zahlreich, als man nach dem steigenden Interesse, das die Anthropologie und Urgeschichte für sich beansprucht, erwarten konnte.

Hoffen wir, dass sich in den ersten Tagen des Augustes in der alten Universitätsstadt, im Herzen Deutschlands, in dem wegen seiner Schönheit hochberühmten Flussgebiet der Saale sich viele Mitglieder unserer Gesellschaft zusammenfinden.

Die Ofnet bei Utzmemmingen im Ries.

Ofnet, Ofen, Backofen sind in der süddeutschen Gebirgssprache Namen für zerklüftete Felsen. Insbesondere trägt diesen Namen eine Felsenhöhle auf der jurassischen Höhe die sich zwischen Golheim und Utzmemmingen am Rand des fruchtbaren Rieses hinzieht. „Himmelreich“ heisst diese Höhe, die schon Allerlei gesehen hat von menschlichem Treiben. Leztmals stand hier am 15. August 1634 die kaiserlich-österreichische Armee in Schlachtordnung, um den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar zu empfangen, der bei Utzmemmingen den Egerübergang zu forciren schien. Auf dem Himmelreich stunden die kaiserlichen Geschütze, die schwedischen auf dem Reisberg, wobei das Dorf Utzmemmingen in Flammen aufging. 1280 heisst Utzmemmingen die „alte Stadt“ und soll früher auf der Höhe gestanden haben. Jedenfalls trifft man auf den Feldern bei der Ofnet noch Grundmauern und liegen Scherben aus Siegelerde und andere Spuren römischer Niederlassung daselbst. Aber wie in der Historie, so auch in der Prähistorie hat die Ofnet eine Rolle gespielt, war sie doch der Schauplatz eines reichen Urlebens, dessen Spuren durchaus intact im fetten gelben Lehm der 12 M. tiefen und ebenso breiten Höhle eingebettet lagen, als sie im Laufe des Spätherbstes 1875 und des darauffolgenden Frühjahres unter meinen Augen ausgegraben wurde. In den obersten 80 Ctm. schwarzer Gartenerde lag modernes Wesen, eiserne Klingen, Metallknöpfe, Schafknochen und ein St. Galler Batzen; mit 1 M. Tiefe aber ward die prähistorische Schichte erreicht, die je nach der Unebenheit des die Höhlensohle

bildenden Delomits 1—1,5 M. Mächtigkeit hetrug. Kobleumulm und Asche, Fenersteinspitzen und Knochen und Zähne in Menge verhiessen reiche Bente und bohes Interesse. Sergfältigst wurde der ganze Inhalt bis zum Delomitgruud ausgehoben, auf Schiebkarreu vor das Locb berausgeführt und am Licht des Tages durchsucbt, so dass der Inhalt durchans vellständig vorliegt nnd die folgenden Zahlen eineu statistischen Werth hahen dürfteu. Die Höhle war ein sog. „Hyänenherst," wie sich Dawkins ansdrückt, ab und zu von Meuschen hewehnt, nnd enthielt Reste von uachstehenden Geschöpfen:

1) Der Mensch. Ausser in alter Zeit zerschmetterteu Schädeln von 3 Individueu war von Skeletresten keine Spur zu findea. Wohl erhalten ist ein os froutale an der Naht gebrocben von 8 Mm. Wandstärke, dasselbe lässt einen Dolichocephalen kleinster Race vermuthen. Der „Feuersteinmesser" sind es 270, darunter 150 sehr wehl erhaltene ahgespaltene Stücke von his zu 12 Ctm. Länge. Es ist die hekannte Form, welche Dupont den Typns der Madelaine neunt. Einige sind sorgfältig 3kantig von Bajouettform, wie ieh ähnliche anf dem Felde vou Spiennes anfgelesen habe. Das Fenersteinmaterial entstammt der Nähe d. h. dem Umkreis von einigeu Stunden Entfernnug. Ursprünglich jurassisches Gebilde liegt der Feuerstein auf secundärer Lagerstätte mit Vorliebe in den Bohnerzthonen, welche sie färheu. Vou sonst eingeschleppten Steinen ist ein fanstgrosses Geschiebe aus dem weissen Jnra zu erwähnen, wie sie anch im Hehlefels lagen. In eine Hant eingenäht sind es vortreffliche Tedtschläger. Ein grosses Stück Quarzitsandstein hat als Mühlstein oder Schleifstein gedient. Besonders fielen 2 Stücke Belemniten auf, der eine aus dem hraunen, der andere ans dem weissen Jura. Angerieben und ahgestumpft wie sie sind, gaben sie wohl wie nocb in nenester Zeit da und dort elu Arzneipulver ab. Direkte Erzeugnisse der menschlicbeu Hand sind 2 Beinuadeln, die eiue ans dem Geweih die andere aus der ulna eines Reuthieres geschuitzt und ein znm Zweck des Anhäugens dnrchhohrter Scbneidezahn des Bären. Eine grosse Menge Scberben, ihrer Grösse und Wanddicke nach zu nrtheilen, von weithauchigen Gefässen oder Schüssein stammend sind aus Thon mit gröberem uud feinerem Sand geformt, schwarz uud uur von aussen roth gebrannt. Ein einziges Stück zeigt rohe Skulptur d. h. Punkte und Striche. Au den Gefässen waren Henkel aufgeklebt, die Oeffnung der Henkel ist ganz klein, als ob sie mit einem Gänsekiel gemacht wäre. Endlich ist auch eines Stückes Röthel zu gedeuken, wie er sich in der Nähe der Bohnerzgruheu der Alh findet. Es ist genau dieselhe Farhe, die wir ans dem Meer von Schussenried und aus dem Hehlefels kennen und die aucb in allen Tschndengrähern Russlands gefnnden wurde.

2) Der Elephant. Das zahlreiche Vorkommen der Dickbänter erregt gerecbtes Stauneu. Der colossalste derselhen, Elephas primigeuins ist allerdings nicht gerade in colossaleu d. h. in alten Exemplaren vertreten, denn nur 3 Zähue weisen anf ausgewachsene Individnen hin. Verberrscbend stiess man anf die Reste junger Thiere, auf 5 Individuen mit 10—12 Ctm. langen Backenzähnen und auf 5 ganz jnnge Thiere mit Zähneu von uur 5 nnd 6 Ctm. Länge. Die Knochen der Mammnthkälher wurden augenscbeinlicb von den Hyänen total aufgefresseu; nnr wenige Knechen erwachsener Thiere sind noch erkennbar z. B. eiu os ilei, os pubis, capnt femoris nnd rundnm angenagte Darmheine. Letztere sehen täuschend Menschenwerken gleich, als oh man Teller mit gekerbtem Rand hätte machen wellen. Die deutlichen Zahnspuren am Rande lasseu aher keinen Zweifel übrig, dass nur die Hyäne au diesen Kuocben gearbeitet hat. Die Epiphysen sämmtlicher Extremitätenknochen sind abgehisseu, selhst die starkeu Hand- nnd Fusswurzelknecben sind zerbisseu und zersplittert. Das vermag einzig nnr die Hyäue zu leisteu. Im Ganzen sind 43 bestimmbare Elephantenreste zu verzeicbnen.

3) Das Nashoru ist zahlreich durcb alte und junge Individuen vertreten. Die Zähne uud Knochen bildeu fast die Hanptmasse wegen der Grösse derselheu. 39 vellständige Oherkieferzähue 40 des Unterkiefers und 30 Bruchstücke. Mit Ausnahme eines einzigeu 2. Praemolars der zu Rhin. Merkii gehört, zählt man uur Rh. tichorhinus, dessen Zähne an dem isolirten Schmelzcylinder der hinter dem äussern Schmelzblech zwischeu beiden Hügeln liegt, so leicht erkaunt werden. Unter gegen 60 grösseren Knocheustücken erwähne ich 3 Stücke os ilei von 3 Individuen, die ganz gleichmässig gestaltet eine Art Beil verstellen. Räthselhafte Stücke, bei deuen ich scbwanke, ob die Hyäne oder die Hand des Menscben die Stücke zu Stande gebracht habe. Anch 2 Stücke ulna sind übereinstimmend hehandelt, d. b. ihres Vordertheiles heranbt. Ob auch von den 169 Resten des Nashorn die meisten bis zur Unkeuntlichkeit zernagt sind so geben doch eine Anzahl talus, calcaneum, cuboideum und andere vollkommene Fundstücke zur Bestimmung der Art und zur Vergleichung mit den Lehendeu ab.

4) Der dritte Dickhänter ist das Schwein

vertreten durch 7 Stücke Kiefer und Knochen. Zu bemerken ist an ihnen nichts.

5) Unter den Raubthieren steht obenan der zeitweilige Herrscher in der Höhle, die Hyäne, H. spelaea genannt, von Cuvier crocuta fossilis. Sie wird wohl mit Recht an crocuta angeschlossen wenn nicht die enorme Grösse einzelner Zähne und der Mangel der Zahnwülste, die an Crocuta-Zähnen beobachtet werden, eine eigene Art rechtfertigt. Es liegen Principale des Unterkiefers vor von 36 Mm. Länge und 16 Dicke, unsere grössten Crocuta Principale messen nur 30 und 12 (H. striata 26 und 10). Auch ist der hintere Basalhöcker ausgeprägter als bei crocuta. Derselbe ist namentlich auch schon an Milchzähnen, von welchen 4 vorliegen, ganz kräftig entwickelt. Im Ganzen liegen vor uns 6 Kieferstücke alter Hyänen, 20 Schneidezähne, 90 Eckzähne und 126 Backenzähne, bestimmbare Knochen 10, Knochen ohne Epiphysen gegen 20, zusammen 276 Reste, durchschnittlich um 25% grösser als bei H. crocuta.

6) Der Höhlenbär ist repräsentirt in 23 Schneide- und Eckzähnen, 19 Backenzähnen, 7 Fusswurzelknochen und 10 zerbissenen Röhrenknochen. Im Ganzen 49 Reste, über welche übrigens nichts Weiteres zu sagen ist.

7) Vom Wolf liegen 5 Stücke vor: ein Kieferstück, einzelne Zähne und ein Radial-Ende. Fuchs und Dachs lassen wir ganz bei Seite. Die beiden Arten sind zwar durch vereinzelte Reste vertreten, aber sie mögen wohl bei der bekannten Wühlarbeit dieser Thiere später in die Höhle gekommen sein.

8) Weit aus das grösste Contingent zu den Zahn- und Knochenvorräthen der Höhle lieferte das Pferd. Nicht weniger als 1530 bestimmbare Zähne liegen vor uns: 560 Backenzähne des Oberkiefers, 450 des Unterkiefers, 250 Schneidezähne, 40 Milchbackenzähne und 230 zerbrochene Stücke. Obgleich der grössere Theil der Knochen zusammengeknackt ist und die Splitter nach Hunderten zählen so waren doch z. B. 8 metacarpus und metatarsus vorhanden, 6 talus, 7 calcaneus, 14 phalanges, 3 scapula-Enden u. s. w. aus deren Vergleichung hervorgeht, dass das Höhlenpferd durchweg kleiner war, als die heutige Landrace, ja kleiner sogar als das Pferd von Schussenried. Wohl fehlt es ausnahmsweise auch nicht an grösseren Knochen, welche nahezu die Grösse unserer Landrace erreichen mögen, aber ebenso wenig fehlt es an Knochen, die nur wenig grösser sind, als die des Esels.

9) Den Esel selber kann man an etwa 10 Zähnen kaum verkennen; wie weit einzelne Knochen dem kleinen Pferde oder dem Esel zugehören, darüber wage ich mich nicht auszusprechen. Die Zähne aber sind so genau mit denen des nordafrikanischen Esels übereinstimmend und selbst von den kleinsten, tiefst abgekauten Pferdezähnen abweichend, dass ich in Uebereinstimmung mit Gervais (Pal. fr. p. 79) und den französischen Funden in der Höhle von Brengues (Lot) keinen Anstand nehme, den Höhlenesel auch in Schwaben zu constatiren. Bestimmbare Reste vom Pferd zähle ich 1600, vom Esel 10.

10) An das Pferd reiht sich der Ochse, zunächst liegen vom Urstier (Bos primigenius) 3 Zähne und 5 Knochenreste vor. Deutlich erkennbar ist ein talus dieser Art.

11) Zahlreicher als B. primigenius ist der Wisent vertreten, Bos priscus oder besser Bison europaeus. 10 wohlerhaltene, bestens bestimmbare Backenzähne des Ober- und Unterkiefers, ebenso viele Bruchstücke und ebenso viele Knochenreste liegen als Beweisstücke vor. Zusammen 40 Stück.

12) Noch zahlreicher als die Ochsen, ist Cervus eurycerus der Riesenhirsch, der wohl noch im Nibelungenlied als der grimme Schelch nachklingt. Einzelne Zähne z. B. des Unterkiefers lassen sich leicht mit denen des C. alces verwechseln; bei näherem Studium findet man aber bald das Richtige. Gegen 40 Zahnreste und ebenso viele kräftige Geweihstücke und Knochen liegen vor. Zusammen 80 Stück.

13) Das Renthier. Ausser einigen kurz abgeschlagenen Geweihstücken des Rens, welche die Hand des Menschen bekunden, liegen 6 talus und calcaneus Knochen vor und verschiedene, zusammen 24 Stücke von Extremitäten, Knochen und einzelne Gebisstheile.

14) Vom Hirsch existirt nur 1 Scapular-Ende.

15) Vom Hasen 7 Stücke, die aber unentschieden lassen, ob wir den Alpenhasen vor uns haben, oder unsere gewöhnlichen Hasen.

16) Gans und Ente sind je durch einen Knochen, femur und humerus bezeichnet.

Zu diesen im Einzelnen verzeichneten 2593 Knochen kommen noch weitere 750 die bis zur Unkenntlichkeit zerbissen, zerbrochen und zersplittert sind. Zusammen gingen aus der Höhle 3343 Stücke hervor, die sich proportional auf die 16 Arten vertheilen und zwar ist

der Mensch zu . . . 10,8% vertreten
das Mammuth zu . . 1,7 „ „
das Nashorn zu . . 6,8 „ „
das Schwein zu . . 0,2 „ „
die Hyäne zu . . . 11. „ „
der Bär zu . . . . 2. „ „

der Wolf zu	0,2 %	vertreten
das Pferd zu . . .	64. „	„
der Esel zu	0,2 „	„
der Ur zu	0,2 „	„
der Wisent zu . . .	1,6 „	„
der Riesenhirsch zu .	2. „	„
das Ren zu	0,9 „	„

die übrigen zählen nicht.

Sehen wir uns unter den Höhlen Europas nach ähnlichen um, so bietet der von W. B. Dawkins beschriebene Wookey-hole im Sommerset ein höchst auffälliges Seitenstück. Auch aus diesem Loch wurden zwischen 3 und 4000 Stücke herausgezogen und zwar genau auch von den aus der Ofnet zu verzeichnenden Thieren. Es kommen im Wookey-hole nur noch hinzu: der Löwe und der Lemming, dagegen fehlte der Esel. Die Procentsätze verändern sich etwas, denn das Pferd ist nur mit 29, die Hyäne dagegen mit 34,2% vertreten. Man ist überrascht über die merkwürdige Uebereinstimmung zweier räumlich so entfernten Plätze, wie das Wookeyloch und die Ofnet. Mit Vergnügen acceptire ich auch was Dawkins über das Wookey-hole sagt, auf die Ofnet übertragend: „In pleistocäner Zeit war die Höhle normaler Weise von Hyänen bewohnt. Ab und zu ergriff der Mensch, ein erbärmlicher, mit Pfeil und Bogen bewaffneter Wilde, ohne Kenntniss der Metalle, durch Thierfelle vor der Unbill der Witterung geschützt, Besitz von der Höhle und vertrieb die Hyäne, da beide doch wohl nicht zu gleicher Zeit darin gewohnt haben konnten.“

Diesem füge ich nur das noch hinzu, dass innerhalb Schwabens der Höhlenfund der Ofnet am meisten mit Canstatt stimmt, wo genau alle die angeführten Reste im glacialen Schutt unter dem Lehm sich finden. Beide Fundplätze repräsentiren hienach eine Zeit, welche der glacialen Zeit unmittelbar vorangeht. Ich glaube daher nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Ofnet diejenige Höhle Schwabens nenne, welche in praeglacialer Zeit von Hyänen und Menschen ab und zu bewohnt war. Die zahlreichen Dickhäuter deren Reste die Höhle füllten, und Menschen und Hyänen zur Nahrung dienten, hatten in den Sümpfen des Rieses ihre Heimat.

Stuttgart im Juni 1876.

Dr. Oscar Fraas.

Unsere heidnischen Alterthümer.

(Schluss).

Ein solches Gebahren musste schliesslich die verdiente Nemesis finden. Sie ist gekommen in einer Weise, die ich nur als zermalmend und vernichtend bezeichnen kann; das hohle Truggebilde der Stein-, Bronze- und Eisenzeit ist zerschmettert für immer. Die Schrift, welcher ich diese Bedeutung vindicire, führt den Titel:

Zur Geschichte und Kritik des nordischen Systems der drei Culturperioden. Von Christian Hostmann. Separatabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. Bd. VIII. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1875.

Aulass zu derselben ist das Werk des Dr. Hans Hildebrand, Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie. Nach der zweiten schwedischen Ausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner, 1873.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf den Inhalt der Schrift des Dr. Hostmann näher einzugehen, das würde an dieser Stelle zu weit führen und auch bei der Ausdehnung des Materials und dem Reichthum der Resultate ohne lange Excerpte schier unmöglich sein, ich will eben nur die Bedeutung der Schrift hervorheben, und Alle, die unsern Alterthümern ein besonderes Interesse widmen, nachdrücklich veranlassen, sich mit derselben bekannt zu machen. Hostmann fasst Alles zusammen, was Lindenschmit und Andere gegen den nordischen Schematismus geltend gemacht haben, er reiht die begründeten Einwände derselben an einander, prüft sie von Neuem, bringt dann selbst dazu, was ihm in grosser Fülle eine eindringende Sachkenntniss und umfassende Belesenheit zu Gebote stellen, und was die Alterthümer, die Geschichte, die Technik und die Sprache, was Alte und Neuere über die behandelten Fragen an die Hand geben.

Die Hauptergebnisse der Untersuchung fasst Dr. Hostmann in folgende Sätze zusammen:

1) Das von der dänischen Archäologie aufgestellte System einer dreitheiligen Culturentwickelung (nach dem Hauptmaterial als Stein-, Bronze- und Eisenperiode bezeichnet) ist als wissenschaftlich unbegründet mit seinem ganzen Hilfsapparat zu verwerfen;

2) ein nordisches Bronzereich hat nicht existirt, daher können die Bronzen der Hügelgräber nur als Handelswaare aus südlichen Ländern betrachtet werden; und

3) alle heidnischen Gräber des nordwestlichen Europas fallen in die Zeit des Leichenbran-

des und der Eisenverarbeitung; ihre Verschiedenheit beruht im Allgemeinen nur auf mannigfaltigen oder allmälig veränderten Bestattungsgebräuchen bei einem und demselben Volke.

In den Erörterungen, welche diese Resultate zur Folge haben, werden gewissermaassen so nebenber noch eine Menge Punkte berührt und erledigt, die nicht minder für die Archäologie von erheblicher Wichtigkeit sind und bei gebührender Berücksichtigung für die weitere Entwicklung der Wissenschaft von fruchtbarer Bedeutung sein werden.

Das Vorkommen des Eisens schon in den ältesten Gräbern wird sicher constatirt; auch der durchgängige Leichenbrand in denselben, wenn er auch stellenweise nur auf Verbrennung einzelner Körpertheile sich erstreckte, wird unwiderleglich nachgewiesen. Diese Ausführungen sind culturgeschichtlich höchst interessant. Das Verletzende, was für unser Gefühl darin liegt, dass Leichen zerstückt und entfleischt wurden, darf uns den bestimmt dafür sprechenden Thatsachen gegenüber nicht hindern, etwas anzuerkennen, was noch heute sein Seitenstück bei sog. Naturvölkern findet. Selbst über die Chinesen brachte die „Illustrirte Zeitung“ vom 11. December 1875 einen Bericht mit Zeichnung, der uns bei diesen einen vollständig gleichen Gebrauch vorführt. Der von Dr. Hostmann gegebene Beweis des Leichenbrandes auch in unsern ältesten bekannten Gräbern hat aber eine weitreichende Bedeutung für die Bestimmung der Nationalität derer, welche diese Gräber errichteten. Denn Jakob Grimm (Ueber das Verbrennen der Leichen, Berlin 1850, S. 9), der nach dem damaligen Stande der Forschung in den Steinkammern nicht verbrannte, sondern bestattete Leichen annehmen musste, war desshalb der Meinung, dass sie keine Indogermanen gewesen, bei denen er durchweg den Leichenbrand nachweist, sondern „es gewänne allen Anschein, dass die Steinbauten einem fremden in unvordenklicher Vorzeit das Land bewohnenden Volke beizumessen seien.“ Tacitus behält nun Recht mit seinem Ausspruche: „Ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus mixtos“ — wir erkennen in unserm Vaterlande schon in ältesten Zeiten dieselbe Nation, die noch heute darin wohnt: die Indogermanen, und jene Erbauer der Steingräber, sind unsere directen Vorfahren. — Ein ebenso interessantes, indessen noch bei Weitem wichtigeres Capitel gibt die Betrachtung des sogen. Bronzealters, das in der Schrift als der eigentliche Kernpunkt der Discussion aufgefasst wird. Mit unwiderleglichen Gründen, den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten entnommen, wird hier die Verkehrtheit der nordischen Archäologen an das Licht gezogen, es wird die Präexistenz des Eisengebrauches nachgewiesen, es wird klar dargethan, dass die Verarbeitung der Bronze, wie sie sich in einem grossen Theile der erhaltenen Geräthe, namentlich in der Herstellung der Ornamente an demselben bekundet, ohne eiserne, resp. stählerne Werkzenge, gar nicht denkbar ist; es wird das Verhältniss der Metallurgie, der Technik, des damaligen Culturstandpunktes mit einer Menge neuer Gesichtspunkte und neuer Folgerungen erörtert, und schliesslich das Facit gezogen, das in den oben angeführten Sätzen des Dr. Hostmann seinen kurzen Ausdruck findet.

Ein leichterer Kampf erwächst zum Schlusse aus der Widerlegung des sogen. Eisenalters. Nachdem nachgewiesen ist, dass die Annahme einer Bronzeperiode ebensowohl mit der Natur der Dinge, wie mit dem Entwicklungsgange menschlicher Cultur im Widerspruche steht, und ferner, wie bereits Giesebrecht erkannte, „dass alle Gräber des Nordens in die Eisenzeit gehören und diese Eins ist mit der Metallzeit,“ so ist damit das Dreitheilungs-System gänzlich in sich zusammengebrochen. Alle die Phantasien über Wanderungen der Völker mit ihren Wandlungen der Cultur, mit den Culturströmungen und eigenartigen nationalen Entwicklungen und alle die übrigen dahin gehörenden Resultate der nordischen Forschungsmethode versinken vor der Kritik — ins Nichts.

Hr. Hildebrand spricht sich im Vorworte des Werkes, das dem Dr. Hostmann den nächsten Anlass zu seiner Kritik des Systems gegeben hat, dahin aus, dass er allerdings grossen Werth lege auf ein gemeinsames Arbeiten der germanischen Nationen, dass aber die deutsche Alterthumskunde noch Manches zu wünschen übrig lasse und noch viel nachzuholen habe. In welchem Sinne dies gemeint ist, darüber kann nach dem Obigen kein Zweifel bestehen. Man wird bestimmt den Deutschen niemals zum Vorwurfe machen können, dass sie es fremden Literaturen gegenüber an objectiver Anerkennung haben fehlen lassen — man würde uns eher das Gegentheil vorhalten können, — aber sicherlich haben wir das Recht, uns gegen Irrthümer, die der Wissenschaft aufgedrungen werden sollen, nachdrücklich zu verwahren, wir haben das Recht, zu verlangen, wenn einmal die gemeinsame Arbeit der Nationen betont wird, dass auch unsere Männer der Wissenschaft gehört,

auch ihre Ansichten geprüft und auch ihre Gründe erwogen werden. Dr. Hostmann hat für die deutsche Alterthumsforschung das Wort ergriffen. Nicht allein Fachgenossen, deren Stimmen das schwerste Gewicht in die Wagschale legen, haben ihm zugestimmt, auch Linguisten und Technologen ersten Ranges, deren Urtheil bei der Lösung der Fragen mit in Berücksichtigung kommt, haben keinen Anstand genommen, ihr Verdict zu seinen Gunsten zu geben. So wird denn Dr. Hostmann der Verantwortung der Gegner in aller Ruhe entgegensehen können.

F. H. Müller.

Zur Frage der Schädelmessung.

Die Einwände, welche in den Nummern 4 und 5 des Correspondenzblattes Gildemeister gegen die von mir vertretenen Prinziplen der Craniometrie erhoben, bestimmen mich mit einigen Worten auf diese Frage einzugehen. Eine nähere Discusion der speziellen Differenzen liegt dabei nicht in meiner Absicht. Ich müsste dabei einfach früher Gesagtes wiederholen, denn die Angaben von Gildemeister lassen nur zu deutlich erkennen, dass er weder den Sprengel'schen Craniomoter, noch die demselben zu Grunde liegenden Ideen kennt, dass er mit andren Worten meine Abhandlung „zur Reform der Craniometrie“ *) entweder gar nicht oder nur flüchtig gelesen. Dass der Gegner eine Ansicht die er widerlegen will genau kenne, ist doch wohl kein unbilliges Verlangen, ist eine Forderung zu der man in jeder Wissenschaft berechtigt ist, sogar in der Anthropologie, die freilich für den Dilettantismus ein besonders lockendes Gebiet bildet. Hier liegt es nur in meiner Absicht, einige Worte über das zu sagen, was überhaupt durch „Einigung“ erreicht werden kann, und welche Bedeutung der in dieser Hinsicht in Dresden erzielten Verständigung beizulegen ist.

Eine Einigung ist nämlich doch offenbar nur in solchen Fragen möglich und anzustreben, welche nur von untergeordneter Bedeutung sind, oder der Natur der Sache nach irgend eine mehr oder minder willkürliche Entscheidung erheischen. Der Weg aber, welcher zur Lösung einer bestimmten, genau bezeichneten Aufgabe einzuschlagen ist, kann nur das Object wissenschaftlicher Discussion, nicht dasjenige der Convention sein. So wenig in anderen Gebieten der Naturwissenschaft solchen Resultaten irgend welcher Werth beigemessen wird, welche nachweisbar mit schlechten oder unzureichenden Hilfsmitteln gewonnen wurden, so sicher werden auch in der Craniometrie die älteren Messmethoden aufzugeben sein, wenn sich ergibt, dass sie zu unvollkommen sind. Das ist nun aber nachgewiesen, indem in meiner citirten Abhandlung der Beweis erbracht ist, dass bei jenen älteren Messverfahren vielfach grobe Verstösse gegen die einfachsten mathematischen Grundsätze begangen werden, und dass speziell bezüglich der Hauptdurchmesser des Schädels zu verlangen ist, dass sie in einer oder senkrecht zu einer der beiden Ebenen stehen, durch welche die Lagerung des Schädels normirt ist, nämlich der Medianebene und der Horizontalebene. Gerade in der Anerkennung der Richtigkeit dieser Prinzipien lag eben die Bedeutung der Dresdner Versammlung für die Frage der Craniometrie. Eine Widerlegung dieser Grundsätze erfordert den auf ausgedehnte Untersuchungen basirten Beweis, dass meine Untersuchungen falsch, oder die daraus abgeleiteten Folgerungen unlogisch seien, wobei natürlich es sich von selbst versteht, dass von Messungen an 5 oder 6 Schädeln keinerlei Auskunft über die Brauchbarkeit eines bestimmten Maasses zu erwarten ist.

Angesichts des Umstandes, dass das Messen eines Schädels doch nichts anderes ist, als eine mathematische Operation, muss es befremden wie vielfach sich die Anthropologen noch gegen die Anwendung mathematischer Anschauungsweisen sträuben, und durch Ignoriren derselben ihnen zu entgehen meinen. Fast möchte es aber auch scheinen, als seien es namentlich auch Motive anderer Art, welche der Durchführung des neuen vereinbarten Verfahrens im Wege stehen. So namentlich der Kostenpunkt, der Manchen die Anschaffung der neuen Messaparate erschwert oder verbietet, und die Unmöglichkeit, die neuen Maasse mit den alten zu vergleichen, resp. die Nothwendigkeit der erneuten Messung. Allein das sind Unannehmlichkeiten, die jede Uebergangsperiode im Gefolge hat. Wer hätte das nicht bei der Einführung der Reichswährung empfunden, aber wer könnte darum ein Gegner derselben sein? Aber wie jetzt auch Viele von uns für sich doch noch die alte Währung beibehalten, in anderer Münze rechnend wie zahlend, so mögen doch auch diejenigen, welche sich von den alten Maassen nicht trennen können, sie neben den neuen noch beibehalten. Denn indem die deutsche anthropologische Gesellschaft sich in Dresden für ein bestimmtes

*) cf. Zeitschrift für Ethnologie V. Jahrgang 1873 p. 121 — 169. Auch separat im Buchhandel durch die Verlagsbuchhandlung von Wiegandt, Hempel und Parey in Berlin.

vereinbartes Messverfahren entschied, sprach sie doch nur an ihre Mitglieder den Wunsch aus, dass bei zukünftigen Arbeiten diese Maasse genommen würden, ohne damit die Zulässigkeit noch anderer Maasse neben den gewünschten auszuschliessen. So sollten denn diejenigen, welche die alten Maasse doch für brauchbar halten, sich dazu bequemen, ausser ihnen stets auch noch die neuen zu nehmen. Dann gewinnen wir an Stelle des jetzigen Chaos eine Summe einheitlicher und unter einander vergleichbarer Maasse, und neben ihnen noch eine Anzahl anderweitiger Messungen, welche diejenigen die sie nicht wünschen, wenigstens auch nicht hindern.

H. v. Ihering.

Kleinere Mittheilungen.

Vorhistorische Schädel Ostgaliziens.

Die anthropologischen Forschungen nehmen im südwestlichen Europa und in Deutschland an Bedeutung und Umfang immer mehr zu, während das südöstliche Europa noch wenig in den Kreis der anthropologischen Forschungen gezogen worden ist. Daher muss ein jeder, der für diese Gebiete neues Licht bringt, besonders freudig begrüsst werden. Hr. Dr. Kopernicki hat in den Denkschriften der Krakauer Akademie math. ph. Cl. 1876 eine Abhandlung über einige vorhistorische Schädel Ostgaliziens erscheinen lassen, die zu sehr interessanten Resultaten geführt haben. Dieselben sind in Grabhügeln gefunden worden, die man im slavischen Osten Kurhane (das Wort ist den Slaven sicherlich von den eränischen Skythen geblieben, vergl. persisch gôrkhâneh Grabdenkmal) nennt. Der vorhistorische Ursprung dieser Schädel aus der Bronzezeit ist erwiesen. Sämmtliche Schädel sind dolichocephal, während die heutige ruthenische Bevölkerung dieser Gegenden brachycephal ist, und da sowohl die Polen als auch die Rumänen (die bulgaro-finnischen Elemente ausgenommen) den breitköpfigen Völkern beigezählt werden, so sind sie mit keinem der genannten Völker verwandt. Der Bau einiger Schädel ist nach dem Urtheil Kopernicki's so charakteristisch, dass eine ausführliche Beschreibung derselben ganz unnöthig ist, da sie ein Muster jenes dolichocephalen Typus darbieten, der durch die Forschungen Ecker's und Kollmann's für die Reihengräber Süddeutschlands, Retzius' für Skandinavien und Nicolucci's für Latium und die nach unserer Ansicht umbrische (nicht etrurische) Bevölkerung Etruriens festgestellt worden ist.

Kopernicki's Arbeit gewinnt um so mehr an Bedeutung, da sowohl die in den Kurhanen bei Moskau, als auch bei Minsk in Lithauen gefundenen Schädel, die von Prof. Bogdanow untersucht worden sind, diesen Typus darbieten. Hr. Zawisza ein sehr eifriger Anthropologe und Archaeologe hat denselben Schädeltypus im Gouvernement Grodno (Westlitbauen) und neuerdings auf einem heidnischen Begräbnissplatze zu Kamocinka bei Petrikau in Polen gefunden. In den Kurhanen der Ukräne fanden sich dagegen dolichocephale und brachycephale Schädel, die in dem anatomischen Cabinet der Universität Kiew aufbewahrt werden.

Czernowitz den 28. Juni.

Dr. Fligier.

In's Freie.

Im Anschluss an den Artikel in Nr. 6 des Correspondenzblattes folgen unter demselben Titel jene Hauptfragen, deren Beantwortung die Reste aus vorgeschichtlicher Zeit erheischen. Die Antworten werden am besten dem Vorstand desjenigen Zweigvereines zugestellt, in dessen Bezirk diese Reste sich vorfinden.

a. Vorgeschichtliche Wohnstätten.

Mit Angabe, ob solche über oder unter der Erde, im gewachsenen Boden oder in künstlichen Aufschüttungen angelegt. — Gegrabene oder natürliche Höhlen, Steinsetzungen ohne Mörtel, Brandstätten, Heerdanlagen, Werkstätten für die Fabrikation steinerner oder thönerner, sowie für den Guss metallener Gegenstände. — Pfahlbauten über und unter dem Wasser, aus welchem Holz und wie die Pfähle (durch Brennen oder durch schneidende Werkzeuge, Stein oder Metall) zugerichtet sind. — Raststätten der Jäger, Trockenstätten der Fischer mit ihren Rasten. — Es ist anzugeben, ob die Localitäten auf Felsen, Bergen, Hügeln, in Thälern, auf natürlichen oder künstlichen Inseln und Erdaufwürfen, in Mooren, Seen, Flüssen, an Ufern oder Abhängen u. s. w. angelegt sind.

b. Vorgeschichtliche Wirthschaftsabfälle.

Anhäufungen von Küchenabgängen, Urnenscherben, Kohlenmassen (von welcher Holzart?), pflanzliche Reste (Getreide-Arten, Eicheln, Nüsse, Obst, Tannenzapfen etc.), thierische Reste (Haare, Hörner Geweihe, Schuppen und Gräthen von Fischen, Muschelschalen, Schneckengehäuse, Knochen (bei Röhrenknochen, ob sie gespalten oder die Enden abgeschlagen). — Wenn feststellbar, ist die Art des Thieres anzugeben.

c. Vorgeschichtliche Geräthschaften.

Geräthschaften und Gegenstände aller Art für den persönlichen Gebrauch, für Haus- und Feldwirthschaft, Jagd, Fischfang, Krieg, aus Holz, Horn,

Knochen, Stein, Glas, Thon, Metall, Leder, Flechtwerk (Haar, Wolle, Bast, Flachs, Hanf). — Reste von Kleidungsstücken, Matten, Fischernetzen etc. — Farbestoffe, Kitt, Harz, Bernstein, Schmelz. — Kähne und Boote, ob in Mooren oder Gewässern gefunden, aus welchem Holz, ob aus Einem Stück (Einbäume) oder zusammengesetzt, ob durch Brennen oder wie sonst ausgehöhlt. — Etwaiger Inhalt derselben, Ruder, Fischergeräth, Leinen, Anker, Netzbeschwerer, Netzschwimmer, Senksteine u. dgl. — Wagen und Wagentheile, Pferdegeschirre etc. — Mühlsteine, Schleifpfannen u. dgl.

Auch die Angabe einzelner Stücke (z. B. einzelner Steinbeile, Knochenpfeile, Bronzemesser) mit Fundort ist erwünscht.

d. Vorgeschichtliche Befestigungen.

Befestigungen und Umfriedigungen aller Art, Erd- und Steinwälle, Schlackenwälle, Pfahlreihen, Burgwälle, Ringwälle, sogen. Schwedenschanzen, Brücken- und Damm- oder Deichanlagen, Malhügel, trockene und nasse Gräben, künstliche Wasserbehälter, Brunnen, Cisternen, Mühl- und sonstige bergmännische Anlagen. — Waldverhaue (Baumschanzen), aus welchen Baumarten und wie angelegt.

e. Vorgeschichtliche Opferplätze.

Opferplätze und Cultus-, sowie Ding- und Gerichtstätten. Vorgeschichtliche Monumente. Opfersteine, Steinkreise, sogen. Irrgänge, Malsteine, Steine mit eingehauenen Zeichen (Runen, Rosstrappen, Löchern etc.). Geweihte Quellen, Brunnen und Weiher (Teufelsseen, Heilige Seen). Einzelne sehr alte Bäume (Linde, Eiche, Buche, Taxus, Stechpalme u. s. f.), die mit dgl. geweihten oder heiligen Oertern in Verbindung gebracht werden.

f. Vorgeschichtliche Grabstätten.

Einzelgräber, Massengräber Reihengräber. — Hünengräber, Heidengräber, Riesenbetten, Bülzenbetten, Schlachtfelder. Ob die Gräber unter oder über der Erde. Ob aus kleinen Steinen, aus grossen Blöcken oder Platten, rohen oder behauenen. — Ob förmliche Grabkammern, ob mit besonderen bedeckten Eingängen vorhanden sind und nach welcher Himmelsrichtung der Eingang liegt. — Ob die Gräber hohle Räume bilden und freiliegen, oder innen und aussen mit Erde oder Geröll zugeschüttet sind. Ob mit Holz ausgesetzt. — Hölzerne Särge, ob aus mehreren Stücken oder aus Einem Stamm (Todtenbäume), mit Angabe der Holzart. — Bei sogen. Hünengräbern Zusammensetzung der Erde, Angabe, ob letztere vom gewachsenen Boden verschieden. Ob Bäume (Rothdorn, Schwarzdorn, Eichen, Linden etc.) seit unvordenklicher Zeit darauf wachsen. —

Inhalt der Gräber. — Leichenbrand, theilweise Verbrennung, einfache Beerdigung des unverbrannten Leichnams. — Beerdigung einzelner Theile (z. B. des Kopfes). — Anzugeben, wie die Leichname gelegen, der Kopf nach welcher Himmelsgegend, ob der Todte ausgestreckt, auf welcher Seite oder ob er auf dem Rücken oder auf dem Bauch lag. — Ob in aufrechter oder hockender Stellung. — Ob Verletzungen an den Skeletten nachweislich. — Sonstige Beschaffenheit und Inhalt des Grabes. — Aufzählung und Beschreibung der unmittelbaren Beigaben des Todten. — Besonderer Beachtung werden die mitunter in Torfmooren, oft vorzüglich, selbst in ihren Weichtheilen erhaltenen Leichname (sogen. Moorleichen) empfohlen.

Bestattung in Urnen. — Einzelne Urnen oder Urnenfelder. — Beisetzung der Urnen, an welcher Localität, ferner ob einfach in die Erde gebettet oder mit Steinen umstellt und überschüttet. Genauer Inhalt der Urnen (ob Schmucksachen, Thierknochen, Bronze, Glasperlen dabei).

Funde einzelner Gerippe mit genauer Beschreibung der Localität und der dabei bemerkten Gegenstände (Gefässe etc.).

(Schluss folgt.)

Bei der Redaction bis zum 15. Juli eingelaufen:

Fligier Dr.: Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europas. Czernowitz 1876. J. Szegierski. 8°. (27)

Derselbe: Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens und der Balkanhalbinsel. Breslau 1875. Gg. Friedrich. 8°. (32)

Hartmann Aug.: Zur Hochäckerfrage. (Aus dem XXXV. Bande des Oberbayerischen Archivs besonders abgedruckt.) München 1876.

Hartt Ch. Fred.: Amazonian Tortoise Myths. Rio de Janeiro 1875. 8°. (40) Typographia academica.

Derselbe: Notes on the Manufacture of Pottery among savage races. Rio de Janeiro 1875. 8°. (70). Published at the Office of the South-American Mail.

Hölder H., Dr. v.: Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Mit einer Karte und sechs Tafeln. 4°. Stuttgart 1876. C. Schweitzerbart'sche Verlagshandlung.

Derselbe: Die gleiche Zusammenstellung „mit Photographien“ von ausserordentlichem anthropologischen Werthe; XI Tafeln 4°, jede fünf Schädel in der Norma verticalis, occipitalis, frontalis und lateralis enthaltend.

Peabody: Museum of American Archaeologie and Ethnologie. Ninth annual report of the trustees.

Schluss der Redaction am 18. Juli.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 9. München, Druck von R. Oldenbourg. **September 1876.**

Bericht über die VII. allgemeine Versammlung zu Jena am 9—12. August 1876.

Wie die Ueberschrift erkennen lässt, wird in diesem Jahr der Bericht über die VII. General-Versammlung unserer Gesellschaft eingereiht in die Nummern des Correspondenzblattes erscheinen, wie dies früher mit dem Bericht der ersten beiden Generalversammlungen (Mainz und Schwerin) geschehen. Die Versammlung in Jena hat auf den Antrag des Vorstandes diesen Beschluss gefasst, um vor allem eine schnelle Publication zu ermöglichen und die Kosten eines umfangreichen Berichtes zu mindern.

Wir lassen zunächst einige Bemerkungen über den Verlauf der Verhandlungen folgen, und werden dann diejenigen Beschlüsse anreihen, welche das Vereinsleben betreffen.

Die VII. Generalversammlung wurde am 9. August in einem der akademischen Rosensäle (ein der Universität gehöriges Gebäude) früh 9½ Uhr durch den Vorsitzenden Hrn. Zittel eröffnet. Eine angesehene Zuhörerschaft aus allen Gebieten unseres Vereines war erschienen, darunter auch viele Professoren der Universität Jena. Während der ersten Sitzung waren ferner S. K. H. der Herr Erbgrossherzog von Sachsen-Weimar anwesend, wie denn überhaupt sowohl die grossherzogliche Staatsregierung als die Universität und die Stadt alles aufgeboten hatten, um die Versammlungstage lehrreich und nutzbringend zu machen. Unser Geschäftsführer, Hr. Klopfleisch, war durch eine ansehnliche Unterstützung der grossherzoglichen Regierung in die glückliche Lage versetzt worden, seine aus Thüringen gesammelten werthvollen urgeschichtlichen Funde im „Germanischen Museum" zweckentsprechend aufstellen zu können. Jeder zusammengehörigen Gruppe von Gegenständen ist eine bildliche Darstellung der Fundstätte beigefügt, welcher sie entnommen sind, und überall liegen actenmässig genaue Berichte über die während der Ausgrabungen gemachten Beobachtungen vor. Kein zweites Museum in Deutschland besitzt, nach Lindenschmit's Ausspruch, für Hügelgräber ein ähnlich reichhaltiges und ähnlich zuverlässiges Material. Es war also der volle Einblick möglich über die mit so grosser Umsicht durchgeführten Ausgrabungen in Camburg, Doberan, Allstädt, Oldisleben u. s. w., über die das Correspondenzblatt schon wiederholt Berichte gebracht hat. Dann waren aber auch von anderer Seite mehrfach Gegenstände nach Jena zur Ansicht gesendet worden. So hatten die Hrn. Schuchardt (Gotha), R. Richter (Saalfeld), A. Steudener (Rostleben), Liebe (Gera), G. Korn (Gera), H. Toepfer (Sondershausen), A. v. Uexküll (Coburg), König (Merseburg), Schneidewind (Clingen), Beck (Werningshausen), R. Virchow, K. Zittel, und die anthropologische Gesellschaft in München prähistorische Gegenstände ausgestellt, und Hr. J. W. Spengel (Hamburg) hatte den von ihm construirten Craniometer und einige andere Apparate für die Schädelmessung mitgebracht, welche in dem optischen Institut von A. Wiehmann (Hamburg) angefertigt werden. (Siehe die Beilage der No. 1 des Correspbl. 1876.) Ferner ein von ihm jüngst construirtes Instrument, um den Schädel bequem in den Lucae'schen Zeichenapparat setzen zu können. Endlich hatte Hr. Lucae (Frankfurt) seinen Zeichenapparat geschickt, an dem ebenfalls ein Instrument für

denselben Zweck angebracht worden ist nach Hrn. Lucae's Angabe.

Der Geschäftsführer, Hr. Klopfleisch, hatte jedoch noch in einem anderen Sinne für die Interessen der Theilnehmer gesorgt. Donnerstag den 10., Freitag den 11. und Sonnabend den 12. wurden archäologische Ausflüge unternommen, an denen sich stets eine grosse Zahl von Mitgliedern betheiligte. Der erste schon im Programme aufgeführte Ausflug galt dem Jenzig. So heisst einer jener Bergkegel, die in langer Reihe das Saalthal begrenzen. Sie tragen nahezu ausnahmslos die Spuren alter Niederlassungen oben auf dem Plateau, die unter dem Namen „Heidenschanzen" dem Volke bekannt sind. Wo der Weg dorthin allmählig ansteigt, liegen rechts auf einer terrassenartigen Ebene Getreidefelder. Dicht am Wege hatten Arbeiter einige Gruben geschlagen, um ebenfalls alte Culturschichten bloszulegen, die sich durch Topfscherben und zerschlagene Knochen manifestirten. Auf dem Jenzig waren verschiedene Punkte der alten Befestigung aufgegraben worden. So ein Theil des Ringwalles, der aus unbehauenen Steinen, mittels Gypsmörtelguss verbunden, hergestellt war. Er beherrschte den schmalen Kopf, der nach Jena gerichtet ist. Andere Aufgrabungen waren an der langgestreckten Süd- und Nordseite der Befestigung vorgenommen worden. Die steilen Bergkanten sind 6—7 M. nach abwärts durch ein Pflaster aus festgefügten Kalksteinen unzugänglich gemacht. Die Erde ist auf dem Plateau schwarz, zeigt Brandspuren, zerschlagene Thierknochen, Thongefässscherben und Flussgeschiebe. Die letzteren stammen aus der 800' tiefer gelegenen Saale. Frühere Ausgrabungen haben Feuersteingeräthe, geschliffene Steinäxte und Bronzeartefacte zu Tage gefördert.

Der zweite Ausflug galt einem Urnenfeld mit Steinsetzung und einer dazu gehörigen Cultusstätte, in der Nähe von Jena, unfern der Rasenmühle.

Die dritte Excursion führte nach Tauhach bei Weimar. Hier hatten die Theilnehmer Gelegenheit, in einer Sandablagerung, welche durch eine 3 Meter mächtige Decke von Kalktuf gegen jede spätere Anfwühlung oder Einschwemmung geschützt ist, zahlreiche Ueberreste diluvialer Säugethiere (Wisent, Elephas antiquus, Rhinoceros Merki u. s. w.) zu sammeln. Viele der Röhrenknochen sind zerschlagen, und mit ihnen finden sich reichlich roh bearbeitete Feuersteine und Holzkohlenstückchen. Es liegt somit grosse Wahrscheinlichkeit vor, dass aus dieser Fundstelle, neben Artefacten auch wirkliche Ueberreste des diluvialen Menschen zum Vorschein kommen dürften.

Was die grosse statistische Untersuchung der Bevölkerung Deutschlands betrifft, so ist sie, wie der Bericht des Hrn. Virchow zeigte, nahezu vollendet. Noch fehlen Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Oldenburg, die beiden Schwarzburg, Coburg-Gotha, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Hamburg, Lübeck.

Wir bitten unsere Mitglieder der betreffenden Staaten, für eine möglichst rasche Erledigung der erneuten Bitte wirken zu wollen, welche vom Vorstande unserer Gesellschaft wiederholt an die betreffenden Regierungen ergeht.

Die Herstellung der prähistorischen Karte schreitet leider nicht in der erwarteten Weise fort. 200 Blätter der Reymann'schen Generalstabskarte sind noch unterzubringen, um die Einträge der Funde auszuführen. Die bemerkenswerthesten Lücken sind in Mitteldeutschland. Wir ersuchen die Freunde dieses Forschungsgebietes, Einträge in die Karten zu übernehmen. Auf eine schriftliche Notiz hin wird Hr. Prof. Dr. Fraas, Vorstand des kgl. Naturaliencabinets in Stuttgart, die Karten gratis zur Verfügung stellen. Einzelne Bezirke sind jedoch soweit gefördert, dass mit der Publication begonnen werden kann.

Die Herstellung eines Kataloges sämmtlicher in Deutschland befindlicher Schädelsammlungen, welche Hr. Schaaffhausen leitet, ist ebenfalls soweit gediehen, dass mit der Publication einzelner Sammlungen begonnen werden kann, obwohl bemerkt werden muss, dass noch manche Specialkataloge ausstehen.

Der Bericht des Hrn. Schatzmeisters ergibt eine Mitgliederzahl von 1652. Davon gehören 1200 den 21 Zweigvereinen und Gruppen an.

Die Commission zur Prüfung des Cassenberichtes, bestehend aus den Hrn. v. Borries (Weissenfels), Krause (Hamburg) und Schwalbe (Jena), ertheilte in der dritten Sitzung die Decharge, und stellte drei Anträge, welche die Versammlung einstimmig angenommen hat. In Folge dieser Beschlüsse läuft

1) das Budgetjahr des Vereines nunmehr vom 1. August bis 30. Juli jeden Jahres.
2) Sind die Localvereine, die Gruppen und die isolirten Mitglieder verpflichtet, bis zum 1. April jeden Jahres ihre Beiträge dem Schatzmeister einzuhändigen.
3) Dem Schatzmeister werden 300 Mark aus der Casse des Vereines zur Verfügung gestellt. Ein anderer Antrag, den Hr. Weismann am Schlusse seines Rechenschaftsberichtes stellte, wurde ebenfalls einstimmig angenommen. Nach diesem von der Generalversammlung sanctionirten Antrag dürfen die restirenden Beiträge der isolirten Mitglieder nach dem ersten April durch Postmandat erhoben werden.

Die Neuwahl des Vorstandes und die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung fand programmgemäss in der II. Sitzung statt. Nachdem der Generalsecretär noch auf 1 Jahr und der Schatzmeister noch auf 2 weitere Jahre gewählt sind, handelte es sich um die Wahl des Vorsitzenden und des I. und II. Stellvertreters. Die Wahl ergibt folgendes Resultat:

Vorsitzender Hr. Virchow,
I. Stellvertreter „ Zittel,
II. „ „ Fraas.

Als Ort der nächsten Versammlung wird auf den Vorschlag des Hrn. Fraas einstimmig Constanz bezeichnet und Hr. Ludwig Leinert um Uebernahme der Geschäftsführung ersucht. Im Laufe des nächsten Morgens langte die telegraphische Zustimmung ein: „Willkommen in Constanz". Als Zeit für die Versammlung wurde wieder der 8. bis 11. August festgesetzt.

Werke, welche der VII. Generalversammlung vorgelegt wurden:

1) *Schultheiss Heinr. Wilh.*, Dr. med. Kurze Uebersicht und Nachricht der in der Wolmirstedter Gegend gefundenen Alterthümer. Wolmirstedt, Buschhardt 1875.
2) *Hartmann A.*, Zur Hochäckerfrage. Sep.-Abdr. aus dem XXXV. Bande des Oberbayer. Archivs. München 1876.
3) *Keller D. Ferd.*, Etablissements lacustres. Recherches exécutées dans les lacs de la Suisse occidentale depuis l'année 1866 par V. Gross, F. A. Forel et Edm. de Fellenberg. VII rapport publié par la Société des Antiquaires de Zurich. Zurich 1876.

Erste Sitzung.

Tagesordnung: Eröffnung der Generalversammlung im akademischen Rosensaale durch den Vorsitzenden Hrn. Zittel. — Begrüssung durch Hrn. Klopfleisch. — Wissenschaftliche Vorträge: Hr. Virchow, Hr. Klopfleisch. Bericht des Generalsecretärs und Rechenschaftsbericht.

Dr. Zittel: Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich kraft meines Amtes hier die VII. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft eröffne, so kann ich mir nicht versagen, zugleich meine Freude darüber auszusprechen, dass wir hier in so grosser Zahl vereinigt sind. Ist auch die Gesammtzahl der Theilnehmer an dieser Versammlung hinter jener der vorjährigen zurückgeblieben, so liegt dies ja nothwendig in den localen Verhältnissen begründet. Aber wenn wir sehen, wie viele Mitglieder uns den entlegensten Theilen Deutschlands zusammengekommen sind, dann dürfen wir diese starke Betheiligung als eine gute Vorbedeutung für unsere Verhandlungen betrachten.

Ich möchte mir nun zunächst erlauben, den Dank unserer Gesellschaft der grossherzoglichen Staatsregierung auszusprechen, welche es unserem Hrn. Geschäftsführer möglich gemacht hat, uns ein so vortreffliches Bild des prähistorischen Thüringens vorzuführen, wie wir es in den Räumen des germanischen Museums zu sehen Gelegenheit haben.

Meine Herren! Es ist seit dem Bestehen dieser Versammlungen Sitte geworden, dass der jeweilige Vorsitzende hinweist auf die Aufgaben unserer Gesellschaft und Umschau hält, in welcher Weise denselben im verflossenen Vereinsjahre Genüge geschehen ist.

Ich muss nach den erschöpfenden Ausführungen meiner Vorgänger auf eine abermalige Darlegung des Wesens und der Ziele unseres Vereines verzichten, denn ich könnte denselben nichts Neues von Bedeutung beifügen und überdies scheint es mir, dass nach 8jährigem Bestande die Deutsche anthropologische Gesellschaft hinlängliche Erfahrungen gewonnen hat, wo sie ihr Arbeitsfeld findet und in welcher Weise sie dasselbe zu bebauen gedenkt. Umso lieber will ich die Minuten, welche mir zur Verfügung stehen, dazu benützen, Ihnen, wenn auch nur in den allerrohesten Umrissen, ein Bild unserer wissenschaftlichen Thätigkeit im verflossenen Jahre zu entwerfen.

Diese Umschau ruft — und ich will dies gleich vorausschicken — den Eindruck hervor, dass sich die Deutsche anthropologische Gesellschaft in einer fortschreitenden Entwicklung befindet und dass ihre einzelnen Glieder mehr und mehr dazu gelangen, eine selbständige und erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten.

Wenn wir uns zunächst fragen, ob für die Fortbildung der eigentlichen Anthropologie aus unserer Mitte etwas Namhaftes geschehen sei, so genügt schon der Hinweis auf das neueste Werk Virchow's „über einige Merkmale niederer Menschenracen am Schädel", um uns zu sagen, dass wir hier einer Leistung gegenüberstehen, welche nach der Meinung sachverständiger Beurtheiler für die Cranologie einen wahren Grund- und Eckstein bildet. Virchow zeigt uns hier von Neuem, wie gerade bei der Beurtheilung von Schädeln nur mittelst einer streng kritischen, auf reiches statistisches Material basirten Methode zuverlässige Resultate zu erzielen sind und dass das Misstrauen, welches

gegen so manche Folgerungen der Craniologen in weiten Kreisen sich kund gibt, in der Nichtachtung dieses Grundsatzes von Seite einzelner Beobachter ihre Erklärung findet.

Mit kritischer Schärfe werden in dem erwähnten Werke gerade diejenigen Merkmale einer Prüfung unterworfen, welche wie der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe, das sogenannte Inkabein und die katarrhine Beschaffenheit der Nasenbeine mit der Gehirnentwickelung in engster Beziehung stehen und für die Beurtheilung der Stellung der Menschenrassen als besonders bezeichnend betrachtet werden.

Hat sich nun Virchow in dem eben erwähnten Werke mit den verschiedenen Menschenrassen und der Stellung des Menschen in Beziehung zu der nächst stehenden Ordnung des Thierreiches beschäftigt, so dürfen wir von demselben Forscher demnächst eine grössere Arbeit mehr localen Charakters, nemlich eine Untersuchung über den Friesenschädel erwarten. Aber auch anderwärts sind auf dem Boden der Localforschung im verflossenen Jahre wichtige Untersuchungen theils zur Veröffentlichung gebracht, theils begonnen worden.

Von Hrn. von Hölder liegt ein reich illustrirtes Werk über die in Württemberg verbreiteten Schädelformen vor und von den Herren Kollmann und J. Ranke wird eine ähnliche Arbeit über die Schädelbildung der jetzigen und prähistorischen Bevölkerung Bayerns vorbereitet.

Die einfache Erwähnung dieser Thatsache liefert uns schon den Beweis, dass in diesem Zweige der Craniologie ein erfreulicher Umschwung eingetreten ist. An die Stelle der Einzelbeobachtung tritt mehr und mehr die methodische Gruppenbeobachtung, man beschäftigt sich nicht mehr damit, einzelne interessante Fälle zu beschreiben und daraus generelle Schlüsse abzuleiten, sondern man sucht jetzt die Mängel der Einzelbeobachtung durch die „Heilkraft der Masse" zu corrigiren.

In ganz hervorragender Weise ist dieses Princip der Massenbeobachtung bei unserer Statistik über die Farbe der Haare, Augen und Haut der deutschen Schuljugend zur Geltung gelangt. Jetzt, nachdem Württemberg und Sachsen die bezüglichen Erhebungen vorgenommen haben und bei den noch ausstehenden kleinen Landesgebieten begründete Aussicht auf demnächstige Erledigung unseres Gesuches vorliegt, kann diese grosse von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft angeregte Aufgabe als nahezu beendigt bezeichnet werden. Wir dürfen es aber gewiss als einen bedeutenden Erfolg betrachten, dass es uns gelungen ist, die Mitwirkung der deutschen Regierungen für diese höchst umfangreichen und mühsamen Erhebungen zu gewinnen, welche uns für die Beurtheilung gewisser somatologischer Verhältnisse der deutschen Bevölkerung ein Material geliefert haben, wie es bis jetzt aus keinem anderen Lande der Welt in ähnlicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit vorliegt.

Man wird mich nach den bisherigen Andeutungen wohl kaum der nationalen Eitelkeit bezichtigen, wenn ich die Ansicht ausspreche, dass Deutschland auf dem Gebiete der eigentlichen und vergleichenden Anthropologie in keiner Weise gegen die Nachbarländer zurücksteht, ja dass es sich sogar anschickt, wieder jene führende Stellung einzunehmen, welche es in den Tagen der Forster, Herder, Steffens und Blumenbach behauptete.

Es liegt auf der Hand, dass Untersuchungen über die geistige Beschaffenheit des Menschen in weit geringerem Maasse die Aufgabe einer Gesellschaft sein können, als jene über seine körperlichen Eigenthümlichkeiten. Die hier auftauchenden Fragen sind meist so verwickelter Natur, sie greifen so tief ein in das Gebiet der Psychologie, Physiologie und Anatomie, dass wir Arbeiten in dieser Richtung zunächst wohl nur von Einzelnen, nicht aber von der anthropologischen Gesellschaft als solcher erwarten dürfen.

Auch für die Aufgaben der beschreibenden Ethnologie liegen die Verhältnisse nicht sonderlich günstig. Der Mangel an überseeischen Colonien, die geringen Beziehungen zu Naturvölkern lassen es leicht erklärlich finden, warum in den meisten Sitzungsberichten der verschiedenen Localvereine, mit Ausnahme des Berliner, von ethnologischen Fragen nur wenig die Rede ist. Dass wir auf diesem Gebiete gegen die Engländer, Russen und Franzosen zurückstehen, findet in unseren geographischen und politischen Verhältnissen seine natürliche Ursache. Nichtsdestoweniger hat Deutschland von jeher bedeutende Ethnographen gehabt, und gerade aus dem verflossenen Jahre haben wir einige Werke von Mitgliedern unseres Vereines hervorzuheben, welche für die Völkerkunde von hervorragender Wichtigkeit sind. Gibt uns Schweinfurth in seinen Artes Africanae ein sehr anschauliches Bild jener originellen centralafrikanischen Industrie, welche mehr und mehr durch importirte europäische Producte verdrängt wird und voraussichtlich schon nach einigen Jahrzehnten der Vergangenheit angehören dürfte, so erhalten wir im ersten Bande von Rob. Hartmann's Nigritiern ein theils auf eigene Anschauung theils auf sehr sorgfältiges Literaturstudium begründetes Völkergemälde Africas. Endlich möchte ich hier noch ein Werk von Fritz Ratzel „über die Auswanderung der Chinesen" erwähnen, das sich allerdings mehr auf dem Gebiete der politisch-statistischen Ethnologie bewegt. Ich muss mich mit der Anführung dieser Schriften begnügen und auch über die Leistungen in der vergleichenden Sprachforschung will ich mit Stillschweigen hinweggehen, um Sie nicht durch laienhafte Urtheile zu beleidigen. Es ist mir indess unmöglich, den Namen dieser Wissenschaft auszusprechen, ohne eines Forschers zu gedenken, der im Gegensatz zu den meisten seiner Fachgenossen mit regem Interesse an den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft Theil nahm und ein volles Verständniss für den

den grösseren Städten zurückstehen muss, in denen vorher unsere Generalversammlung tagte.

Hier an dieser akademischen Stätte, wo so viele grosse und freie Geister bemüht waren, das ewige Räthsel der Sphinx zu lösen, dessen Entzifferung so recht als das Ziel der Bestrebungen unserer Wissenschaft gelten darf, hier dürfen Sie hoffen ein volles Verständniss zu finden. Ist doch sogar der Name der Anthropologie, der Vielen im Reiche noch so modern und fremd klingt, hier ein längst eingebürgerter, indem schon ein Fries, Apelt und Schleiden an dieser Hochschule beliebte Vorlesungen unter jener Bezeichnung hielten.

Der Erstgenannte, der Philosoph Jacob Friedrich Fries war es, der meines Wissens diesen Namen zuerst in das wissenschaftliche Gebiet einführte. In seinem 1820 erschienenen Handbuch der psychischen Anthropologie spricht er das vollständig deutlich aus, worauf die Bezeichnung unserer Gesellschaft als eine Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ebenfalls hinweist, dass nämlich (mit Fries' Worten): „Psychische Anthropologie, Physiologie des menschlichen Körpers und vergleichende Anthropologie drei eng mit einander verbundene Wissenschaften seien, so dass die Naturbeschreibung in keiner von ihnen vollständig werden könne ohne Beihilfe der anderen.“ Dieses Bündniss von Naturforschern und Aerzten, Philosophen, Ethnologen und Vertretern der Urgeschichte, welches unseren Verein kennzeichnet, ist eben kein zufälliges, sondern innerlich notbwendiges. Von verschiedenen Seiten müssen wir nach dem Mittelpunkte unserer Wissenschaft, nach dem Menschen vordringen, und wenn wir auch nie jenes Räthsel der Sphinx vollständig lösen werden, so fällt doch bald hier, bald dort ein Theil des verhüllenden Schleiers.

So heisse ich Sie denn Alle, welche diesem unserem gemeinsamen Ziele zustreben, nicht blos im Namen des heutigen Jena, sondern auch im Geiste einer vergangenen Denker-Generation herzlich willkommen!

Ich habe es übernommen, Ihnen einen Ueberblick über die prähistorischen Erscheinungen innerhalb Thüringens zu geben. Leider bin ich nicht im Stande, das ganze Gebiet zu durchmessen. Ich muss mich vorzugsweise auf eine Seite beschränken, die mir besonders nahe liegt, das ist die Ornamentik. Ich will versuchen, Ihnen einen kurzen Ueberblick zu geben über das, was in dieser Richtung auf thüringischem Gebiete in deutlich zu unterscheidenden Gruppen und in einer gewissen Zeitfolge gefunden worden ist.

Das Aelteste, was wir überhaupt in Thüringen an Spuren menschlicher Kultur aufzuweisen haben, ist eine erst neuerdings entdeckte Fundstätte, die in den nächsten Tagen von sachkundiger Hand geprüft werden wird, das sind die Vorkommnisse in Taubach, wohin wir am Sonnabend einen Ausflug unternehmen werden.

Ein zweiter wichtiger prähistorischer Punkt Thüringens ist die Lindenthaler Hyänenhöhle in der Nähe von Gera, wo im Jahre 1874 Knochen von Hyaena spelaea, Rhinoceros tichorhinus, Felis spelaea etc. gefunden worden sind, in Gemeinschaft mit von Menschenhand bearbeiteten Knochen und Feuersteinen.

(Unterbrechung durch das Eintreten S. k. H. des Erbgrossherzogs von Sachsen-Weimar.)

Wenn wir aus den ältesten Zeiten, die wir mit dem Namen der paläolithischen bezeichnen, bis jetzt nur Spuren haben, die einer weiteren Prüfung bedürfen, so sind wir dagegen sehr reich an Funden aus der sogen. neolithischen Zeit, die besonders den grossen Grabhügeln entstammen. Diese Hügelgräber zeigen sehr interessante Spuren einer frühen, zum Theil hoch entwickelten Cultur, die man in jener Frühzeit am wenigsten vermuthen sollte. Als ein Hauptbeispiel führe ich Ihnen die hier aufgestellten Zeichnungen vor, welche die Innenwände einer aus grossen Steinplatten construirten Grabkammer schmückten, die ein Grabhügel bei Göhlitzsch, aus der Gegend von Merseburg, umschloss, der bereits im Jahre 1750 aufgegraben wurde und sehr sorgfältig in einem besondern, mit sauberen Zeichnungen ausgestatteten Manuscripte vom Stiftsbaumeister Hoppenhaupt in Merseburg behandelt worden ist. [Die Zeichnungen (nat. Grösse) sind dem Redner gegenüber aufgehängt.] Die Grabkammer, zum Theile noch erhalten, wurde später im Schlossgarten zu Merseburg wieder aufgestellt und ist nur zu bedauern, dass auf einer der wichtigsten Seitenwände von unberufener Hand die alten Züge vollständig mit neuen Ornamenten übermalt worden sind. Wir können uns daher nur an die alte Originalzeichnung von Hoppenhaupt halten. Dieses Grab gehört zu der Kategorie der sogen. Plattengräber, und ist dieser Fund insofern von grossem Interesse, als er uns die Art der Ornamentik jener frühen Zeit vorführt. Die Beigaben dieses Grabes weisen dasselbe einer sehr frühen Zeit zu. Es wurden darin gefunden: ein Feuersteinmesser, ein Steinbeil und eine Urne, die zertrümmert wurde und leider abhanden gekommen ist (man vermuthet, dass sie nach Dresden gekommen). Die Urne scheint der Beschreibung nach jene eigenthümlichen Formen und Verzierungen gehabt zu haben, welche sie der Kategorie der schnurverzierten Urnen zuweisen, von denen ich noch näher sprechen werde. Ausserdem fand sich „ein kleiner offener Ring, der am Striche dem Tombac ähnlich ist, von dem man aber gewiss nicht sagen kann, ob er nicht zufälliger Weise unter den Schutt gerathen sei.“ Die Ornamente, die sich auf den Innenwänden dieses Grabdenkmals finden, haben eine höchst auffällige Aehnlichkeit mit ägyptischen Ornamenten gerade der frühesten Periode mit Teppichmustern

auf den Denkmälern von Saqâra (Altes Reich. Dynastie V.)

Ich muss Sie besonders auf jenes Teppichmuster des Merseburger Grabes aufmerksam machen, welches aus einem Wechsel senkrechter schmaler Streifen mit breiteren verzierten Feldern besteht, in welchen letzteren besonders das Zickzackornament, in verschiedenen Richtungen verlaufend, eine hervorragende Rolle spielt. Ganz ähnliche Teppichmuster bildet Lepsius Abthlg. II. Bl. 63 und 64 aus Saqâra (Grab 16) ab; auch für die Köcher-, Bogen- und Pfeilformen der Merseburger Grabbilder finden sich ägyptische Analogien aus Theben bei Lepsius (Abthlg. II, Bl. 147—148), wie es denn überhaupt ägyptische Sitte ist, das Grabinnere theils mit teppichartigen Mustern theils mit Waffen und Utensilien auszumalen.

Diese Merseburger Grabzeichnungen sind schon von einer gewissen regelmässigen Ornamentik, wie Sie dies z. B. in den fortlaufenden mehrfach über einander gestellten Zacken ganz oben an den Seitenwänden sehen können. Die anderen Wände des Grabes sind zwar nicht so schön wie die vorherbeschriebenen, aber auch mit teppichartigen Mustern verziert, von denen das eine ebenfalls bei Lepsius (II. Abthlg., Bl. 115e, Felseninschriften von Hamamât) aus der VI. Dynastie eine Analogie findet. Charakteristisch ist auch jene Merseburger Grab-Wandverzierung, welche zweigähnliche oder federartige Ornamente enthält, die bald nach oben bald nach unten sich kehren. Gerade dieselbe Form gibt eine Urne des Hallenser Museums aus der neolithischen Zeit wieder, die Sie hier ausgestellt sehen können, ausserdem befindet sich in dem hiesigen Museum eine ganz analoge, mit Steinutensilien gefundene aus dem Katzenhügel bei Schloss-Vippach und eine fast gleiche ist auch aus der Umgegend von Wiesbaden durch Derow abgebildet. Ich habe dies angeführt, um zu zeigen, wie sich die Ornamentik der ältesten Zeiten schon von Thüringen bis zu den Rheingegenden hin vollständig gleich bleibt, und sich zu bestimmten Stilformen entwickelt hat. Auch für dieses federartige Ornament finden sich ägyptische Analogien z. B. aus der Zeit der 18. Dynastie auf den Gewändern einer hellhäutigen Rasse (Lepsius Abthlg. III, Bl. 136).

Ich selbst habe mehrere Plattengräber aufgegraben, welche ganz ähnliche Dimensionen hatten wie das Merseburger Grab; so waren z. B. die Steinplatten eines Allstädter Grabes 9' lang und 4' hoch; in diesem Steinbaue befanden sich 6 Skelete in kauernder Stellung, welche in jüngeren Gräbern Thüringens sich nicht mehr vorfindet. In allen diesen Gräbern, die solche grosse Platten enthalten, von denen vorzüglich Professor Kruse, der früher in Halle war, eine grosse Anzahl in den 20- und 30er Jahren ausgegraben hat, hat sich keine Spur von Metallen gefunden, hingegen Knochen- und Steinwerkzeuge, auch Bernstein in roher und feiner Bearbeitung. Viele von diesen Steinplattendenkmälern haben sogar gefalzte Wände, so dass die schmalen Seiten in die Hauptseiten mit Falz eingesetzt sind, was bereits eine ziemlich hohe Kunst bei der Bearbeitung des Steines voraussetzt.

Die Platten, auf denen die Merseburger Ornamente sich befinden, sind nur geglättet, nicht behauen, sie scheinen mit Sandsteinen abgerieben zu sein; die Ornamente sind dann mit scharfen Instrumenten hineingeritzt, und diese Vertiefungen wurden mit rother pulsartiger Farbe ausgefüllt. Da, wo der Sandstein in seiner Fläche zu rauh war, hat dann der Maler nur mit Farben die Verzierung aufgetragen, wie das Hoppenhaupt, der diese Merseburger Zeichnungen abgebildet hat, ausführlich hervorhebt.

Haben uns schon die Merseburger Grabornamente eine Berührung mit altägyptischer Kultur verrathen, so finden wir dieselbe auch, wenn wir eine Art der ornamentalen Technik ins Auge fassen, welche in Deutschland in denselben ältesten Gräbern auftritt, welche in der Ornamentik ihrer Thongefässe mit dem Merseburger Grabe übereinstimmen. Ich meine jene Technik, Ornamente zu erzeugen durch das Eindrücken einer Schnur in die noch weiche Thonmasse des Gefässes. Das einzige analoge Stück, welches ich aus früheren fremden Culturperioden bisher gefunden habe, befindet sich im Berliner Museum (Aegyptische Abtheilung, Nr. 1444 [101]) und ist eine ägyptische Schale aus dem ältern Reiche, ebenfalls aus den Gräbern von Saqâra, Dynastie V (vergl. Lepsius Abthlg. II, Bl. 153, Fig. 43). Ich habe diese Schale genau abbilden lassen. Man kann an ihr deutlich ersehen, dass die Schnur an einer Seite angehalten, spiralförmig um die weiche Masse herumgelegt und dann mit irgend einem Hilfsmittel angedrückt worden ist. Am häufigsten und in entwickeltster Form treten diese Schnurverzierungen an alten Grabgefässen auf dem Gebiete des Thüringischen Beckens auf, anderwärts kommen sie nur vereinzelt vor. Von Thüringen aus geht die Hauptlinie ihrer Verbreitung nach den Ebenen hinter dem Harze zu, nach Braunschweig, Hildesheim, Hannover und von hier aus durch Westphalen über Münster und Osnabrück nach den Ems- und Rheinmündungen zu, dann den Rhein herab bis Wiesbaden. Prof. Lindenschmit hat Gräberfunde mit ähnlicher Ornamentik aus der Gegend von Monsheim am Rhein beschrieben. In dem VII. Bande Taf. XVIII. Fig. 33 (confer. Seite 176 des Archiv's für Anthropologie) hat Herr von Alten ebenfalls einen Scherben mit schnurartiger Verzierung abgebildet. Ferner finden sich diese schnurartigen Verzierungen auch in Holland und England, ebenso auch in Jütland und auf den dänischen Inseln; Abbildungen aus den letzteren befinden sich in dem Werke von Madsen. Auch in Frankreich (Nieder-Bretagne) und in Spanien (Andalusien) kommen derartig verzierte Grabgefässe vor, so dass dieser Stil von Süd-Westen her nach

den Küsten des Nordens und nach der „goldenen Aue“ Thüringens hin vorgedrungen zu sein scheint, während er in Süddeutschland fehlt oder wie z. B. im Pfahlbau von Meilen nur ganz vereinzelt sich zeigt. Mit diesen schnurverzierten Gefässen treten gleichzeitig noch andere eigenthümliche Formen auf, von denen ein bei Madsen (Band I, Taf. 43, Fig. 7) abgebildetes Thongefäss äusserst auffällig abermals zu den ägyptischen Gefässen aus Saqâra (Fig. 1 u. 39 bei Lepsius Abthlg. II, Bl. 153) stimmt, indem es nach unten oval endigt, den Umbruch des Bauches, an welchem die Henkel sitzen, hoch oben zeigt und nach der Oeffnung hin mit einem kurzen Halse schräg nach oben verläuft. Diese höchst auffällige Form stimmt also abermals mit Gefässen aus der Zeit der ältesten ägyptischen Denkmäler überein.

Ich könnte die Beispiele für solche Uebereinstimmung noch vermehren, ich will aber nur dieses Wenige anführen, um zu weiteren Nachforschungen anzuregen, ob nicht noch mehr Vergleichspunkte unserer ältesten heimischen Keramik mit den ältesten ägyptischen Denkmälern dieses Kunstzweiges sich finden.

Eine zweite Gruppe von Thongefässen, die sich ebenfalls in Thüringen, besonders in der Nähe von Halle bei Niedleben gefunden haben, zeigt Formen, die eine ausserordentliche Aehnlichkeit mit cyprischen Thongefässen haben, die ich im Berliner Museum (Cyprische Sammlung, Nr. 141, 142, 106, 127 gelbe Etiquetten) gefunden habe, besonders bezieht sich diese Uebereinstimmung auf die kronenähnlichen Zackenkränze und auf die zierlichen Henkelformen.

Es scheinen also wirklich in der ältesten neolithischen Zeit Thüringens Kulturanklänge aus dem Oriente sich zu finden. Ich will noch nicht sagen, dass das von mir Aufgeführte irgend eine beweisende Kraft hat, aber ich mache Sie auf diese Erscheinungen aufmerksam und bitte Sie, diese Spuren weiter zu verfolgen. Ich bin fest überzeugt, dass sich im Laufe einiger Jahre ein bestimmter Beweis nach dieser Seite wird finden lassen.

Eine dritte Form der Ornamentik, die Form der Tupfen-Verzierung, die ebenfalls schon in den ältesten Zeiten Thüringens beginnt und dann in die jüngeren Perioden des Heidenthums überging, ist die, welche einfache plastische Verzierungen durch das Eindrücken der Fingerspitzen bewerkstelligt oder auch mittelst Eindrücken, die dadurch erzielt werden, dass man zwei Fingerspitzen gegen einander in die weiche Thonmasse drückt. Diese Form der Ornamentik ist sehr plump und roh, auch die Thonmasse ist von ganz anderer Beschaffenheit wie bei den vorher erwähnten Kategorien, indem hier eine vollständige Durchsetzung des Thones mit grobem Sand und klargeklopften Kieselsteinstückchen stattfindet, während dort nur geringe Sandmassen sich eingemischt finden. Während, wie es scheint, jene beiden ersten Formen der Keramik durch fremde Culturelnflüsse von aussen hereingetragen worden sind, scheint diese letztere Form der Tupfen-Verzierungen einem Theile der ältesten Urbevölkerung ursprünglich eigenthümlich gewesen zu sein. Diese letztere Art des Ornamentes ist allgemein verbreitet durch ganz Thüringen und hat auch die grösste Verbreitung im südlichen Europa, so in Spanien, Italien, vorzüglich auch in den ältesten Pfahlbauten der Schweiz; nach dem Norden hin wird dieses Ornament jedoch selten er, in Schweden ist es nicht mehr vorhanden, wie mir Hr. Dr. Hildebrand mündlich mitgetheilt hat. Auch in Betreff der Henkelformen, die häufig nur kurze Griffel und hornartige Ansätze bilden, die schräg auf- oder abwärts stehen, hat diese keramische Richtung ihre stilistischen Besonderheiten. Die Randformen der Gefässe dieser Art sind meist schon plastisch gegliedert, wie überhaupt dieser Art von Ornamentik mehr eine plastische Richtung innewohnt. Auch schwere Napf- und tassenartige Formen kommen bereits innerhalb dieser Richtung öfters vor, ohne dass sie jedoch in den Vordergrund treten.

Es kommt dazu eine vierte Form der praehistorischen Ornamentik Thüringens, die Sie hier repräsentirt finden in einigen Zeichnungen von Scherben, denn wir haben leider von dieser Art noch keine ganzen Gefässe. Es ist das eine barocke Art von Zeichnung, die leicht und sicher eingedrückt ist, die Gefässmasse ist geschlämmt, aber wenig gebrannt und oft gut geglättet. Nach dem einfachen, geraden Rande der Gefässe zu ziehen sich jene Ornamente meist als eigenthümlich gerade oder gebogene Zacken oder als Bänder, die sich rechtwinkelig brechen und häufig windmühlflügelartig nach oben oder unten enden; dazwischen sind kleine längliche Kerben eingedrückt. Graf Wurmbrand theilte mir in Dresden mit, dass auch in Oesterreich bis Dalmatien herab sich diese Ornamentik findet, bei uns in Thüringen kommt sie mehr sporadisch vor. Heute habe ich unter den aus Sondershausen hier ausgestellten Sachen ein Gefäss gesehen, an dem sich ähnliche Ornamente zeigen.

Dann ist noch eine fünfte letzte Richtung der ältesten Zeit in Bezug auf Ornamentik zu erwähnen, welche sich mehr nach Norddeutschland hin findet, in Thüringen aber seltener vorkommt. Die Gefässe dieser Richtung bestehen aus gröberer Thonmasse, die Ornamente sind mit spitzen Instrumenten eingeritzt, aber durchaus nicht in so sauberer Weise wie bei der vorher beschriebenen Art; auch sind die Verzierungen selbst anderer Natur: mehrfach nebeneinandergestellte, senkrecht oder wagrecht verlaufende Linien, an welche sich rechts und links kurze Querstriche anreihen, sind besonders beliebt. Die beste Entwicklung dieses Ornamentes ist die, wo zackige Felder sich hinzufügen, deren Zwischenräume fein ausgetupfelt oder mit spitzem Instrumente punktirt sind. Die Halsform der Gefässe hat dabei oft etwas Eigenes, Schweres und

Steifes, indem der Hals hoch ist und in steiler Steigung etwas nach innen läuft. Auch die schweren Topf-, Napf- und Tassenformen treffen wir bei dieser Richtung öfters an, aber noch fehlt ihnen eine höhere, feinere Entwickelung.

Dies sind die Hauptcrscheinungen der Keramik der ältesten Zeit Thüringens, während welcher die Steinutensilien als Beigaben der Gräber durchaus verherrschen und nur sehr wenige Spuren von irgend einem Metalle sich bis jetzt gefunden haben. Anders aber werden die Verhältnisse, sobald die Gefässformen in den Vordergrund treten, welche bereits eine höhere Entwickelung der tassen- und schalenartigen Gestalt verrathen. Sobald wir diese Formen in den Gräbern verherrschend finden und sich zierlich und leicht gestalten sehen, begegnen wir fast immer auch schon der Bronze. In einer grossen Anzahl von Gräbern mit derartigen Gefässen finden sich Stein- und Bronzeutensilien gemischt vor. Es scheint allerdings, als ob diese feineren Tassen- und Schalenformen ebenfalls von einer fremden Cultur, am wahrscheinlichsten von den Etruskern, ausgegangen seien, doch können wir das jetzt noch nicht entscheiden. Auffällig aber ist es jedenfalls, dass dieselben Formen sich auch in Klein-Asien finden unter den von Schliemann (in dessen „Troja") ausgegrabenen Thongefässen. Nur dass bei Schliemann sich schon häufig Anläufe zu einer höheren künstlicheren Entwickelung der Henkelformen finden, welche uns fehlt. Diese Formen sind bei uns in der frühern Zeit sehr wenig verziert, höchstens mit ein paar Gruppen von senkrecht gestellten Streifen oder einigen dreieckigen Zacken, Halbkreisen, Kreisen mit oder ohne Buckeln u. dergl.; allmälig aber finden sich diese Formen reicher und reicher entwickelt, feinere Massen, feinere Glättung, Ueberzug von Wasserblei, deutliche Spuren der Drehscheibe treten hinzu und damit nehmen auch die reichen Bronzefunde zu. Auch plastische Nachahmungen der Thierformen und Hausformen finden sich unter den Thongefässen dieser Periode, von denen in Thüringen besonders die Funde von Grenssen und Vippachedelhausen hervorzuheben sind.

Den römischen Formen schon sehr nahe stehen die schön cannellirten Schalenreste von Willerstädt und der Becher von Krippendorf mit Perlschnur und scharfabgesetztem Rande, ferner diejenigen Gefässreste, die wir bei Udestädt mit spät römischen Sachen zusammengefunden haben, bei denen ebenfalls alle Gliederungen schärfer absetzen, und welche eine reichliche Beimengung von aus zerstossenen Flussmuschelschalen herrührendem Perlmutterflimmer in der Thonmasse enthalten.

Die letzte Periode der heidnischen Keramik Thüringens, welche unmittelbar auf diese Gefässe folgt, zeigt häufig die Form der Kesselurnen mit kurzem Halse und an denselben sich unmittelbar ansetzendem, oben stärker gewölbten, nach unten, zum schmalen Boden hin, sich stark verjüngenden Bauche. Dazu kommen zuletzt sehr stark profilirte heraustretende Randformen mit senkrecht abfallenden obersten Leisten. Die Ornamentik besteht vorherrschend aus wellenartigen parallelen Linien oder Punktreihen, die mit einem kammähnlichen Instrumente gezogen sind; öfters werden diese Linien auch gekreuzt. Diese Art des Ornamentes, welche man nicht mit Unrecht für slavisch hält, hat man neuerdings mit dem Namen „Burgwall-Ornament" belegt. Sie kam bei uns in Thüringen aber auch in den Reihengräbern von Camburg vor und in den Opferstellen am Keetschgrunde bei Weissenfels.

Dies wäre denn ein kurzer Ueberblick über die Erscheinungen innerhalb der prähistorischen Ornamentik Thüringens. Die zuerst aufgeführten frühesten Formen mag ich in keine bestimmte Zeitfolge bringen; ich vermuthe vielmehr, dass die mit Schnureindrücken, die mit dem barocken Ornamente auf feingeschlämmten Thone, die mit rohen Einritzungen und auch die mit tupfenartigen Fingereindrücken versehenen Gefässe verschiedenen Kulturströmungen, die in einer Zeit nebeneinander gespielt haben, angehören. Es kommen wohl zwischen ihnen Kreuzungen vor, z. B. einzelne Fälle, wo sich das Tupfenornament auch bei schnurgezierten Gefässen findet und umgekehrt. Aber wenn sich auch da und dort eine derartige Berührung zeigt, so muss ich doch betonen, dass jene ornamentalen Richtungen in der Hauptmasse ihres Verkommens in den Fundstätten scharf auseinanderfallen, so dass wir fast ausschliesslich die eine oder andere Art in den Thüringischen Gräbern gefunden haben; sie aber einer ausschliesslichen Steinzeit zuzuweisen, vermag ich nicht. Ich gehöre zu denjenigen, die durch zahlreiche eigene Ausgrabungen zu dem Resultate gelangt sind, dass wir von einer Steinzeit in dem neolithischen Hügelgräberzeitalter nur relativ sprechen können, da wir während dieser Periode Spuren einer höheren Cultur finden, die nach Aegypten und Cypern hinweisen, deren Völker längst Erz und Eisen hatten. Wenn hieher nach Thüringen wie nach Nord-Europa überhaupt diese in den Händen barbarischer Völker gefährlichen Dinge anfänglich sehr selten durch Kulturvölker gebracht wurden, darf uns dies nicht wundern, während Thongefässen und Schmuckgegenständen keine Bedenken entgegenstanden. Uebrigens will ich nicht verschweigen, dass in einem Grabe bei Nerkewitz, in dem Bronceverzierungen neben Steinsachen sich gefunden haben, auch eine Lanzenspitze von Eisen zum Vorschein kam; da sie aber nicht tief unter der Oberfläche des Grabhügels lag, während die Bestattungsstelle der Scelete viele Fuss tiefer sich befand, so lässt sich auf diesen Fund durchaus kein Schluss basiren. Hingegen habe ich in der Gegend der „hohen Saale" bei Jena an einer Fundstätte, wo kaum eine Spur von Bronze, aber geschlagener Feuerstein in Masse vorhanden war, unter mehreren ähnlichen auch

eine Grube von 3—4' Tiefe ausgegraben, die mit schwarzer Branderde, einer Masse Thierknochen und vielen Scherben von Thongefässen mit Tupfenverzierungen gefüllt war, unter welcher Grube sich ein vollkommenes Pflaster befand; unter dem Pflaster dieser Grube fand ich aber ein Stück Eisen, 5—6" lang mit einem Oehr zum Anhängen, und am anderen Ende mit einem schlangenartigen Kopf versehen, das also unter der Erdschicht lag, welche dort Reste der Feuersteinfabrikation birgt. Warnen muss ich ferner noch davor, dass man nicht aus einzelnen Funden von geschliffenen Steinen ohne weiteres auf die „Steinzeit" zurück schliesse. Denn im Keetzschgrunde bei Weissenfels fand ich inmitten eines aus Bruchsteinen aufgebauten Steinaltares, dessen Opfergefässscherben entschieden der letzten Periode des „Burgwallornamentes" angehörten, also einer Zeit, die das Eisen schon in weitester Verbreitung kennt, einen schönen geschliffenen Steinkeil eingefügt, der in diesem Falle sicher eine rein symbolische Bedeutung hatte.

Nehmen Sie vorlieb mit diesem kurzen Ueberblicke über die Ornamentik der Thongefässe in Thüringen; ich habe geglaubt, Ihnen denselben darbieten zu müssen, da nach meiner Ansicht die Thongefässe ein Hauptforschungsmaterial unserer prähistorischen Zeit bilden. Wir haben in unseren Hügelgräbern Nichts so zahlreich vertreten, als gerade die Thongefässscherben; und ich muss die Vernachlässigung rügen, die man diesem keramischen Materiale bisher hat angedeihen lassen. Man hat früher immer nur ganze Gefässe abgebildet und gesammelt und hat die zahllosen kleineren Scherben, aus denen man doch ein viel getreueres Bild der alten Keramik bekommt, vernachlässigt. Ebenso muss ich es beklagen, dass wir in Deutschland noch nicht im Stande sind, z. B. die ältesten phönizischen Thonscherben des einfachen Alltagsgefässes, das für den Handel mit Barbaren, die die Töpferkunst wohl zum Theil noch gar nicht kannten, vorzugsweise in Betracht kommt, mit unseren ältesten heimischen Thonscherben zu vergleichen. In den verschiedenen deutschen Sammlungen findet man zwar recht ansehnliche treffliche Schaustücke, aber für das geringere Geräth, welches im frühesten Handel jedenfalls die Hauptmasse gebildet hat, fehlt uns die Anschauung und der Vergleich, doch glaube ich sicher, dass, wenn man diesen geringen Scherben mehr Beachtung schenkt und uns mehr Vergleichungsmaterial besonders aus dem Oriente zuführt, sich auch mehr Vergleichungspunkte finden werden.

Hr. **Virchow**: Meine Herren! Wenn ich heute, zu einer Zeit, wo ich eigentlich nicht beabsichtigt hatte, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, es unternehme, einen Gegenstand zu behandeln, der geeignet ist, auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit für unsere Aufgaben, welche wir so lebhaft wünschen, zu fördern, so geschieht es in dem Bewusstsein, dass es für jeden denkenden und gebildeten Mann, ja sogar für jede denkende und gebildete Frau ein Interesse hat, Theil zu nehmen an den Fortschritten einer werdenden Wissenschaft. Wenn der Hr. Vorsitzende heute mit Recht darauf hingewiesen hat, dass Alles das, was wir als Gesellschaft anstreben, diesen Charakter des Werdenden an sich trägt, so muss ich im höchsten Maasse das aussagen von derjenigen Richtung, die ich augenblicklich zu vertreten habe, von der craniologischen. Es ist hier in der That Alles so sehr im Werden, dass jeder Tag etwas von dem zerfallen sieht, was der vorige gebracht hatte, und dass die besondere Gestaltung, welche eigentlich die Frucht bringen soll, sich uns immer noch nicht in ihrer vollen Reinheit zeigen will. Der craniologische Ackersmann hat noch mit vielen Stürmen des Frühlings zu kämpfen und mancher böse Junifrost wird wahrscheinlich noch über unsere Saat dahinfahren.

Wenn ich nun in der gewissermassen bevorzugten Lage mich befinde, einige hervorragende Punkte der einheimischen Craniologie zur Sprache bringen zu können, so verdanke ich es dem Hrn. Vorredner, der mit einer Treue und Sorgfalt, wie sie ausserhalb der Kreise der Naturforscher, einschliesslich Alterthumsforscher, selten gefunden wird, seit Jahren das Material, das auf diesem Boden zu haben ist, gesammelt hat, und dem Umstande, dass ich selbst schon früher die Gelegenheit wahrgenommen hatte, von einem grösseren Theile dieses Materials Kenntniss zu nehmen, ja dass ich durch die bekannte Güte des Hrn. Vorredners auch in der Möglichkeit war, speciellere Untersuchungen darüber anstellen zu können. Ich will nämlich über ein Gräberfeld sprechen, welches bei Camburg an der Saale, ganz in der Nähe von Jena aufgedeckt worden ist, bei Gelegenheit des Baues der Saal-Eisenbahn, die einen grossen Theil von Ihnen hieher getragen haben wird. Dieser Gräberfund ist verhältnissmässig reich an craniologischem Material gewesen, während er relativ wenig an archäologischem gebracht hat, immerhin doch so viel, dass man mit voller Sicherheit übersehen kann, wohin dieses Feld gehört. Es sind zahlreiche Eisenfunde gemacht, aber relativ wenige und kümmerliche Bronzen, einzelne Glasperlen und kleinere Gegenstände gefunden worden. Kurz, wie man in Skandinavien sagen würde, mit Erlaubniss des Hrn. Collegen Lindenschmit, es ist ein der jüngeren Eisenzeit angehöriges Gräberfeld, also ein Feld, welches nach unseren Vorstellungen derjenigen Zeit angehört, welche der Periode der altdeutschen Staatenbildung, der grossen Eroberungen, mit denen der Anbau des ersten grossen deutschen Reiches eingeleitet wurde, vorhergingen. Der Gesammttypus der Schädel, welche sich in diesen Gräbern fanden, stimmt in hervorragendem Maasse mit dem Schädeltypus der grossen Gruppe von Reihengräbern, die wir bis weit über den Rhein hinaus verfolgen

können, und die im Grossen und Ganzen, wie ich hier gleich erwähnen will, mit dem Namen „fränkisch" bezeichnet werden. Die Messungen, welche ich vor ein Paar Jahren anstellte, haben freilich nicht das ganze Camburger Material erschöpft, indess sind sie doch an den besterhaltenen Schädeln — es waren ihrer 7 oder 8 — vorgenommen worden. Darnach beträgt der Längenindex im Mittel 73,7, der Höhenindex 76,8. Es sind also hohe Dolichocephalen: lange, relativ schmale und verhältnissmässig hohe Schädel. Niemand wird, wie ich glaube, irgend einen Zweifel darüber erheben, dass diese Form in den Hauptzügen diejenige darstellt, die wir den eigentlich erobernden germanischen Stämmen zuschreiben können.

Ich darf vielleicht einschieben, dass ich mich nicht ganz auf demselben Niveau mit mehreren sehr geschätzten Anwesenden befinde, die alle nicht erobernden Stämme als nicht germanisch betrachten. Auch für mich ist die Fähigkeit zur Staatenbildung und zur Durchführung eigentlicher Eroberungszüge ein wesentliches Moment in der Entwicklung unserer Nation, indess ist es mir noch nicht ganz zur Evidenz gekommen, dass Alles, was nicht an der Eroberung Theil nahm, blos alluvial war und einfach unterworfen und germanisirt wurde. Indess diese Frage berührt uns hier nicht unmittelbar, denn ich erkenne vollständig an, dass das Camburger Gräberfeld diejenigen Merkmale des Schädelbaues zeigt, welche wir den eigentlich erobernden und staatenbildenden germanischen Stämmen zuzuschreiben berechtigt sind.

In diesem Gräberfeld finden sich nun allerlei Merkwürdigkeiten. Der Hr. Vorsitzende hat vorhin in einer Freigebigkeit des Lobes, welche ich wirklich nicht annehmen kann, meiner geringen Bestrebungen um die Feststellung gewisser Merkmale niederer Völkerrassen gedacht; ich kann dafür in dankbarer Erwiderung hervorheben, dass in dieser Sammlung von Schädeln, welche der germanischen Erobererrasse angehörten, sich trotz der kleinen Zahl derselben doch zwei recht respectable Beispiele finden, welche eines derjenigen Merkmale an sich tragen, welche ich trotz aller Vorsicht, die ich glaube angewendet zu haben, als wirklich thierähnlich (theromorph) bezeichnen musste und von denen ich nicht leugnen kann, dass Jemand, der nun einmal „auf den Affen kommen" will, allen Grund hat, eine Affen-Analogie aus ihnen abzuleiten. Es ist das ein hervorragendes, im zoologischen Sinne entschieden affenartiges Merkmal.

Es gibt nämlich bei dem Menschen überhaupt in der Configuration des Schädels eine sehr eigenthümliche Stelle. Wenn man den menschlichen Schädel von der Seite her betrachtet, so bemerkt man, wie an der Grenze zwischen Stirnbein und Seitenwandbein, also zwischen Vorder- und Mittelkopf, ungefähr in der Gegend, wo die (Kranz-) Naht, welche die beiden genannten Abschnitte trennt, hinter dem Wangenbein verschwindet, sich ein länglicher Knochen von unten heranfschiebt, der eigentlich dem Schädelgrunde angehört: die sogen. Ala sphenoidealis, der Keilbeinflügel. An ihn schliesst sich in langer Ausdehnung nach rückwärts die Schuppe des Schläfenbeins an. An dieser Stelle hat jeder „gute" Mensch einen Winkel, wo das Seitenwandbein mit dem Flügel des Keilbeins zusammenstösst, Angulus parietalis, — und dass dieser Parietalwinkel mit der Ala sphenoidealis zusammenhängt und nicht die Schuppe des Schläfenbeins mit dem Stirnbein zusammenhängt, das ist menschliche Eigenthümlichkeit. Dagegen haben die höheren Affen, unsere „Vettern", die uns zunächst stehen, alle an dieser Stelle einen Fortsatz der Schläfenschuppe, der sich von hintenher so weit vorschiebt, dass er die Verbindung zwischen Ala und Angulus unterbricht, und in einer mehr oder weniger grossen Ausdehnung eine Verbindung zwischen der Schuppe des Schläfenbeins und dem Schläfentheil des Stirnbeins herstellt. So geschieht es, dass die Parietalia nicht mehr mit den basilaren Knochen in Zusammenhang treten können.

Unsere ritterlichen Vorfahren, die hier bei Camburg begraben wurden, waren sonderbarer Weise in der Lage, dem hiesigen Museum Exemplare des Schädelfortsatzes zu liefern, wie sie vielleicht kein anderes modernes Museum in gleicher Güte an deutschen Schädeln zu zeigen im Stande ist.

Hier ist zunächst der Schädel eines etwa $1^1/_2$jährigen Kindes: das ist der einzige, bis jetzt bekannte Kinderschädel germanischer Abkunft, welcher einen solchen Fortsatz besitzt. Obwohl



p Processus frontalis squamae temporalis,
sc Sutura coronaria,
st Sut. spheno-temporalis,
ss Sut. squamosa,
m Meatus auditorius externus.

ich ziemlich viel in Deutschland herumgereist bin und, seit meine Arbeit über die Merkmale niederer Rassen erschienen ist, mir zahlreiche Mittheilungen über die darin behandelten Gegenstände gemacht worden sind, so ist mir doch nicht bekannt, dass ein zweites Museum in Deutschland besteht, welches ein solches Specimen besässe. Sie sehen, er ist in der That so pithekoid wie möglich. Das ist ein Kind gewesen, welches schon frühzeitig wieder „heimgekehrt" ist, und man kann nicht sagen,

was aus dem Schädel geworden sein würde, wenn das Kind in die Schule gegangen oder doch wenigstens in der Schule des Lebens sich entwickelt, wenn es der grossen Culturbewegung jener alten Ritter sich eingefügt hätte. Indess etwas davon können Sie an diesem zweiten Schädel, dem eines Erwachsenen, gleichfalls von Camburg, sehen. Hier ist ein Processus frontalis incompletus, wo allerdings die Schläfenschuppe nicht ganz an das Stirnbein reicht, aber sie bildet doch einen Vorsprung, der so gross ist, dass nur noch ein kleiner Zwischenraum übrig geblieben ist. Ich bin leider erst heute Morgen auf diesen Schädel aufmerksam gemacht worden; Hr. Geheimrath Schulze hat ihn zuerst entdeckt. Ich habe diesen Schädel früher nicht gesehen, auch ist er nicht ganz unversehrt, so dass genauere Maasse nicht haben genommen werden können. Immerhin ist es ein ziemlich grosser und gut entwickelter Schädel. Er hat aber eine zweite Eigenthümlichkeit, auf die ich hauptsächlich zu sprechen kommen wollte. Er zeigt nämlich eine ungemein starke Vorschiebung des Kiefers und das ist ein zweites „Merkmal niederer Rasse“, gerade dasjenige, welches verhältnissmässig am längsten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Es ist allgemein bekannt, dass gerade die Stellung der Kiefer zum Schädel, der ganz eigenthümliche Einfluss, den die Kieferbildung auf das Aussehen des Menschen ausübt, der specifisch physiognomische Charakter der Kieferbildung und Kieferstellung an sich von entscheidender Bedeutung für die Betrachtung des Kopfes und des Schädels sind. Schon seit jener Zeit, wo der alte Camper seinen Gesichtswinkel aufstellte und wo durch die Bestrebungen Lavater's in grosse Kreise der Gebildeten das Studium der Silhouette eindrang, ist der Gedanke nie ausgegangen, dass eben die Silhouette d. h. der Schnitt des Profils für das Individuum eine significative Bedeutung habe, und wenn man das Individuum als Repräsentanten der Rasse betrachtet, auch für die Rasse. Allein nicht blos seit Camper besteht diese Anschauung; schon die alten Aegypter haben offenbar begriffen, dass ein Zeichen verhältnissmässig niedrigerer Bildung darin liegt, wenn die Kiefermasse bedeutend am Gesichte hervortritt. Jetzt, wo wir im Berliner Aquarium Gelegenheit haben, alle Anthropoiden gleichzeitig lebendig zu übersehen, wird sich gewiss für Jeden, der sie mit Bewusstsein betrachtet, immer wieder von neuem der Gedanke in den Vordergrund schieben, dass nichts so sehr das Abweichende und Bestialische ihrer Erscheinung ausdrückt, als gerade diese sonderbare Hervorschiebung der Kiefer. Wer die zum erstenmal in dieser Welt dargebotene Gelegenheit, Gorilla, Schimpanse und Orang-Utang nebeneinander zu sehen, wie sie das Berliner Aquarium bietet, benutzt, kann in der Reihenfolge dieser Thiere sehen, wie allmählich, bis zu der schreckenerregenden Form des erwachsenen Orang-Utang, die Prognathie sich immer stärker geltend macht. In gleichem Gedankengang kam es ja eben, dass Camper auf den Gedanken gerieth, gerade dieses Vorgeschobensein oder Nichtvorgeschobensein der Kiefer direct zu messen und an der Grösse des Winkels abzulesen, wes Geistes Kind Jemand sei. Es war der Versuch, die Silhouette in eine mathematische Form zu bringen.

Der Winkel, den Camper nahm, und der einerseits von der Stirnwölbung zum Lippenrande, andererseits vom Lippenrande zum Ohr ging, war in vielen Beziehungen von grosser Bedeutung, aber er hatte einige grosse Schwierigkeiten, indem er Elemente mit in die Rechnung brachte, die wohl für die malerische Erscheinung des Profils von Bedeutung sind, die aber in hohem Maasse die eigentlich comparative Betrachtung stören. Indem nämlich Camper den einen Schenkel seines Winkels oben an die Stirnwölbung (a) ansetzte, wurde er abhängig von der mehr oder weniger starken Vorwölbung der Stirnhöhlen und von der Form des Vorderkopfes überhaupt. Den anderen Ansatzpunkt (b) bilden die Lippen oder am Schädel die Zähne und der Zahnrand, und so bekommen wir hier wieder eine Variable, welche sich sehr wesentlich verändert, je nachdem die Zähne mehr oder minder gross, mehr oder minder schräg gestellt sind, ohne dass nothwendiger Weise der übrige Bau des Oberkieferknochens wesentlich abweicht. Oft genug tritt dieser Theil stark hervor, während alle übrigen Verhältnisse die nämlichen bleiben. Wir haben also hier bei a und b variable Punkte, die ganz eigenthümliche, ich möchte sagen, blos lokale Abweichungen erfahren können, ohne dass der Typus überhaupt dadurch irgendwie influenzirt wird. Wenn wir diese Punkte mit in die Rechnung ziehen und die Linien darnach bestimmen, so bekommen wir bei verschiedenen Schädeln für denselben Typus absolut verschiedene Gesichtswinkel und die allergrössten Differenzen. Das ist der Grund gewesen, warum ich statt der Stirnwölbung die Nasenwurzel gewählt und von dem Hineinziehen der Stirn ganz abstrahirt habe; obwohl ich die grosse physiognomische Bedeutung der Stirn anerkenne, musste ich sie doch ausser Betracht lassen. Ebenso habe ich statt des Lippenrandes die Ansetzstelle der Nasen-Scheidewand (Nasenstachel) gewählt. Ich will den Punkt, wo die Nase an die Stirne sich ansetzt, a' nennen, dann den Punkt unterhalb des Nasenstachels, wo die Nase in den Zahnfortsatz übergeht, b', endlich das äussere Gehörloch, den Punkt, wo das Ohr sich ansetzen würde, c. Hier bekommen wir nun, wenn wir diese Punkte durch Linien verbinden, ein Dreieck, das wir an jedem Menschen und an jedem Schädel messen können, und dessen einzelne Punkte natürlich wesentlich abhängig werden von der Entwicklung der verschiedenen Knochen, welche an der Bildung dieser Gegend participiren. Es ist selbstverständlich, dass die Länge von a' c, wenn die beiden anderen Linien auch ganz gleich blei-

hen, wesentlich bestimmend darauf einwirken muss, ob der Punkt h′ mehr nach vor- oder mehr nach rückwärts steht. Denn wenn diese Linie sich verlängert, so tritt natürlich der Punkt h′ zurück, und umgekehrt. Es bezeichnet aber diese Linie a′c den Schädelgrund, die eigentliche Basis, über welcher das ganze Schädelgewölbe sich entwickelt. Wenn diese Basal-Linie sich auf irgendeine Weise verkürzt, sei es, dass die Knochen, welche an der Basis liegen, nicht so stark wachsen, wie sie wachsen sollten, oder, was auch möglich ist, dass diese Knochen nicht in einer Linie hintereinander sich entwickeln, sondern in einer mehr oder weniger starken Curve, so kann es sein, dass der Punkt a′ rückwärts sich der Ohrgegend nähert und dass auch ohne andere Veränderungen der Punkt h′ verhältnissmässig nach vorne rückt. Diese Stelle h′ ist unabhängig von der Ausbildung der Zähne; sie hat mit den Zähnen an sich nichts zu thun. Erst unterhalb beginnt das Gebiet, auf welches die Zahnbildung Einfluss übt. Wir können freilich noch einen andern Punkt nehmen, nämlich die Mitte des Zahnrandes, und können feststellen, wie weit derselbe vorgeschoben wird oder zurückbleibt. Es versteht sich von selbst, dass, je nachdem sich dieser Punkt mehr vorwärts oder rückwärts stellt, das Profil an dieser Stelle mehr oder weniger ungünstig beeinflusst wird. Ich habe diese Bemerkungen vorausgeschickt, um nunmehr an einem besonderen Falle diese Verhältnisse zu erörtern.

Die Vorschiebung der Kiefer, zunächst des Oberkiefers, nächstdem entsprechend des Unterkiefers, findet sich unter den menschlichen Rassen am häufigsten bei denjenigen, die wir als niedere zu betrachten gewohnt sind, und die Aussage, es sei ein Schädel prognath, hat für viele der lebenden Naturforscher genau die Bedeutung, als wenn man aussagt, der Schädel trage das Merkmal einer niederen Rasse an sich, oder wie ein anderer vielleicht sagen würde, er biete Erscheinungen dar, welche auf einen Rückschlag (Atavismus) zu niedereu Entwicklungszuständen hindeuten. Ein Hauptvertreter dieser Auffassung, mit dem ich erst in der vorigen Generalversammlung wiederholt über diese Anschauungsweise gestritten habe und von dem ich sehr bedauere, dass wir ihn heute unter uns vermissen, Hr. Schaaffhausen, hat eine Zeit lang mit grossem Eifer die hervorragend prognathen Schädel in den deutschen Sammlungen aufgesucht, und ich kann es ihm nicht verdenken, dass, als er hörte, dass hier ein besonders prognather Schädel sei, er ihm eine besondere Beachtung widmete. So ist es gekommen, dass dieser Schädel von Camburg, der vor Ihnen steht, schliesslich sogar eine internationale Bedeutung erlangt hat: auf dem Congresse in Stockholm zeigte Hr. Schaaffhausen eine Abbildung desselben und ein nach dieser Abbildung von einem rheinischen Künstler gezeichnetes Bild. Es waren Fleisch und Haare herangezeichnet, wie sie etwa, der Schädelform entsprechend, im Leben vorhanden gewesen sein konnten, und Hr. Schaaffhausen sagte: „Sehen Sie da die deutsche Jungfrau der Vorzeit und vergleichen Sie dieselbe mit der heutigen deutschen weiblichen Jugend, dann werden Sie den Fortschritt erkennen, welchen die Cultur in der Entwicklung des menschlichen Kopfes hervorgebracht hat.“ Das ist in der That eine zulässige Form der Betrachtung. Ich musste leider dagegen sagen — leider, weil es gerade auf einer internationalen Versammlung war — dass nach meiner Auffassung der Schädel der Jungfrau von Camburg ein krankhaft entwickelter sei. In der That haben wir hier einen Beweis vor uns, dass schon in jener alten Zeit, wo die deutschen Eroberer hier ihre Heimath hatten, dieselbe Krankheit, die noch heutzutage endemisch im Saalthale herrscht, nämlich der Cretinismus, bestanden hat und dass es schon Cretins unter den Urgermanen gegeben hat. Das behaupte ich noch heutigen Tags und desshalb interessirt es mich, diesen Schädel Ihnen vorführen zu dürfen.

Wir finden demnach in dem Camburger Gräberfeld sehr sonderbare Dinge. Wir haben den Processus frontalis squamae temporalis in sehr hervorragenden Exemplaren; wir haben einen Prognathismus, von dem wir zugestehen müssen, dass er dem des Schimpansen ziemlich nahe kommt, ja dass er ihm Concurrenz machen kann. Es ist aber bei dem letzteren Schädel nicht blos die ungewöhnliche Entwicklung der Kiefergegend, sondern zugleich die tiefe Lage der Nasenwurzel, die stark eingedrückte Form des Nasenrückens, die Breite der Nasenöffnung, welche ihn dem Affenschädel annähern. Trotzdem ist die Stirn ziemlich stark gewölbt, und durch diesen Umstand wird der Gesichtswinkel in Camper'schem Sinne sehr vergrössert. Wir haben heute Morgen erst festgestellt, wie gross der Schädel ist; es hat sich ergeben, dass er eine Capacität von 1260 Cub.-Cent. hat. Das ist allerdings keine mikrocephale Capacität. Es gibt manche deutsche Frau, auch in der Gegenwart, die nicht mehr Gehirn zu ihrer Verfügung hat als dasjenige, was in diesen Schädel hineingegangen ist, und die man doch als Culturträgerin betrachtet. Ich würde daher auf die Capacität an sich nicht einen zu grossen Werth legen, obwohl andere Camburger Schädel einen um 200 Cub.-Centim. grösseren Inhalt haben. Aber alle anderen Verhältnisse sind der Art, dass die cretinistische Natur des Schädels deutlich hervortritt.

Nun ist es ganz interessant, zu untersuchen, wie sich diese Prognathie zusammensetzt. Wie kommt es, dass diese Person so prognath wurde? Die Sache ist sehr complicirt, wenn man sie rechnungsmässig darstellen soll. Es ist eine der saursten Beschäftigungen, die es gibt, wenn man alle Einzelnheiten in Zahlen ausdrücken will. Einiges ist sehr bald herzustellen: es ist leicht zu zeigen, dass wesentliche Differenzen in den Linien, die ich bezeichnet habe, existiren. Ich habe in der Eile

die Verhältnisse der sämmtlichen übrigen Schädel von Camburg zusammengerechnet. Ich bekomme dann für die Linie $a' c$ (Nasenwurzel bis Ohrloch) für die Männer 107, für die Weiber 101,8 und als Gesammtmittel 103,5 Mm. Dagegen bei dem Cretinenkopfe bekomme ich nur 95. Die Entfernung von $b' c$ (Nasenstachel bis Ohrloch) beträgt bei den Männern 106,5, bei den Frauen 101,7, im Gesammtmittel 103,3, bei der Cretine 99. Es ist also bei den Männern die Basis des Schädels (die Linie $a' c$) etwas länger als die Entfernung vom Ohrloch bis zum Nasenstachel; bei den Frauen ist sie ein klein wenig kürzer; die Frau schiebt schon im Ganzen den Nasenstachel etwas weiter vor. Gewöhnlich ist (im Mittel) die Differenz beider Linien sehr unerheblich, aber bei der Cretine erscheint auf einmal eine Differenz von 4 Millimetern, um welche die Spina nasalis weiter nach vorn geschoben ist. Nun kommt die Linie $a' b'$. Diese Linie stellt die Nasenhöhe dar. Da bekommen wir bei den Männern 51,7, bei den Frauen 51,6, als Gesammtgrösse 51,65; bei der Cretine sinkt die Zahl auf einmal bis auf 38.

Es liegt auf der Hand, dass bei dieser grossen Differenz der Nasenhöhe und bei der relativ starken Verschiebung der Spina nasalis, der untere Theil des Gesichts verrücken musste. Darüber ist kein Zweifel. Aber dieses Verrücken genügt nicht, um die Grösse der Prognathie zu erklären. Sie werden es leicht sehen. Wenn man den Schädel in die horizontale Stellung bringt, so geht die Profillinie von dem Nasenstachel an nicht gerade abwärts, sondern der Zahnfortsatz des Oberkiefers macht nach vorne einen schrägen Vorsprung und die Zähne stehen fast horizontal nach vorn.

Diese grosse Prominenz lässt sich in verschiedener Weise erklären. Zunächst kann man eine Reihe von Erscheinungen ganz objectiv feststellen, die Sie leicht controliren können. Vor allen Dingen werden Sie sehen, dass hier eine ungewöhnliche Breite der Schneidezähne vorhanden ist. Die Schneidezähne, namentlich die mittleren, stehen ausser allem Verhältnisse zu der Grösse der Prämolaren und der Backzähne. Sie sind so gross, dass die Eckzähne durch sie ganz aus der Reihe herausgedrängt und gar nicht zum Ausbruch gelangt sind. Wenn man auch ziemlich geräumige andere Schädel nimmt, so zeigen sich freilich überall etwas grosse Zähne, aber sie sind nicht entfernt vergleichbar mit der Differenz, welche die mittleren Schneidezähne der Cretine gegenüber den anderen Zähnen zeigen.

Es liegt also in der Zahnbildung als solcher ein Motiv der Prognathie. Aber auch dieses Motiv reicht nicht aus. Denn wenn Sie diesen anderen Schädel von Camburg vergleichen — er ist sehr lehrreich in dieser Beziehung —, so werden Sie sehen, dass die absolute Grösse der mittleren Schneidezähne bei ihm es mit der absoluten Grösse der Cretinenzähne aufnehmen kann, und doch haben wir hier eine nahezu rückwärts gerichtete Stellung der Zähne. Es ist beinahe ein *opisthognath* und doch stammt er aus demselben Gräberfelde. Höchst interessant ist die Differenz mit den fast horizontal gerichteten, schaufelförmigen Zähnen der Cretine.

Ich erkenne an, dass man ein Recht hat, die Kiefer in Bezug auf ihre Ausbildung wesentlich mit dem Kauapparat in Beziehung zu bringen. Für uns liegt ja eben der Begriff des Brutalen oder Bestialen, den der Anblick der Cretinen erregt, in diesem Hintergedanken. Noch mehr ist dies der Fall bei prognathen Rassen. Man hat die Vorstellung, das müsste eine Gesellschaft sein, die fabelhaft frisst, bei der das Fressen die hervorragende und überwiegende Eigenschaft ist. Allein ich muss bemerken, dass diese Interpretation nicht ohne Weiteres zulässig ist gegenüber der unzweifelhaften Thatsache, für die wir gerade in Deutschland zahlreiche Beläge haben, und die auch in Frankreich, wie Hr. de Quatrefages wiederholt betont hat, in grosser Ausdehnung hervortritt, dass das weibliche Geschlecht durchweg in grösserer Zahl eine prognathe Bildung hat, als das männliche. Man kann aber nicht sagen, dass im Grossen und Ganzen etwa die deutsche Frau hervorragend gefrässig wäre, ich würde eher den umgekehrten Satz aufstellen, wenigstens die Meinung hegen, dass der deutsche Mann, entsprechend seinem grösseren Durst, auch ein entschieden grösseres Talent zur Vernichtung von Nahrungsmitteln hat.

Ich finde nun, dass man über dieser Betrachtung der Kiefer als blosser Fresseinrichtung die grosse Bedeutung ungebührlich vernachlässigt hat, welche die Kiefer als einschliessende Apparate der Mundhöhle, als umgrenzende und schützende Wandungen der Mundorgane und namentlich als Berger jenes gerade für den Menschen so wichtigen und für seine Stellung zu den Thieren so entscheidenden Organs, nämlich der Zunge, haben. Es ist selbstverständlich, dass mit der grösseren Entwicklung der Zunge nothwendiger Weise auch die Mundhöhle sich erweitern muss und dass, wenn die Zunge dauernd in erheblicher Weise anschwillt, sei es auf krankhaftem, sei es auf natürlichem Wege, dieses auch eine Erweiterung der Mundhöhle mit sich bringen muss. Darin finde ich das Mildernde, was wir bei genauer Betrachtung des weiblichen Prognathismus aufstellen können: es ist die Zunge als Sprechorgan (Heiterkeit), welche, wie ich meine, diese starke Ausbildung der mittleren Kiefer-Gegenden mit sich bringt und welche es erklärlich macht, dass in so hervorragendem Maasse gerade bei dem weiblichen Geschlechte diese Gegend hervortritt. Ich glaube die Bemerkung gemacht zu haben, dass auch unter der thüringischen Landbevölkerung, namentlich der weiblichen, dieser Typus in hervorragendem Maasse vertreten ist. Wenn wir daher auch bei den weiblichen Gräberschädeln einen Prognathismus sehen, der zuweilen in recht starker Weise hervortritt, so ist das eine Erscheinung, von der wir annehmen können, dass sie damals schon, wie jetzt, nicht eine nothwendige

Folge anhaltender und starker Kaubewegungen war, sondern dass sie mehr physiologischen Entwicklungsverhältnissen der Mundgegenden zuzuschreiben ist.

Wir haben auch hier zweierlei Arten von Prognathismus. Der eine Prognathismus, der sich auch bei der Cretine findet, ist derselbe, den wir bei den Cretins aller Völker antreffen. Alle Cretins werden prognath, weil ihre Zunge ganz unmässig wächst und zwar in diesem Fall nicht wegen des Sprechens, sondern im Gegentheil, weil sie die Zunge nicht recht zu halten im Stande sind. Die Zunge liegt bei ihnen vor oder zwischen den Zähnen; durch den fortwährenden Contact mit der Luft und den Zähnen wird sie gereizt, sie vergrössert sich allmählich und tritt endlich nicht mehr in den Mund zurück; die Zähne stellen sich dann schaufelförmig nach vorne. Es ist dies eine Erscheinung, die Sie auch bei dem Gorilla in Berlin sehen können; derselbe hat seine rothe Zunge meistentheils über die Zähne heraushängen. Es ist dies höchst auffallend und lächerlich. Wenn man einen Cretin schwarz anstriche, so würde er, ich bin überzeugt, in vielen Stücken dem Gorilla wesentlich nahe kommen. Es hat auch Gelehrte gegeben, die im Cretinismus eine besondere atavistische Erscheinung zu sehen glaubten. Ich halte das für falsch, ich halte den Cretinismus ganz allein für eine pathologische Erscheinung. Bei normaler Zunge ist ein solcher Grad von Prognathismus unmöglich, er ist vielmehr die Wirkung der krankhaft vergrösserten und verlängerten Zunge.

Anders ist es mit der physiologischen Prognathie. Freilich bin ich auch der Meinung, dass wir nicht werden umhin können, bei der Deutung uns zu erinnern, dass hier eine Reihe von Momenten coincidirt, die auch bei den Cretins vorhanden sind, nämlich die geringere Länge der Basis des Schädels, die bei vielen Frauen verhältnissmässig starke Entwicklung der Linie $b'c$, also der Länge des Oberkiefers, dann die sehr gewöhnliche Verkürzung der Nasenhöhe. Das alles bedingt schon ein leichtes Vorschieben des Oberkiefers, das sich noch verstärkt durch die starke Ausbildung der Schneidezähne.

Nun erlauben Sie mir, dass ich noch mit einigen Worten über das Gebiet dieser zunächst vorliegenden Verhältnisse hinausgreife. Ich bin nämlich auf dieselbe Betrachtung, die ich in Bezug auf die Prognathie anstellte, in der letzten Zeit bei einer anderen Frage gestossen, die nicht minder zeigt, wie schwierig es ist, die Klippen zwischen Individualismus und Typus, zwischen Pathologie und Physiologie zu umschiffen. Einer unserer hervorragendsten Irrenärzte, Hr. Ludwig Meyer in Göttingen, zugleich ein sehr eifriger Anthropolog, hat vor mehreren Jahren eine Reihe von Schädeln und Gesichtern von Geisteskranken beschrieben, von denen er annahm, dass sie eine ganz besondere Form zeigten und dass die Bildung ihres Gesichtes in bestimmter Weise als der Ausdruck einer frühzeitigen Hemmung zu betrachten sei, welche mit der physischen Störung im Zusammenhang steht, dass also gewissermassen die Gesichtsbildung selbst eine psychopathologische Erscheinung darstellt. Er hat diese Schädel progenaea genannt. Da er einen Philologen als Autorität für dieses Wort citirt, so habe ich mich gefügt, obwohl ich einen gewissen Zweifel an der Richtigkeit der Bezeichnung nicht unterdrücken kann. Nach unserer sonst gebräuchlichen Sprachweise müssten wir eigentlich progenin sagen. Allein gerade in dieser Verbindung dürfte der „Progenius" als eine Satyre und zwar als eine etwas starke erscheinen.

Der Progenaeus von Meyer hat die Besonderheit, dass, im Profil gesehen, der Unterkiefer ein sehr stark hervortretendes Kinn zeigt, so zwar, dass die Zähne etwas schräg rückwärts, öfters sogar nach innen stehen. Das Kinn schiebt sich über das ganze Gesichtsprofil vor. Während bei der Prognathie die Mitte der Kiefer sich herausdrängt, drängt sich hier nur das Kinn heraus, und es bildet so eine spezielle Erscheinung, nach den Beschreibungen von Meyer eine geradezu pathognomonische, so dass man daran diese Leute als Geisteskranke oder Geistesschwache erkennen könne. Ich habe von Anfang an Zweifel an der psychiatrischen Bedeutung dieses Phänomens gehabt, weil mir durch einfache Betrachtung von lebenden Menschen die Ueberzeugung aufgedrängt wurde, dass diese Erscheinung sich auch bei ganz gesunden Leuten vorfindet. Wir haben hier überdies keine ganz einfache Erscheinung. Es kommt dabei nicht bloss auf die Kinn-, sondern auch auf die Zahnbildung an. Gerade die Camburger Schädel, obwohl die Kinnbildung bei ihnen stellenweise eine sehr starke ist, zeigen doch durchweg eine Bildung, welche den Gegensatz der progenaeischen Form bildet. Ich möchte desshalb besonders auf sie aufmerksam machen. Trotz der starken Ausbildung des Kinns schiebt sich die Kiefergegend gleichzeitig nach vorne. Das mildert die Erscheinung und gibt statt des schräg vorspringenden oder geradlinig profilirten Kinns einen stark eingebogenen Unterkiefer, an dem sowohl das Kinn, als die Zahngegend hervortreten. Es ist das eine sehr wesentliche Differenz, die für die Erscheinung auch des lebenden Gesichts im höchsten Maasse charakteristisch ist.

Ich will Sie nicht damit behelligen, welche Mühe ich gehabt habe, irgend einen Modus zu finden, um zahlenmässig auszudrücken, dass ein Schädel progenaeisch sei. Man sollte glauben, das müsste sich durch Zahlen sehr leicht darstellen lassen, aber es ist ungemein schwer. Dagegen möchte ich hervorheben, dass es sich hier in auffallender Weise zeigt, wie irrig Hr. Meyer geurtheilt hat, als er glaubte, diese Erscheinung sei einfach dadurch zu erklären, dass bei gewissen Leuten die Kieferwinkel nicht recht auseinander gingen. Diese Winkel, meinte er, blieben nahezu in derselben Stellung stehen, wie sie bei neugebornen Kindern sind; da der Kiefer sich im Uebrigen vergrössert, namentlich verlängert,

so bleibe ihm nichts übrig, als sich nach vorne vorzuschieben. Es lässt sich das an sich wohl denken. Aber die Praxis widerstreitet dem, und wir können hier leicht die Probe machen. Bei den Camburger Schädeln, die mit den erwähnten Ausnahmen nichts weniger als prognathisch sind, stellt sich heraus, dass die Differenz in der Kieferwinkel-Distanz eine sehr grosse ist. Bei den Männern beträgt diese Distanz im Mittel 92,5 Mm., bei den Frauen 94,5, in mittlerer Summe 93,8, bei der Cretine dagegen nur 81. Der Cretinenschädel müsste also der am meisten progenaeische sein; statt dessen ist er es am allerwenigsten. Darin allein liegt also die Erklärung nicht. Ich finde bei Progenie stets eine gewisse Kürze oder Schmalheit des Mittelstückes, namentlich desjenigen Theils, der die Schneidezähne enthält. Bei den Camburgern ist dieses Stück sehr breit. — Das ist eine Erscheinung, welche nur mit dem Kauapparate in Verbindung gebracht werden kann. Progenie setzt voraus, dass gleichzeitig der Unterkiefer stark wächst und die mittleren Schneidezähne schmal bleiben. Daraus resultirt eben die Kürze der Kieferwinkel-Distanz. Wenn man die Querdurchmesser der vorderen Zahngegend und gleichzeitig die Entfernung der Kieferwinkel von einander feststellt, so bekommt man die Anhaltspunkte für die Rechnung.

Nun habe ich gefunden, dass die Progenie in sehr weiter Verbreitung gerade bei den Friesen vorkommt, die der Herr Vorsitzende schon vorhin zu erwähnen die Güte hatte. Ich wurde zuerst aufmerksam darauf bei Untersuchungen an Schädeln, die ich von den Inseln der Zuidersee bekommen hatte. Ich habe dann dieselbe Erscheinung auf dem Continent und bis tief nach Hannover hinein verfolgt, und ich bin auf diese Weise in der Lage gewesen, Hrn. Meyer die Hand zu bieten, nicht vom Standpunkt der Psychiatrie, sondern von dem der Topographie aus; ich bin überzeugt, dass seine Progenaei Leute waren, in denen etwas von friesischem Blut gesteckt hat, und dass er daher vielmehr ein ethnologisches Element, als ein im engeren Sinne pathologisches angetroffen hat. Ich glaube also die Progenie zu einem ethnologischen Merkmale erheben zu können, ohne dass ich desshalb behaupte, dass sie auf alle Fälle zutreffen müsse. Aber meine Untersuchungen ergaben, dass wenn man die Statistik der Schädel nach Regionen vornimmt, man in friesischen Bezirken ungewöhnlich grosse Zahlen und ungewöhnlich stark entwickelte Formen der Progenie vorfindet.

Das ist das Wenige, was ich Ihnen heute vorführen wollte. Es betrifft ein Gebiet, von dem ich hoffe, dass es vielfach Gegenstand der Studien in den nächsten Jahren werden wird. Denn unsere Forschungen bezüglich der eigentlichen Schädelkapsel werden sich bald einem gewissen Ende nähern und es wird nothwendig sein, mit grösserer Gewalt denjenigen Theil in Angriff zu nehmen, der für den Physiognomiker und auch für den einfachen Menschen das höchste Interesse darbietet, das menschliche Antlitz. Das ist der Punkt, an dem sich zunächst die messende Craniologie erproben muss. Solche Probleme, wie die vorgeführten, sind wohl am meisten geeignet zu zeigen, wie schwierig es ist, zwischen den vielen Klippen der Einzelentwicklung und der Geschlechtsentwicklung den Weg zu finden. Wenn Jemand käme und sagte: unter diesen, immerhin wenigen Schädeln von Camburg a./Saale, deren urgermanisches Wesen unzweifelhaft ist, finden sich 2 Fälle von Processus frontalis und ein Prognathismus ersten Ranges, und wenn er weiter deducirte: folglich waren diese Urgermanen so niedrig stehende, gewissermassen kaum aus dem ersten Schlamme des Humanismus hervortretende Erscheinungen, dass es Einen förmlich jammern könnte, derartige Ueberreste erhalten zu sehen, so würde man erwidern können: der Mann hat statistisch Recht, aber in Wirklichkeit Unrecht. Es bleibt nichts übrig, als den Ursatz der pathologischen Anatomie (non numerandae, sed perpendendae sunt observationes) auch in dieses Gebiet hineinzutragen. Die Zahl allein genügt nicht. Die statistische Methode ist zwar sehr werthvoll und lehrreich, aber trotzdem ist sie nicht überall anwendbar. So gibt es hier lokale Einflüsse, welche noch jetzt existiren und noch jetzt die Bevölkerung des Landes an gewissen Orten treffen, indem sie ihnen einen niederen Typus beibringen, nicht einen Typus, aus dem die Rasse hervorgegangen war, und in den sie wieder zurücksinkt, sondern vielmehr einen Typus, der überall da eintritt, wo dieselben Bedingungen vorhanden sind. Diese Formen nahm der Cretinismus nicht blos bei den Urgermanen an, sondern auch bei den, ich will nicht sagen „Kelten“, um nicht jetzt schon vorzugreifen, aber bei den Italikern jenseits der Alpen. Da sehen die Cretins gerade so aus, wie hier im Saalthal. Sie haben absolut nichts an sich, was sie anders erscheinen lässt. Wie irgend eine Haut- oder Augenkrankheit einen Menschen ergreift und entstellt, gleichviel zu welcher Rasse er gehört, so haben wir es hier auch mit örtlichen Einflüssen zu thun, die in die Erscheinung treten, gleichviel bei welcher Rasse. Hätten wir hier zufällig slavische Gräberfelder getroffen, so würden wir Cretinenschädel haben, die ganz ähnlich aussähen.

Ich darf wohl daran erinnern, dass es in der Entwicklung der Lehre von dem Cretinismus einen Zeitpunkt gegeben hat, nicht jetzt, wo die Frage des Atavismus erst in voller Schärfe in Anregung gekommen ist, sondern schon in einer Zeit, wo man noch wenig Studien in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit machte, — einen Zeitpunkt, wo man ernstlich die Frage aufwarf, ob nicht alle Cretins Reste einer alten niedrigen Bevölkerung seien, wie man sich vorstellte, dass in den Pyrenäen, in den Alpen, in unserem deutschen Mittelgebirge kleine Horden sitzen geblieben wären von einer so wenig entwickelten Urbevölkerung, dass sie kaum erst, wie damals einzelne Leute glaubten, aus den Fröschen durch eine Reihe von aufsteigenden Entwicklungen sich gebildet haben

könne, und dass sie fast jetzt noch kaum im Stande sei, sich als Geschlecht das Leben fristen zu können. Unsere Erfahrung ist eine gerade umgekehrte. Versetzen wir eine gesunde Familie in eine infekte Gegend, lassen wir da die weitere Ausbildung ihres Familienstandes unter der dauernden Einwirkung der localen Einflüsse geschehen, so ist nicht gerade für jeden einzelnen Fall dafür zu stehen, dass eine so schlimme Wirkung eintreten wird, aber wir wissen, dass wenigstens eine grössere Zahl von Kindern geboren wird, die in Deutschland aussehen, wie wenn sie in der Schweiz oder in Sardinien oder in den Pyrenäen ihre Heimathsstätte gehabt hätten. So ähnlich sind sie einander, dass sie aussehen, wie die Glieder einer Familie, so ähnlich, dass man sich fragen kann, wenn man verschiedene Cretinenbilder nebeneinander sieht, ob nicht die Ikonographie eines einzigen Hauses hergestellt sei.

Das, m. H., müssen wir lernen, dass es Einflüsse gibt, welche falsche Typen, falsche Analogien, falsche Grundlagen geben, und wenn wir nicht dahin kommen, durch eine strenge Methode dieses Falsche auszuscheiden, so werden wir immer wieder in Irrthümer verfallen. Wir werden wieder dahin kommen, eine solche prognathe und wahrscheinlich sterile Dame der Vorzeit als die Stammmutter eines modernen Culturgeschlechts anzusehen, während sie doch nach dem, was ich entwickelt habe, nichts anderes darstellt, als die verkümmerte Tochter eines besser organisirten, einst vollkommeneren Geschlechts. —

Nach einer kurzen (¼ h) Pause wird der Jahresbericht des Generalsecretärs entgegen genommen.

Hr. **Kollmann**: Meine Herren! Ich habe die Umschau über die Thätigkeit des Vereins zu vervollständigen, soweit der Hr. Vorsitzende die Leistungen unberührt liess.

Zunächst sei es mir gestattet, auf die Frage über die Orientirung der Schädel mittels einer horizontalen Linie oder Ebene hinzuweisen.

Wie Sie sich erinnern, hat Hr. Schaaffhausen auf der letzten Generalversammlung sich dahin ausgesprochen, dass er zunächst keine Veranlassung finde, sich an das in Dresden vereinbarte Schema zu halten. Er hätte früher ein anderes Schema aufgestellt und er strebe danach, mit Hilfe des von ihm festgesetzten einen Catalog der in Deutschland existirenden Schädelsammlungen zu erzielen. Ueberdies könne er den Nutzen einer Horizontalen nicht einsehen. Bald nach der Versammlung erschien nun ein Artikel von Hrn. J. W. Spengel, der jene Auffassung des Hrn. Schaaffhausen bezüglich der Horizontalen bestritt. Eine Mittheilung von Hrn. Gildemeister zog den Werth der gebräuchlichen Horizontalen in Frage und schlug eine neue, die Cerebrospinalaxe vor. Im letzten Heft unseres Archives für Anthropologie erschien nun eine Mittheilung des Hrn. Schmidt „die horizontale Lage des menschlichen Schädels“, die, wie mir scheint, die Frage bezüglich der Horizontalen löst. Sobald es sich nämlich darum handelt, die horizontale Lage des Schädels, nach welcher die Abbildungen gemacht werden sollen, so weit als möglich jener natürlichen Stellung des Schädels zu nähern, in der er auf der Linie der Wirbelsäule balancirt, so ist die hier vorgeschlagene Methode die beste und das erhaltene Resultat das sicherste. Dann sind aber der obere Rand des Jochbogens, die scharfe Kante unmittelbar über der Ohröffnung und der untere Rand der Augenhöhle diejenigen Punkte, durch welche die Horizontale zu legen ist. Die Schmidt'sche Horizontale dürfte auch deswegen den Vorzug verdienen, weil der hintere Punkt über der Ohröffnung in der Natur schärfer und bestimmter vorgezeigt ist als die Mitte der Ohröffnung, von der die v. Ihering'sche Horizontale ausgeht.

Soviel über eine Frage, die im Laufe dieses Jahres in den beiden Organen des Vereines besprochen wurde, und über die wir während der Verhandlung wohl noch Einiges hören werden. —

Ich komme zu einer zweiten, zur Untersuchung der innerhalb Deutschlands vorkommenden Schädelformen. Es wurde schon der Zusammenstellung des Hrn. v. Hölder gedacht; daran reiht sich die Notiz von Hrn. Heinrich Ranke über Plattengräber in Aufhofen; — ich habe ein paar Repräsentanten dieser Schädel mitgebracht und hier ausgestellt, — ferner die Angaben des Hrn. Wiedersheim, die ebenfalls Bayern betreffen. Ferner sind hervorzuheben die Beobachtungen von Sasse über die Schädel aus dem nordöstlichen Friesland, die von Hermann Meier aus Dorpat über die Estenschädel, und von Hrn. J. Gildemeister über chamaecephale Schädel aus Bremen.

v. Hölder hat versucht, die Zwischenformen der in Württemberg vorkommenden alten und neuen Schädel genauer zu fixiren, als es bisher der Fall war. Die Thatsache, dass auf deutschem Boden Zwischenformen in grosser Menge existiren, hat sich Jedem mit solch' unwiderstehlicher Gewalt aufgedrängt, dass wir in den meisten Abhandlungen, die über Schädel geschrieben worden sind, von diesen Zwischenformen hören. Hr. v. Hölder hat sie nun für Württemberg durch Abbildungen in vortrefflicher Weise fixirt, wodurch ein sehr werthvolles Vergleichsmaterial gewonnen. Er unterscheidet den dolichocephalen Typus, den er den „germanischen“ Typus nennt, wie auch ein grosser Theil von Anthropologen, ferner zwei brachycephale Typen, von denen er den einen als den „turanischen“, den anderen als „sarmatischen“ anführt. Es ist nun die Frage, ob diese 3 Typen, die hier von Hölder aufgestellt werden, in der That das Gewicht von Rassen besitzen? Ich glaube bezüglich der Langschädel ist die Untersuchung zu einem positiven Resultate gelangt. Es ist zwar die Reinheit dieser Rassen noch nicht über allen Zweifel erhoben, namentlich hat Hr. Virchow diese Reinheit der Dolichocephalen angegriffen. Aber

ich muss mir erlauben, auf zwei Punkte Nachdruck zu legen. Einmal zeigt sich doch, dass zu einer ganz bestimmten Periode innerhalb Deutschlands diese Dolichocephalie in überwiegender Mehrheit vorkommt, und dann dass es möglich ist, diese Rasse bei lebenden Individuen wiederzufinden; ich meine damit die Skandinaven. Wenn man die Gesammtmerkmale der Schädel, die man in unseren Reihengräbern findet, mit denen vergleicht, die man an den heutigen Skandinaven bemerkt, so zeigt sich — und es ist von vielen Seiten constatirt und auch Hr. Virchow stimmt theilweise damit überein — die grösste Uebereinstimmung. Vergleicht man endlich die verschiedenen Funde, welche in unseren Reihengräbern gemacht werden und die Sagen und Mythen, dann glaube ich, wird man mit Hrn. Lindenschmit übereinstimmen, und den ethnologischen Ausdruck für diese Schädel für berechtigt finden. Ich glaube also, dass nur noch die Frage zu entscheiden ist, ob wirklich diesen Langschädeln der Reihen- und Hügelgräber der Charakter einer reinen Rasse zugestanden werden kann oder nicht.

Nach meiner Ueberzeugung sind diese Schädelformen so typisch, dass hier eine reine Rasse vorliegt. Wenn wir nun bezüglich dieses einen Punktes zu einer ziemlichen Sicherheit gekommen sind, so herrscht bezüglich der beiden anderen Formen noch die grösste Unsicherheit. Wir sind für die scharfe Bestimmung der brachycephalen Schädel, weder desjenigen, den Hr. v. Hölder den turanischen nennt, noch des, den er den sarmatischen nennt, zu einer Uebereinstimmung gekommen; im Gegentheil, gerade über diesen Punkt sind die Zweifel stärker als je, denn bei dieser brachycephalen Form kommt der Umstand in Betracht, dass in Deutschland namentlich durch die weite Umschau des Hrn. Virchow mehrere brachycephale Formen schon unter den Lebenden genau gekannt sind, wie die Lappenschädel mit ganz bestimmtem Typus, dass der Schädel der Finnen uns entgegentritt, dass man den slavischen Typus mit ziemlicher Schärfe unterscheidet, dann die brachycephalen unter der heutigen deutschen Bevölkerung und die der alten Gräber. Hr. Virchow hat die Ansicht ausgesprochen, dass sich eine gewisse verwandtschaftliche Beziehung zwischen den heutigen Brachycephalen und jenen, die vor der Zeit der Reihengräber existirt, nicht leugnen lässt. Es kommt nun, um die Frage im höchsten Grade zu compliciren, noch die Thatsache hinzu, dass der Langschädel zum grössten Theile auf deutschem Boden verschwunden ist. Erwägt man nun, dass der altgermanische Typus, der Langschädel, einmal als eine typische Race hier geherrscht hat, dass vor ihm ein Kurzschädel da war, der verwandtschaftliche Beziehungen mit dem heutigen Kurzschädel in der Hauptform erkennen lässt, so liegt das Problem vor uns, warum und durch welchen Einfluss der alte Brachycephale jetzt wieder auftaucht und warum die altgermanische Form so im Abnehmen begriffen ist?

Ich muss bei dieser Gelegenheit noch auf einen Umstand hinweisen, der jene, die für die Racenreinheit der Reihengräberschädel in die Schranken treten, immer in den Verdacht gerathen lässt, dass sie Germanomanen seien. Man glaubt, wir wollten diese Langschädel als etwas ganz Appartes, specifisch Germanisches annexiren. Was meine Person betrifft, so kann ich versichern, dass mir nichts ferner liegt, als irgend eine solche politische Tendenz, dass meine Erwärmung für die Reinheit dieser Rasse nicht weiter geht, als es vom zoologischen Standpunkte aus gestattet ist. Ja ich darf vielleicht hinzufügen, dass ich meine nationale Gesinnung in dieser Beziehung bis aufs äusserste zu unterdrücken im Stande bin. Das Entstehen einer menschlichen Rasse geht so weit zurück, dass wir erwarten dürfen, sie an den fernsten Punkten wieder zu finden, nicht bloss auf deutschem Boden. Ich werde Germanen nur jene nennen, die an der Entwickelung Alles dessen, was wir mit dem Worte germanisch bezeichnen, Theil genommen haben; von den andern werde ich sagen, sie haben zu derselben Rasse gehört. Es dürfte sich vielleicht beweisen lassen, dass die Illyrier einstmals mit der germanischen Rasse Zusammenhang hatten; noch heute findet man unter den Illyriern Langköpfe, blaue Augen und blonde Haare, aber ich werde mich sehr hüten, die Illyrier für Germanen zu erklären. Sie haben vielleicht einmal der grossen dolichocephalen Rasse angehört, sind aber dennoch keine Germanen, sie haben sich an der Entwickelung des germanischen Wesens niemals betheiligt.

Eine andere Frage, die in dasselbe Gebiet einschlägt, ist die, wie weit überhaupt diese Dolichocephalen in der Vorzeit verbreitet waren. Hr. Zittel hat aus der bekannten Expedition in die libysche Wüste, deren Führer wir unter uns zu sehen das Vergnügen haben, eine Anzahl Schädel mitgebracht, unter denen einer ist, von dem ich in Zweifel war und bin, ob er nicht ein germanischer Langkopf ist, und ich erfreue mich in dieser Beziehung der Zustimmung des Hrn. v. Hölder, der in den jüngsten Tagen in München war, und als ich ihm diesen Schädel zeigte, sagte, „man hätte mich mit diesem Schädel täuschen, man hätte ihn mir für einen Germanenschädel unterschieben können.“ Wenn es sich herausstellte, man darf bekanntlich auf Einen Schädel keinen Schluss bauen, dass einmal blonde Dolichocephalen auf jene Oase gekommen, so würde ich doch niemals sagen, auf dieser Oase waren Germanen, sondern, von diesem grossen dolichocephalen Stamme, von dem nur ein Theil innerhalb Centraleuropas das deutsche Wesen allmählig im Laufe der Verhältnisse entwickelte, ist ein Theil nach Afrika herübergekommen, hat sich lange Zeit in Oberägypten aufgehalten und kam auch nach den Oasen. Soviel über diese germanischen Schädel und den Sinn, in welchem ich das Wort germanisch aufgefasst haben möchte.

In der Keltenfrage sind ein paar Artikel, um auf die Thätigkeit innerhalb unseres Vereins zurückzukommen, erschienen, wovon ich namentlich auf denjenigen hinweisen möchte, der von Dr. Schmidt stammt, „die Vindeliker, Römer und Bajuwaren in Oberbayern." Ich will dabei gleich bemerken, dass mir die Existenz einer dunkeln und kurzköpfigen Race, für die wir den ethnographischen Namen noch finden müssen, in vorhistorischer Zeit unzweifelhaft scheint.

Gestatten Sie mir noch, mit ein paar Worten auf das Verzeichniss der in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern befindlichen öffentlichen und privaten Sammlungen zurückzukommen, das unser Mitglied Hr. Voss entworfen hat. Dem Correspondenzblatt Nr. 1 wurde dieses Verzeichniss mit der Bitte beigelegt, es durch Erweiterungen und Ergänzungen bald zum Abschlusse gelangen zu lassen. Ich muss bemerken, was auch in der letzten Nummer des Correspondenzblattes hervorgehoben war, dass diese Mittheilungen noch nicht mit jener Vollständigkeit eingetroffen sind, welche die Herausgabe dieses Verzeichnisses in Bälde möglich machen. Ich darf vielleicht die Bitte hinzufügen, dass alle ihren Einfluss ausüben möchten, um das Zustandekommen dieser Arbeit zu ermöglichen.

Als Redacteur des Correspondenzblattes habe ich vielen Herren zu danken, welche durch Zusendung der Sitzungsberichte mir die Redaction des Blattes erleichtert und dazu beigetragen haben, in weiteren Kreisen ihre Thätigkeit bekannt zu machen. Ich erwähne die Sitzungsberichte der Vereine in Berlin, Göttingen, Coburg, der Danziger und Münchener Abtheilung, ebenso die Sitzungsberichte der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, die ich dem Hrn. Prof. Schaaffhausen verdanke.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft strebt auch darnach, Verbindungen mit anderen Gesellschaften zu pflegen. In dieser Beziehung will ich zunächst hervorheben, dass unsere Gesellschaft im Schriftenaustausch mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft steht. Wir erhalten „die Mittheilungen" dieser Gesellschaft, welche werthvolle Beiträge aus dem Gebiete der Anthropologie und Naturgeschichte der österreichischen Staaten bringen. Wir stehen gerade mit dieser Gesellschaft im näheren Verkehr, denn ein Theil ihrer Mitglieder zählt zu den Mitgliedern der deutschen Gesellschaft. Die Förderung des Studiums der Anthropologie und Urgeschichte in ihren Kreisen trat namentlich bei der Naturforscher-Versammlung in Graz in glänzender Weise hervor. Die Gesellschaft hatte eine sehr ausgedehnte Ausstellung prähistorischer Funde aus mehreren Staaten vereinigt. Eine Section war unter der Führung des durch seine Arbeiten auch in weiteren Kreisen bekannten Grafen Wurmbrand gebildet; lehrreiche Excursionen, namentlich nach den Urnenfeldern von Maria-Rast (bei Marburg in Steiermark) schlossen sich an, und die Wiener anthropologische Gesellschaft hat durch eine besondere den Anthropologen gewidmete Festschrift die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die Bestrebungen in dem Gebiete unserer gemeinsamen Thätigkeit gelenkt. Es ist ihr diess in vollstem Maasse gelungen.

Noch in diesem Jahre dürfte sich Gelegenheit geben, weitere persönliche Berührungspunkte zu finden; vom 4. bis 12. September d. J. findet in Budapest die 8. Session des internationalen Congresses statt. Eine zahlreiche Betheiligung an dieser Session ist um so wünschenswerther, als es sich darum handelt, Art. 1 der Statuten für diese internationalen Congresse umzustossen. Jener Art. 1 bestimmt nämlich, dass die französische Sprache ausschliesslich diejenige der wissenschaftlichen Mittheilungen bei den Congressen sei. Man hat schon mehrfach versucht, an diesem Artikel zu rütteln, allein erst auf dem Congresse zu Stockholm kam es zu einem formellen Antrage, unterzeichnet von unserem Vorsitzenden, Hrn. Virchow, Desor u. A. Die neue Fassung beantragt:

> Die deutsche, englische und französische Sprache und die jenes Landes, in welchem die Versammlung stattfindet, sind ausschliesslich für die mündlichen Mittheilungen während des Congresses und für die Veröffentlichung der Verhandlungen bestimmt.

Eine Entscheidung im Sinne unseres Antrages lässt sich selbstverständlich nur erwarten, wenn Deutschland eine bedeutende Zahl von Theilnehmern schickt. Ich lade hiemit die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft ein, sich zahlreich an dem internationalen Congress in Budapest zu betheiligen.

Hr. **Virchow**: Meine Herren! Ich möchte nur kurze Zeit Ihre Geduld in Anspruch nehmen, damit nicht etwa ein so gewissenhafter Mann, wie unser Hr. Generalsecretär, eine These festhalte, die ich an und für sich nicht als berechtigt anerkennen kann und von der ich nicht einsehe, dass sie weiter getragen werde.

Ich habe, soviel mir bewusst ist, niemals die Frage der Reinheit der langköpfigen Rasse aufgeworfen. So habe ich die Frage nie formulirt, sondern ich habe immer gefragt, ob neben der langköpfigen Rasse nicht vielleicht auch eine andersköpfige germanische Rasse zugelassen werden könne, und ich habe immer gesagt, so gut, wie Lappen, Finnen und Esten nebeneinander in demselben Stamme eine ausgesucht brachycephale, eine mässig brachycephale und eine fast dolichocephale Gruppe repräsentiren, möchten auch bei den Germanen solche Differenzen existiren. Ich werde wohl Gelegenheit haben, auf die Friesenfrage als ein Beispiel zurückzukommen; ich möchte heute nur bitten, dass wir uns genau darüber verständigen müssen, worüber wir eigentlich discutiren. Die Frage der Reinheit der langköpfigen Rasse habe ich nie aufgeworfen, ich habe sie auch nie beantwortet. Ich

meine nur, dass die Frage aufzuwerfen ist, eb neben der langköpfigen Rasse, alse neben der Oberrasse, noch eine oder mehrere andere, sagen wir nicht Rassen, sondern Untertypen, sous-types im Sinne des Hrn. de Qnatrefages, die doch germanisch wären. Wir kemmen dann freilich zuletzt auf die Frage, was wir „germanisch" nennen wellen und da hat der Hr. Generalsecretär eine sehr diplomatische Wendnng genemmen, indem er sagt, wir nennen nur das „germanisch", wns Staaten bildend war. Dann freilich sind wir am Ende der Untersnchung; dann können alle die Kleinen, die draussen gesessen nnd nicht mitgewirkt haben an den grossen Ereignissen der dentschen Geschichte, nicht mehr den Anspruch machen, germanisch zu sein. Das ist aher keine ethnelegische Lösung, das ist eine politische.

Hr. v. Hölder: Wenn es mir erlanbt ist, einige Werte in dieser Discussion zn reden, so möchte ich vor Allem den Standpnnkt präcisiren, auf dem, wie es scheint, die Hrn. Virchew nnd Kollmann stehen, und der, wie ich glanhe, ein sehr verschiedener ist. Wie mir scheint, vertritt Hr. Virchew denjenigen, auf welchem eine gewisse Verhindnng der Schädelform mit der Sprache behanptet wird, d. h. welche die linguistische Völkergruppe für hesondere Rassen erklärt. Nun scheint mir in dieser Beziehung gar kein Zweifel zu sein, dnss es ehenso wie langköpfige so auch knrzköpfige Elemente gegeben hat, die in irgend einer Zeit einmal germanische Sprachen gesprochen hahen. Will man nun aber alle diese Elemente dem germanischen Typus vindiciren, so kemmt man auf so verschiedene Schädelformen, dass es unmöglich wird, überhaupt nech ven Schädeltypen in Europa zu sprechen, und mnn gezwungen wird, znr Erklärung des Räthsels allerlei der Beobachtung widersprechende Hypothesen aufzustellen.

Der Standpnnkt des Hrn. Generalsecretärs scheint mir ein anderer zn sein, nämlich der, den ich im Gressen nnd Ganzen theile. Ich sage nämlich, diese von mir germanisch genannte Schädelform gehört einer wehl charakterisirten Menschenspecies an. Wenn ich sie „germanisch" genannt habe, so geschah das, weil ich diese Rasse nirgends anders so rein gefunden, als in den unzweifelhaft germanischen Reihengrähern. Ich will durchans nicht auf den Namen erpicht sein. Für mich ist es ziemlich gleichgiltig, oh die deutschen Gelehrten den Namen germanisch annehmhar finden oder nicht. Für meine craniolegischen Untersnchnngen stehe ich auf dem zoologischen Standpnnkte nnd ven diesem nus behanpte ich nnd bleibe dabei, dass diese in den Reihengrähern vertretenen Delichocephalen einer wirklichen Rasse angehörten, nnd dass, wenn es nicht gestattet wäre, diese Form eine Rasse zu nennen, es überhanpt keine menschliche Rasse gähe.

Ich will Sie aher nicht weiter mit den Gründen aufhalten, welche mich zn dieser Ansicht veranlassen, nnd welche ich in meiner ehen erschienenen Abhandlnng über die in Württemberg verkemmenden Schädelfermen dargelegt habe; vielleicht ergibt sich auch Gelegenheit, später daranf zurückznkommen. Nur das will ich anführen, dass sich die Maasse dieser germanischen Schädelfermen in ihrer gegenseitigen Beziehung entschieden von den anderen ven mir gleichfalls als Rassen aufgestellten Fermen unterscheiden.

Um den Cassabericht nech entgegennehmen zu können, ebenso den Vertrag des Hrn. Liebe, der an der weiteren Theilnahme der Sitzungen verhindert ist, wird die Debatte geschlossen.

Hr. Weismann: Hechverehrte Versammlung! Ich bedaure, dass ich Ihre Anfmerksamkeit bei der vorgerückten Zeit noch einige Augenblicke in Anspruch nehmen muss; verspreche aber kurz zu sein. Der Theil, den ich heute zu vertreten die Ehre habe, ist nicht der nntergeerdnetste; Sie werden mir daher ein wenig Nachsicht nnd Gehör schenken. —

Nicht ohne Bangen habe ich im verigen Jahre die so ehrenvelle Wahl zum Schatzmeister der dentschen anthropelegischen Gesellschaft angenemmen. War ich mir doch der Verantwortlichkeit dieses Postens hewusst. Das bereitwillige Entgegenkemmen der Vertreter der einzeinen Vereinsverstände nnd Mitglieder, das ich hier ganz besonders dankend erwähneu muss, nnd die nachhaltige Unterstützung, deren ich mich von Seite unseres geschäftskundigen Hrn. Generalsecretärs nach allen Seiten hin zn erfreuen hatte, halfen über die Schwierigkeiten hinweg. Und so freue ich mich, mit hefriedigenden Resultaten ver die Generalversammlnng treten zn können.

Bever ich Sie jedoch in die trockenen Zahlen unseres diesjährigen Kassenberichtes, der bereits gedruckt in Ihren Händen ist, einführe, gestatten Sie mir wehl, Ihnen in Kürze ein Gesammthild unserer Vereinsverhältnisse zu gehen.

Die dentsche anthropologische Gesellschaft besteht ans 21 Localvereinen nnd Gruppen, zn denen sich, wie ich zu meiner Frende höre, auch Jena gesellen wird, was um so anerkennenswerther erscheint, als wir durch den Verlnst des Leipziger Vereines einen sehr empfindlichen Ausfall zu heklagen haben. Diese 21 Gruppen sind felgende: Basel mit 8, Bonn mit 20, Berlin mit 243, Coburg mit 19, Carlsruhe mit 25, Danzig mit 100, Elherfeld mit 31, Frankfurt a/M. mit 25, Freiburg i/B. mit 90, Getha mit 9, Göttingen mit 61, Heidelberg mit 42, Hamhurg mit 97, Mannheim mit 30, Mainz mit 50, München mit 210, Stralsnnd mit 5, Stnttgart mit 242, Weissenfels mit 72, Wien mit 17, Würzhurg mit 34 Mitgliedern, zusammen 1410 Mitglieder. Endlich hesteht der Verein ans 223 isolirten Mitgliedern, die nach allen vier Weltgegenden vertheilt sind. Daraus ergiht sich zur Zeit eine Gesammtmitgliederzahl von 1661 Mitgliedern und

nach Abzug der Ehren- und lebenslänglichen Mitglieder bleiben als rein zahlende Mitglieder 1633; die Namen der lebenslänglichen Mitglieder sind dem Rechenschaftsbericht beigefügt. Sehen wir uns das diesbezügliche Resultat pro 1876 etwas näher an, so finden wir, dass wir alle Ursache haben, mit unsern Mitgliedern zufrieden zu sein. Von den 1410 Mitgliedern der 21 Gruppen hatten beim Abschluss der Rechnung pro 1876 1240 bezahlt, es blieben daher nur noch 170 im Rückstande, darunter 3 grössere Vereine mit 124 Mitgliedern. Weniger gut steht es mit den 223 isolirten Mitgliedern. Es zahlten pro 1876 im Ganzen nur 72, wir haben also 151 Restanten. Nun bin ich der Ueberzeugung, dass die fraglichen Beiträge längst schon eingezahlt wären, wenn wir ein Mittel hätten, die betreffenden Herren entweder direct oder indirect der Mühe des Einschickens ihrer Beiträge zu überheben.

Und das ist ein Punkt, den ich Ihrer geneigten Prüfung und Beschlussfassung zu unterbreiten erlaube. Ich stelle nämlich den Antrag, bei Gelegenheit der Zusendung des Vereinsblattes die Beiträge der Restanten durch Postnachnahme zu erheben. Es wäre dies durch einen Zuschlag von 50 Pf. zu erreichen, den gewiss jeder der Herren, der eine Postanweisung mit gewissen Opfern an Zeit und Mühe einsenden muss, recht gerne tragen wird. Einige Herren haben diesen Zahlungsmodus schon eingeführt. Er hätte auch noch den weiteren Vortheil, mit allen Herren des Vereins in steter Fühlung zu bleiben, was durch die Zusendungen allein, denen oft Jahrelang keine Empfangsbestätigung folgt, nicht wohl möglich ist. Ohne dieses Verfahren haben wir überdies nicht die geringste Sicherheit, ob denn diese monatlichen kostspieligen Sendungen überhaupt an die Adresse gelangen und wenn ja, ob sie noch gewünscht werden.

Nach diesen allgemeinen Mittheilungen ersuche ich die hochverehrte Versammlung, in die Prüfung des eigentlichen Kassenberichtes selbst einzugehen, wie er in Ihrer Hand ist.

Kassenbericht 1875/76.

Einnahme.

Kassenvorrath von voriger Rechnung	ℳ 4165 80 ₰
An Zinsen gingen ein	„ 89 50 „
266 Rückständige Beiträge aus den Jahren 1874 and 185	„ 798 — „
Jahresbeiträge von 1281 Mitgliedern für 1876 einschliesslich einiger Mehrbeträge (ℳ 15)	„ 3858 — „
Für besonders abgegebene Berichte und Correspondenzblätter . . .	„ 70 50 „
Für den Verkauf des bayr. Berichtes über die stat. Erhebungen . . .	„ 8 — „
Zusammen	ℳ 8989 80 ₰

Ausgabe.

Für den Ankauf einer 4% bayer. Eisenbahnobligation . . ℳ à 200		ℳ 191 40 ₰
Für Verwaltungskosten	ℳ 442 78	
Druck des Correspondenzblattes u. Berichtes 1875	„ 2119 63	„ 2562 41 „
Zu Handen des Hrn. Generalsecretärs		„ 600 — „
Honorar für Mitarbeiter des Correspondenzblattes		„ 43 90 „
An Pfarrer Engelhard in Königsfeld für Ausgrabungen		„ 150 — „
An Prof. Dr. Virchow für Bearbeitung der stat. Schulerhebungen im Grossh. Baden (nebst Porto) . .		„ 75 20 „
An Prof. Dr. Virchow für Herstellung einer prähistorischen Karte .		„ 75 — „
Für den Ankauf des Berichtes über die stat. Schulerhebungen im Königreich Bayern, 100 Exemplare . .		„ 100 — „
Guthaben bei Merck, Christian & Cie. in München	ℳ 4741 27	
Baar in Casse	„ 450 62	„ 5191 89 „
Zusammen		ℳ 8989 80 ₰

Capital-Vermögen.

1) Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern:

a) 4½% Grossh. Bad. Partial-Obligation von 1866 Lit. C. Nr. 7237	ℳ 600 — ₰
b) Desgl. Lit. D. Nr. 4935 . .	„ 300 — „
c) Pfandbrief der Rhein Hypothekenbank, Serie XIV Lit. D Nr. 143	„ 300 — „
Zusammen	ℳ 1200 — ₰

1) Werthpapiere:

a) Hypothekenbrief der preuss. Boden - Credit - Action - Bank, Serie III Lit. C. Nr. 06962 .	ℳ 600 — ₰
b) 4% bayer. Eisenbahn - Obligation, Ser. Nr. 144, Cat.-Nr. 35927	„ 200 — „
	ℳ 800 — ₰
Zusammen	„ 2000 — „

Lebenslängliche Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft sind die Herren:

Fritsch v., Prof., Halle.
Goldschmidt B., Frankfurt a/M.
Goldschmidt M., Frankfurt a/M.
Goldschmidt M., Frankfurt a/M.
Herrmann Moritz, Hamburg.
Hüttenbeim Martin, Hilchenbach.
Krupp Fritz, Essen.
Schaaffhausen Professor, Bonn.
Schmidt Emil, Dr., Essen.
Semper Georg, Altona.
Semper Wilh., Hamburg.
Strousberg Henry, Dr., London.
Vogt Carl, Professor, Genf.
Wensto W., Mülheim a. d. R.
Wurmbrand, Graf v., Ankenstein.

(Fortsetzung folgt.)

Schluss der Redaction am 4. September.

innigen Zusammenhang zwischen der naturalistischen und linguistisch-philologischen Anthropologie besass. Wir, und ich spreche hier namentlich als Mitglied des Münchener Localvereines, haben an unserem Hang einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Die Vorträge des zu früh Verstorbenen haben uns hin und wieder die Pforten von Gebieten eröffnet, die den meisten Sterblichen zeitlebens verschlossen bleiben.

Ich wende mich nunmehr zur Urgeschichte, die sich von jeher der besondern Gunst der anthropologischen Gesellschaft zu erfreuen hatte, so dass schon die Befürchtung laut wurde, es möchte dieser einzelne Zweig die übrigen überwuchern und in ihrer Entwickelung schädigen. Es haben sich bekanntlich in den urgeschichtlichen Forschungen von Anfang an 2 Richtungen geltend gemacht, die meist ziemlich unabhängig neben einander hergehen. Die eine, welche ich als die historisch-archäologische bezeichnen will, knüpft direct an die geschichtliche Ueberlieferung an und schreitet von da vorsichtig in jene Periode zurück, in welche der Lichtstrahl der geschriebenen Ueberlieferung noch nicht gedrungen ist; die andere, die geologisch-paläontologische, betritt den entgegengesetzten Weg; sie steigt aus der Tiefe nach oben, beginnt mit den älteren Formationen und sucht die menschlichen Reste und Culturproducte, welche in den verschiedenen Schichten der Erde begraben liegen, nach geologischer Methode zu classificiren und nach ihrem relativen Alter zu bestimmen. In jenen ältesten Phasen der Urgeschichte, auf welche sich das Interesse der Geologen und Paläontologen zumeist richtet, handelt es sich nicht um absolute, sondern nur um relative Zeitbestimmung, um das Aeltere und Jüngere, und erst da, wo der Paläontologe dem von oben kommenden Archäologen begegnet, stellt sich die Möglichkeit einer in bestimmten Zahlen ausdrückbaren Zeitrechnung ein.

Ist nun, um bei der ersten Richtung zunächst stehen zu bleiben, einerseits der Historiker meist geneigt, an seinen liebgewonnenen Vorstellungen festzuhalten und dieselben nur so weit rückwärts zu verfolgen, als sich die beobachteten Thatsachen damit in gewissen Zusammenhang bringen lassen, so steckt sich anderseits der Archäologe schon von vorneherein etwas weitere Ziele. Er beschränkt sich nicht auf die historische Zeit, sondern nimmt auch diejenigen menschlichen Denkmäler und Culturproducte mit in das Bereich seiner Untersuchungen auf, die weit in die sogenannte prähistorische Zeit hinübergreifen. Die Methode musste hier naturgemäss eine vergleichende werden, der Ausgangspunkt blieb aber immer die historische Zeit. Je nach dem Grade der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der archäologischen Funde und je nach ihrer Gruppirung liess sich nach und nach eine chronologische Anordnung derselben feststellen. Auf solche Weise entstand die archäologische Eintheilung der Vorzeit in eine Eisen-, Bronze- und Steinzeit. Gegen diese von den nordischen Forschern aufgestellte Dreitheilung, welche sich in Skandinavien und einem Theile von Norddeutschland mit grosser Schärfe durchführen lässt, und welcher, nachdem sie sich dort bewährt hatte, bei der menschlichen Neigung zur Generalisation eine allgemeine Giltigkeit zugeschrieben wurde, machte sich gleich von Anfang an im südlichen Deutschland unter Lindenschmit's Führung eine Opposition geltend, die mehr und mehr erstarkte, je bestimmter nachgewiesen werden konnte, dass der Gebrauch des Eisens häufig ebensoweit zurückgeht, wie jener der Bronze und dass es somit wenigstens in vielen Theilen von Europa keine besonderen und scharf geschiedenen Zeitalter der Bronze und des Eisens gibt. Es dürfte wohl noch einige Jahre dauern, bis die Frage entschieden sein wird, ob wir noch fernerhin von Bronze- und Eisenzeit zu sprechen haben, oder ob es nicht zweckmässiger sein dürfte, dem Vorschlage Ecker's beizutreten und statt der bisherigen Dreitheilung eine Zweitheilung anzunehmen, also die prähistorische Periode in eine Metallzeit und eine „vormetallische Steinzeit“ zu zerlegen. Es hat dieser Streit der deutschen Archäologen mit den skandinavischen Forschern in dem letzten Jahre einen fast gereizten Ton angenommen und zu gegenseitiger Missstimmung geführt. Ich darf es darum als eine erfreuliche Thatsache begrüssen, dass in den letzten Tagen ein Brief eines der hervorragendsten schwedischen Archäologen, des Hrn. Montelius aus Stockholm, eingetroffen ist, worin er auf das Lebhafteste bedauert, an diesem Congresse nicht theilnehmen zu können, um sich durch mündliche Erörterung mit den deutschen Alterthumsforschern über die schwebenden Differenzen zu verständigen.

An der Umgestaltung der Gesichtspunkte in der Urgeschichte hat sich übrigens die archäologische Richtung nicht allein betheiligt, sie ist kräftig unterstützt werden von den Anatomen. Hatte man früher den menschlichen Skelettheilen nur ganz beiläufige Aufmerksamkeit geschenkt, so gewinnt jetzt deren Studium von Tag zu Tag grösseres Interesse. Es genügt nicht, zu wissen, wie alt dieser oder jener Fund sei und wie wir ihn systematisch classificiren können, viel wichtiger ist die Frage: Welchem Volke entstammen diese oder jene Reste, diese oder jene Kunstproducte? Geschriebene, von Zeitgenossen herrührende Berichte fehlen uns fast immer in dem Gebiete, auf welchem sich die anthropologische Forschung bewegt. Da gewährt uns denn die vergleichende Craniologie im Zusammenhalt mit den culturgeschichtlichen Beigaben ein Hilfsmittel, um die Reihenfolge der Ereignisse und die vielfachen, höchst verwickelten Ueberschiebungen von Völkerschaften während der prähistorischen Perioden zu ermitteln. Noch stehen wir hier bei den ersten Anfängen, noch schwebt über den meisten und wichtigsten Fragen ein trübes Dämmerlicht, aber es ist das Dämmerlicht eines erwachenden Morgens, dem die volle Tageshelle über kurz oder

lang folgen muss. Schon jetzt hat sich eine Art Zusammenschiebung der prähistorischen Objecte ergeben. Während von der einen Seite die Grenzen jener Funde, welche sich direct an die historische Zeit anknüpfen, immer mehr nach rückwärts geschoben werden, nähern sich ihnen von der anderen Seite die Culturphasen der Pfahlbauten, Höhlenwohnungen u. s. w., denen man früher ein viel höheres Alter zuzuschreiben geneigt war.

Dass nun auf dem Gebiete der historisch-archäologischen Urgeschichte eine rege Thätigkeit von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft entfaltet wird, dürfte von Niemandem bestritten werden. Fehlt es uns in Deutschland auch an jener Centralisation und namentlich an jenen grossen Museen, welche die Resultate unserer nordischen und westlichen Nachbarvölker so imponirend erscheinen lassen, so dürfen wir doch mit Befriedigung auf die Arbeiten unserer Archäologen blicken. In den Sitzungsberichten der Localvereine nehmen Beschreibungen von Gräberfunden und sonstigen Ueberresten aus der Metallzeit eine so hervorragende Stellung ein, dass sich schon daraus entnehmen lässt, mit welchem Eifer man der Culturentwickelung und den Handelsbeziehungen unserer Verfahren nachzuspüren sucht. Einen ähnlichen Zweck verfolgt die in Angriff genommene Karte der prähistorischen Alterthümer. Es sind freilich bis jetzt erst ganz beschränkte Theile des grossen Territoriums der Deutschen anthropologischen Gesellschaft kartographisch zu einem gewissen Abschluss gebracht, allein es wird wenigstens da und dort rüstig weiter gearbeitet, wenn sich auch nicht leugnen lässt, dass gerade für die prähistorische Karte in manchen Gegenden Deutschlands eine regere Thätigkeit erwünscht wäre.

Ich kann diese Gruppe nicht verlassen, ohne mit einem Worte der Pfahlbauten zu gedenken, deren Zahl sich sowohl im Süden wie im Norden mehrt und deren Ausbeutung energisch gefördert wird. In dem ersten Heft einer neugegründeten Zeitschrift des Münchener Localvereines über bayerische Urgeschichte wird noch diesen Herbst eine ausführliche Monographie des Pfahlbaues an der Roseninsel im Starnberger-See von Hrn. von Schab erscheinen, und über die höchst merkwürdige, neu entdeckte Ansiedelung am Federsee bei Schussenried liegt bereits ein vorläufiger Bericht von Hrn. Frank vor, welchem wir entnehmen, dass sich in Württemberg eine Fundgrube allerersten Ranges eröffnet hat.

Wenn ich mich nun zu der ältesten Urgeschichte, deren Erforschung den Geologen und Paläontologen in erster Linie zufällt, wende, so kann ich zu meinem Bedauern hier nicht mit derselben Befriedigung auf die in Deutschland gewonnenen Resultate zurückblicken, wie dies bei anderen Richtungen der Anthropologie geschehen war. Es ist sicherlich ein ebenso drastisches als beklagenswerthes Zeichen für uns, dass ein Werk von der hervorragenden Bedeutung, wie das Boyd-Dawkins „über die Höhlen und die Ureinwohner Europas" die neueren Höhlenforschungen in Deutschland vollständig mit Stillschweigen übergehen konnte, während der Verfasser doch zugestehen muss, dass die frühesten Forschungen dieser Art gerade in Deutschland begonnen wurden. Schon Leibnitz gibt eine ausführliche Schilderung einzelner Höhlen am Rande des Harz, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Pfarrer Esper eine ausführliche Beschreibung seiner eingehenden und detaillirten Untersuchungen der fränkischen Höhlen veröffentlicht, welche Arbeit von Goldfuss, Rosenmüller, Graf Münster u. A. fortgesetzt wurde und wenigstens in paläontologischer Hinsicht zu sehr wichtigen Ergebnissen geführt hat. An anthropologische Fragen freilich dachte damals Niemand. Man beschränkte sich auf die Gewinnung der diluvialen Säugethierreste, welche zu jener Zeit das Interesse besonders fesselten. Immerhin aber verdient hervorgehoben zu werden, dass schon Esper Zweifel darüber ausspricht, ob einige in der Gailenreuther-Höhle gefundene menschliche Skelettheile „einem Druiden oder einem Antidiluvianer oder einem Erdenbürger neuerer Zeit" angehörten.

Nach Abschluss jener älteren Arbeiten in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts trat in Franken eine lange Periode des Stillstandes ein, welche auch durch die Rührigkeit, womit von anderen Nationen die „Höhlenjagd" betrieben wurde, keine Unterbrechung erlitt. Während somit das reiche fränkische Jagdgebiet vollständig brach lag, wurden wenigstens in anderen Theilen Deutschlands einige Arbeiten in dieser Richtung ausgeführt. So finden in Westphalen seit mehreren Jahren unter Leitung der Herren Virchow, v. Dechen und Schaaffhausen Ausgrabungen statt und noch bei der vorigen Generalversammlung hat uns Hr. Schaaffhausen interessante Funde aus der Martinshöhle und der Klusensteinerhöhle vorgelegt. Die bisherigen Funde menschlicher Industrie in Westphalen bestehen hauptsächlich in Thongeschirren, bearbeiteten Knochen, Feuersteingeräthen, aber auch in vereinzelten Bronzegegenständen und Glasperlen. Alle diese Dinge liegen in verschiedenen, mit zerschlagenen Knochen von noch jetzt lebenden Thieren förmlich gespickten sogenannten Culturschichten begraben. Indessen darf nicht verhehlt werden, dass einige Feuersteingeräthe auch in Schichten vorkamen, worin das Renthier, der Höhlenbär, das Mammuth und eine Reihe von ausgestorbenen und nach dem Norden zurückgedrängten diluvialen Säugethieren sich vorfanden. Leider fehlen bis jetzt aus Westphalen sichere Beweise für das Zusammenleben des Menschen mit den grossen diluvialen Thieren. Ob die Untersuchungen des Hrn. Liebe im östlichen Thüringen zu einem günstigeren Resultate geführt haben, werden wir am besten zu entscheiden in der Lage sein, wenn uns Hr. Liebe seine neuesten Funde in dieser Versammlung vorgelegt haben wird.

Unser glücklichster und erfahrenster Höhlenforscher ist Hr. Fraas. Nachdem er schon vor einigen Jahren im Hohlenfels im Achthal schwer zu bezweifelnde Belege für das frühzeitige Zusammenleben der Menschen und Höhlenbären geliefert und in den besonders zugerichteten Unterkiefern des letzteren eine bis dahin unbekannte Waffe des Urmenschen zur Anschauung gebracht hatte, verfolgte er seine Forschungen auch auf bayerischem Gebiete, wo ich im Jahre 1872 mit ihm die Räuberhöhle im Naabthale auszubeuten Gelegenheit hatte. Im verflossenen Sommer hat Hr. Fraas im Ofnet bei Utzmemmingen wichtige Funde gemacht, von denen er uns voraussichtlich noch Einiges während dieser Versammlung vorzeigen wird, und ich will darum seinen Mittheilungen über den ersten in Deutschland endeckten „Hyänenhorst" nicht weiter vorgreifen. Dass sich Hr. Fraas übrigens nicht mit seinen Erfolgen in Schwaben und Bayern begnügte, sondern auch in Syrien Höhlenuntersuchungen vornahm, werden Sie aus seinem eigenen Munde noch des Näheren erfahren.

Sie werden es begreiflich finden, dass die schönen Erfolge unseres Nachbars den Münchener anthropol. Verein gleichfalls zur Thätigkeit anspornten, da ihm ja in erster Linie die Aufgabe zufällt, die reichen anthropologischen und paläontologischen in den zahllosen bayerischen Höhlen begrabenen Schätze zu heben. Unser Mitglied Hr. Pfarrer Engelhardt, welcher schon vor vielen Jahren den kleinen Höhlen in der Nachbarschaft von Königsfeld in Oberfranken seine Aufmerksamkeit geschenkt und im vorigen Jahre in München zahlreiche interessante Fundstücke ausgestellt hatte, setzte seine früheren Untersuchungen fort und nicht ohne Erfolg. Ebenso hat ein anderes Mitglied des Münchener Vereins, Hr. Clessin aus Regensburg, in der Oberpfalz die Höhle von Breitenwinn zu untersuchen begonnen und bereits sehr günstige Resultate erzielt. Endlich habe ich noch die Ausgrabungen des Hrn. Zedler in einer Höhle bei Naukendorf zu erwähnen. Während somit an 3 ziemlich entlegenen Puncten von ganz unabhängig operirenden Beobachtern Nachforschungen angestellt wurden, bereiste ich mit Hrn. Gümbel einen grossen Theil des oberfränkischen und oberpfälzischen Jura's, wobei wir ca. 24 verschiedene Höhlen besichtigten. Nach dieser Recognoscirung liess der Münchener Verein in der Nachbarschaft von Pottenstein in Oberfranken drei Höhlen ausräumen, mit welchem Geschäfte wir unmittelbar vor der Versammlung zu Ende kamen, so dass ich erst einen ganz flüchtigen Blick auf die Ausbeute werfen konnte.

Das Hauptresultat sämmtlicher Erforschungen während dieses Sommers lässt sich dahin zusammenfassen, dass nahezu alle Höhlen im fränkischen Jura in vorhistorischer Zeit dem Menschen als Wohnung dienten. Fast überall sind zwei verschiedene Culturschichten vorhanden; eine obere, der Metallzeit angehörige, mit zahlreichen Thonscherben, Spinnwirteln, zerschlagenen Knochen, rohen Feuersteinsplittern, sowie vereinzelten Schmuckgegenständen oder Geräthen aus Eisen, Bronce und Knochen. In einer tieferen Culturschichte, welche sich übrigens nicht immer scharf von der oberen trennen lässt, liegen bearbeitete Feuersteine und zerschlagene Knochen von theilweise ausgestorbenen oder nach Norden verdrängten Thieren, wie Höhlenbär und Rennthier. Die Bearbeitung dieser Feuersteine ist in der Regel eine sehr viel vollkommenere als in der obersten Culturschichte, welche eine ganz rohe Form haben und wahrscheinlich nicht als Werkzeuge gedient haben, sondern nur zum Feuerschlagen. In der tieferen Culturschichte zeigen sie ganz bestimmte charakteristische Formen und tragen das Gepräge an sich, dass sie als Werkzeuge verwerthet wurden. Zu unterst folgt dann in den grösseren Höhlen gewöhnlich noch eine Schichte mit unverletzten Resten von diluvialen Thieren.

Es haben diese neuesten Höhlenuntersuchungen somit für Bayern drei Thatsachen sicher gestellt, einmal dass die obere Culturschichte trotz der grossen Menge roher Feuersteinsplitter der Metallzeit angehört, zweitens dass Bronze- und Eisengeräthe bei den prähistorischen Troglodyten bereits im Gebrauche standen und drittens, dass die menschlichen Ansiedelungen wenigstens in einzelnen Höhlen bis in die Zeit des Höhlenbären zurückreichen. Ich glaube nach diesen Mittheilungen nicht zu viel zu behaupten, wenn ich erkläre, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft für Höhlenforschung im verflossenen Jahre mehr gethan hat als in den meisten vorhergehenden. Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass unsere Ergebnisse an Mannigfaltigkeit und wissenschaftlicher Bedeutung noch weit hinter denen der Franzosen, Engländer und Belgier zurückstehen. Es liegt in diesem Zugeständnisse etwas beschämendes für uns, denn Deutschland wird von keinem der westlichen und nördlichen Nachbarländer an Höhlenreichthum übertroffen.

Wie sollen wir uns diese Thatsache erklären? Sollen wir annehmen, Deutschlands Urbewohner seien in der Urzeit vollkommen jener eigenthümlichen Cultur baar gewesen, welche sich in gewissen Industrieproducten, namentlich in den Darstellungen von Thierbildern kundgibt, die man in Frankreich, Belgien, England und in neuester Zeit namentlich auch in der Schweiz entdeckt hat? Bei uns ist bis jetzt nichts ähnliches aufgefunden worden; unsere Bemühungen während dieses Sommers in dem bayerisch-schwäbischen Jura haben keine Spur von solch künstlerisch ausgeführten Zeichnungen geliefert. Aber ich weiss nicht, ob wir diese Thatsache beklagen sollen, oder ob wir nicht im Gegentheil uns darüber freuen dürfen, dass wir nicht das Opfer eines infamen Betruges geworden sind, wie dies anderwärts theilweise geschehen ist.

Es hat uns Lindenschmit in einer soeben erschienenen Abhandlung den Beweis geliefert, dass eine Anzahl der berühmten Zeichnungen aus der Thayinger Höhle Fälschungen, rohe Copien aus dem Spamer'schen „Thiergarten und der Menagerie mit ihren Insassen" sind. Sie sehen hier die Abbildungen solcher Copieen und daneben das entsprechende Original. (Die betreffende Abhandlung circulirt in der Versammlung.) Auf der einen Seite haben Sie hier die Bilder, wie sie in der Höhle aufgefunden wurden, auf der andern Seite die Originale aus dem genannten Spamer'schen Buche. Dies ist z. B. der Bär von Thayingen, daneben der Spamer'sche „Schwermuthsbär"; da haben Sie den sogen. Eisfuchs von Thayingen und dabei den Reinecke „Allerwege ein Duckmäuser" aus Spamer's Kinderbuch! (Heiterkeit!) Aber selbst wenn wir uns freuen dürfen, dass derartige Betrügereien in Deutschland noch nicht versucht worden sind, so müssen wir doch auch zugestehen, dass die neueren deutschen Höhlenfunde sowohl in anthropologischer als auch in paläontologischer Hinsicht kaum eine hervorragende Bedeutung beanspruchen können. Ich möchte im Hinblick auf die grossen Opfer an Zeit, Mühe und Geld, welche in den Nachbarländern auf die Höhlenforschung verwendet wurden, diese Erscheinung dadurch erklären, dass eben in Deutschland solche Untersuchungen noch nicht mit der nöthigen Energie und dem nöthigen Aufwande von Mitteln betrieben worden sind. Darin liegt aber auch für die deutsche anthropologische Gesellschaft die dringende Mahnung, dies vernachlässigte Gebiet der Urgeschichte mit grösserem Eifer zu pflegen.

Wenn wir übrigens in Deutschland in der Höhlenforschung zurückgeblieben sind, wenn wir aus unserem geschichteten Diluvium kaum eine sichere Spur menschlicher Ueberreste oder Kunstproducte gefunden haben, so dürfte abgesehen von ungünstigeren localen Verhältnissen der Zurückhaltung, welche manche Geologen und Paläontologen gegen derartige Untersuchungen an den Tag legen, einige Schuld beizumessen sein. Ich darf diesen Vorwurf umsoeher erheben, als ich bestimmt weiss, dass er nur zu oft nicht etwa im Mangel an Interesse, sondern im Mangel an den nicht unbeträchtlichen Geldmitteln beruht, welche Forschungen dieser Art beanspruchen.

Die Rundschau über die wissenschaftliche Thätigkeit unseres Vereins im letzten Jahre ist, wie aus dem Gesagten hervorgehen dürfte, eine im Ganzen immerhin recht befriedigende. Es zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten eine Regsamkeit, welche uns hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lässt. Diese Regsamkeit lässt uns mancherlei Gebrechen und selbst den schweren Vorwurf des Dilettantismus, welcher von manchen Seiten gegen die anthropologische Gesellschaft geschleudert wird, gering achten. Die Zusammensetzung unseres Vereins, in welchem sich Vertreter der verschiedensten Wissenschaften begegnen, die gewohnt sind, wissenschaftlich zu denken und nach wissenschaftlicher Methode zu arbeiten, scheint mir die sicherste Bürgschaft dafür zu bieten, dass unsere Bestrebungen auf keine falsche Bahn gerathen. Einen Vorzug möchte ich es aber geradezu nennen, dass unsere Gesellschaft nicht ausschliesslich aus Fachmännern besteht, sondern dass an unseren Arbeiten sich jeder Gebildete noch betheiligen kann. Wenn wir hier neben Anatomen, Geologen, Paläontologen, Sprachforschern und Historikern, Männer aus den verschiedensten Berufsklassen vermengt finden, die alle mit regem Interesse unseren Verhandlungen folgen, so spricht diese Thatsache am beredtesten für die rein menschliche Seite und die grosse Tragweite der Fragen, mit denen wir uns beschäftigen. Die Anthropologie hat allerdings ihre frühesten Jugendjahre noch nicht überschritten und ist daher auch noch allerlei Kinderkrankheiten ausgesetzt; aber was ihr an Reife abgeht, das ersetzt sie durch jugendliche Frische und Empfänglichkeit. Noch sind ihre verschiedenen Richtungen nicht so vertieft und ausgearbeitet, dass nur Specialisten an ihrer Fortbildung arbeiten könnten, und das ist ja der Reiz einer jungen Wissenschaft, dass alle grossen Fragen noch offen daliegen, dass der Einzelne einen Ueberblick über das Ganze gewinnen kann und seine Leistungen in Zusammenhang mit den Bestrebungen der Gesammtheit zu bringen vermag.

Freuen wir uns darum, dass wir die Anthropologie in ihrer Jugendentwicklung begleiten dürfen, freuen wir uns, dass wir zu einer Zeit an ihrem Aufbau mitschaffen können, wo die Arbeiter noch eine gemeinsame, allen verständliche Sprache sprechen und wo der Fortgang des Baues noch von Jedem Einzelnen ohne grosse Schwierigkeiten übersehen werden kann! Und so, meine Herren, erkläre ich die VII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft für eröffnet und lade Sie ein, an den Verhandlungen eifrigst Theil zu nehmen.

Dr. Klopfleisch: Hochgeehrte Versammlung! Indem mir als localem Geschäftsführer die angenehme Pflicht obliegt, Sie hier in Jena willkommen zu heissen, bin ich besonders erfreut, constatiren zu können, dass ausser den zahlreichen Freunden des Arbeitsgebietes, das wir uns erwählt haben, auch so namhafte wissenschaftliche Vertreter desselben aus Nord und Süd hier erschienen sind.

Wohl darf ich es ferner mit Stolz aussprechen, dass unser kleines Jena stets eine ächte Freistätte der Wissenschaften gewesen ist, welche jeder Richtung das gleiche Recht gewährte, ganz unabhängig von der oft anderen Rücksichten dienenden Tagesmeinung.

So dürfen Sie, hochgeehrte Versammlung, auch versichert sein, dass Sie hier in Jena von Herzen willkommen sind, wenngleich die kleine Musenstadt im Glanze des Empfanges weit hinter

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Redigirt
von
Professor Kollmann in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.
Erscheint jeden Monat.
Nro. 10. München, Druck von R. Oldenbourg. October 1876.

Bericht über die VII. allgemeine Versammlung zu Jena am 9—12. August 1876.

(Fortsetzung von No. 9.)

Der sogen. „eiserne Bestand“ entspricht der Summe der Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern, à 25 Thalern = 75 Mark und beträgt in runder Summe 1200 M.; ein Stock, der nie angegriffen werden darf, weil aus den Zinsen dieses Capitals die Jahresbeiträge der betreffenden Mitglieder zu leisten sind. Sollte bei den lebenslänglichen Mitgliedern einer oder der andere der Herren übersehen werden sein, so bitte ich, mir dies gütigst mittheilen zu wollen, da ich aus den Papieren weiter nichts entnehmen konnte.

Ich bitte nun den statutengemässen Rechnungsausschuss zu wählen und ihrem Schatzmeister die übliche Decharge zu ertheilen.

Der Vorsitzende, Hr. **Zittel**: Der Hr. Schatzmeister hat soeben den Antrag gestellt, die Gesellschaft möge den Beschluss fassen, dass die etwa restirenden Beiträge durch Postmandat zu erheben seien. Wird kein Widerspruch erheben, so können wir den Antrag des Schatzmeisters als genehmigt betrachten.

Eine Einwendung wird nicht erhoben; der Antrag des Schatzmeisters ist angenemmen.

Für die Prüfung des Kassenberichts ist ein Rechnungsausschuss ernannt, bestehend aus den HH. Krause, v. Berries und Schwalbe.

Darauf erhielt das Wert Hr. Liebe (Gera).

Hr. **Liebe**: Verehrte Herren! Erwarten Sie von mir keinen Vortrag; es ist ja auch ein solcher nicht nöthig, da ich über die Vorkommnisse im östlichen Thüringen, im Elsterthale, jüngst erst wiederhelt im Archiv für Anthropologie Bd. IX S. 155 und anderwärts Bericht erstattet habe. Ich erlaube mir bloss einige ganz kurze Notizen zu geben behufs einer besseren Anschauung, die Sie von den hier ausgestellten Dingen mit wegnehmen sollen. Es sind das einzelne ausgewählte Stücke, welche sich in der Privatsammlung des Herrn Fabrikanten Dorn und in der fürstlichen Landessammlung befinden. Sie rühren von Fundstätten her, welche durchaus prähistorisch sind, mit Ausnahme eines einzigen Stückes und dies ist nur zweifelhaft. Ich erwähne zuerst die Gegenstände aus dem Grabe auf dem Colliser-Berge, welche mit denen von Braunshain übereinstimmen. Sie bestehen nur aus Steingeräthen und zwar ebensowohl polirten als roh behauenen; sie stimmen ferner darin überein, dass die Thonwaaren nur geradlinige Schnureindrücke tragen. Verschieden sind sie insoferne, als die Braunshainer Hügel auf dem rohen, nicht bearbeiteten Boden aufgeschüttet wurden. Auf dem Rasen unter Asche und Kohlen ohne eine bestimmte Ordnung sind die Urnen aufgestellt; weder als Grundlage, noch als Umfriedigung, noch als Deckung sind Steine benützt worden. Es ward nur rings um die Urnen und Aschenhaufen die Erde aufgegraben und entstand so eine Art Wall, innerhalb dessen der Tumulus aufgehäuft wurde. Auf dem Colliserberge hingegen war in dem Grabe eine Pflasterung hergestellt. Grosse Bruchsteine und zwischen ihnen kleinere Steine bildeten eine ziemlich ebene Pflasterung. Eine circa meterhohe Mauer, roh aus denselben Bruchsteinen, die in unmittelbarer Nähe zu Tage

liegen, bildete die Umwallung. Entlang der inneren Wand standen nun die Urnen. Neben dieser Urne lag auch noch eine unversehrte flache Schale mit 5 Füsschen und ein kleineres Gefäss, welches durchaus die Form und Grösse einer Tasse hat. Zwischen den Urnen des Colliserberges lagen 4 Skelete; die Schädel sind dolichocephal. Die Skelete zeichnen sich durch bedeutende Grösse aus. Zu den Knochen und Thonscherben kommen noch polirte Aexte und Keile aus Grünstein, einige geschlagene Feuersteinsachen und noch ein bearbeitetes Hirschhorn, offenbar zur Aufnahme eines Stiels bestimmt. Von anderen Dingen ist noch ein Schneidezahn vom Biber erwähnenswerth. In Gräbern auf dem Hainberg bei Gera finden sich glasirte Urnen, ferner Bronzesachen, aber in unmittelbarer Nachbarschaft von roh bearbeiteten Feuersteinen, welche nicht zufällig dahin gelangt sein können, da dort weit und breit keine diluvialen Geschiebe liegen.

Aeltern Ursprungs sind die vorliegenden Objecte aus dem Pfaffenberge bei Oppurg unweit Neustadt, vorzugsweise aber die aus der Lindenthaler Hyänenhöhle, wie ich sie in einer früheren Publication benannt habe. Für die Frage, ob in so früher Zeit im östlichen Thüringen Menschen zusammen mit Hyänen, Elephanten und Tigern existirt haben, fällt in's Gewicht, dass von den Röhrenknochen eine überwiegende Mehrzahl zerschlagen ist, und zwar theils quer, theils der Länge nach; ferner die Glättung der Knochen, die sehr häufig nur an dem einen Ende des Knochens und nicht auch an dem anderen zu sehen ist und sich gewöhnlich am Bruchende und nicht am Gelenkende vorfindet; hier ist sie sehr selten und dann immer sehr schwach. Diese Erscheinung lässt sich durch Fusstritte der Thiere nicht erklären (Buckland). Wir müssten annehmen, dass ein solcher Knochen mit einem Ende in den Grus auf dem Boden der Höhle eingebettet war und noch mit dem anderen Ende herausgeragt hat, und so immer nur das Bruchende und nicht das Gelenkende es gewesen sein sollte, welches frei gelegen ist. Erinnern Sie sich dabei, dass die Indianer mit abgebrochenen Röhrenknochen die Felle walken.

Für die Anwesenheit des Menschen sprechen endlich die Feuersteine. Diese sind sammt und sonders Splitter. Ich muss hier auf einen Umstand hinweisen, auf den ich in der erwähnten Publication nicht aufmerksam gemacht habe. Der Dolomitgrus, der die Höhle ausfüllt, enthält wohl kleine Geschiebe, aber durchaus keine nordischen Geschiebe, namentlich durchaus keine Feuerstein-Knollen. Die Mehrzahl der Feuersteinsplitter zeigt entschiedene Bearbeitung. Eine spätere Einschleppung der Feuersteinsplitter in die Hyänenhöhle bleibt ausgeschlossen aus Gründen, die schon früher auseinandergesetzt wurden. Bei dieser Gelegenheit mache ich auch auf Knochen aufmerksam, an welchen sehr deutlich die Arbeit der Schneckenzungen zu erkennen ist. Dieser Nachweis scheint mir nicht unwichtig: sehr leicht können solche Gruben zu Täuschungen führen und ich bin noch nicht sicher, ob nicht das vorliegende, in der Gestalt vollständig einer schönen Feuersteinpfeilspitze gleichende Stück aus Hirschhorn durch die Schnecken mitbearbeitet worden ist. Ich habe auf Veranlassung Hrn. Virchow's durch Versuche nochmals die eigenthümliche Arbeit der Schnecken constatirt, nachdem ich sie schon früher einmal beobachtet hatte. Wenn ein Geweihstück ungefähr ¼ Jahr in der Erde oder auch, was noch besser ist, unter feuchtem Laub gelegen hat, und es begegnen diesem Stücke gewisse Arten von Schnecken, namentlich die kleinen Zonites-Arten, so nagen diese ganz schöne, rundliche Gruben darin aus. Die Gruben erweitern sich oft nach innen, weil die Substanz der Knochen nach innen weicher ist.

Hr. Zittel: Meine Herren! Es ist für die heutige Tagesordnung noch Hr. Johannes Ranke vorgemerkt; bei der vorgerückten Zeit werden wir diesen Vortrag auf morgen verschieben.

(Schluss der Sitzung 2 Uhr.)

Zweite Sitzung.

Tagesordnung: Hr. J. Ranke: Niedere Rassenmerkmale an bayerischen Schädeln.*) Hr. Virchow: Berichterstattung über die statistischen Erhebungen bezüglich der Farbe der Augen, der Haare und der Haut. Debatte über Germanen und Friesen (von Hölder, Kollmann, Heyn, Mehlis, Virchow, Theobald). Zur Keltenfrage: (HH. Mehlis und Sievers).

Hr. Virchow: Hochverehrte Anwesende! Sie gestatten vielleicht, dass ich heute für meinen Bericht über die statistischen Erhebungen in den Schulen eine etwas breitere Unterlage wähle. Einerseits möchte ich als Entschuldigungsgrund dafür aufstellen, dass wir uns dem Ende dieser Untersuchungen nähern und dass, je näher wir ihm kommen, auch der Blick immer weiter wird und wir immer mehr die allgemeinen Gesichtspunkte aufsuchen dürfen; andererseits halte ich eine weitere Darlegung desshalb für nothwendig, weil ich gestern schon in der Lage war, zu constatiren, dass selbst unser Hr. Generalsecretär den Gesichtspunkt, der mich geleitet hat, als ich die Aufmerksamkeit des Vereins auf diese Art der Untersuchungen lenkte, einigermassen missverstanden hat. Sie wissen, wir sind auf diese Untersuchung gekommen in Folge sehr weitgehender Differenzen, welche sich in Bezug auf die Völkergeschichte Europa's überhaupt ergaben. Was wir durch diese Untersuchungen bezweckten, war, die Grundlagen zu finden für eine erste Umschau auf unserem engeren deutschen Gebiete in Bezug auf Fragen, welche allerdings weit über die Grenzen unseres Vaterlands hinausreichen, ja welche zum Theil weit in die Geschichte der Menschheit zurückgreifen. Wir haben den deutschen Lehrern, als wir sie zur Mitwirkung aufforderten — wenigstens in Preussen haben wir das gethan, nachdem die erste Erfahrung die Nothwendigkeit ergeben hatte, ein wenig mehr die Bedeutung dieser Fragen klarzulegen, — offen gesagt, dass sie zu einer grossen, für die allgemeine Geschichte der Menschenentwicklung nach unserer Auffassung bedeutungsvollen Arbeit aufgerufen würden. Wenn ich heute den zahlreichen Männern, die im Lehrerstande thätig sind, unseren besten Dank für die grosse, von ihnen aufgewendete Sorgfalt und Thätigkeit, eine Thätigkeit, die in dieser Weise noch auf keinem Gebiete geleistet worden ist, ausspreche, so darf ich das umsomehr, als für die verschiedensten Bezirke des Vaterlandes die überall in der Statistik selbst gegebene Controle ergeben hat, dass, so schwierig zum Theil die Fragen waren, die wir an die Lehrer richteten, sie überall mit Ernst in Angriff genommen und beantwortet worden sind. Die Gleichartigkeit der Resultate beweist, dass es sich hier nicht um Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten der Einzelnen handelt, sondern dass im Wesentlichen Jedermann seine Pflicht gethan hat.

Wie im vorigen Jahre Hr. Mayr, der Chef des kgl. bayer. statistischen Bureau's in München, mit einer gewissen Befriedigung auf das Ergebniss der Erhebungen in Bayern zurückblicken konnte, so können wir jetzt mit einem noch grösseren Gefühle der Befriedigung auf die Arbeit zurückblicken, die wir hinter uns haben, und als deren Ergebniss ich Ihnen zunächst eine Reihe von cartographischen Darstellungen vorführe. Sie sehen schon aus der Anlage, welche Ihnen hier vorgeführt wird, dass wir allmählich dahin kommen, das ganze deutsche Reich mit unseren Untersuchungen zu umspannen. Ich werde alsbald die Lücken bezeichnen, die im Augenblicke noch bestehen. Nur scheint es mir gerade in dem Augenblick, wo wir diese Betrachtung beginnen, nothwendig, noch einmal auf den Anfang unserer Erörterung zurückzugreifen.

Es waren hauptsächlich zwei Gesichtspunkte, welche in der wissenschaftlichen Bewegung der letzten Decennien in den Vordergrund getreten waren, die es der Deutschen anthropologischen Gesellschaft als eine wichtige Aufgabe erscheinen liessen, sich an diese Untersuchungen zu machen.

Der eine war der rein craniologische. Es handelte sich um die Entscheidung der Frage von den Lang- und Kurzschädeln, oder wenn wir noch die dritte Kategorie des Hrn. v. Hölder mit seiner Terminologie hinzufügen, der Frage von den 3 grossen Gruppen, die er als germanische, turanische und sarmatische bezeichnet. — Damals, als wir anfingen, stand die Frage ein wenig anders, nicht nur desshalb, weil die neue Gruppe der sarmatisch-slavischen Elemente noch nicht auf den Kampfplatz getreten war, sondern noch mehr desshalb, weil die Kurzschädel zum grossen Theil noch mit unter der allgemeinen Bezeichnung der mongolischen oder mongoloiden Rasse, wie die westlichen Ethnologen sagen, zusammengefasst wurden. Die Vorstellung, dass die Dolichocephalie eine wesentlich indogermanische, die Brachycephalie eine wesentlich mongolische Eigenschaft sei und dass man in der jetzigen europäischen Bevölkerung das Gemisch dieser beiden Urtypen vor sich habe, welches im Wesentlichen so aufzufassen, wäre als sei eine ursprünglich mongolische Grundbevölkerung dem Einbruche der langköpfigen germanischen und vielleicht sogar keltischen Rasse unterlegen, — diese Vorstellung hatte mehr und mehr um sich gegriffen.

*) Hr. J. Ranke verzichtet auf die Veröffentlichung seines Vortrages in diesen Blättern, weil die betreffenden Beobachtungen an einer anderen Stelle ausführlicher mitgetheilt werden sollen. Die Correcturen der stenographischen Reinschrift sind von einem der Redner, Hrn. Theobald, leider zu spät eingelaufen, und konnten nicht mehr in den Bericht eingefügt werden. D. R.

Es war die Zeit, als namentlich in Frankreich in immer grösserer Ausdehnung die Höhlen untersucht wurden, jene glanzvolle Periode der französischen Anthropologie, auf welche gestern schon unser Hr. Vorsitzende mit Recht hingewiesen hat. Leider sind die deutschen Höhlen in anthropologischer Beziehung ebenso unfruchtbar gewesen, wie in archäologischer; sie wollten keine Schädel liefern, und wir sind in der That in dieser Beziehung stark im Hintertreffen. Als man in den Höhlen von Belgien und Frankreich brachycephale Schädel fand, so glaubte man ganz sicher zu sein, dass der Nachweis geliefert sei, dass mindestens, als die Eiszeit zu Ende ging, auch im Süden Europa's Lappen oder irgend ein der borealen Zone angehöriges Volk existirt habe und dass dieses erst allmälig zurückgedrängt worden sei durch eine spätere Einwanderung. Ich darf jedoch in dieser Beziehung wohl noch einmal daran erinnern, dass auch die Höhlenfunde insoferne eine neue Schwierigkeit schufen, als der älteste Höhlenfund, den wir wenigstens im Norden haben, keine Brachycephalen, sondern Dolichocephalen geliefert hat. Der berühmte und in Beziehung auf sein Alter einzig dastehende Schädel von Engis, gleichwie der dazu gehörige Kinderschädel, der ihn bestätigt, ist so exquisit dolichocephal, dass, wenn man sich für berechtigt ansehen könnte, craniologische Gruppen bloss auf Grund der Schädelformen zu bilden, der Engisschädel unzweifelhaft ein urgermanischer sein würde, und der Nachweis geführt wäre, dass schon vor der ersten mongolischen Einwanderung eine germanische Bevölkerung an der Maas gesessen habe. Man könnte dann weiter annehmen, dass erst nachher die Germanen wieder aufgestanden sind und die Mongolen aus dem Felde geschlagen haben, — eine Meinung, von der ich privatim schon Manches gehört habe. Es ist übrigens der Engisschädel nicht allein, sondern es gibt ausserdem eine ganze Gruppe von Schädeln aus Südfrankreich, welche dem dolichocephalen Höhlentypus angehören. Diese Erfahrung ist insoferne von Interesse, als sie uns erinnert, dass es zuweilen seine Bedenken hat, blos nach den Indices ethnologische Gruppen zu bilden.

Die Frage der Schädelformen haben wir direct in Angriff zu nehmen gesucht, und wir werden noch in der Lage sein, bei dem folgenden Punkte der Tagesordnung speciell darauf zurückzukommen. Der Vortrag des Hrn. J. Ranke wird Ihnen indess dargethan haben, welch' grosse Anstrengungen es macht, innerhalb eines beschränkten Gebietes eine so grosse Zahl von Schädeln zur Beobachtung zu erhalten, dass man danach über die craniologische Qualität der Bevölkerung ein sicheres Urtheil fällen kann. Hr. Ranke ist durch confessionelle Verhältnisse ausgezeichnet bevorzugt worden; er hat glücklicherweise noch die letzten Rückstände jener kirchlichen Methode gefunden, welche Beinhäuser errichtete und füllte. Allein in den meisten Theilen von Deutschland sind die Beinhäuser schon längst beseitigt; selbst in Ober- und Niederbayern beginnen sie zu verschwinden und es ist insoferne besonders dankenswerth, dass Herr Ranke sich im letzten Stadium daran gemacht hat, zu retten, was zu retten war. Aber ich kann versichern, dass es die äussersten Schwierigkeiten macht, in den anderen Theilen von Deutschland auch nur ein sehr mässiges Material von sicheren Schädeln aus solchen Localitäten zusammen zu bringen, welche einigermassen von den grossen Centren der Bewegung abgelegen sind. Unsere anatomischen Sammlungen leiden alle an diesem Mangel und zwar, wie ich offen aussprechen muss, zum Theil aus Schuld ihrer Vorstände. Sie würden alle in der Lage sein, das erforderliche Material darbieten zu können, wenn es überall möglich wäre, die Anatomen vom Fach in dem Maasse für die Aufgaben der Anthropologie zu begeistern, wie es wünschenswerth ist. Allein Sie können an diesem Beispiele sehen, wie schwierig es ist, selbst in Fragen, die scheinbar unmittelbar das Interesse bestimmter Fachgelehrten erregen sollten, die Schranken der Fachwissenschaft zu durchbrechen. Unser deutscher Normal-Anatom ist merkwürdigerweise kein Anthropolog, obwohl er auch kein Zoolog ist; er ist nichts weiter als reiner Anatom, für ihn existiren die Schranken der Nationalität nicht, aber er kennt dafür auch nicht die besonderen Eigenschaften, welche die einzelne Nationalität bietet. Es wird noch starker Einwirkungen bedürfen, um erst wieder die deutsche Normal-Anatomie dahin zu bringen, dass sie nicht blos normale Anatomie an sich, sondern auch normale Anatomie der einzelnen wirklichen Bevölkerungen sei. Es wird sodann noch ein weiteres Stadium zu überwinden sein, nemlich das der Anatomie der Individuen. Dazu gehört noch eine neue Phase der Entwickelung.

Ich muss indessen bekennen, dass ich die Besorgniss habe, dass wir das wohl kaum noch erleben werden. Dagegen bilde ich mir ein, dass es der Gewalt der modernen anthropologischen Bewegung gelingen wird, die banalen Schranken der gegenwärtigen Normalanatomie zu durchbrechen. Es ist jedoch Thatsache, dass, wenn man in anatomische Museen kommt, man selten sieht, was man sehen möchte. Ich habe z. B. eben Untersuchungen über die Friesenschädel vor und bin besonders nach Kiel gefahren, weil ich dort Schädel von Nordfriesen zu finden hoffte; ich fand dort allerdings viele Schädel, welche fast sämmtlich in der Kieler Anatomie hergestellt worden sind, aber es waren Schädel „an sich“; über ihre Herkunft und sonstige Geschichte war nichts bekannt, und ob irgend einer davon ein wirklicher Friesenschädel war, das zu sagen, war Niemand im Stande. Es ist das eine sehr beklagenswerthe Erscheinung, die ich endlich einmal hier zur Sprache bringen muss. Sie werden zugestehen, dass man zuletzt zu einem Verzweiflungsakt greifen muss, wenn man vorwärts kommen will.

gegenwärtigt. Allerlei Hinterländler kamen von einem Urstock, der weit hinten sass, und immer wieder neue Schaaren aussendete. Zu diesen gehören die Alemannen so gut wie die Franken und, wie ich denke, auch die Sachsen, obwohl diese hie und da starke Mischungen mit friesischen Völkern aufzuweisen haben. Der suevische Stoss geht gegen den Oberrhein, der fränkische gegen den Mittel- und Niederrhein; was die Sachsen nachher thaten, ist eigentlich nur eine Verstärkung der fränkischen Bewegung. Am Rhein treten sie uns zunächst entgegen und da hat sie Hr. Lindenschmit gefangen genommen. Da hat er ihre Schädel erfasst und sie durch Hrn. Ecker messen lassen.

Nun möchte ich darauf aufmerksam machen, dass es doch unzweifelhaft ist, dass schon, ehe die Sueven kamen und ehe die Franken sich zusammenthaten, eine grosse Reihe von germanischen Stämmen da war, die nicht ganz in die nachherige Bewegung aufgenommen worden sind, wenn gleich manche von ihnen annectirt sein mögen. Indessen ist es eine keineswegs sichere Präsumtion, dass die sämmtlichen Stämme, die wir vor dem fränkischen Stosse längs des Mittel- und Niederrheins kennen lernen, vollständig mit dem übereinstimmten, was wir nachher als fränkischen Typus finden. Ein grosser Theil dieser Stämme ist in die Mischung aufgenommen; viele verschwinden vollständig, aber ich halte es einfach nicht für möglich, zu behaupten: Alles, was verschwunden ist, ist absolut identisch mit allem Anderen gewesen, was in die Vereinigung einging. Da waren z. B. die Amsivarier, ein Volk, welches an der Mittel-Ems wohnte und ganz besonders von den Chatten und Friesen unterschieden wird; dieses Volk verschwindet faktisch von dem Boden. Die Amsivarier waren bekanntlich diejenigen, welche zur Zeit der Cheruskerkriege, namentlich des Varuskrieges, als Verräther erschienen und die nachher, von allen andern Stämmen gehetzt, flüchtig hin- und herzogen, bis sie nach dem directen Zeugnisse römischer Autoren vernichtet waren. Ich kann Ihnen zeigen, dass wir jetzt noch eine ethnologische Insel nachweisen können, welche ungefähr dem Lande der Amsivarier entspricht. Es ist diejenige, welche sonderbarer Weise durch die schwarze Perle von Meppen vertreten wird,

(Heiterkeit)

und die wir auf unserer Karte hier als anders gefärbt demonstriren können. Sind dies nun noch Reste der Amsivarier? oder sind sie es nicht? Sind es Reste, dann müssen die Amsivarier anders gewesen sein, wie die andern germanischen Stämme. Ich kann es nicht beurtheilen, allein es ist eine offene Frage, und Sie werden sich dieser Art von Fragestellung nicht entziehen können. Sie sagen: Weil ich nachweisen kann, dass die Sueven und Franken gewisse Eigenthümlichkeiten gehabt haben, so müssen auch alle anderen Germanen so gewesen sein. Darauf erwidere ich: Wenn ich beweisen kann, dass die Friesen nicht so sind, so habe ich zugleich den Beweis geliefert, dass die Erfahrung der Sueven und Franken nicht einfach generalisirt werden kann. Ja, meine Herren, genau so hat man bei den Finnen argumentirt. Weil man die Lappen kannte, und weil dieselben krummbeinig sind und klein und schwächlich und schmutzig, so dass ihre Farbe manchmal wie condensirte Mistjauche erscheint,

(Heiterkeit.)

darum hatte man geglaubt, müssten auch die Esthen und Finnen so ausschauen. Das ist eine falsche, eine nicht naturwissenschaftliche Methode der Interpretation. Die Herren mögen verzeihen, ich kann mich der Auffassung nicht anschliessen, dass eine Beweisführung, die für einen Punkt richtig ist, auch für alle anderen Punkte gelten muss. Ich führe dem gegenüber an, und ich bitte Sie sich dessen zu erinnern, dass die besten römischen Autoren der allerfrühesten Zeit die Germanen schon classificiren. Ist es denn gleichgiltig, wenn sie uns sagen: das sind Hermionen, das sind Ingävonen, das sind Istävonen? wenn sie uns ganz deutlich von weit her gezogene Striche durch Deutschland legen und sagen, diese Völker sind Ingävonen und diese sind Hermionen? und wenn sie bis zuletzt diesen Gegensatz aufrecht erhalten? Am südlichen Ufer der Zuydersee, wo nie Friesen gewohnt haben, in der Betuwe und in Gelderland, finden wir die Bataver, die Chattuarier und Usipeter, lauter Völker, die nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Autoren Hermionen waren, und von den Friesen ihrer Abkunft nach sich unterschieden. Warum sollen diese Stämme nicht damals schon so verschieden gewesen sein, wie heutzutage die Esthen und die Finnen, die Finnen und die Lappen verschieden sind? und warum sollen sie nicht doch germanisch gewesen sein? Ja, meine Herren, Sie werden doch nicht das grosse Zeugniss der Linguistik abweisen können. Ich will nicht sagen, man müsse desshalb, weil Jemand deutsch spricht, ihn sofort als Germanen anerkennen, aber wenn Sie in die Urzeit zurückgehen, da wo die Völker auf dem Schauplatze der Weltgeschichte erscheinen, und wenn Sie finden, dass sie sich durch ihre Muttersprache als Verwandte einer Reihe von anderen Völkern documentiren, da können Sie keinen Stamm ausschliessen und sagen, ach, da sitzen ja schon Sarmaten oder Turanier darin? Selbst wenn diese wirklich darin sässen, so könnten Sie doch nicht behaupten, sie seien keine Germanen. Wenn etwa jemand käme und behauptete, gerade in den Urgermanen stecke ein fremdartiges Element, es seien die Esthen, die blonden Esthen, deren Blut sich geltend mache in den Germanen, wäre dann diese Auffassung an sich unzulässig? Wenn alle erobernden germanischen Stämme aus der grossen Völkerecke kommen, die sich von der Weichsel bis über die Elbe her erstreckt, wenn wir selbst die Sueven und Gothen dahin zurückführen können, wäre es nicht möglich, dass die blonde Complexion von den Finnen herstammte, und dass, während man bis

dahin glaubte, die Braunen wären Finnen, eigentlich die Blonden Finnen waren? Man kann alle diese Dinge umkehren und dem Gegner immer wieder den umgedrehten Spiess entgegenhalten. So liegt die Sache in der That, und man darf sich da doch nicht die Augen verschliessen. Ich kann die Fragestellung auch so machen: Sind nicht die Blonden eigentlich Esthen? Die Verneiner dieser Frage hätten erst nachzuweisen, dass die Aestyer keinen entscheidenden Einfluss auf die Formation germanischer Stämme vor der Zeit der Eroberungen gehabt haben. Vielleicht waren die Urgermanen viel mehr brachycephal, als man annimmt; vielleicht entspricht das, was wir in Friesland finden, viel mehr dem urgermanischen Typus, als Sie meinen, und vielleicht gibt es sogar in anderen Theilen von Deutschland eine germanische Vorbevölkerung, die schon vor den Sueven und Franken da war und die trotzdem schon als germanisch zu erachten ist.

Verzeihen Sie die Lebhaftigkeit, in die ich hineinkomme; sie ist dadurch bedingt, dass ich gewohnt bin, jeder Sache unmittelbar auf den Leib zu rücken. Hr. v. Hölder erklärt zu wiederholten Malen mit besonderer Betonung, er sei kein Namenbilder. Ich muss leider bekennen, ich bin einer, und zwar nicht aus angeborner Disposition; im Gegentheile, ich war einmal in meinem Leben sehr schüchtern und hätte mir eher einen Finger abgebissen, als dass ich ein neues Wort gebildet hätte. Ich kann mich darauf beziehen, dass ich einige Untersuchungen, die man heutigen Tags nicht für ganz verloren hält, gemacht habe, die Jahrelang nur zu Confusionen Veranlassung gegeben haben, bis ich mich entschloss, neue Namen zu machen; von dem Augenblicke an ging die Sache glatt, und es sind diese Namen die Grundlage der allgemeinen wissenschaftlichen Verständigung geworden. So scheint es mir auch, dass es unmöglich ist, eine Craniologie ohne neue Namen zu machen. Wir kommen sonst immer wieder in Präjudize hinein. Wir haben nur die Möglichkeit, objectiv zu arbeiten, wenn wir den Dingen ganz bestimmte und zwar präjudizlose Namen geben. Ich habe z. B. in Uebereinstimmung mit Hrn. Spengel gefunden, und dafür zu meiner Freude gegenwärtig auch eine Bestätigung durch Hrn. Sasse, jenen holländischen Forscher, der die Westfriesen zum Gegenstande seiner besonderen Untersuchung gemacht hat, erhalten, dass der Friesenschädel wesentlich niedrig ist. Er ist meiner Meinung nach nicht dolichocephal, aber auch nicht wesentlich brachycephal, sondern überwiegend mesocephal, jedoch mit einer gewissen Neigung zur Brachycephalie. Aber darauf lege ich nicht den entscheidenden Werth, sondern darauf, dass er niedrig ist. Ich verwerfe also den Grundgedanken der bisherigen Auffassung, dass das Verhältniss von Länge und Breite überall entscheidend sei. Ich behaupte, das ist eine einseitige Betrachtung, die man nicht auf die Dauer als grundentscheidend zwischen den Völkerstämmen festhalten kann. Die Höhenverhältnisse des Schädels sind meiner Meinung nach für viele, allerdings nicht für alle Fälle, so sehr maassgebend, dass wir uns der Erörterung derselben nicht entziehen können. Wenn ich nun eine Gruppe von Schädeln finde, welche hervorragend niedrig sind, dann gebe ich ihr einen neuen Namen, und wenn ich diesen Namen aus dem Griechischen hernehme, so geschieht es, weil die ganze Schädel-Terminologie einmal griechisch ist. So bin ich auch zu dem Worte „chamaecephal“ gekommen.

(Der Redner zeigt lithographische Blätter, welche Schädel von den Inseln der Zuydersee darstellen und zugleich Specimina der Progenie in dem Sinne darbieten, wie er sie gestern erörtert hat.)

Da haben Sie mein Glaubensbekenntniss. Es geht dahin, dass ich die Möglichkeit anerkenne, dass in der That die uns von den ersten römischen Schriftstellern überlieferte Eintheilung der germanischen Stämme in drei grössere gentilicische Gruppen eine auch physisch berechtigte ist, und dass sie vielleicht auf das verschiedene Alter der eingewanderten Stämme hinweist. Dabei bleibt die Möglichkeit der Mischung mit einer noch älteren und nicht germanischen Vorbevölkerung offen. Von einem reinen germanischen Stamme spreche ich gar nicht. Welcher Stamm rein ist, wage ich so wenig für die Germanen zu sagen, wie für die Finnen. Mir liegt nur daran, für jeden Stamm seine besonderen Merkmale festzustellen, denn ich behaupte, man kann nicht rückwärts aus blossen physischen Merkmalen die Abstammung ermitteln.

Nach dieser Erörterung gehe ich auf meinen eigentlichen Bericht über. Ich habe zunächst zu constatiren, dass gegenwärtig die Zählung in dem grössten Theile des deutschen Reiches vollendet ist. Zu unserem Schmerze fehlen allerdings noch einige deutsche Länder und es ist einigermassen bezeichnend, dass wir uns auf dem Boden eines solchen Landes befinden; Sachsen-Weimar hat ebensowenig gezählt, wie Sachsen-Altenburg, wie Sachsen-Coburg-Gotha,

(Ruf: Gotha hat gezählt und zählt noch!)

wie Anhalt,*) beide Schwarzburg, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Hamburg und Lübeck. Wir haben jedoch so sehr die Ueberzeugung von der baldigen Vollendung, dass der Vorstand beschlossen hat, mit der Publication der Karten noch zu warten, bis die genannten Länder nachgekommen sein werden. Zuletzt haben die Zählungen stattgefunden im Königreich Sachsen und Württemberg. Von Württemberg hat Hr. Fraas schon

*) Anhalt und Oldenburg haben die Zählung seither vollendet, und die statistischen Tabellen sind eingelaufen, was wir hiermit freudigst constatiren.
Anmerk. d. R.

die allgemeinen Resultate der Erhebuogen in kartographischer Form übergehen; es liegt zugleich ein Bericht vor über die Zählung, so dass wenigstens gewisse Resultate übersehen werden können. Ich habe mich persönlich nach Sachsen gewendet, um auch von dort die Resultate zu bekommen, sie sind bis jetzt nicht eingegangen. Der Gegenstand wird daher der nächstjährigen Berichterstattung vorbehalten bleiben müssen. Immerhin ist die Schuljugend in dem grössten Theile von Deutschland gegenwärtig gezählt.

Meine Vorbereitungen für die Berichterstattung beziehen sich demnach auf dasjenige Material, welches mit Ausnahme der nicht gezählten Territorien und von Sachsen und Württemberg vorhanden war. Der grösste Theil desselben ist durch das königlich preussische statistische Bureau unter specieller Aufsicht des Hrn. Dr. Guttstadt bearbeitet worden. Die Zählung erstreckt sich auf 5,619,728 Individuen, von denen der grösste Theil auf das Königreich Preussen fällt, welches allein mit einer Summe von 4,127,766 Individuen betheiligt ist. Es sind das recht respectable Zahlen und mancher Fehler corrigirt sich in diesen Summen. Nun hat, wie schon gestern in dem Präsidialberichte in Erinnerung gebracht worden ist, die kartographische Betrachtung für das Verständniss dieser Verhältnisse eine hervorragende Bedeutung: sie bringt das zur unmittelbaren Anschauung, was die Zahlen enthalten. Die bayerische Kartographie liegt in dem Berichte des Hrn. Mayr vor; sie ist bekanntlich in der Weise ausgeführt worden (wie übrigens auch die württembergische, die sich ihr anschliesst), dass man aus der Gesammtheit der Zählungen die hellen Haare, die hellen Augen und die helle Haut herausgenommen hat, wobei als „helle" Augen die blauen und die grauen zusammen genommen sind. Ich habe schon im vorigen Jahre meine Bedenken ausgesprochen über diese Zerlegung des Materials, wobei jedes Individuum gleichsam in drei Theile zerschnitten und mit Theilen anderer Individuen zusammengelegt wird, wobei ein Theil von ihnen in diese, ein anderer in eine ganz andere Verbindung gebracht wird, dasselbe Individuum also in ganz differenten Kategorien erscheint. Je mehr ich mich mit der Sache beschäftigte, um so lebhafter ist bei mir der Wunsch geworden, ob es nicht möglich sein sollte, unsere ursprünglichen Kategorien, wenn auch nicht in der vollen Ausdehnung, in der sie aufgestellt worden sind, — bekanntlich waren es ihrer 11 — so doch in ihren Hauptheilen zur Anschauung zu bringen. Wir haben dem Schullehrer nicht gesagt, zähle, wie viele blonde Haare oder Köpfe hast du in deiner Schule, sondern zähle, wie viel Schüler, welche zugleich blondhaarig, blauäugig und weisshäutig sind, du hast, wie viele Individuen vereinigen diese Merkmale. Wir bekamen auf diese Weise nach unserer Auffassung eine gewisse Zahl reiner Typen. Finden wir alle die Merkmale, welche schon die Alten uns geschildert haben, blond, blauäugig und weiss, so können wir annehmen, wir hätten den Germanen, wie er im Buche steht. Finden wir dagegen ein braunes und zugleich braunäugiges und braunhaariges Individuum, so wollen wir das in eine besondere Gruppe stellen. Wenn wir nun aber ein blondhaariges, braunäugiges und hellhäutiges oder ein braunhaariges, blauäugiges und hellhäutiges Individuum finden, so muss das allerdings von diesem Standpukte aus von gemischter Herkunft sein. Schneide ich ihm aber seine beziehentlich blonden oder braunen Haare ab und vereinige ich sie mit den blonden oder braunen Haaren der anderen Individuen, so lässt sich nicht wohl herausbringen, wie viele in der Bevölkerung mit dem präsumirten reinen Blute überhaupt existiren. Das ist ungefähr so, wie wenn ich mehrere Bäche über eine Wiese gehen lasse, und nachher da, wo sie vereinigt abfliessen, die Menge des Wassers feststelle; hier kann ich wohl sehen, wie viel Wasser überhaupt die Wiese passirte, aber ich kann nicht mehr wissen, wie viel von der einen Seite Wasser kam und wie viel von der anderen. Ich habe daher geglaubt, es lohne sich der Mühe, den Versuch zu machen, die reineren Kategorien darzustellen, und diesen Versuch sehen Sie auf meinen Karten. Diese fünf colorirten Karten von Deutschland sind nach meiner Anweisung durch die geographisch-lithographische Anstalt von Korbgewelt hergestellt worden. Ich denke, bis in die fernsten Theile des Saales werden Sie sehen, dass System darin steckt. Wenn sich einer hinsetzte und sich überlegte, wie eine gute ethnographische Karte wohl sein könnte, so würde er vielleicht auf eine solche Vertheilung kommen. Da ist erstlich ein ganz genügender Parallelismus und zweitens noch hinreichend viel Individualismus und Partikularismus.

Ich kann nicht sagen, dass die daneben hängenden württembergischen Karten, deren fleissige Bearbeitung ich willig anerkenne, einen entsprechenden Eindruck machen. Ich habe schon Hrn. Dr. Mayr gegenüber gesagt, dass ich es für psychologisch falsch halte, wenn eine Scala von Farben für die Darstellung der Statistik gewählt wird, welche von Dunkelroth anfängt und bis zum hellsten Roth geht, dann an das Hellrothe das Dunkelgrün ansetzt und wieder bis zum Hellgrün geht. Es ist psychologisch unmöglich, dass sich Jemand vorstellen könnte, das Dunkelgrün sei eine Fortsetzung des Hellroth; das ist ja vielmehr der grösste Gegensatz. Die Statistiker sagen wohl, man muss nur sehen lernen. Aber das Sehen wird dann ein künstliches. Ich habe daher versucht, die ganze Scala einer Kategorie nur mit den Nuancirungen einer Farbe zu gehen, so dass jede Karte einer einzigen optischen Reihe angehört und dass die Uebergänge so allmähliche sind, wie in der Natur. Ich denke, dass diese Methode besser ist, als die andere.

Ich will nun zunächst kurz die Kategorien angeben, welche ich habe darstellen lassen. Die erste Karte stellt dar, wie in Deutschland die reinen,

wir wollen sagen, die classischen Germanen vertheilt sind: blondhaarig, blauäugig und hellhäutig zusammen. Die zweite Karte zeigt, wie der reine braune Typus *ohne alle Mischung* sich darstellt. Nächst dem habe ich, zur Controle der Mischverhältnisse, die Haare und die Augen für sich darstellen lassen. Auf der dritten Karte ist das Verhältniss dargestellt, in welchem die *Haarfarbe* vorkommt und zwar in der Weise, dass nachgewiesen ist, wie viele Procent brauner Haare auf 100 blonde kommen. Auf der vierten ist dasselbe für die *Augen* geschehen, nemlich wie viele Procent brauner Augen auf 100 blaue in den einzelnen Landestheilen kommen. Endlich sehen Sie eine fünfte Karte, welche nach meiner Vorstellung die Ergänzung für die anderen Karten bildet. Für diesen Zweck schien mir das Auge den besten Anhaltspunkt zu bilden, jedenfalls einen besseren, wie die Haut und die Haare. Die Karte ist so angelegt, dass die blauen und grauen Augen als helle zusammengerechnet und dann die Procente grauer Augen festgestellt sind, welche auf diese Summe fallen.

Im Grossen und Ganzen zeigt sich auf allen Karten ein gleichartiges Verhältniss. Wo die blonden Haare prävaliren, da prävaliren auch die blauen Augen, und da sind am wenigsten Mischfarben der Augen vorhanden. Das wäre also die reinste germanische Bevölkerung. Nun frage ich, wo liegen die Centren des reinen germanischen Blutes? Sie werden begreifen, mit welchem Stolz ich erfüllt wurde, als der Bote des statistischen Bureau's die erste Karte brachte und ich ersah, dass mein allerengstes Vaterland die Heimath des Urgermanen ist, Hinterpommern,

(Heiterkeit.)

und dort ganz speciell derjenige Regierungsbezirk, in dem ich geboren bin, Cöslin.

Ich will Ihnen in aller Kürze die Zahlen mittheilen. Im Allgemeinen ergibt sich, dass der reine helle Typus in ganz Deutschland in 32,11 %, also immer noch in ⅓ der Gesammtbevölkerung vorhanden ist. Dabei bemerke ich, dass auch bei Erwägung der Einzelverhältnisse trotz aller Modificationen ein analoges Resultat sich herausstellt. Der grosse Gegensatz, der in dieser Beziehung zwischen dem Norden und dem Süden besteht, macht sich am schärfsten bei Vergleichung der preussischen und der bayerischen Erhebungen geltend; denn während in Preussen 35,47 % an heller Bevölkerung vorhanden sind, sind es in Bayern nur noch 20,36 %. So gross ist der Gegensatz.

Wenn ich 32,11 % als Mittel nehme, so ist es gewiss sehr merkwürdig, dass wir auf der Karte ein horizontales Niveau bekommen, wenn wir die Karte in gewöhnlicher Art betrachten, genauer ein ostwestliches Niveau: die Kategorien liegen in queren Schichten übereinander, welche den Schichten der alten Hermionen, Istävonen und Ingävonen entsprechen. Wie man die Sache auch betrachtet, so kann man nicht leugnen, dass im Norden immer die classischen Germanen erscheinen; dann kommen die Uebergangsverhältnisse und endlich erblicken wir hier unten im Süden die dunklen Nuancirungen. In der Regel in dem östlichen Bayern, aber gelegentlich auch in Elsass-Lothringen, also von den beiden südlichen Ecken her schieben sich die mächtigsten Schatten herein, gerade so, wie sich auch im Norden eine bemerkbare Schattirung an der östlichen Grenze, also gegen Polen hin, und an der westlichen, also gegen Belgien und Frankreich hin findet. Man kann ebenso, wenn man kleinere Abschnitte nimmt, ein Anwachsen der dunklen Schattirungen von innen nach aussen (von Osten nach Westen) constatiren, ein Anwachsen, welches zuweilen höchst auffallend ist. Ich habe z. B. eine horizontale Linie genommen, welche der alten Linie von dem Cheruskerlande bis zu den Belgen entspricht und dann eine verticale von da abwärts bis in die Pfalz hinein: das sind die preussischen Regierungsbezirke Minden, Münster, Arnsberg, Düsseldorf, Aachen in ostwestlicher Richtung, Cöln, Coblenz, Trier, Pfalz in nord-südlicher Richtung. Die Zahlen für die rein germanische Rasse sind — ich fange von den Cheruskern an — 40,19 — 37,86 — 37,73 — 32,30 — 25,92, hier bin ich bei Aachen angelangt; nun von Cöln abwärts 31,94 — 30,75 — 23,95 — 20,08, jetzt bin ich in der Pfalz. Das ist gewiss sehr merkwürdig. Von den dunklen Grenzgebieten aus kommen wir nach innen auf ein helles Centrum, welches genau dem altgermanischen Kerngebiete entspricht.

Die Reihenfolge derjenigen Länder, welche über 32,11 %, also über dem Mittel liegen, ist folgende:

1. Schleswig-Holstein 43,35
2. Pommern 42,64
3. Hannover 41,00
4. Provinz Preussen 39,75
5. Westfalen 38,40
6. preussische Provinz Sachsen 36,42
7. Posen 36,23
8. Brandenburg 35,72

Sonderbar genug ist es, dass das statistische Mittel eine Linie quer durch Deutschland zieht, eine Art Mainlinie, wenn sie auch nicht gerade den Flüssen folgt. Es folgt nemlich zunächst *Hessen-Nassau* mit 31,53 %, die preussischen *Rheinlande* mit 29,64 %, aber was ganz merkwürdig ist, auch die Provinz *Schlesien* folgt jetzt erst mit 29,35, auch sie ist unter dem Strich. Das ist eine höchst merkwürdige Sache. Die „sarmato-slavische“ Provinz *Posen*, die wir doch nicht gut ausschliessen können, ist über dem Strich, *Schlesien* dagegen, das seit vielen Jahrhunderten deutsch geworden und in dem die polnische Bevölkerung fast ganz zurückgedrängt ist, steht weit unter dem Strich, während die *Provinz Preussen*, in der sich noch heutigen Tages recht kräftige slavische Elemente finden, in der 4. Linie von oben sich befindet. Noch schroffer gestaltet sich die Sache,

wenn man die hellsten Regierungsbezirke und Länder classificirt:

1. Cöslin . . . . mit 47,37 %
2. Stade . . . . „ 45,99 „
3. Aurich (Friesen) . . . . „ 44,04 „
4. Lüneburg . . . . „ 43,73 „
5. Stralsund . . . . „ 42,64 „
6. Braunschweig . . . . „ 41,03 „
7. Minden . . . . „ 40,19 „
8. Magdeburg . . . . „ 40,01 „

Das gibt ganz bestimmte Gruppen und diese sind so gross und so umfassend, dass man sie nicht auf blosse Zufälligkeiten beziehen kann. Je genauer man nachsieht, um so bestimmter erkennt man, wie sich das schliesst und gliedert. — Wir werden anerkennen müssen, dass das eine Grundlage ist, auf der wir weitere Untersuchungen mit Erfolg anknüpfen können.

Nun tritt auch in diesen Karten eine Erscheinung sehr auffallend hervor, die uns schon die bayerischen Erhebungen gelehrt hatten. Sie werden sich erinnern, dass durch die letzteren die merkwürdige Erscheinung zu Tage getreten war, dass die Donau als Leitstrom für die braune Bevölkerung erschien. Da zeigte sich ein mächtiger breiter, dunkler Zug, der sich gegen das Gebirge hin verästelte. Dieser Zug wiederholt sich, wie Sie sehen werden, auch auf der württembergischen Karte. Es lassen sich nun zwei ähnliche und zwar noch auffälligere Verhältnisse nachweisen. Das eine zeigt die Oder. Constant auf allen meinen Karten zeigt sich, dass in ihrem Gebiete dunklere Farben hervortreten. Bei den „Wasserpolaken" in Oberschlesien ist die dunkelste Nuance; von da nach Norden nimmt sie allmählich ab. Aber es ist doch ein ganz bemerkenswerther Zug, der sich bis zum Meere fortsetzt, und namentlich in Pommern ist es merkwürdig genug, dass der Stettiner Regierungsbezirk die beiden anderen pommerschen Bezirke Cöslin und Stralsund, welche an der Spitze der Blonden stehen, geradezu auseinanderschneidet. Freilich hat er noch 38,73 % hellfarbige Bevölkerung, aber im Verhältniss zu den Nachbarbezirken ist er ungewöhnlich dunkel.

Wie es sich mit der Weichsel verhält, ist etwas schwieriger zu sagen, da nur ein kleiner Theil ihres Laufes innerhalb des deutschen Reiches liegt. Soweit dies der Fall ist, zeigt sich etwas Aehnliches, wie an der Oder.

Dann kommt der Rhein, an dem sich dasselbe wiederholt und zwar mit dem noch merkwürdigeren Nebenverhältnisse, dass wir am Oberrhein eine wirkliche Rheingrenze haben — am Niederrhein verschwindet sie mehr, — aber am Oberrhein ist das linke Ufer vom rechten verschieden. Man kann das in den Karten durchweg verfolgen, und obwohl es sich in den einzelnen verschieden nuancirt, so wiederholt es sich doch in allen einzelnen Combinationen. Elsass ist nicht mehr ein rein suevischer Landestheil, sondern „der Schwob" sitzt überwiegend in Baden und nicht im Elsass.

Die Bedeutung der grossen Flüsse tritt hervor, man mag interpretiren, wie man will. Als ich die Oder sah, habe ich mich gefragt, ob das nicht das Zeichen einer alten Verkehrsstrasse sei, und ob da nicht gerade der Einfluss einer von Süden her einwandernden Bevölkerung sich geltend mache. Ein Anderer wird vielleicht sagen, es sei der Einfluss des Flusses als solcher. Diesem gegenüber muss ich darauf aufmerksam machen, dass merkwürdiger Weise die Weser und die Elbe einen solchen Einfluss nicht üben. Diese Flüsse sind meiner Meinung nach auch im historischen Sinne keine wesentlichen Verkehrsadern, während der Rhein, die Oder und die Weichsel für mich allerdings auch im prähistorischen Sinne die eigentlichen Migrationsgebiete darstellen.

Wenn ich Alles zusammennehme, so kann ich mich dem schmerzlichen Ausdrucke nicht entziehen, dass die braune Bevölkerung vom Süden her gekommen ist, dass sie also weder turanisch, noch sarmato-slavisch im gewöhnlichen Sinne war. Ich finde in unseren Erhebungen absolut gar keinen Anhalt dafür, letztere Präsumtion zu hegen. Ich bin sehr gerne bereit, eine Discussion der Karten vorzubehalten und weiter Rede zu stehen. Indess scheint es mir, dass ich Sie für jetzt mit weiteren Details nicht behelligen soll, es sei denn mit ein paar kleinen Notizen, welche sich auf untergeordnete Verhältnisse beziehen.

Das eine, was hier zu erwähnen von Interesse ist, ist eine Erfahrung, welche erst die preussische Erhebung möglich gemacht hat, deren Anforderungen in einer Beziehung über das frühere Maass hinausgingen, insoferne wir auch das Alter der Schulkinder haben erheben lassen. Dadurch ist es möglich geworden, zu vergleichen, wie sich gewisse Verhältnisse der Färbung, namentlich des Haares, nach den Altersclassen stellen. Man hat immer eingewendet: ja, ihr zählt die Kinder, da habt ihr viele Blonde, welche nachher braun werden. Das ist an sich richtig. Es hat sich herausgestellt, dass in der That, wenn wir die Schüler unter 14 Jahren und die über 14 Jahren mit einander vergleichen, bei den hellen, über 14 Jahre alten ein Minus von 11,46 % hervortritt. So viele sind schon braun geworden. Die Zahl ist nicht absolut sicher, man kann über die Höhe derselben streiten. Indess haben wir insoferne ein Correctiv, als die directe Zählung in Bezug auf die Braunen über 14 Jahre ein Plus von 9,66 % ergeben hat, ein Beweis, wie schnell innerhalb der Schulzeit das Nachdunkeln eintritt. Ich bin aber der Meinung, dass wir keine Veranlassung haben, dieses Nachdunkeln als Einwand gegen unser Vorgehen zu betrachten. Bei diesen Untersuchungen muss das primär blonde Haar als entscheidend gelten; für die ethnologische Betrachtung kann präsumirt werden, dass die nachher braun werdenden Blonden im Wesentlichen noch der reinen Rasse angehören. Wollten

wir soweit gehen, diese Personen als brünette zu betrachten, so würden wir allerdings die reine Rasse in Deutschland noch tiefer herunterbringen, als bis auf das Drittel, zu dem es jetzt gekommen ist.

Das andere Verhältniss, welches ich noch berühren wollte, betrifft die Juden. Bei der Zählung der Juden hat sich das merkwürdige Resultat ergeben, dass in einer viel grösseren Ausdehnung, als es bis dahin wohl irgend Jemand angenommen hat, wir auch in Deutschland unter den Juden eine rein blonde oder helle Kategorie haben, also blondes Haar, blaue Augen, helle Hautfarbe. Sie beträgt 11,2 %. Ich habe mir die Frage vorgelegt, in wie weit etwa locale Differenzen dabei hervortreten könnten, und ich habe besondere Vergleichungen der einzelnen Länder in Bezug auf diese Zahlen angestellt; indessen sind die Differenzen ungemein klein. Im Königreich Preussen beträgt die Zahl der Juden von „urgermanischer“ Rasse 11,23, in Bayern 10,38, in Baden 10,32, in Hessen 11,17, in Braunschweig 13,53, in Sachsen-Meiningen 9,91, in Elsass-Lothringen 13,51. Daran lässt sich nun allerdings herumdeuten, indess dieser Thatsache steht gegenüber, dass wir unter den Juden rein Braune 42 % haben; also ein recht respectabler Gegensatz gegen die wirklichen Germanen. Ob es möglich sein wird, durch weitergehende Erforschung der blonden Juden, welche ich für das nächstgrösste Desiderat halte, festzustellen, dass sie germanischer Abkunft sind, dass sie also zu den Urgermanen gehören, oder ob sich feststellen lassen sollte, dass es auch in der jüdischen Bevölkerung einen braunen und einen blonden Original-Typus giebt — schon ältere Schriftsteller sprachen von solchen Differenzen der Juden in ihrer Heimath — das wäre ein Gegenstand weiterer Untersuchung. Aber es ist gewiss von Wichtigkeit, zu constatiren, was durch unsere Erhebungen direct dargethan ist, dass in demjenigen Bruchtheile der Bevölkerung, der, durch religiöse und sociale Verhältnisse gezwungen, Jahrhunderte lang in der allerstrengsten Absonderung gelebt hat, derartige Verschiedenheiten hervortreten. Ich habe auch einzelne preussische Provinzen darauf geprüft, ob sich diese Verhältnisse in denjenigen Provinzen, wo die Juden mehr in den allgemeinen gesellschaftlichen Verkehr eingetreten sind, ungewöhnlich gesteigert haben, oder ob sich da, wo die Juden unter einer hervorragend blonden Bevölkerung leben, die hellen Verhältnisse in stärkerem Maasse zeigen, sich also ein stärkerer Einfluss der blonden Eroberer geltend macht. Das ist aber durchaus nicht der Fall. In den am meisten blonden Provinzen unseres Vaterlandes sind merkwürdigerweise die am meisten braunen Juden und umgekehrt. Gerade in den südlichsten und dunkelsten Theilen Schlesiens ist verhältnissmässig eine sehr stark blonde Judenschaft.

Es wäre ausserdem noch Mancherlei über kleinere Combinationen, namentlich über die rothen Haare zu erwähnen. Ich muss aber sagen, diese Rutili der Alten, von denen man glauben sollte, dass sie eine ganz hervorragende Bedeutung hätten, haben sich im ganzen deutschen Vaterlande nur sporadisch vorgefunden. Die brand-rothe Bevölkerung ist sehr klein, so dass die Zahlen, welche für sie gewonnen wurden, sehr wenig in das Gewicht fallen. So beträgt für die nordfriesische Inselbevölkerung, also für Föhr, Sylt und die anderen Utlande, die Gesammtheit dieser Personen nur 0,55 %. Auch in dieser Beziehung müssen wir uns an Resignation gewöhnen. Wir können die ganze classische Physiognomie des Germanen statistisch nicht mehr herstellen. Indessen sind wir soweit gekommen, dass wir anfangen können, nicht blos unter einander, sondern auch mit unseren Nachbarn über die Grundlagen der deutschen Ethnologie wissenschaftlich zu disputiren.

Hr. v. Hölder: Ich bin genöthigt, die Ausführungen des Hrn. Virchow zu beantworten, weil er mir die Ehre angedeihen liess, mich öfter zu nennen. Wenn Hr. Virchow glaubt, ich finde an dem Worte Chamäcephal Anstoss, so irrt er sich, ich habe ja dasselbe in meiner jüngst erschienenen Abhandlung über die württembergische Schädelform angenommen und es als eine vortreffliche Bezeichnung für besonders niedrige Schädel anerkannt; woran ich jedoch festhalte, ist, dass sich meine drei Schädeltypen durch so wesentliche Eigenthümlichkeiten in ihrer Gestaltung unterscheiden, dass ich mich berechtigt glaube, sie für die Repräsentanten von drei Menschenspecies anzusehen, von denen jede für sich ihren eigenen Namen haben muss. Meine Namen sind also in diesem Sinne zu verstehen. Wenn Hr. Virchow betont, Friesland habe von jeher diesen Namen geführt, so verweise ich auf ganz bestimmte Zeugnisse, dass im Anfang der Geschichte östlich der Ems Chancken wohnten, das Land also keinenfalls Friesenland heissen konnte, und erst im 2. Jahrhundert n. Chr. kamen die an der Rheinmündung wohnenden Friesen erobernd in dieses Gebiet. Ebenso theile ich die Ansicht von dem reinen urgermanischen Charakter der friesischen Bevölkerung nicht, denn die Vermischung derselben mit fremden Volkselementen kann historisch nachgewiesen werden.

Unter Karl dem Grossen wurde eine grosse Zahl von Flammändern und Wallonen nach Friesland gebracht, um den Sachsen Platz zu machen, von denen ein Theil dorthin verwiesen wurde. In späterer Zeit kamen wiederholt Flammänder und andere Einwanderer aus Westen und Süden. Ausserdem ist auch noch in Betracht zu ziehen, dass die Friesen einen sehr weit ausgedehnten Handel und auch Seeraub trieben, und von diesen Zügen sowie von den im Mittelalter in ihrer Nähe wohnenden Slaven Gefangene nach Hause brachten, welche sie als Knechte verwendeten; durch die friesischen Gesetze ist ja auch constatirt, dass sie servi hatten, obgleich sie Republikaner waren.

In Betreff Finnlands hat Hr. Virchow zugegehen, dass seine Bevölkerung gemischt sei. Er hat aber vergessen, ausser den Lappen auch noch die Schweden anzuführen, von deren Vermischung mit den Finnen ohne Zweifel die vielen Blonden jenes Landes herrühren.

Mein craniologischer Standpunkt endlich ist ein so verschiedener von dem Seinigen, dass ich fürchte, eine Verständigung mit ihm wird kaum möglich sein. Ich sage, die Craniologie ist ein Theil der vergleichenden Anatomie und darf sich durch keine andere Wissenschaft, namentlich auch nicht von der Ethnologie, Geographie, Linguistik und auch nicht von der Geschichte beeinflussen lassen, sie muss sich ganz auf den Standpunkt der beschreibenden und vergleichenden Naturwissenschaften, in systematischer Beziehung also ganz auf den der Zoologie stellen. In dieser Beziehung hält Hr. Virchow die Ethnographie und die Anthropologie, zumal deren craniologischen Theil nicht genug auseinander und er gestattet daher den sprachlichen Gruppen einen grösseren Einfluss auf sein craniologisches System, als es zulässig ist. Kelten und Finnen sind für ihn einheitliche Völker, weil jene keltisch, diese finnisch sprechen; obgleich ihre Schädelformen so gemischt sind, wie die irgend eines anderen europäischen Volkes.

Wenn ich nun für Württemberg drei Typen aufgestellt habe, so geschah das natürlich nicht aus ethnographischen, sondern aus morphologischen Gründen. Ich fand durch Vergleichung einer grossen Reihe von Schädeln, dass sich nicht allein die Urtypen, sondern auch deren Mischformen durch eine grosse Zahl der einschneidendsten Eigenthümlichkeiten von einander unterscheiden. Würde es nichts destoweniger gelingen, den einen dieser brachycephalen Typen, z. B. den sarmatischen von dem turanischen abzuleiten, so habe ich Nichts dagegen, nur müsste das durch eine grosse Zahl von Beobachtungen von Schädeln und Lebenden geschehen, und nicht durch einfache Behauptungen.

Die Karten über die Verbreitung der hellen und dunkeln Haare und Augen unter den Schulkindern Deutschlands, welche Hr. Virchow eben vorgelegt hat, sind so belehrend und so schön, dass Jeder, der sie sieht, ihm zu grossem Danke verpflichtet sein und die Energie und Raschheit bewundern muss, mit welcher er die grosse Arbeit bewältigt hat.

Die Richtigkeit der Ansicht lässt sich auch historisch nachweisen, dass die dunkelhaarigen und dunkeläugigen Volkselemente nicht allein vom Süden her nach Süddeutschland gekommen, sondern auch durch das Donauthal — also auch von Osten her. Es ist daher gewiss sehr bemerkenswerth, dass die kartographische Zusammenstellung das Vorherrschen der dunkeln Augen und Haare im Donauthale und den Alpen Deutschlands nachweist, wenn es gleich wahrscheinlich nur sehr wenige Theile desselben gibt, in welchen sie ganz fehlen. Obgleich nun diese Brachycephalen je näher sie ihrem Urtypus kommen, desto häufiger dunkle Haare und Augen haben, so gibt es doch unter ihnen Mischformen mit hellen Farben. Dies habe ich in meiner eben erst erschienenen Abhandlung über die württembergischen Schädelformen durch eine grössere Reihe Beobachtungen nachgewiesen, sowie dass der reine germanisch-dolichocephale Typus nur blaue Augen und blonde Haare hat. Jene hellen Farben bei den Mischformen der Brachycephalen mit letzteren lassen sich also doch wohl leicht erklären, auch dann, wenn sie sich zur mosaischen oder zu irgend einer anderen Confession bekennen oder bekannt haben. — Noch einen Gegenstand möchte ich berühren. Meine Ansicht, dass die Germanen zur Zeit der Völkerwanderung und auch noch einige Zeit später eine einheitliche Rasse waren, ist keine Hypothese. Sie gründet sich auf die unumstössliche Thatsache, dass nahezu alle Schädel aus den Reihengräbern nur einer typischen wohl characterisirten Form der Dolichocephalie angehören; diese Schädel sind einmal zu Hunderten vorhanden und lassen sich nicht wegdisputiren. Untersucht man nun Leichen und Lebende in grösserer Zahl, so findet man nur blonde Haare und blaue Augen bei diesem Typus in seiner reinen Form. Dazu kommt noch, dass alle alten Schriftsteller die Germanen als blond, blauäugig u. s. w. schildern und ganz bestimmt angeben, in ihrer Körperbeschaffenheit seien sie alle einander gleich. Wenn Hr. Virchow nun auf die Hermionen, Istävonen und Ingävonen Bezug genommen hat, um daraus abzuleiten, dass die Gesammtgermanen in der frühesten Zeit schon aus physisch wesentlich verschiedenen blonden sowohl als dunkelhaarigen Stämmen bestanden haben, so glaube ich, dass die Stelle des Tacitus, auf welche er sich wohl bezieht, kein Recht zu dieser Annahme gibt. Auf mich hat sie, in ihrem Zusammenhange gelesen, den Eindruck gemacht, als ob die Angaben der Germanen, auf deren Gewähr Tacitus jene Sage erzählt, sich nur auf einen beschränkten Theil des Germanenlandes, nicht auf das ganze beziehen. Wäre das aber auch nicht der Fall, so ist an dieser Stelle, sowenig als bei den vorigen andern alten Schriftstellen, welche jene drei Völkerstämme erwähnen, von deren Körperbeschaffenheit die Rede. Ausserdem hat ja auch die Römerherrschaft und die Völkerwanderung die ethnologischen Verhältnisse Deutschlands so sehr verändert, dass eine directe Vergleichung der in jenen früheren Zeiten vorhandenen mit den jetzigen ganz unzulässig ist.

Hr. **Kollmann**: M. H.! Ich möchte sehr gerne auf dem Gebiete der Craniologie und der uns hier interessirenden Fragen mit Hrn. Virchow eine Verständigung suchen mit ihm, dem ich doppelt verpflichtet bin — einmal als Schüler in dem speciellen Fache, das ich betreibe, und als Schüler in der Anthropologie. Wenn ich bei meinen Untersuchungen über germanische Schädel zu anderen Anschauungen gekommen bin, so habe ich den leh-

haftesten Wunsch, diesen Gegensatz aufzuklären, und dahin zielen meine Bemerkungen.

Ich glaube aus den bisherigen Funden der eigentlichen Reihen- und Hügelgräber in Uebereinstimmung mit Hrn. Virchow sagen zu dürfen, dass der Einmarsch der Franken zu einer bestimmten Zeit allerdings stossweise stattgefunden hat und in gewaltigen Massen auf einmal erfolgte, dass aber auch schon vor jener Zeit solche Langköpfe eingewandert sind, und ich glaube, es wird darüber zwischen uns keine grosse Differenz bestehen. Es zeigt sich ja, dass die Hügelgräber eine grosse Anzahl solcher Langschädel aufweisen, und diese Hügelgräber werden mit Recht theilweise in die Zeit vor der römischen Invasionsperiode zurückgeführt. Ich betone, dass nicht allein jene einmalige stossweise Einwanderung der Germanen nach Christus stattgefunden hat, — auf welche Hr. Virchow soeben hingewiesen, sondern dass schon vor Christus ebenfalls Masseneinwanderungen dieser Langköpfe auf Grund der Hügelgräberfunde angenommen werden müssen.

Ein zweiter Punkt ist der, dass der Langschädel nicht plötzlich aufhört und dann der Kurzschädel erscheint. Wenn wir jüngere Reihengräber untersuchen, so zeigt sich, dass der Langschädel spärlicher wird und an dessen Stelle allmälich Kurzschädel auftreten, dabei in grosser Menge Mischformen. Diese Mischformen existiren in Süddeutschland — ich spreche nur von Süddeutschland — in einer ziemlichen Anzahl. Es ist ferner, wie mir scheint, hinreichend sicher constatirt, dass vor der ersten Einwanderung der Langschädel schon eine Rasse da war, und eine Menge von Gründen unterstützt die Anschauung, dass das Braune und Kurzköpfige waren. Wenn ich nun auf der einen Seite finde, dass wir bis zu uns herauf, von Langschädeln allmälich durch viele Uebergänge zu Kurzschädeln kommen, wenn ich überdies durch statistische Erhebung finde, dass neben den weissen Haaren und blauen Augen und kurzen Köpfen gleichzeitig die Braunen da sind, die man auch vor der ersten Invasion der Germanen vermuthen darf, so glaube ich daraus schliessen zu dürfen, es sei durch die Vermischung zweier in ihren äusseren Eigenschaften verschiedener Stämme allmälich das geworden, was wir jetzt hier sind. — Dieses Alles habe ich mir so aus den Thatsachen, die von den Reihengräbern bis herauf zu uns in Süddeutschland vor uns liegen, zurecht gelegt. Nachdem in den Hügelgräbern sich Langschädel finden und Mischformen, wie wir sie am Ende des 6. und 7. Jahrhunderts in den Reihengräbern nachweisen können, bin ich dazu gekommen, zu fragen, ob nicht die eigenthümliche Erscheinung der Friesen in ähnlicher Weise entstanden ist, wie allmälich unser deutscher Typus sich jetzt von der Zeit der Reihengräber an entwickelt hat. Es wäre denkbar, dass in Friesland zuerst dunkle Brachycephalen mit anderem Schädel da waren, dass bei dem ersten Vorstoss die Langköpfe Besitz von Friesland genommen haben, dass sie sich vermischt und geworden sind, was wir jetzt Friesen nennen. Sind später bei dem zweiten Vorstoss der Franken keine langköpfigen Elemente dorthin vorgedrungen, womit auch die Nachrichten der alten Schriftsteller im vollen Einklang stehen, so hätten wir dort aus brachy- und dolichocephalen Elementen ein etwas anderes Resultat, als im Süden.

Ich bin also mit einer ganz anderen Voraussetzung an die Frage herangetreten, und wenn ich Ihnen gestern sagte, dass Hr. Virchow mit weitem Blick und weiter Umschau diese ethnologischen Probleme verfolge, so mögen Sie sich heute angesichts der Karten wiederholt davon überzeugt haben. Ich betone nur, dass durch Vermischung einer braunen und einer blonden Rasse von der Zeit der Reihengräber her das geworden ist, was jetzt in Süddeutschland lebt.

Hr. Heyn: Ich entsinne mich eines Zeugnisses, das uns Cäsar „im gallischen Kriege" gegeben hat. Die Stelle kann ich nicht genau angeben, aber ich erinnere mich, dass v. Hellwald diese Stelle einmal citirt hat, wo Cäsar die Gallier den Germanen gegenüber stellt. Er drückt sich naiv und meiner Meinung nach unbewusst wissenschaftlich und treffend aus, er sagt: Der Gallier hat einen mehr runden Kopf und der Kopf des Germanen sei mehr in die Länge gezogen.

(Folgt eine viertelstündige Pause.)

Hr. Zittel: Meine Herren! Zur vorigen Discussion hat sich noch Hr. Mehlis zum Worte gemeldet, ausserdem wird Virchow noch als Referent in dieser Angelegenheit das Schlusswort erhalten. Hr. Schaaffhausen hatte sich auch zum Worte gemeldet, wünscht aber, seine Bemerkungen morgen im Anschlusse an seinen Commissionsbericht zu machen. Ich ertheile nun Hrn. Mehlis das Wort.

Hr. Mehlis: Verehrte Herren! Obwohl ich in ethnologischen und archäologischen Fragen, was die Germanen und ihre Vertheilung in Deutschland betrifft, mit Hrn. Geh.-Rath Dr. Virchow vollständig übereinstimme, muss ich mir doch erlauben, in einem Punkte ebenfalls mein Bedenken zu äussern. Es ist nemlich die Eintheilung der Germanen in Hermionen, Ingävonen und Istävonen, wie sie uns von Tacitus überliefert wird, zweifelhaft; der Autor, der dies berichtet, zweifelt an der Richtigkeit dieser Eintheilung und bemerkt, dass die Germanen selbst diese Benennung ablehnen und andere Namen, wie Marser, Gambrisier, Sueven, Vandalen gebrauchen. Ausserdem hat derjenige Alterthumsforscher, der sich in der neuesten Zeit besonders mit den Germanen beschäftigt hat, Prof. Holtzmann, nachgewiesen, dass diese drei Namen Hermionen, Ingävonen und Istävonen, keine Volkseintheilung bezeichnen, sondern nur eine religiöse Bedeutung für sich in Anspruch nehmen.

Was eine zweite Bemerkung betrifft, die ich mir erlauben möchte, so richtet sich dieselbe gegen die Bemerkung von Hrn. Dr. v. Hölder, als kennten die classischen Autoren keine Individualisirung der deutschen Stämme.

Hier erlaube ich mir in aller Kürze an den Unterschied zu erinnern, den Cäsar zwischen den Sueven und Nichtsueven macht, wie er ausführlich und ausdrücklich erwähnt, dass die Ubier, die von den Sueven verdrängt wurden, nicht zu den Sueven gerechnet werden, sondern einer andern gens angehören. Ausserdem wäre es von Tacitus reiner Luxus gewesen, wenn er sein Büchlein über die Germanen geschrieben hätte. Es wäre viel einfacher gewesen, er hätte bloss die Namen wie auf dem Monomentum Ancyranum hingeschrieben, wenn es keine Differenzen zwischen den verschiedenen Stämmen gegeben hätte. Er unterscheidet ausdrücklich an einer Stelle, wo er von den Sueven spricht, die Sueven von den gesammten übrigen Stämmen Deutschlands: „Ich habe nun von den Sueven zu sprechen, die nicht aus Einem Stamme wie die Chatten und Tencterer bestehen, sondern deren mehrere besitzen“.

Was drittens eine Bemerkung des Hrn. Heyn betrifft, dass Cäsar eine Bemerkung über die Craniologie der Gallier und Germanen gemacht hätte, so bedauere ich, dass uns kein einziger classischer Autor über Schädelformen berichtet, auch nicht Cäsar.

Ein Antrag auf Schluss der Discussion wird angenommen.

Die Versammlung schreitet zur Neuwahl des Vorstandes und zur Wahl des Ortes für die nächste Versammlung.

Der Vorsitzende ertheilt nun Hrn. Riecke das Wort, welcher als I. Redner über die Keltenfrage angemeldet war. Hr. Riecke verzichtet auf dasselbe mit Rücksicht auf die schon vorgerückte Zeit und seine Erschöpfung (es ist bereits 1.15), behält sich aber das Wort für morgen vor.

Hr. Virchow: Meine Herren! Ich kämpfe mit einer besondern Schwierigkeit. Wir treten hier zusammen und bringen eine so grosse Masse von verschiedenartigen Prämissen in die Debatte, dass es wirklich beinahe unmöglich scheint, ohne permanente Missverständnisse eine solche Debatte zu führen.

So behaupte ich nicht, dass die Friesen durchweg brachycephal sind, sondern ich behaupte, sie seien im Mittel mesocephal, es befinde sich aber unter ihnen ein grösserer Bruchtheil von Brachycephalen, als von Dolichocephalen. Ich habe soviel über die Friesen gesprochen und auch nicht wenig darüber geschrieben, dass ich am Ende voraussetzen könnte, diese Auffassung sei bekannt. Nun soll ich mich immer wieder dagegen verwahren, als ob ich die Friesen ganz allgemein unter die Brachycephalen werfen wollte. Das fällt mir gar nicht ein. Aber dass die Friesenschädel hart an die Grenze der eigentlichen (nach deutscher Terminologie) Brachycephalie heranreichen, und dass unter einer gegebenen Zahl von friesischen Schädeln eine nicht unbeträchtliche Zahl evident brachycephaler ist, das behaupte ich auf Grund des vorliegenden Materials. Nun kommt Hr. Theobald und sagt: „Man brauche nur in Friesland spazieren zu gehen, so sehe man das Gegentheil.“ Wenn das die Methode ist, um über solche Fragen zu entscheiden, so gratulire ich Hrn. Theobald. Es ist recht bequem, nach Tisch einen Spaziergang zu machen, — die Beobachter der Friesen werden das sehr angenehm empfinden; ob aber eine Frage von dieser Tragweite dabei erledigt werden kann, möchte ich denn doch bezweifeln.

Was Hr. Theobald sonst noch einzuwenden hatte, das habe ich wirklich nicht verstanden, da ich von derselben Prämisse ausgegangen bin, wie er sie uns klar zu machen sucht, dass die Friesen wirklich Germanen seien. Nur sagte ich, diese wirklichen Germanen, die nach allen Zeugnissen blondhaarig, blauäugig und hellhäutig sind, unterschieden sich von den Germanen Lindenschmit's und v. Hölder's und aller derjenigen, welche nur die erobernden Stämme als germanische zulassen wollen.

Ich erwarte erst den Nachweis, dass die Sache sich anders verhält. Ich kann mich hier nicht auf die Darlegung meiner Untersuchungen in allen Einzelnheiten einlassen. Ich beschäftige mich mit der Publication derselben, und ich hoffe, dass viele von den Herren dasjenige darin finden werden, was Sie hier vermissen.

Mir scheint nun weiterhin — ich würde auf das Wort verzichtet haben, wenn nicht gerade dies mir als sehr bedenklich aufgefallen wäre —, dass hier in der Debatte eine principielle Differenz zu Tage trete, über die wir in unserer Gesellschaft nothwendig hinwegkommen müssen. Hr. v. Hölder sagt: „Ich bin reiner Zoolog, ich nehme die Schädel rein als Zoolog.“ Ich glaube, er täuscht sich darin; wenn er als Zoolog handelte, so konnte er die Schädel nicht turanisch, germanisch und sarmatisch nennen. Ich möchte fast sagen, er ist im Grunde seines Herzens viel besser, als er behauptet, er ist wirklich noch Ethnolog. Ja, m. H., wenn man blos Zoolog sein will, dann verschwinden die Völker vollständig von der Tafel. Es ist dann gänzlich gleichgültig, ob der eine unter der Maske des Deutschen und der andere unter der Maske des Italieners auftritt: man reisst ihm eben die Maske ab und enthüllt in ihm das Mitglied irgend eines beliebigen Urstammes. Das wäre ganz vortrefflich, wenn wir die Untersuchung bis auf Adam fortsetzen könnten. Auch wenn es sich um die modernen Staaten handelt, untersucht man, ob irgend ein Fremder darin ist, ob Jemand aus der Nachbarschaft eingewandert ist, der neue Formen mitgebracht hat. Aber Hr. v. Hölder wird

mir doch zugestehen müssen, dass das seine Grenzen hat. Die Ethnologie lässt sich nicht so behandeln, wie die politische Anthropologie. Ich habe auch so meine principiellen Tage, und ich fühle mich fähig, Hrn. v. Hölder und selbst meinem Freunde Häckel in die ganze Anthropogenie ohne alle linguistischen und sonstigen Nebenrücksichten zu folgen: aber die unglückliche Welt, wie sie sich uns darbietet, hat nun einmal diese Nebendinge an sich, und was wir Ethnologie nennen, das lässt sich nicht durchführen ohne Rücksicht auf die Sprache und auf die geistige Entwicklung, welche an die Sprache anknüpft, und für welche die Sprache Trägerin aller höheren und vollkommeneren Ideen wird. Ich behaupte also, Hr. v. Hölder täuscht sich, wenn er glaubt, auf dem rein zoologischen Standpunkte zu stehen. Das ist durchaus nicht der Fall. Er ist immer noch Ethnolog und mit Recht — das lobe ich an ihm und ich erkenne ihn in dieser Beziehung als mir verwandt an. Wir müssen die Stämme nehmen, wie sie geschichtlich in die Erscheinung treten. Später erst kommen wir auf die zweite, die prähistorische Frage: wie sind die Stämme entstanden? Wir können nicht über den germanischen Typus diskutiren, ohne ihn historisch zu nehmen. Dann kann ich fragen: wie hat sich wohl dieser historische germanische Typus in der Vorgeschichte entwickelt? Da habe ich schon gesagt, dass es mir zweifelhaft sei, ob wir von vorneher behaupten dürfen, dass der germanische Typus, wie er in die Geschichte tritt, als einfacher reiner Urtypus anzusehen sei. Auch heute wieder habe ich die Gründe auseinandergesetzt, warum ich es für möglich halte, dass die deutschen Stämme mit einer gewissen Verschiedenheit schon in die Geschichte eingetreten sind. Ich habe Ihnen als Parallele dafür die finnischen Stämme geschildert. Wenn ich annehme, dass weit nach Osten gelegene Orte die Centren für die vorhistorische germanische Entwicklung gewesen sind, so steht meines Erachtens nichts entgegen, weiterhin anzunehmen, dass von diesen Centren aus parallele oder divergirende Ausläufer, Züge, Emigrationen ausgegangen sind, die aber nicht synchronisch, sondern vielleicht durch lange Zeiträume von einander getrennt waren. Während dieser Zwischenzeit war die Möglichkeit einer Veränderung des Centrums gegeben.

Wenn wir, die wir Deutschland immer vom politischen Standpunkte aus zu betrachten gewohnt sind und so zu der Voraussetzung der deutschen Einheit kommen, uns entschliessen könnten, die Frage zu discutiren, ob nicht schon Differenzen innerhalb der deutschen Stämme von dem Momente an vorhanden waren, wo sie in die Geschichte eintraten, ob nicht vielleicht schon damals gewisse Verschiedenheiten in ihrem physischen Verhalten bestanden: dann hätten wir wenigstens die Möglichkeit, objectiv zu prüfen. Aber solange wir uns immer mit der Voraussetzung einer ursprünglichen und absoluten Einheit als einer logischen Nothwendigkeit tragen, solange erschweren wir meiner Meinung nach die Untersuchung. Es kann ja sein, dass eine solche Einheit bestand; ich behaupte die primitive Verschiedenheit keineswegs. Wenn man mir entgegenhält, die Friesen können gemischt sein, so sage ich: warum nicht? Ich behaupte nicht, sie seien primitiv rein, sondern nur, dass der friesische Typus, den ich auffinde, verschieden ist von dem Typus der Reihengräber, d. h. der Alemannen und Franken. Das ist eine ganz objective Thatsache. Reihengräber giebt es in Friesland nicht, sie zeigen sich nur innerhalb des Gebietes der suevischen und fränkischen Stösse. Ich finde also eine Verschiedenheit: das ist die einfache Thatsache, die ich constatire. Ich behaupte nicht, erklären zu können, woher die Verschiedenheit kam; ich kann nur sagen, dass ich mir auch die Frage vorgelegt habe, ob nicht durch fremde Einwanderung in Friesland diese Differenz erzeugt worden sei? Hr. v. Hölder wird sich davon überzeugen, ich habe das in meiner Abhandlung ausführlich erörtert. Die Frage stellt sich jedoch wesentlich anders, wenn man sie nicht, wie er thut und wie einige von den Herren gleichfalls thun, an Ostfriesland, sondern an das eigentliche Friesland, Frisia propria seu libera, also an die jetzige niederländische Provinz anknüpft, oder, wenn ich mich im Sinne der friesischen Gesetzbücher ausdrücken soll, an das Land zwischen Flie und Laubach. Da, wo Bonifacius ansetzte, die Friesen zu taufen, von da stammen meine Schädel. Ich stütze mich nicht zuerst auf ostfriesische Untersuchungen, sondern auf mittelfriesische, zu denen erst neuerlich durch Hrn. Sasse westfriesische von jenseits der Zuydersee gekommen sind. An diesen Mittelpunkten des Friesenlandes finde ich eine andere Art von Schädeln, als in den Reihengräbern, und diese Differenz ist, soweit wir überhaupt zurückgehen können, eine primitive. Ich gestehe jedoch zu, dass die Friesen, als sie einwanderten, schon eine frühere Bevölkerung gefunden haben können, mit der sie sich vermischt haben, aber noch hat niemand diese Vorbevölkerung nachgewiesen.

Wenn Plinius die Chauken und nicht die Friesen schildert, so rechnet er doch die Chauken und die Friesen zu demselben germanischen Zweige. Auch ist kein Zweifel darüber, dass sich das eigentliche Friesland noch im höheren Maasse so verhalten hat, wie sich das Chaukenland dem Plinius darstellte. Dieses Land war wirklich für Einwanderer nicht einladend. Man muss sich nicht das heutige, durch Deiche, Canäle und andere Einrichtungen, durch die Arbeit von 8—9 Jahrhunderten wohnbar gemachte Land vorstellen, sondern man muss es sich denken im Zustande von Mooren und Sümpfen, welche den Ueberfluthungen des Meeres ausgesetzt waren, hie und da unterbrochen durch Sandland, wie es ursprünglich war. Es war entschieden kein Land, welches Einwanderer anlocken

kennte. Daraus erklärt sich wohl auch der Umstand, dass wir so ausserordentlich wenig Alterthümer in diesem Lande finden. Wenn nun jemand die Frage aufwirft, ob nicht schon eine ältere Bevölkerung vor den Friesen da war, so kann ich nur sagen: das steht historisch fest, dass die Friesen da waren in dem Augenblicke, als die Geschichte ihr Gebiet überhaupt berühren konnte, und zwar genau an derselben Stelle da, nicht in Ostfriesland, sondern in dem eigentlichen Friesland, Frisia propria s. libera. Da waren sie, da sind sie geblieben, und da finden wir sie noch.

Lassen Sie uns nun noch einmal in dieser Richtung die Sache kurz prüfen. So wenig, wie ich behauptet habe, dass die Friesen alle brachycephal seien, so wenig habe ich jemals Zweifel darüber erhoben, dass diejenigen Germanen, welche in den Reihengräbern niedergelegt worden sind, im Wesentlichen hohe Dolichocephalen seien. Auch meine Untersuchungen gehen dahin, — und ich darf wohl bemerken, dass ich mehr von Reihengräbern untersucht, als publicirt habe. Ich bin in diesem Punkte also ganz einverstanden. Allein ich fühle mich nicht berechtigt, desswegen weiter zu deduciren, dass, wenn sich irgendwo niedrige Dolichocephalen oder gar niedrige Brachycephalen finden, es keine Germanen sein könnten. Dabei möchte ich noch eines bemerken. Es besteht zwischen den drei Dimensionen des Schädels, Länge, Breite und Höhe, ein gewisses Verhältniss. Das Gehirn schafft sich Raum nach irgend einer Dimension; kann es nicht in die Länge wachsen, so wächst es entweder in die Breite oder in die Höhe. So zeigen die Friesenschädel eine Ausweitung in die Breite, die ganz auffällig schon an den Schläfentheilen des Stirnbeines beginnt und ungemein stark ausgeprägt ist; was an der Höhe fehlt, gleicht sich eben in der Breite aus. Legt sich der mesocephale Schädel mehr in die Breite aus, so wird er brachycephal, d. h. es überwiegt relativ die Breite über die Länge; legt er sich weniger in die Breite aus, so wird er subdolichocephal. Nun ist der Friesenschädel ein Schädel, der in vielen Stücken mit dem „germanischen" übereinstimmt, aber in einem Hauptpunkte sich von der Mehrzahl der „germanischen" unterscheidet, nämlich in der Höhe. Das ist so auffallend, dass ich in meiner Abhandlung die Frage discutirt habe, ob die Erniedrigung nicht die Folge einer künstlichen Deformation sein könnte. Ich würde mich durch einzelne Fälle sogar leicht haben verführen lassen, eine solche Deformation anzunehmen, wenn nicht eine Reihe anderweitiger Erwägungen mir gezeigt hätte, dass es sich darum nicht handle. Dagegen, dass der Hauptschädeltypus der Reihengräber, die auch ich für germanische halte, dolichocephal ist, habe ich nichts einzuwenden. Ich gestehe sogar zu, dass aller Grund vorliegt, anzunehmen, dass diese Dolichocephalen blauäugig, blondhaarig und hellhäutig, ja dass sie häufig grosse und kräftige Männer waren und auch sonst noch sehr ausgezeichnete Eigenschaften anderer Art besassen.

(Heiterkeit.)

Das acceptire ich Alles, aber ich lasse mir das Recht nicht nehmen, zu untersuchen, ob es nicht noch andere Germanen gegeben hat. Ich habe nun in Friesland eine Provinz gefunden, die auch sprachlich ihre ganz specifische Eigenthümlichkeit hat, ja die sprachlich so verschieden ist, dass es für einen anderen Deutschen unmöglich ist, ohne specielles Studium einen Friesen zu verstehen. Auch ein Plattdeutscher kann regelrechtes Friesisch nicht ohne besondere Vorbereitung lesen oder verstehen. Wir haben hier also eine linguistisch, eine historisch abgegrenzte Provinz, eine Provinz, in der wir eine Reihe von physischen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung finden. Daraus zu deduciren: ergo sind die Friesen keine Deutschen, sondern man hat sie erst zu Deutschen gemacht, oder sie sind so sehr mit Servi*) und anderen schlechten Kerls gemischt, dass sie ihren ursprünglichen eigenthümlichen Character verloren haben, dazu habe ich kein Recht. Ist es nicht merkwürdig, dass man einem Theile Deutschlands, der Jahrhunderte lang als der eigentliche Heerd der persönlichen Freiheit sich dargestellt hat, der sich früh seine eigenen Gesetze gab und sich gegen Jedermann, mochte es nun ein geistlicher oder ein weltlicher Herr sein, wehrte, zumuthen kann, der Character seiner Bevölkerung sei wesentlich durch Servi gefälscht? Zu einer solchen Annahme, m. H., haben wir keine Veranlassung. Servi haben die alten Friesen schwerlich in merklicher Zahl gehabt; denn der Servus ist ein Mann, der nicht bloss arbeitet, sondern der auch isst, und es gibt nur eine gewisse Möglichkeit, wo man sich einen Servus halten kann. Man muss mehr zu essen haben, als man selbst braucht. Das ist das erste Requisit, man mag noch so vornehm sein. Wenn man nicht in der Lage ist, einen Servus ernähren zu können, so muss man darauf verzichten, einen zu haben. So war es sicherlich auch mit den Friesen der Vorzeit. Offenbar hatten sie Mühe genug, Nahrungsmittel für sich und die Ihrigen zu beschaffen. Ich darf wohl daran erinnern, dass Drusus von den Friesen nur einen Tribut in Ochsenhäuten erhob, und dass sie aufstanden, als ein unverschämter römischer Procurator verlangte, die Ochsenhäute sollten so gross sein, wie eine Auerochsenhaut. Wenn ein Volk dem Eroberer nichts weiter leisten kann, als Ochsenhäute, so muss man wohl zugestehen, dass auch für einen Ethnologen die Behauptung, die Zahl der Servi möge sehr gross gewesen sein, etwas unwahrscheinlich wird. Daher hoffe ich, dass, wenn Sie sich nicht zu sehr in das heutige, mit Deichen und Canälen versehene, reiche Friesland hineindenken, sondern in jenes arme, alte, vom Meere durch-

*) Hr. Theobald hatte eine Vermischung mit servis betont.

finthete nnd durchfressene Moorland. Sie zugestehen werden, dass im gewöhnlichen Sinne die Bevölkerung Frieslands eine reine und ungemischte sein muss.

Hr. Mehlis: Es war meine Absicht, verehrte Herren, Ihnen ein kurzes Resumé über die Keltenfrage, wie sie gegenwärtig liegt, vorzulegen.

Wir stehen mit ihr vor einem Kardinalpunkt der ganzen Alterthumskunde und der Geschichte Mitteleuropas, und sie hat seit zwei Jahrtausenden bald direct bald indirect die Geister beschäftigt. Der erste, der den Namen „Kelten" gebrauchte, ist Herodot, der die „Κελτοί" an der Ister, der Donau, anführt und sie dort an der Stadt Pyrene entstehen lässt. Ich will schweigen von den Skythen und Sarmaten bei den Logographen und den Hyperboraern des Homer, aber schon Pythius lässt die Κελτική, das Keltenland, bis an die Elbe reichen. Nach Ephorus wohnen die Kelten im Westen, aber noch sind ihm Germanen nicht bekannt. Selbst der weitgereiste Polybius aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. kennt noch keine Völker solchen Namens, weil ihm die nördlichsten Völker die Noriker und Tauriker sind, die nach allen Nachrichten südlich der Donau ihren Wohnsitz einnehmen. Mit einem Worte, die Griechen bis auf Cäsar kennen den Namen der Germanen nicht, aber nicht deshalb, weil sie die Einheit der Kelten und der östlichen Stämme annahmen, sondern weil ihnen die nördlichen Völker überhaupt in ihrer Individualisirung nicht bekannt waren.

Epochemachend war für die Keltenfrage Julius Cäsar. Zwar kommt der Name „Germanen" schon in den Fasti Capitolini im Jahre 222 v. Chr. vor, wo es heisst, dass M. Claudius Marcellus de Galleis Insubribus et Germaneis einen Sieg davongetragen habe. Der erste, der Gallien gründlich kennen lernte, war der erwähnte Julius Cäsar, der bereits im ersten Capitel de bello gallico die Keltenfrage zur Discussion bringt: „Gallia est omnis divisa in tres partes, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam, qui ipsorum lingua Celti, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt." Er selbst unterscheidet also die Kelten von den Germanen durch ihre Sprache, ihre Einrichtungen und Gesetze.

Wenn wir in den Berichten der klassischen Autoren etwas weiter vorwärts gehen, so bildet einen Hauptabschnitt die Schrift des Tacitus, die bestimmt war, den Römern das wahre Conterfei ihrer schrecklichen Gegner zu geben. Er erweitert im Einzelnen den Unterschied zwischen Kelten (= Galliern) und Germanen, so dass wir ein Detailgemälde der germanischen Stämme erhalten. Dieser sichere Unterschied führte auch, glaube ich, dazu, den von jenseits des Rheins eingefallenen Tungern aus Furcht einen eigenen Namen zu geben, der sich dann auf alle rheinischen Stämme verbreitete, den Namen Germanen, der nichts anderes ist, als die Uebersetzung von Tentonen. Und zwar berichtet dies derselbe Mann, der im Innern Germaniens, östlich der Elbe, noch keltische Völker kennt, die im Zustande der Knechtschaft sitzen geblieben waren, die Gothinen. Sie und die Oser unterscheidet Tacitus in zwei Capiteln der Germania (Cap. 28 und 43) nach Sprache, Einrichtungen und Sitte von den Germanen. Die Gothinen, welche keltische Sprache reden und Eisen graben, geben den Sarmaten und Quaden Tribut; ausdrücklich bemerkt hier Tacitus, dass diese restirenden Kelten hier an der Oberelbe aliegenae = ἀλλόφυλοι d. h. fremden Stammes sind.

An Deutlichkeit der Unterscheidung der Kelten und Germanen lässt des Tacitus Sprache nichts zu wünschen übrig. Und, wenn er zu einem solchen Urtheile besonders competent war, so möchte diese Stelle in der Germania bestimmt sein, ein neues Licht auf die Entwickelung der Keltenfrage zu werfen.

Was die späteren Schriftsteller betrifft, so sind es nur wenige auch von den Griechen, die eine Unterscheidung der Kelten von den Germanen nicht anerkennen. Nur 3 gegen 11 Griechen nennen nach Tacitus die Germanen in dieser Zeit ebenfalls Kelten. Von dieser Differenz der Kelten und Germanen, die uns aus den klassischen Autoren direct bekannt ist, besitzen wir noch aus der Gegend von der Elbe bis zum Rhein indirecte Zeugen in den verbreiteten Orts- und Flussnamen, die zuerst Claudius Ptolemaeus in extenso mittheilt. Selbst ein so eingefleischter Keltophobe wie Förstemann muss in seinem neuesten Werke: Geschichte des deutschen Sprachstammes (I. Bd. p. 317—319) zugestehen, dass die einstige Grenzlinie der Keltenstämme im Osten in einer Linie von den Karpathen bis zur Weichselmündung laufe. Pictet rückt sie noch weiter nach Osten vor, er kommt mit ihnen bis an das kaspische Meer. Usinger, der zwar einem speciellen Standpunkt gegenüber den Ortsnamen einnimmt, schliesst denn doch aus den bei Tacitus und Ptolemaeus überlieferten Völkernamen, dass die Kelten in der Vorzeit vor den Sueven bis an die Elbe reichten. Im Einzelnen ist hier auf dem Gebiete der Ortsforschung noch viel zu thun. Es fehlt noch an einer philologisch genauen zonenweisen Zusammenstellung und Untersuchung der norddeutschen Orts-, Flur- und Flussnamen. Hr. Riecke hat hier allerdings vorgearbeitet, doch in keiner linguistisch und urkundlich genauen Weise, und nach meiner Ansicht möchte es Aufgabe der Gesellschaft sein, welche die Erforschung der Urgeschichte auf ihre Fahne geschrieben hat, auch hierin mit energischer That voranzugehen und eine planmässige Untersuchung der deutschen Orts-, Fluren-, Fluss- und Bergnamen zu veranstalten. (Fortsetzung folgt.)

Schluss der Redaction am 6. September.

Als ein solcher Verzweiflungsakt war auch ursprünglich der Gedanke zu betrachten, dass man zunächst auf *äussere Merkmale der lebenden Menschen* zurückkommen müsse. Dieser Gedanke lag insoferne nahe, als sich, wie schon gesagt, seit längerer Zeit die Vorstellung ausgebildet hatte, dass die braunen Menschen von den Mongolen, die blonden von den Germanen herstammen müssten. War diese Annahme richtig, so war vorauszusetzen, dass, wenn man zu den blonden Haaren die helle Farbe der Iris und der Haut hinzunähme, man den rein germanischen Typus finden müsste, und umgekehrt, wenn man zu den braunen Haaren auch noch die braunen Augen und die dunkle Haut nähme, sich der rein mongolische Typus herstellen lassen müsste. In Deutschland sind einzelne solche Beobachtungen schon früher gemacht worden. *Prichard* berichtet in den Vierzigerjahren von Wahrnehmungen, die er selbst gemacht habe und die ihm über die allmähliche Zunahme und das Ueberwuchern der Braunen in Deutschland *Niebuhr* und *Bunsen* mitgetheilt hätten. Dieser Gedanke ist namentlich von den englischen Ethnographen vielfach verfolgt worden; in Deutschland selbst ist man ihm erst später etwas näher getreten, zunächst in Baden und Württemberg bei Gelegenheit der craniologischen Untersuchungen der Herren *Ecker* und v. *Hölder*. Ich will zugestehen, dass ich mit demselben Präjudiz an die Fragestellung gegangen bin, die wir den Schullehrern unterbreitet haben. Ich hatte die sichere Vorstellung, es müsse sich feststellen lassen, dass da, wo wir die reinste blondhaarige, blauäugige und weisshäutige Bevölkerung finden, der allerreinste germanische Typus, die Urgermanen seien, und da, wo wir die meisten braunhaarigen, braunäugigen und braunhäutigen anträfen, da müssten die Mongoloiden oder, wenn Sie wollen, die turanische oder sarmato-slavische Bevölkerung sitzen.

Ich bin jedoch im Laufe dieser Untersuchungsjahre in immer neue Beziehungen zu dem Material getreten und ich habe mir die Frage immer wieder neu zurecht legen müssen. So ist es gekommen, dass ich allerdings in manchen Beziehungen, ich kann nicht anders sagen, ketzerisch geworden bin, und der Hr. Generalsecretär hat mir gestern privatim das Geständniss entlockt, dass ich sogar noch mehr ketzerisch bin, als ich es bis dahin ausgesprochen hatte. Er sagte mir, er habe das gemerkt, und ich muss die Richtigkeit dieser Beobachtung anerkennen. Ich bin in der That noch mehr ketzerisch geworden, als ich es ausgesprochen habe; ich will kein Hehl daraus machen. Ich will Ihnen indessen auch sagen, wie das geschehen ist.

Als sich nemlich die Frage und zwar, wie Sie wissen, durch den französischen Krieg so zuspitzte, dass aus der rein ethnologischen Frage eine politische wurde, und als Hr. *de Quatrefages* unter dem Beifall seiner Landsleute die These aufwarf, die Preussen seien eigentlich gar keine Deutschen, sondern Mongolen, Finnen, und die Deutschen hätten grosses Unrecht, sich mit ihnen überhaupt einzulassen, und das zunächst Nothwendige sei, dass die eigentlichen Deutschen sich wieder aus dieser Verbindung herausmachten und als rein deutsche Urgermanen constituirten: da schien es mir allerdings von grossem Interesse zu sein, der Finnen- und Mongolenfrage etwas näher zu treten und zu sehen, ob in der That die Finnen solche kleine, braune, schwache, krummbeinige Menschen seien, als welche sie die französischen und belgischen Forscher, gerade im Anhalt an ihre alten Höhlenmänner, dargestellt hatten. Ich hatte dabei allerlei Vorfragen zu erledigen. Ich hatte zuerst Zweifel daran, ob die Finnen wirklich so schwach seien. Von ihnen waren unter Gustav Adolph ganze Regimenter nach Deutschland gekommen, von deren Leistungen man Wunderdinge erzählt. Noch existirt das Tagebuch eines Augenzeugen aus der Schlacht von Fehrbellin, auf das mich Hr. *Wattenbach* aufmerksam gemacht hat, in welchem berichtet wird, dass es nicht möglich gewesen sei, diese unverwundbaren Menschen anders todt zu machen, als dass man sie mit Keulen erschlug. Es war gewiss sehr sonderbar, dass aus solchen Leuten mit einem Male eine hinfällige, kraftlose, kleine, krummbeinige Gesellschaft hervorgegangen sein sollte.

(Heiterkeit.)

Ich ermittelte dann auch durch Körpermessungen an heutigen finnischen Soldaten, dass sich das nicht so verhielt.

Es stellte sich ferner heraus, dass nicht alle Finnen in dem Maasse brachycephal sind, wie man es bis dahin auf Grund weniger Untersuchungen vermuthet hatte. Indessen am wenigsten war ich darauf vorbereitet, was mir erst ganz allmählich aufdämmerte, dass die Finnen blonde Leute seien. Das war die Veranlassung, wesshalb ich vor zwei Jahren von Stockholm aus mit Herrn *Wattenbach* eine kleine Expedition nach Finnland machte, um mich persönlich von dem Sachverhalte zu überzeugen. Es war uns in der That sehr schwer, einen schwarzen oder braunen Menschen in Finnland zu entdecken, der nicht ein Zigeuner gewesen wäre; alle anderen waren nicht blos blond, sondern sehr viel blonder, als unsere eigenen Landsleute in der Mehrzahl der deutschen Provinzen. Dass sich das in Esthland ebenso verhält, habe ich allerdings nicht aus eigener Anschauung, aber durch zahlreiche Zeugen ermittelt. Ich kam also zu der sehr sonderbaren Erfahrung, dass eine grosse, bis dahin als wesentlich braun betrachtete Bevölkerung im Wesentlichen blond ist und nicht blos blond, sondern auch blauäugig und hellhäutig, dass also nicht etwa nur exceptionell die Haarfarbe blond, sondern der ganze Typus hell ist, so dass, wenn man die Schilderungen des *Tacitus* oder eines anderen alten Geschichtschreibers in die Tasche steckt und damit nach Finnland reist, man sehr wohl glauben könnte, Urgermanen vor sich zu sehen.

Dass diese blondhaarige, blauäugige und hellhäutige Bevölkerung in Finnland brachycephal ist, darüber ist kein Zweifel.

Nun stellte es sich bei weitergehenden Untersuchungen heraus, dass nicht unwesentliche Differenzen unter den finnischen Stämmen existiren und dass sich ohne Schwierigkeit 3 grössere Gruppen unterscheiden lassen, die merkwürdiger Weise auch sprachlich (ich kann darüber nicht urtheilen, — aber nach dem Zeugniss aller Linguisten und namentlich Speciallinguisten) so verschieden sind, dass es keine Schwierigkeit macht, sie auseinander zu bringen. Da haben wir im Süden die Esthen, nördlich vom finnischen Meerbusen die eigentlichen Finnen und endlich im höchsten Norden die Lappen. Diese 3 Stämme lassen sich wieder in Unterstämme zerlegen. Wenn man sich Specialkarten der betreffenden Länder vornimmt, so ist das ein sehr grosses Gebiet. Freilich nimmt es sich auf unseren Karten etwas klein aus; wenn man es aber auf den gleichen Maassstab, wie Deutschland, bringt, so sieht es sich ganz anders an, und die finnischen Stämme gliedern sich in ähnlicher Weise, wie die deutschen Stämme. Jeder der 3 grossen Stämme spricht etwas anders. Die Finnen und Esthen können sich ziemlich leicht unter einander verständigen, so dass auch der gewöhnliche Finne und Esthe sich ohne Dollmetscher unterhalten können. Allein die Lappen sind so sehr verschieden, dass auch für einen Finnen ein Specialstudium dazu gehört, um sich mit ihnen zu verständigen. Die Sprachdifferenz ist allerdings wesentlich dialektisch, aber doch in so vielen Punkten abweichend, wie dies etwa zwischen einem plattdeutsch sprechenden Nordländer und einem Gebirgsbewohner von Süddeutschland der Fall ist. Diesen 3 linguistischen oder dialektischen Abtheilungen entsprechen 3 ganz verschiedene physische Gruppen, welche wir an den Schädeln nachweisen können. Der Lappenschädel ist anders wie der eigentliche Finnenschädel, und dieser ist wieder anders wie der Esthenschädel. Der letztere ist in einzelnen Exemplaren geradezu dolichocephal. Wenn man das Mittel nimmt, so bekommt man eine subdolichocephale Bevölkerung, also eine immerhin noch langköpfige, wenngleich mit einem etwas weniger niedrigen Index. Das Verhältniss von Länge und Breite fällt etwas mehr zu Gunsten der Breite aus, als bei den ausgemachten Langköpfen. Aber die Esthen sind nicht kurzköpfig, das muss man vor allen Dingen betonen. Ich bemerke, dass, wenn ich diese Terminologie gebrauche, ich sie nicht im Sinne des Hrn. Broca anwende. Ich rechne nicht nach den Broca'schen Zahlen, die bekanntlich die Dolichocephalie viel weiter hinaufschieben, sondern in dem gewöhnlichen Sinne, wie wir in Deutschland seit vielen Jahren zu rechnen gewohnt sind. Ich sage also, in Esthland haben wir eine in's Dolichocephale schlagende Bevölkerung, und wenn wir z. B. die Methode von Hölder's anwendeten, dass wir rein craniologische Gruppen bildeten, so würden wir hier eine nahezu dolichocephale Gruppe ausscheiden können, und zwar eine blondhaarige, blauäugige und hellhäutige dolichocephale Gruppe. Hr. v. Hölder wird vielleicht sagen, das seien eben Mischungen mit den Germanen, und ich muss zugestehen, dass dieser Gedanke an sich, als Frage aufgeworfen, vollkommen berechtigt ist. Denn wenn wir in ein Land kommen, welches seit Jahrhunderten auch eine deutsche Bevölkerung hat, und wenn in diesem Lande sich auch in der eigentlichen Landbevölkerung „germanische" Formen finden, so kann man sie ja für importirte ansehen. Ich würde auch gar nicht wagen, mit einer anderen Meinung aufzutreten, wenn sich nicht die Erfahrung herausgestellt hätte, dass noch weiter östliche finnische Stämme, die am Ural wohnen, noch mehr dolichocephal und noch mehr blondhaarig und wenn nicht mehr, so doch mindestens ebensosehr blauäugig und hellhäutig sind. Daher lässt sich nicht etwa diese Erscheinung in den Ostseeprovinzen als das Resultat einer Mischung mit den Germanen ansehen. Wie könnten wir denn an der Stelle, wo eine solche Mischung in keiner Weise zu präsumiren ist, auf ganz analoge Verhältnisse stossen, da, wo die eigentlichen Quellen des finnischen Stammes überhaupt liegen?

Es lässt sich nun nachweisen, dass das Eintreten der erwähnten 3 finnischen Stämme in ihre gegenwärtigen Wohnsitze historisch nicht zusammenfällt. Sie sind nicht auf einmal da. Im Gegentheil, es lässt sich nachweisen, dass die heutige Bevölkerung von Finnland, mit anderen Worten, die Bevölkerung von Häme, Sawolax und Karelien, oder die Tawasten, die Sawolaxen und die Karelier, die 3 grossen Unterstämme der eigentlichen Finnen, erst in historischer Zeit einwanderte und erst Schritt für Schritt das Land überzogen hat. Ob sie alle um den finnischen Busen herumgezogen, und zwischen demselben und dem Ladogasee eingedrungen sind, ist mindestens sehr zweifelhaft, da nach der bekannten poetischen Ueberlieferung des Kalewala eine directe Ueberwanderung von der esthnischen Küste als wahrscheinlich erscheint. Alles spricht jedoch dafür, dass die Lappen einen älteren zurückgedrängten Stamm darstellen, der früher eine grössere Ausdehnung nach Süden hatte. Die Wahrscheinlichkeit liegt also nahe, dass wir auch hier eine von Osten her kommende Einwanderung vor uns sehen, die in dem Maasse, als das Land von Eis, Schnee und Wasser frei wurde, eingedrungen ist, bis endlich die letzte Consolidation der ethnologischen Verhältnisse erfolgt ist, vielleicht erst seit einem Jahrtausend (post Christum).

Meine Herren! Ich interpretire hier gar nichts. Ich referire, wenigstens meiner Meinung nach, blos Thatsachen. Also, um mich zu resumiren, — ein Volk, das uns, von hier aus betrachtet, als eine Einheit erscheint, als eine in sich geschlossene Nationalität, die wir nicht blos linguistisch, sondern auch ethnologisch ganz und gar in Zusammenhang

bringen, dieses Volk erweist sich als zusammengesetzt aus verschiedenen Abtheilungen, welche im Laufe vielleicht vieler Jahrhunderte, um nicht zu sagen, Jahrtausende, getrennt in ihrer Einwanderung, ganz verschiedene Qualitäten auch in ihrem physischen Verhalten entwickelt haben, Qualitäten, welche jetzt bis zu einem gewissen Maasse fixirt sind und zwar so sehr, dass uns Eigenschaften entgegentreten, welche den Eindruck machen, als hätten wir gänzlich verschiedene Rassen vor uns. Denn, das habe ich noch vergessen zu sagen, obwohl durch die neuesten Untersuchungen, die ich zum Theile selber mit angeregt habe, sich herausgestellt hat, dass auch unter den Lappen gelegentlich einmal blonde Individuen vorkommen, so ist der lappische Stamm doch in der Hauptsache ein dunkler Stamm. Da haben wir wieder einmal die Braunen: dunkelhaarige, dunkeläugige und dunkelhäutige Leute. Wenn auch die Augen nicht in dem Maasse dunkel sind, wie man es sich früher nach den Beschreibungen vorgestellt hat, sondern zum Theil lichtbraun, so sind sie doch wesentlich braun und nicht blau; die blauen Augen sind Ausnahme.

Nun frage ich Sie, wenn wir diese Thatsachen unmittelbar vor uns haben, müssten wir da nicht ein wenig gewaltsam operiren, wenn wir sofort sagen wollten: ja, das sind lauter Mischungsverhältnisse? Indess meinetwegen; wir können aber nicht umhin, alle 3 Stämme mit ihren Unterstämmen als finnische anzuerkennen. Welcher von ihnen mehr finnisch ist und welcher weniger, das weiss ich wirklich nicht zu sagen. Sind die Lappen mehr finnisch, oder die wirklichen Finnen mehr finnisch, oder die Esthen mehr finnisch? Wer kann das in diesem Augenblicke mit Bestimmtheit behaupten? Wenn Sie wieder sagen: wir wollen uns nach der Staatenbildung richten, wir nennen diejenigen Stämme Finnen, welche die Fähigkeit gehabt haben, als G r ü n d e r in der Welt aufzutreten,

(Heiterkeit)

dann sind es natürlich die eigentlichen Finnen; die Lappen dagegen sind eine Mischform. Allein mit wem mögen sie sich gemischt haben? Es müsste eine noch ältere Urbevölkerung da gewesen sein, welche ihnen die Elemente zur Mischung geliefert hätte. Aber woher beziehen wir diese Urbevölkerung? Ich erwarte darauf doch irgend einen Hinweis: wir schieben uns sonst in lauter Unmöglichkeiten hinein.

Ich sage einfach, wir müssen vorläufig die Thatsachen festhalten. Warum soll es nicht denkbar sein, dass eine gewisse Völkergruppe irgendwo einen Mutterstock, einen Kern gehabt hat, von welchem sich im Laufe sehr weit auseinander liegender Perioden einzelne Massen abgelöst haben, die sich n e b e n einander nach anderen Gebieten hinbewegt haben? Warum kann es nicht sein, dass sich allmählich durch Veränderungen der äusseren Verhältnisse, durch alle die verschiedenen unzähligen Einflüsse, welche auf den Menschen wirken, vielleicht auch durch Mischung mit Nachbarstämmen, die neuen Aeste, welche der Baum trieb, in vielen Stücken anders gestaltet haben, als die zuerst ausgesendeten Ausläufer? Man kann dann allerdings darüber streiten, was eigentlich der Typus sei. Theoretisch wird man, glaube ich, immer dahin kommen, dass man die ersten Ausläufer als die dem eigentlichen Typus ähnlicheren ansieht und nicht diejenigen, welche historisch die zweiten waren. So waren die Lappen eher da, als die Finnen eindrangen; von diesen können wir wenigstens nachweisen, dass sie eingewandert sind, während wir über die Wanderung der Lappen nichts wissen. Die Localforscher bringen allerdings eine Reihe von finnischen Sagen bei, welche auf alte Riesen zurückgehen, die noch vor den Lappen dagewesen seien. Das darf ich Ihnen nicht verhehlen, aber das ist schon reine Mythologie, und obwohl ich den Werth der Mythologie zu allen Zeiten anerkannt habe, und immer sehr geneigt gewesen bin, den Vorstellungen, die sich der Mensch von Himmel und Erde angesichts der Betrachtung der Ewigkeit macht, grossen Werth beizulegen, so haben wir für die eigentliche Ethnologie auf diesem Wege doch noch wenig herausgebracht. Ich würde es daher immer vorziehen, vorläufig die Vorfrage, ob denn noch ein älteres Geschlecht da gewesen ist, bei Seite zu lassen und zu sagen: so lange wir nichts Bestimmtes über das Vorvolk der Lappen wissen, so lange müssen die Lappen uns als die ältesten erscheinen. Ich komme so zu der Vermuthung, dass der Finnenkern am Ural nach der Ablösung der Lappen Veränderungen erlitten hat, welche sich in den successiven Alterationen darstellen, die wir in den späteren Ablegern der wirklichen Finnen und Esthen vor uns sehen.

Meine Herren! Gestatten Sie mir, dass ich nach diesem Blick auf unsere Nachbarn einmal dieselbe Betrachtung auf Deutschland anwende. Ich finde nämlich, dass es in Deutschland ganz genau ebenso liegt. Wir haben in Deutschland ein ethnologisches Verhältniss, welches ganz genau das Verhältniss der Lappen repräsentirt, das sind die F r i e s e n. Sie nehmen die äusserste Nordwestsecke des germanischen Landes ein, nicht blos das eigentliche Friesland und Ostfriesland, sondern auch das holländische Westfriesland, welches auf der andern Seite der Zuydersee liegt und zur jetzigen Provinz Nordholland gerechnet wird. Sie reichen also von der Westküste Hollands bis an die Weser. Da sitzen die Friesen von dem Augenblicke an, wo überhaupt Culturmenschen in die Gegend kamen und uns Kunde hinterlassen haben. Die ersten römischen Nachrichten, welche aus dem Jahre 10 v. Chr. stammen, zeigen uns die Friesen ganz genau an der Stelle, und unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie zur Zeit Karls des Grossen, und wie zum Theil noch heutigen Tages. Die Schilderung des P l i n i u s, welcher bekanntlich selbst diese Gegenden besucht hat, von der Existenz

dieser Leute und der Art ihres Wohnens, traf noch Jahrhunderte lang nachher vollkommen zu. Die Friesen, wie ihre Stammesgenossen, die Chauken, wohnten auf aufgeworfenen Erdhügeln, an vielen Stellen umspült vom Meere, unter Verhältnissen, wo sie jeden Tag um ihre Existenz kämpfen mussten, und doch, sagt Plinius, „sprechen diese Leute von Freiheit"!

Hr. v. Hölder hat den Werth meiner friesischen Betrachtungen zu schwächen gesucht, indem er von möglichen Vermischungen gesprochen hat. Ich habe mich in den letzten Jahren mit der Geschichte Frieslands eingehend beschäftigt, und ich glaube behaupten zu können, es hat nie auch nur eine nennenswerthe Einwanderung in Friesland gegeben, es hat nie eine Occupation von Friesland gegeben, bei welcher der Eroberer sich dauernd eingerichtet hätte. Allerdings haben die Römer unter Drusus Friesland unterworfen, aber nie haben sie eine nennenswerthe Ansiedlung in Friesland gehabt, etwa mit Ausnahme des viel gesuchten Castells Flevo, welches, wie es scheint, die erzürnte See wieder vom Erdboden hinweggespült hat. Die späteren Beherrschungen durch die Dänen, die zeitweise stattgefunden haben, sind, wie das fast überall der Fall gewesen ist, mit so geringer Menge von Menschen erfolgt, dass von da aus nichts Erhebliches abgeleitet werden kann; am wenigsten würde man von da uns etwa eine braune oder gar eine kurzköpfige Bevölkerung im strengen Sinne des Wortes deduciren können. Dann sind die Franken gekommen und haben anfangs das westliche Friesland, dann Mittel- und Ostfriesland unterworfen. Bekanntlich hat Karl der Grosse die definitiven Verhältnisse hergestellt, allein keinem der Karolinger und keinem der vorher in Westfriesland herrschenden fränkischen Eroberer ist es eingefallen, zu colonisiren, grössere Besatzungen im Lande zu halten oder sonst etwas vorzunehmen, wodurch eine grössere fränkische Bevölkerung eingeführt werden wäre. Nein, wir wissen, gerade in dieser Zeit ist das freie Friesland gewachsen und hat es sich entwickelt; überall hat man den Friesen die vollste freie Entwickelung gelassen. So ist das Merkwürdige geschehen, dass dieser Stamm bis in die späteste Zeit des deutschen Reiches hinein sich in dem Besitze von Freiheiten und Gesetzen erhalten hat, wie es keinem anderen deutschen Stamme, mit Ausnahme der Schweizer, gelungen ist. Die Friesen sind an der See das gewesen, was die Schweizer in den Bergen waren; von irgend einer nennenswerthen Einwanderung ist nicht die Rede.

Nebenbei will ich bemerken, dass ich gerade in der letzten Zeit, im Anschlusse an die Untersuchungen, die Hr. Spengel publicirt hat, noch die weiteren Schädel von den Insulanern des Zuydersee, welche sich im Amsterdamer Museum vorfanden, geprüft habe. Es handelt sich hier um Leute, von denen die besten Beobachter, wie Hr. Harting in Utrecht, die Versicherung abgeben, dass sie einen ganz reinen und unvermischten Stamm repräsentiren. Trotzdem kann ich Hrn. v. Hölder versichern, dass auch diese Bevölkerung nicht in das urgermanische Schema passt.

Ich sage also: die Friesen waren da, wo sie jetzt sind; sie sind in der That der einzige germanische Stamm, der noch da ist, wo er war, als die erste Morgendämmerung der Geschichte an unseren Grenzen anfging, absolut an derselben Stelle, unter immer noch ganz analogen Verhältnissen. Sie haben keinen grösseren Antheil an den Bewegungen der deutschen Geschichte genommen. Sie haben sich gelegentlich recht wacker ihrer Haut gewehrt, haben die Römer, auch gelegentlich die Franken und manchen deutschen Bischof geschlagen, der sich der Herrschaft über sie zu bemächtigen bemühte. Sie haben es sogar merkwürdiger Weise durchgesetzt, dass das Cölibat bei ihnen nicht zur vollen Wirkung kam, als die Päpste ihre Weltherrschaft gründeten; es ist zugelassen worden, dass katholische Priester in Friesland verheirathet sein durften, als dies auf der ganzen Welt verboten war. Darum behaupte ich, sie sind, was sie waren. Darin gleichen sie den Lappen. Wenn Sie aber die grossen Bewegungen der deutschen Geschichte verfolgen, welche das äussere Geschick des Vaterlandes gestaltet haben, da waren die Friesen in der Regel zu Hause. Sie hatten sich schon zur Zeit Karls des Grossen sehr sorgfältig besondere Freiheiten ausgemacht, dass sie nicht zu weit nach Osten und nicht zu weit nach Westen mit ihrem Heerbann aus dem Lande zu ziehen brauchten. Sie waren zufrieden, ihre Heimath zu sichern; sie waren von jeher die reinsten Partikularisten, und insoferne ganz gute Deutsche. Wenn es noch irgend eines besonderen Beweises ihrer germanischen Natur bedürfte, so würde er damit am besten geliefert werden können, dass sie solche rechte Erbpartikularisten waren.

(Heiterkeit.)

Nun erscheinen die grossen Eroberer nach einander auf dem Schauplatze, die Heere zuerst der Sueven, dann der Franken und endlich der Sachsen. Eines nach dem andern brach hervor, doch von wo? Wenn wir sie rückwärts verfolgen, so kommen wir jedesmal an die mittlere Elbe, ja zum Theil noch weiter rückwärts bis an die mittlere Oder, die Netze und Warthe und an das baltische Meer. Wir können die Spuren der Franken bis an die mittlere Elbe verfolgen, die der Burgunder bis in die heutige Provinz Posen; wir treffen die Sueven in der deutlichsten Abgrenzung in Gegenden, welche heute von der Mark Brandenburg und einem grösseren Theile sächsischen Landes eingenommen werden. Von hier aus brachen die erobernden Stämme nach einander hervor. Dass diese andere waren, als die Friesen, das wird Jedermann zugestehen müssen, der die Geschichte der deutschen Eroberungszüge sich ver-

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 11. München, Druck von R. Oldenbourg. **November 1876.**

Bericht über die VII. allgemeine Versammlung zu Jena am 9—12. August 1876.

(Fortsetzung von No. 10.)

Wie viel hierin in den einzelnen Districten geleistet werden kann, dafür ist ein glänzender Beweis das Werk des Pref. Wilh. Arnold: „Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme." Felix Dahn in seiner Recension dieser Schrift datirt mit Recht von ihr eine neue Epoche der Urgeschichte.

Im alten Hessen- oder Chattenlande, das vom Taunus bis an die Weser reicht, weist er eine Reihe der ältesten Orts- und Flussnamen nach, die nicht auf den germanischen Stamm zurückgehen, sondern entschieden der keltischen Sprache ihren Ursprung verdanken. Und zwar ist seine Methode die, dass er nur diejenigen Orts-, Fluss- und Bergnamen auf keltische Wurzeln zurückführt, die aus deutschen Wurzeln absolut nicht zu erklären sind, ein Standpunkt, den auch ich bei der Beurtheilung der Namen einhalte. Ausserdem sind ihm nur die urkundlich gesicherten Namensformen maassgebend. Bei diesem Principe bleibt nun doch eine ziemliche Reihe von Namen übrig und ich erlaube mir in Kürze, Ihnen einige Flussnamen vorzuführen, die dieser Forscher als keltisch erklärt: „Rhein, Main, Weser, Diemel, Eder, Lahn, Nidda, Kinzig, Ems, Glan, Aar, Wiese, Ohm, Klein, Lauter, Uhse."

Von Bergnamen, die er der keltischen Sprache zuspricht, erwähne ich: „Taunus, Hercynia, Rhön, Calw, Grind, Kall, Kasch, Kron(berg) bei Frankfurt a/M."

Aus guten Gründen sind die keltischen Ortsnamen in diesen rauhen Gebirgsgegenden verhältnissmässig noch seltener. Er zählt hieher: „Eitra, Litter, Solms, Sinn, Tulba, Bingen, Girmes, Lich, Mockstadt, Schleitz, Selters, Gladbach, Kidrich" u. s. w.

Die Zeugnisse der Ortsnamen Deutschlands als Material benützt, um auf die Vorzeit zu schliessen, möchten das Gebiet sein, welches, wie ich wünsche, die deutsche anthropologische Gesellschaft sich in der geeigneten Weise in Zukunft aufnehmen möchte, und es wäre die Bildung einer Commission zu hoffen, die speciell mit der gewissenhaften Sammlung und planmässigen Untersuchung dieser für die Urgeschichte jedenfalls höchst fruchtbaren Kategorie beauftragt würde.

Hr. Sievers: Meine Herren! Wenn ich für heute noch einige Bemerkungen anreihe, so ist es dabei nicht meine Absicht, etwa auf alle Details einzugehen, sondern ich möchte als Philologe nur von sprachlicher Seite einige Bedenken gegen die Art und Weise, wie bisher die keltischen Forschungen betrieben worden sind, darlegen.

Den nächsten Anlass zu diesen Bemerkungen hat der angesetzte Vortrag des Hrn. Riecke gegeben, der zugleich von einem Antrage begleitet sein sollte, wonach unsere Gesellschaft ein wissenschaftliches Glaubensbekenntniss ablegen und über die Kelten und Germanen Beschluss fassen sollte. Ich kann dasjenige, was ich gegen diese Dinge vorzubringen habe, an die theils in dem Antrage theils in den beigegebenen Erläuterungsschriften niedergelegten einzelnen Fälle anknüpfen. Und so muss ich denn bekennen, dass ich, ohne dass ich mich zum Keltophoben stempeln möchte, weder

die Resultate dieser Schriften, noch auch die ganze Methode der Forschung, nach der sie angelegt sind, zu den meinigen machen möchte. Dieses ablehnende Urtheil stützt sich sowohl auf die Herbeischaffung des zur Untersuchung verwendeten Materials, wie auf die specielle Art der Verwerthung und Verwendung desselben. Was zunächst das Material von keltologischer Seite anbetrifft, so ist heutzutage wohl allgemein anerkannt, dass das Gebiet der keltischen Sprachen noch zu den am allerwenigsten grammatisch aufgehellten Gebieten unserer arischen Sprachen gehört, und dass in keinem einzigen Sprachgebiete solcher Anlass zu den leichtesten und fortwährenden Irrthümern gegeben ist, wie gerade die den keltischen Sprachen, so dass ich mich getraue, mit vollem Rechte die Behauptung auszusprechen, dass heut zu Tage in Deutschland, nachdem Männer wie Zeuss und Ebel gestorben sind, geradezu nur ein einziger Gelehrter, Windisch in Strassburg, existirt, der im Stande wäre, ein wirklich wissenschaftliches Resultat aus der Verwendung keltischen Sprachmaterials zu ziehen.

In den vorliegenden Schriften von Dr. Riecke ist ferner als wesentliche Grundlage der weiteren Forschung dasjenige Material genommen, was er selbst auf seinen Wanderungen aus dem Munde des Volkes geschöpft. Alle Namen, seien es von Orten, seien es sonstige Eigenthümlichkeiten, mit denen sich seine Untersuchungen beschäftigen, alle diese Worte erscheinen in ihrer modernsten Form und Riecke stellt sich in ausdrücklichen Gegensatz gegen die Leute, welche an Stelle dieser mündlichen volksthümlichen Tradition auf die älteren schriftlichen Quellen zurückgehen möchten. Begründet ist diese Abneigung gegen die schriftlichen Quellen in der vielleicht richtigen Erkenntniss, dass Irrthümer bei schriftlichen Fixirungen zu allen Zeiten in grösserer oder geringerer Anzahl vorgekommen sind. Nun ist aber gerade bei Fragen, wie die vorliegenden, dieses moderne Material um so weniger zu gebrauchen, als gerade in Ortsnamen weitgehende Verstümmelungen durchaus an der Tagesordnung sind. Ich will nur ein einziges Beispiel für diesen sehr häufigen Fall anführen, dass die Etymologen, wie Riecke und andere einfach an nachweislich ganz junge Namensformen anknüpfen, wobei natürlich die ganze Etymologie mit den modernen Namensformen ohne weiteres fällt. Es wird z. B. gesagt, der Name Cherusker komme her von dem turanischen Wort „Ke“ = Berg; „Rusk“ = das irische Wort „Buschwald“ und „Er“ = Mann, so dass also Cherusker ein Bewohner des Buschwaldgebirges sein soll. Nun ist es sicher, dass dieses „Cherusker“ mit der Endung „er“, die das Wort „Mann“ = „Bewohner“ enthält, höchstens bis in das 17. Jahrhundert zurückgeht. Wir wissen so viel, dass uns der Name dieses Volkes nur lateinisch unter der Form „Cherusci“ überliefert ist, und dass in keinem früheren Jahrhundert irgend Jemand einem solchen Völkernamen im Plural die Endung „er“ hat beilegen können, weil diese Endung auf ein specielles Gebiet von Formen eingeschränkt war. Fällt dieses „er“ = „Mann“ weg, so fällt auch die ganze Bedeutung dieses Namens Cherusker. Soviel bezüglich des Materials.

Was nun die Vergleichung und Verbindung desselben angeht, so scheint es mir, dass von Seite der Herren, welche sich als Gegner der Keltophoben bezeichnen, etwas zu sehr ausser Acht gelassen worden ist, dass wir seit 50 bis 60 Jahren einen Wissenszweig besitzen, der sich die vergleichende Sprachwissenschaft nennt, und dass diese Wissenschaft, so sehr sie noch in manchen Dingen in den Anfängen liegt, wenigstens das über allen Zweifel festgestellt hat, dass die Sprachen sich nicht willkürlich entwickeln, sondern dass überall nach einheitlich bestimmten Tendenzen die Weiterentwicklung vor sich geht, dass ferner da, wo etwa aus einer Sprache Entlehnungen in das Gebiet einer anderen Sprache vorgenommen werden, auch dort nicht Willkürlichkeiten auftreten können, sondern dass wir immer an ganz bestimmte positive sichere Lautverbindungen gebunden sind. In den Schriften, die zur Begründung des keltischen Ursprungs des Germanischen vorgelegt worden sind, vermisse ich eine solche Rücksichtsnahme. Es kommt da nicht darauf an, ob beliebige Namen und Laute einem Worte vorgeschlagen oder angehängt oder daraus entfernt werden; es wird ganz nach dem äusseren Klange eine solche Zusammenstellung gemacht. Es widerlegt sich das, ohne dass ich weiter darauf einzugehen brauche.

Dann aber scheint sich mir auch noch ein historischer Mangel bei diesen Vergleichungen zu zeigen. Wenn man darauf ausgehen will, keltische Namenseigenthümlichkeiten innerhalb des Germanischen nachzuweisen, so kommt es zuerst darauf an, sich Kriterien zu verschaffen, nach denen man entscheiden kann, ob ein solcher Name keltisch oder germanisch ist, d. h. wir müssen nach solchen Prototypen suchen, welche uns keinen Zweifel darüber lassen, ob die Kelten Namen von gewissen Formen gebildet haben. Ein Jeder weiss, dass unsere Familien- und Eigennamen nach ganz besonderen Typen gebildet sind; dasselbe gilt von unseren Ortsnamen. Ueberall, wo wir in unserer modernen Zeit Stadtgründungen und Namengebungen finden, haben wir in der Regel ein ganz bestimmtes System von Compositionen, so dass den allgemeinen Ausdrücken wie Berg, Stadt, Haus oder Dorf irgend ein distinguirendes erstes Glied noch vorgesetzt wird. In gleicher Weise sind nun auch die Namen, soweit meine Kenntniss reicht, die allerdings unerheblich ist, bei all jetzt lebenden Culturvölkern gebildet. Es war also vor allen Dingen geboten, genaue Erhebungen darüber zu veranstalten, wie in unzweifelhaft sicher keltischen Gebieten die Typen der Ortsnamen beschaffen sind; wir mussten ferner suchen, wie speciell die germanischen Typen in solchen Fällen beschaffen sind, wo wir unzweifelhaft eine germanische Benennung vor uns haben;

wir haben weiter zu untersuchen, ob sich in Bezug auf die weiteren grammatikalischen und lautlichen Bedingungen Namen auf deutschem Boden finden, die wir zur germanischen oder keltischen Masse zu schlagen haben. Endlich kommt noch hinzu, dass bei den Untersuchungen, die als Grundlage für den Antrag mitgegeben worden sind, durchaus nicht darauf Rücksicht genommen worden ist, bis in welche Zeit überhaupt diese quaestionirten germanischen oder keltischen Namen zurückgehen sollten. Es wäre hier wieder geboten gewesen, zunächst in das Alterthum zurückzugehen und festzustellen, wo wir wirklich derartige Namen nachweisen können. Jedenfalls müssen wir ausscheiden, was erst in den modernen Jahrhunderten von Namengebungen geschaffen worden ist. Wenn wir das in Riecke's Schriften niedergelegte Material betrachten, so finden sich ganz entschieden junge Namen, also Bezeichnungen eines einfachen Hügels, Dorfes, von meist modernen Gründungen, die ich historisch noch nachzuweisen mich anheischig machen wollte. Ich will mich aber nicht weiter auf die Details einlassen, da die Zeit so ziemlich erschöpft ist.

Ich möchte also nur kurz resumiren, dass ich nicht ein principieller Gegner des Suchens nach keltischen Ortsnamen in Deutschland bin, dass ich aber die bisher angewandte Methode als verfehlt erachten muss. Wir müssen zunächst darauf ausgehen, ein sicheres Quellenmaterial für die Untersuchungen historisch festzustellen, und, wenn die grammatikalische Kenntniss des Keltischen weiter fortgeschritten sein wird, dann können wir versuchen, einzelne Anknüpfungspunkte an die verschiedenen keltischen Sprachen zu gewinnen, vielleicht auch an die verschiedenen keltischen Stämme, die uns heutzutage noch entgegentreten.

Ich möchte zugleich die Warnung daran knüpfen, sich in diesen Dingen nicht zu übereilen, weil unsere Kenntniss des Keltischen so sehr noch im Argen liegt. Das ist auch der Grund, warum ich die Bildung einer Commission, wie sie von Hrn. Mehlis vorgeschlagen worden ist, als verfrüht betrachten muss. Es werden noch Jahrzehnte vergehen müssen, bis die Kenntniss des Keltischen so weit fortgeschritten ist, dass wir uns von solchen Enquêten einen Erfolg versprechen können.

(Allseitiges Bravo!)

Schluss der Sitzung um 2 Uhr 50 Minuten.

Dritte Sitzung.

Tagesordnung: Bericht des Rechnungsausschusses, Decharge, Voranschlag für das nächste Jahr. — Ausgrabungen in Königsfeld. — Antrag, bezüglich der Gratisbeilage des Berichtes über die VII. General-Versammlung zu dem Archiv. — Berichterstattung über die Herstellung einer prähistorischen Karte (Hr. Fraas). — Berichterstattung über die Herstellung eines Gesammtkataloges der in Deutschland vorhandenen Schädelsammlungen; (Hr. Schaaffhausen). Derselbe: Fund bei Schwetzingen; Fund bei Nymwegen. — Hr. Virchow: Bemerkungen zu Hrn. Schaaffhausen's Bericht. Hr. Fraas: Vom Fuss des Libanon. — Hr. Zittel: Bearbeitete Feuersteinsplitter aus der arabischen Wüste. — Schädelmessung: v. Ihering, Gildemeister, E. Schmidt, Virchow, Schaaffhausen, v. Höldar, J. W. Spangel.

Die Sitzung wird um 9 Uhr 10 Minuten Vormittags durch Hrn. Zittel eröffnet.

Hr. **Krause** (Hamburg) erstattet Bericht über das Resultat der am 2. Sitzungstage ernannten Commission zur Prüfung der von dem Hrn. Schatzmeister Weismann vorgelegten Abrechnung und der betreffenden Belege.

Die Rechnung ist als vollkommen richtig befunden worden, und wird dem Hrn. Weismann Decharge ertheilt.

Daran reihte Hr. Krause nach kurzer Motivirung Namens der Prüfungs-Commission drei Anträge.

Diese drei Anträge wurden von dem Hrn. Vorsitzenden Zittel zur Abstimmung gebracht und mit sehr grosser Majorität angenommen. Sie sind im Eingang der Nr. 9 aufgeführt.

Das Budget für das folgende Jahr ist nach dem vorliegenden Cassastand folgendermaassen von dem Vorstande entworfen und wird von der Versammlung genehmigt.

	ℳ	₰		
Die verfügbare Summe besteht in .			7249 ℳ	89 ₰
nämlich:	ℳ	₰		
Jahresbeiträge für 1876/77	3858	—		
Ferner der Baarvorrath der Kasse, soweit das Budget des verflossenen Geschäftsjahres nicht schon darüber verfügt hat, mit	3391	89		
Gesammtsumme			7249 ℳ	89 ₰

Ausgabe für das Geschäftsjahr 1876/77.

Verwaltungskosten	600 ℳ		
Druck des Correspondenz-Bl. und Berichtes	2300 „		
Zu Handen des Generalsecretärs	600 „		
Honorar für Mitarbeiter . .	300 „		
Zu Handen d. Schatzmeisters	300 „		
Stenographen der General-Versammlung	300 „		
Für Ausgrabungen (Münchener anthropol. Verein) . .	300 „		
Für die statistische Bearbeitung der Tabellen über die Erhebungen der Farbe der Augen, der Haare und der Haut	1500 „		
Für die erste Publication der prähistorischen Karte . .	800 „	7000 ℳ	— ₰
		249 ℳ	89 ₰

Hr. **Zittel**: Meine Herren! Sie werden sich erinnern, dass das Correspondenzblatt jetzt an dem Wohnorte des Generalsecretärs gedruckt wird. Es hat sich nemlich gezeigt, dass eine Trennung grosse Unzukömmlichkeiten mit sich führt und dass es sehr im Interesse der Beschleunigung der Herausgabe des Correspondenzblattes liegt, wenn Druckort des Blattes und Wohnort des Generalsecretärs vereinigt sind. Es ist desshalb der frühere Vertrag mit Hrn. Vieweg in Braunschweig gelöst worden und das Correspondenzblatt erscheint seit einem Jahre als selbstständiges Blatt bei einem anderen Verleger. Nun hat der Herausgeber des Archivs, Hr. Ecker, den Antrag gestellt, dass man in Zukunft dem Archive den Bericht der Generalversammlung beigeben möge und zwar als Gratisbeilage in der erforderlichen Anzahl der Auflage des Archivs, also in 600 Exemplaren. Der Verleger des Archivs würde sich verpflichten, diesen Bericht sämmtlichen Abonnenten des Archivs gleichfalls gratis zu überlassen. Dieser Antrag hat seine Berechtigung, denn das Archiv ist ebensogut Organ der deutschen anthropologischen Gesellschaft, wie das Correspondenzblatt, und es hat das Archiv nicht blos gewisse Ansprüche an die Gesellschaft, sondern auch gewisse Verpflichtungen. Diese Verpflichtungen dürften demnächst in ziemlich erhöhtem Maasse in Anspruch genommen werden. Es wird nämlich das Archiv die Tabellen über unsere statistische Erhebung der Farbe der Haare, der Augen und der Haut zu publiciren haben, und so glaubte die Vorstandschaft einstimmig dem Antrage des Herausgebers des Archivs beitreten zu sollen. Da dies jedoch für unsere Casse eine nicht unbedeutende Belastung bedingt, so glaubten wir darin einen Ausgleich zu finden, dass der Bericht an die Stelle dreier Nummern des Correspondenzblattes tritt. Ich glaube, die Mitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft dürften sich darüber kaum beschweren; nach unseren Statuten besteht das Correspondenzblatt aus 12 Nummern von je 1 Bogen, der Bericht aber erreicht nach der bisherigen Erfahrung stets 8—9, unter Umständen 12 Bogen, so dass jedenfalls die Mitglieder durch diesen Tausch nicht geschädigt werden. Diese Einrichtung hätte auch den weiteren Vortheil, dass wir mit der Publication des stenographischen Berichts sofort beginnen könnten und dass der Hr. Generalsecretär für eine sehr baldige Herausgabe desselben sorgen würde.

Auf eine Anfrage des Hrn. Spengel, ob durch die Lieferung des stenographischen Berichtes der Abonnementspreis für das Archiv erhöht werde, erklärt der Vorsitzende Dr. Zittel, dass eine Preiserhöhung nicht stattfinde, und ist die Versammlung mit diesem vorgeschlagenen Modus einverstanden.

Ich erlaube mir, Ihnen ferner Mittheilung bezüglich der Ausgrabungen des Hrn. Pfarrers Engelhardt zu machen, welche mit Unterstützung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft ausgeführt worden sind. Ich erwähne aus dem vorliegenden Berichte des Hrn. Engelhardt, dass er in 4 Gräbern verschiedenartige Funde gemacht hat, und zwar verschiedene Artefacte, namentlich Steingeräthe, dann zerschlagene Knochen und Urnen. Die Gegenstände sind vorläufig noch bei ihm aufbewahrt, werden aber demnächst eingeliefert werden. Sie haben vielleicht ein Interesse daran, von den Skizzen der vorliegenden untersuchten Hügelgräber Einsicht zu nehmen.

Bezüglich der Funde in den fränkischen Höhlen, welche vom Münchener anthropologischen Verein gemacht worden sind, möchte ich hervorheben, dass sämmtliche grössere Höhlen in dem Fränkischen Jura bewohnt waren und zwar, wie es scheint, sehr lange Zeit hindurch. Wir haben überall mindestens eine, sehr häufig auch 2 Culturschichten übereinander gefunden und in der oberen Culturschichte ist das Vorkommen von Artefacten nicht allzu selten. Ich habe hier eine Anzahl von derartigen Funden aufgestellt, die theils in der Nachbarschaft von Pottenstein mit grosser Sorgfalt und unter steter Aufsicht ausgegraben wurden und theils aus einer Höhle von Breitenwien stammen, welche Hr. Clessin in Regensburg in musterhafter Weise untersucht hat. Es sind Gegenstände aus Eisen, Bronze, Feuerstein und Knochen, ausserdem noch eine Anzahl von Topfscherben. Ich will Sie nicht mit der Beschreibung der Gegenstände behelligen, aber es wäre mir erwünscht, wenn sich einige sachkundige Mitglieder diese Gegenstände ansehen und uns Aufschluss geben wollten, auf

welches Alter diese Funde hindeuten. Sie stammen mit Ausnahme der schön gearbeiteten Feuersteine aus der oberen Culturschicht. Wenn vielleicht Hr. Lindenschmit mit ein paar Worten aus diesen Funden über das Alter der Wohnungen etwas sagen wollte, wäre ich ihm sehr zu Dank verpflichtet.

Hr. Lindenschmit: Ich kann vorläufig nichts weiter sagen, als dass überhaupt nichts Schlechtes, wohl aber mehrere sehr interessante Stücke dabei sind. Sehr bemerkenswerth ist es, dass die Eisensachen in die älteste römische Zeit fallen. Es ist aber schwer darüber zu urtheilen, da sie noch nicht gereinigt sind.

Dr. Zittel: Ich freue mich, von Hrn. Lindenschmit zu hören, dass die Resultate unserer diesjährigen Ausgrabungen von einiger Bedeutung waren.

Ueber einen schriftlichen, dem Vorsitzenden übergebenen Antrag: die Deutsche anthropologische Gesellschaft möge eine Zusammenstellung veranlassen aller derjenigen Schriftwerke des Alterthums und des frühen Mittelalters, welche Bezug haben auf die körperliche Beschaffenheit der Germanen, wird zur Tagesordnung übergegangen, nachdem von mehreren Seiten darauf hingewiesen wurde, dass solche Arbeiten bereits vorliegen (die Keltica von Diefenbach, dessen Origines Europeae, Brandes, Holtzmann u. A.)

Hr. Fraas: Ueber die Herstellung der prähistorischen Karte. Meine Herren! Ich habe Ihnen über den Stand der Karte Mittheilung zu machen, woraus Sie ersehen mögen, mit welchen Schwierigkeiten die Herstellung der Karte zu kämpfen hat. Ich darf nur erwähnen, dass von den 455 Blättern des Reymann'schen Atlas 277 noch keinen Herrn haben. Wohl konnte ich im Laufe des Jahres wieder 7 Blätter an neue Mitglieder austheilen, die sich herbeigelassen hatten, Einträge zu machen; von den 178 Blättern, welche als Grundlage der Statistik dienen sollen, die an die Herren vertheilt wurden, ist blos der dritte Theile ausgefüllt in meine Hände zurückgelangt, so dass also hier von einer vollständigen Herstellung der prähistorischen Karte Deutschlands, wie sie uns wohl als Ideal vorschwebt, noch lange Zeit keine Rede sein kann. Was durch die Thätigkeit einzelner Mitglieder soweit gefördert ist, dass man es verarbeiten könnte, das ist ein Theil der Rheinlande, die Provinzen Brandenburg, Posen, Pommern, ferner Bayern, Württemberg und Baden. Dafür hätten wir das Material, dass aus dem grossen Sammelwerke des Reymann'schen Atlas nun auf ein kleineres Kartenexemplar die einzelnen Funde übertragen werden können.

Der Vorstand hat sich gesagt, wenn es im Laufe der 6 Jahre, seit wir den Beschluss zur Herstellung der prähistorischen Karte gefasst haben, mit den Einträgen und der Sammlung der statistischen Notizen so langsam vorwärts geht, so erlebt keiner von uns die endliche Herstellung. Wir versuchen daher jetzt eine neue Triebfeder anzusetzen, und den Herren Muth zu machen, mit mehr Fleiss die Sammlungen vorzunehmen. Zu diesem Zwecke wollen wir mit den einzelnen schon bearbeiteten Stellen der genannten Provinzen einmal den Anfang machen. Es wird ja doch die ganze Karte erst durch einzelne Versuche hergestellt werden können; unmöglich aber ist es, jetzt schon zum Voraus zu sagen, wie man zum Ende kommen wird. Der Antrag der Commission ist nun bis jetzt der, dass wir für den Versuch der Art der Publication eine Karte wählen, welche sich möglichst an schon vorhandene Karten anschliesst. Die beste, handbabigste Karte von ganz Deutschland, die wir haben, den Geologen längst bekannt, ist die Karte von Dechen. Wenn wir diese Karte wählen, um in dieselbe unsere prähistorischen Einträge zu machen, so wird man wohl, glaube ich, ein übersichtliches Bild erhalten. In erster Linie schlagen wir die Karte wegen ihres bequemen Formates vor. Zum andern ist die Karte schon bekannt in wissenschaftlichen Kreisen und hat sich nach Format und Maassstab schon erprobt. Ueber das Detail der Ausführung etwas zu sagen, ist zur Zeit unmöglich, noch muss die Frage offen bleiben, welche Zeichen und Farben zu Grunde gelegt werden. Das sollen erst die Versuche lehren, da diese aber natürlich auch Ausgaben verursachen, haben wir Sie gebeten, uns 800 M. zu bewilligen. Bayern wird selbstständig und in ähnlicher Weise, wie es an die Haar-, Augen- und Hautkarte gegangen ist, so auch an diese prähistorische Karte gehen. Wie das in den Rheinlanden, den Provinzen Brandenburg, Posen, Pommern und in dem südwestlichen Deutschland gemacht werden soll, darüber kann ich Ihnen heute noch keinen Aufschluss geben, aber es wird der Versuch gemacht werden, und ich hoffe, Ihnen im nächsten Jahre die ersten Proben der einzelnen Theile vorlegen zu können.

Hr. Schaaffhausen: Ich möchte nur daran erinnern, dass es Beschluss war, dass der Karte auch eine Angabe über die Funde beigefügt werde.

Hr. Fraas: Das steht als selbstverständlich fest; eine Karte ohne gewisse Erklärung hätte ja gar keinen Werth.

Hr. Schaaffhausen: Ich habe auch noch einen anderen Grund. In der Erklärung dieser Karte sollte auch auf die römischen Alterthümer Rücksicht genommen werden; Sie erinnern sich aber, dass diese Frage damals nicht zur Entscheidung kam. Es waren zwar Viele der Meinung, dass man nicht in dieselbe Karte das Prähistorische und Römische bringen solle, und da schien der Ausweg, dass in der Erläuterung zu der Karte Rücksicht auf die römischen Funde genommen werden soll, der geeignetste. Ich wiederhole daher den Wunsch, dass wenigstens in den Erläuterungen

Rücksicht auf die römischen Funde genommen werde.

Hr. Fraas: Wir bleiben ganz einfach bei den Beschlüssen von Wiesbaden stehen und Hr. Schaaffhausen wird keinen neuen Antrag haben stellen, sondern nur an den alten Beschluss von Wiesbaden erinnern wollen.

Hr. Riecke: Meine Herren! Im Jahre 1868 habe ich den Versuch gemacht, in die Reymann'sche Karte die Alterthümer meines Bezirkes einzutragen. Ich will sie herumgeben; ich habe sie allein gemacht. Es ist zu bedauern, dass Bayern sich isolirt hat. Wäre Deutschland sectionsweise aneinander gereiht, so bekämen wir eine Karte von Deutschland, wie sie kein anderes Volk aufweisen könnte; werden wir auch in diesem Jahrhundert nicht fertig, nun gut, so doch im nächsten.

Hr. Zittel: Zur Beseitigung eines Missverständnisses möchte ich constatiren, dass Bayern keineswegs partikularistische Tendenzen verfolgt, wenn es selbstständig mit der Publication der prähistorischen Karte vorgeht, sondern die Bemerkung des Hrn. Fraas bezog sich lediglich darauf, dass wir in Bayern in der günstigsten Lage sind, die Karte aus eigenen Mitteln zu publiciren; denn wir haben einen Verleger und einen besonderen Fond zur Sammlung und Publication dieses prähistorischen Materials, und sind so in der erfreulichen Lage, die Mittel der Gesellschaft nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Wir werden aber selbstverständlich ganz genau in derselben Weise publiciren, wie alle übrigen Sectionen. Wir werden unseren Karten den Titel vorsetzen: „Im Auftrage der deutschen anthropologischen Gesellschaft publicirt“, so dass die in Bayern erscheinenden Blätter sich ganz genau in Form und Inhalt allen übrigen anschliessen.

Hr. Fraas: Ausser den genannten Provinzen habe ich gestern und heute noch zwei weitere Karten zu den bisherigen bekommen. Es ist die Karte von Coburg von Baron v. Uexküll, welche in 2 Blättern vorliegt, und vom Herzogthum Anhalt von Hrn. Fränkel in Anhalt. Durch diese zwei dankenswerthen Bereicherungen können wir wieder eine Lücke ausfüllen.

Hr. Schaaffhausen: Meine Herren! Ich habe mir gestern das Wort erbeten, um einige kurze Bemerkungen gegen den Inhalt des Vortrags meines verehrten Collegen Virchow zu machen, und ich freue mich, dass er eben hier anwesend ist.

Es berührt der Inhalt vielfach den Gegenstand meiner Forschungen und ich darf wohl auch meine Ansicht hervorheben, da sie der Ansicht meines Freundes entgegensteht. Ich bewundere, wie alle, die wir hier anwesend sind und uns durch die gespannten Vorträge unseres neuen Hrn. Präsidenten aufs Tiefste angeregt fühlen, das Talent, wie Virchow den umfassendsten Blick jedem Gegenstande zuwendet, wie er eine Virtuosität darin hat, das Gebiet der Möglichkeiten nach allen Seiten hin auszubeuten. Ich möchte glauben, dass er zuweilen darin zuweit geht. Ich halte auch dafür, dass der Zweifel die Mutter der Wahrheit ist, aber ich denke, wir haben in vielen Dingen der archäologischen Forschung einen viel festeren Boden unter den Füssen, als es aus den Darstellungen Virchow's oft hervorgeht. Ich möchte sagen, es ist eine liebenswürdige Schelmerei von ihm, uns zuweilen eine Ansicht zu entwickeln, so dass wir sehr erfreut sind, eine bestimmte Ueberzeugung zu gewinnen, dass wir eben im Begriffe sind, uns auf den Lehnsessel der Ruhe niederzulassen, den er uns hinstellt, er zieht aber den Stuhl hinterdrein weg. Es ist so namentlich in Bezug auf seine Ansicht über die Friesen und Lappen gegangen. Er hat uns gesagt, es gibt so viele Gründe, die Friesen für den ältesten Germanenstamm zu halten, wir haben hier die reinste Form, den reinsten Typus seit der ältesten Zeit, und nachher hat er uns doch gesagt, wir können den Spiess auch umkehren, wenn Sie wollen, sind die Friesen vielleicht ein gemischter Stamm, das ist mir auch recht. Wir sehen also zwei ganz entgegengesetzte Ansichten und wissen nicht, zu welcher wir uns bekennen sollen.

Diesen beiden Ansichten gegenüber möchte ich darauf hinweisen, dass ich glaube, wir haben wenig Gründe, die Friesen einen unvermischten Volksstamm oder die älteste Wurzel des germanischen Volkes zu nennen, wenn wir bedenken, wie lebhaft der Verkehr der ältesten Völker an den Küsten der Nord- und Ostsee war. Es ist auf die Seeräuberei hingewiesen worden; die zahlreichen Wanderungen vom Continente nach England und von den Küsten des deutschen Continents wieder nach Süden sind bekannt, und hier liegen doch nicht solche Bedingungen vor, zu glauben, dass die Bewohner dieses Flachlandes ungestört seit den ältesten Zeiten sesshaft gewesen seien.

Was die braune Rasse mit den dunkeln Augen und Haaren angeht, so hat schon Hr. v. Hölder aufmerksam gemacht, dass sich Virchow wohl nur versprochen hat, wenn er am Schlusse seiner Betrachtung sagte, diese dunkle Rasse komme aus dem Süden. Es steht fest, dass wir für das östliche Deutschland eine Mischung annehmen müssen, die von Osten hergekommen ist, wie das ja schon in Bezug auf das Donaugebiet bemerkt wurde.

Einer Mischung, die uns so nahe liegt, nämlich an die Mischung der Westdeutschen mit den Römern, wurde gar nicht gedacht. Ich will hier nur wiederholen, was ich früher sagte, dass am Rhein in der ganzen Provinz an all den Orten, wo römische Castelle waren, — ich nenne vorzüglich Mainz, Trier — sich eine grosse Zahl der braunen Menschen, der dunkeln Rasse gerade unter den Gebildeten in einem ganz auffallenden Grade herausstellt, zumal wenn man sie mit der blond gebliebenen Bevölkerung des Landes vergleicht. Ich möchte, da wir in der Karte eine so schöne Uebersicht über die Verbreitung der dunkeln und hellen

Complexion besitzen, darauf hinweisen, dass diese beiden Varietäten der menschlichen Gestalt in manch anderem Sinne noch ein anthropologisches Interesse haben. Einmal fragen wir, in welchem Verhältnisse kann man sich physiologisch die hellere Rasse von der dunkleren unterschieden denken? Manche haben ausgesprochen, dass die hellere Rasse eine schwächere sei in Bezug auf die Vererbungsfähigkeit. Was die Augen angeht, so wissen wir schon von Aristoteles her, dass die Kinder, die später dunkle Augen hatten, mit blauen Augen zur Welt kamen. Es ist die Häufigkeit des Pigmentes, was die dunkle Farbe gibt, darin liegt eine Bestätigung der Ansicht, die hellere Rasse für unvollkommen zu halten! Wir wissen, dass es einen hohen albinotischen Zustand giebt, der selbst bei Negerrassen vorkommt, wo wir das Fehlen des Farbstoffes unzweifelhaft als Schwäche der Organisation anführen können. Nach einer bekannten Erfahrung soll übrigens in Deutschland, wo ursprünglich doch eine germanische blonde Rasse lebte, die Zahl der Braunen zunehmen. Wir müssen, wie ich glaube, zunächst zu constatiren suchen, was in jenen Fällen geschieht, wo die Eltern von verschiedener Complexion sind, wie sich das Resultat bei den Kindern gestaltet. Meines Wissens wurde bisher darüber noch nichts mitgetheilt. Was ich in kleinen Kreisen von Familien gesammelt habe, spricht für die vorwaltende Kraft der dunklen Rasse. In meiner eigenen Familie hat von 8 Kindern nur 1 die hellen Augen des Vaters, alle anderen die dunklen der Mutter, und so habe ich es in vielen Familien gefunden. Dass man nun aber die Blonden nicht für Schwächlinge halten darf, dagegen spricht die Geschichte; die kräftigen Gestalten des Nordens, die die südliche Cultur niedergeworfen haben, beweisen uns wohl, dass diese Völker des Nordens an Muskelkraft den südlichen eher überlegen waren, als dass sie von ihnen überwunden worden wären. So steht sich hier Manches gegenüber.

Ich wollte das nur berühren, um anzudeuten, dass wir in Bezug auf diese interessante Frage noch vieles zu erforschen haben. Lange galt ja der Satz, dass die Kälte die hellere Rasse hervorbringt. Dem könnten Sie etwas an die Seite stellen, was man in der Pflanzenwelt beobachtet. Siebold hat in seinem Berichte über Japan mitgetheilt, dass die panachirten Blätter durch Einwirkung der Kälte von den Japanesen hervorgebracht werden, die Blätter bekommen weisse Flecken, verlieren das Vermögen, Chlorophyll zu bilden.

Noch möchte ich mir in Bezug auf das letzte von Hrn. Virchow getaufte Kind, die Stenokrotaphie, ein Wort erlauben, indem ich doch Bedenken habe, die Wirkung einer solchen Schläfenenge, wie sie von Virchow vorausgesetzt wird, ohne Weiteres anzunehmen. Der Schluss von dieser engen Stelle in der Knochenkapsel des Schädels auf eine partielle Verkleinerung eines Hirntheiles will mir darum nicht gefallen, weil wir gerade für diesen Hirntheil, den Schläfenlappen, aus sehr sicheren Beobachtungen wissen, dass er am wenigsten an den intelligenten Wirkungen des Gehirns Antheil hat. Wenn man die Ausgüsse der Schädel berühmter, ausgezeichneter, geistig bedeutend entwickelter Männer mit dem Hirn gewöhnlicher Männer vergleicht, wie wir durch die Arbeiten des Rudolf Wagner Material für solche Untersuchungen haben, so ist es der Schläfenlappen, der am wenigsten Differenzen zeigt; auch wird das durch die Untersuchung des Hirns der Blödsinnigen bestätigt, dass bei Verkümmerung des Hirns der Blödsinnigen kein Theil so wenig durch dieselbe beeinflusst wird als gerade der Schläfenlappen. Ich kann in der Annäherung der Schuppe zum Stirnbein nur das sehen, was wir auch an anderen Schaltknochen des Schädels sehen. Nehmen wir an, dass der Flügel des Keilbeins sich weniger entwickelt und zurückbleibt, und so die Möglichkeit gegeben wird, dass die Schuppe sich dem Stirnbein nähert, so haben wir hier dasselbe Phänomen vor uns, was für so viele andere Stellen des Schädels gilt, und ich zweifle nicht, dass dies eine geringere Entwicklung des Schädels bedeutet. Ich habe mich stets dafür ausgesprochen und freue mich über die letzte Arbeit unseres verehrten Präsidenten, weil sie in der That auf eine Bahn der Betrachtung einlenkt, der ich immer ein Anhänger war. Es war in Wiesbaden, wenn ich nicht irre, wo mein verehrter Freund Virchow mit Lucae nach einer Auseinandersetzung von mir es in Abrede stellte, dass es irgend welche Merkmale am Schädel gebe, die man als Merkmale der niederen Organisation betrachten könne. Abweichend von diesem verwerfenden Urtheil hat Virchow durch eine vortreffliche Arbeit in Bezug auf zwei Bildungen am Schädel, die Bildung des Nasenbeins und der Schläfenenge, zugegeben, dass das eben Merkmale niedriger Organisation, dass das pithekoide Bildungen seien. Ich möchte also den Einfluss der partiellen Verengerung auf das Gehirn nicht zugeben, im Allgemeinen aber halte ich auch dafür, dass die Annäherung der Schläfenschuppe an das Stirnbein als eine solche thierische Bildung aufzufassen sei.

Ich komme nun auf die Prognathie des Camburger Schädels zu sprechen. Ich habe ihn in Stockholm nicht als Urtypus des germanischen Weibes, sondern als Beweis dafür vorgezeigt, dass überhaupt bei den Frauen der Germanen der Prognathismus so ausserordentlich häufig entwickelt ist, was Vielen Veranlassung gab, solche Schädel für afrikanische Schädel zu halten. Es sind meist Weiber, die uns an den Schädeln der Vorzeit den starken Prognathismus zeigen. Virchow hat die Beweiskraft dieses Schädels in diesem Sinne bestritten, weil er ihn für einen kranken mikrocephalen Schädel halte. Der Schädel ist defect und war von mir nicht in Bezug auf seine Capacität gemessen. Ich bat Hrn. Prof. Klopfleisch bei

Ergänzung der fehlenden Theile mit Vorsicht die Capacität zu messen. Er brachte für ein zwölfjähriges Kind — der Kopf gehört einem solchen — eine Capacität von 1320 Ctm. heraus, das ist eine ganz anständige Grösse für ein Gehirnvolumen und einen solchen Schädel kann man gewiss nicht mikrocephal nennen. Ich habe mir diesen Schädel wieder betrachtet. Es ist der zweite Schneidezahn, der Eckzahn noch nicht durchbrochen, das Milchgebiss theilweise noch vorhanden und von den Backenzähnen ist nur der erste ausgebrochen. Das ist eine Periode der Zahnentwicklung, die etwas unregelmässig erfolgt sein kann, die aber nicht gestattet, den Kopf älter als auf 12 Jahre zu schätzen. Dass sich bei den Camburgern eine tiefere Organisation findet, zeigt der Schädel eines Erwachsenen, der ebenfalls prognath ist, den ich aber bisher nicht kannte. Und so bleibt für diesen Schädel mein Satz richtig, dass man bei einigen dieser germanischen Stämme dieses Merkmal niedriger Bildung, namentlich bei Frauen, in einem ausserordentlichen Maasse findet. Ich will hiemit diese Bemerkungen schliessen und nun zu meinem Berichte übergeben, worüber ich Ihnen nur das Nothwendigste sagen werde.

Ich habe es nach der letzten Versammlung an den allerdringendsten Aufforderungen, nach allen Seiten hin nicht fehlen lassen, mir Beiträge für bestimmte Kataloge einzusenden. Es sind mir auch von allen Seiten die besten Zusicherungen gemacht, vielfach aber auch die Bemerkung entgegengehalten worden, dass für so mühsame Arbeit keine Kraft da sei, und ich werde nun wohl diese Sammlungen, die ein specielles Interesse für mich haben, selbst aufsuchen.

Die Sache liegt heute so, dass ich bis zum Spätherbst die Verzeichnisse von Bonn, München, Tübingen, Göttingen, Frankfurt a. M. und einzelner Privatsammlungen, ferner von Stuttgart, Leipzig, Dresden, Halle, Freiburg und auch der Privatsammlung des Hrn. Dr Schmit, der die berühmte und ausgezeichnete van der Hoeven'sche Sammlung in seinen Besitz gebracht hat, in Druck legen lasse. Für andere Sammlungen, wie für die in Berlin, theilte mir Hr. Ecker ausdrücklich mit, dass vor Jahresfrist an ein solches Verzeichniss nicht zu denken sei, da die ganze Sammlung umgestellt werde.

Was die ferneren Auseinandersetzungen über die verbesserte Messmethode angeht, so glaube ich, haben Sie mit der Herausgabe des Gesammtkataloges nichts weiter zu schaffen.

Was die von Ihering beabsichtigte und vorgeschlagene Reform der Craniometrie betrifft, so habe ich mich schon darüber geäussert und will hier nur noch mein Urtheil kurz zusammenfassen.

Ich leugne die Verbesserung dieser Messmethode bei aller Achtung vor den strebsamen Arbeiten der Herren von Ihering und Spengel, und zwar desshalb, weil ich einmal in der That auch nach den darüber stattgehabten Auseinandersetzungen nicht im mindesten einsehe, warum man alle Schädelmaasse auf eine Horizontale beziehen müsse, und dann noch vielmehr desswegen, weil ich diese Horizontale nicht für richtig, sondern für ganz verkehrt halte.

Die Köpfe, die nach Ihering's Methode gezeichnet sind, sind vorn übergeneigt, das ist nicht die gerade Haltung des Kopfes. Jeder Schädel hat seine eigene Horizontale, die sich nach seiner Bildung, nach der Belastung der Wirbelsäule richtet.

Ueberdies hängt es auch von unserer Gemüthsstimmung ab, in welcher Horizontalen wir den Schädel tragen. Diese Betrachtungen dürfen nicht ausser Acht gelassen werden, wenn es sich darum handelt, die Horizontale des menschlichen Schädels zu bestimmen, sie lehren, dass diese nach Alter und Geschlecht, nach Bildung und Rohheit eine andere sein wird.

Was nun den Ausdruck „vereinbartes Messsystem" betrifft, so erlaube ich mir, zunächst Folgendes zu sagen, dass eine wissenschaftliche Versammlung, wie die unserige, bei Beantwortung einer wissenschaftlichen Frage niemals eine Entscheidung zu treffen hat; das Urtheil jedes Einzelnen bleibt hier frei. Es ist ein solches Ansinnen zwar, wie Sie sich erinnern, einmal an die grosse Versammlung der Aerzte und Naturforscher gestellt worden, hat aber ein klägliches Fiasco gemacht; es ist unmöglich, dass ein Majoritätsbeschluss über ein Messsystem entscheiden soll.

In Bezug auf den Gesammtkatalog ist eine Commission ernannt worden. Wie Sie gehört haben, ist dieselbe mit ihrem Vorsitzenden in Bezug auf den Plan, wie die Messungen gemacht worden sind und wie sie künftig zu machen sind, wie die Beiträge aufgenommen werden sollen, vollständig einig. Wenn es einmal wünschenswerth wäre, sich über ein Messsystem zu einigen für Arbeiten, die auch von der Deutschen anthropolog. Gesellschaft ausgehen, z. B. für eine Statistik der Schädelformen von Deutschland, so würde es allerdings zweckmässig sein, nach Einem Systeme zu messen. Wenn also für solche Zwecke das wünschenswerth wird, dann wird nicht die Versammlung darüber entscheiden, sondern die Commission wird Sachverständige ernennen und diese auffordern, dass sie sich unterreden und über eine solche Vereinbarung einigen.

Ich muss nun noch mit Bedauern erwähnen, dass sich in unserer gedruckten Tagesordnung wieder etwas Unrichtiges befindet. Es heisst dort nemlich, dass ich über die Statistik der Schädelformen in Deutschland zu berichten hätte, während ich doch über die Beiträge zum Gesammtkatalog der anthropologischen Sammlungen in Deutschland zu berichten habe. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge und ich wünsche, dass in das nächste Programm für Constanz doch einmal der richtige Ausdruck für die Aufgaben dieser Commission aufgenommen werden möge.

Nun, m. H., bitte ich Sie, mir noch einige Minuten zu gönnen, da ich wahrscheinlich nicht mehr zum Worte kommen werde. Ich möchte Ihnen zwei Gegenstände, die nicht lange aufhalten, vorzeigen, den einen, weil er, wie ich glaube, eine Bestätigung meiner Ansicht enthält, die ich früher geäussert habe, den andern, weil ich von den anwesenden Herren darüber Rath erholen möchte. Der erste ist ein kleines Steinbeil, wovon genau das Gegenstück hier in der Sammlung liegt; ich habe die Steinart für Jadeït gehalten und habe gehört, dass Hr. von Dechen das Material des kleinen Steinbeils, welches bei Schwetzingen am Rhein gefunden worden ist, ebenso bezeichnet hat. Diese Beile, deren ich mehrere zusammengestellt habe, finden sich niemals in germanischen Gräbern, sondern immer nur in der Nähe römischer Alterthümer. Dieser Fund wurde in Mentabaur bei Coblenz, wo ein römisches Castell war, gemacht; mehrere sind, wie Hr. Lindenschmit bezeugen kann, in Mainz wie in einer Tasche zusammenliegend gefunden worden. Die Gegend von Schwetzingen ist reich an Resten römischer Niederlassungen. Das schönste besitzen wir in Bonn. Ich habe damals bei dem Funde desselben in Wesslingen schon daran erinnert, dass die Unversehrtheit der Schneide dieser Steine — der Stein von Wesslingen ist so, als wenn er eben geschliffen worden wäre — beweist, dass sie nicht zum Schlagen gebraucht worden sind, sie sind desshalb wohl als Symbole für den religiösen Cultus verwendet worden. Der Rest des alten Steincultus reicht in die Zeit der römischen Gesetzgebung und des römischen Gottesdienstes hinüber. Römische Schriftsteller wie Tacitus, Livius und Plinius sagen uns, dass man beim lapis sacer, auch lapis silex genannt, geschworen und der Schwörende den Stein dabei in die Hand genommen habe. Ich wiederhole meine Ansicht in Bezug auf diese beiden Funde im Bereiche der römischen Cultur, dass wir in diesen Beilen wohl den lapis sacer der Römer vor uns haben, und ich würde mich freuen, wenn künftige Funde diese Ansicht bestätigen könnten.

Der andere Gegenstand ist ein recht sonderbarer. Es könnte mir vielleicht Jemand übel deuten, dass ich etwas vorzeige, was, wie Viele glauben, eine Fälschung ist. Auch ich gebe zu, dass in einem gewissen Sinne hier eine Fälschung vorliegt, aber vielleicht eine sehr alte.

Es ist bei Nymwegen — ich war an Ort und Stelle, und die dortigen Archäologen haben mich in meinen Nachforschungen unterstützt — ein Gegenstand gefunden worden, der ganz unbekannt ist. Die Vorsteher von öffentlichen Sammlungen habe ich vergebens gefragt, keiner hat je etwas Aehnliches gesehen.

Es ist ein Stück Holz mit einem daraufgeschnitzten menschlichen Gesicht. Wer es sieht, sagt ohne Weiteres, dass es in's frische Holz geschnitzt wurde, und dass später das Holzstück versteinert ist. Sie sehen den scharfen Schnitt im Holz und an einigen Bruchstellen die Structur des Holzes in der deutlichsten Weise; z. B. da, wo die Nase abgebrochen ist. Ich habe das Stück schon verschiedenen Künstlern gezeigt, die alle versicherten, das Bild sei ins frische Holz geschnitzt, und doch muss ich erklären, dass dies aus verschiedenen Gründen unmöglich ist. Ich habe die genaueste chemische Untersuchung des Holzes anstellen lassen, es hat sich ergeben, dass es eine reine Verkieselung ist. Ich habe ein Gegenstück dazu bei mir, ein Stück fossilen Holzes aus dem Siebengebirge, wo es als tertiäres Holz im Diluvium vorkommt. An Farbe und Beschaffenheit ist dieses Holz von jenem nicht zu unterscheiden. Die mikroskopische Untersuchung seiner Structur, die leicht zu machen ist, ergibt, dass es ein Pinites, ein Nadelholz ist, wie es sich oft in diluvialen Schichten findet. Es ist doch undenkbar, dass diese Verkieselung in einer Zeit geschehen sein sollte, in der der Mensch gelebt hat und sogar ein solches Schnitzwerk hat ausführen können. Wenn man sich nach Fällen der Verkieselung umsieht, so gibt es kein einziges Beispiel für die Annahme, dass in historischer Zeit ein vom Menschen gearbeitetes Holz verkieselt sei. Nur eine Angabe dieser Art ist vorhanden, der ich nachgeforscht habe, nämlich die von Justi, dass die Pfeiler der römischen Donaubrücke bei Belgrad Holz enthalten sollen, welches einige Zoll dick von aussen nach innen verkieselt sei Diese Ansicht ist im vorigen Jahrhunderte schon aufgestellt worden. Niemand hat diese Holzstücke in Wien jetzt wieder auffinden können, und man meldete mir von dort mit Heiterkeit, dass ich der fünfte oder sechste sei, der zur Feststellung dieser Versteinerung ein Stück von der Donaubrücke des Trajan sich ausgebeten habe.

Wie Lyell hat auch Unger in seiner Geschichte der Pflanzenwelt die Angabe bezweifelt. Nur wo heisse Quellen Kieselerde führen, wäre eine Verkieselung in kurzer Zeit möglich. Es wäre nun denkbar, dass man, um dem Gegenstand ein hohes Alter zu geben, absichtlich ein solches Bild als Hausgott, nach Art der Alraune, in versteinertes Holz geschnitzt hätte. Das könnte im Mittelalter oder vielleicht in römischer Zeit geschehen sein.

Es sind aus der römischen Zeit schon andere atelirte Dinge gefunden worden, so die Fratzengesichter in den Bleiwerken bei Commern, die mich zu der Vermuthung kommen lassen, dass man deutschen Kobold- und Geisterspuck in der römischen Zeit in solchen Bildern darzustellen versucht hat.

Hr. Virchow: Meine Herren! Ich möchte zunächst in Beziehung auf die Mittheilungen des Hrn. Collegen Schaaffhausen, dem gegenüber ich in eine weitere Discussion allerdings in diesem Augenblicke nicht füglich eintreten kann, da sie etwas weit gehen würde, nur hervorheben, dass

der fragliche Schädel, auf den er, wie ich dankbar anerkenne, zurückgekommen ist und der hier vorliegt, von ihm wahrscheinlich als ein zu jugendlicher geschätzt wird. Ich differire nämlich von ihm darin, dass ich gewisse noch in ihren Höhlen enthaltene Zähne nicht in dem gewöhnlichen Sinne für solche Zähne halte, bestimmt, eben durchzubrechen und als Ersatzzähne zu dienen. Meine Auffassung wird dadurch allerdings eine wesentlich andere, insoferne dieser Zustand nach meiner Meinung auch einem älteren Schädel zukommen kann. Ich habe nicht Veranlassung gehabt, auf die sehr merkwürdige Anomalie der Zahnbildung dieses Schädels aufmerksam zu machen; ich will es jetzt nachholen.

Der Umstand, dass die beiden Weisheitszähne eben im Begriffe sind, durchzubrechen oder vielmehr schon offen zu Tage liegen, scheint mir die Wahrscheinlichkeit zu involviren, dass bei einer an sich schon defecten Entwickelung eher eine spätere als eine frühere Zeit angenommen werden muss. Ich würde durchaus nichts einzuwenden finden, wenn wir z. B. auf 18 statt auf die 12 Jahre kommen, welche Hr. Schaaffhausen angenommen hat. Ich möchte in dieser Beziehung auf die sehr tiefe Abschleifung hinweisen, welche die Backenzähne sowohl am Ober- wie am Unterkiefer erlitten haben. Vor den drei Backzähnen steht zunächst ein unzweifelhafter Prämolare; dann folgt auf der einen Seite eine Lücke, wo der Zahn ausgefallen ist, auf der andern Seite ein Zahn, der also eigentlich dem ersten Prämolaren entsprechen sollte und der auch ungefähr die Form hat, so dass ich keinen Anstand nehmen würde, ihn als Prämolaren anzusehen. Wenn das aber der Fall ist, dann fehlen die beiden Eckzähne, und es tritt dann um so auffälliger die colossale Ausbildung der mittleren Schneidezähne hervor. Auf alle Fälle, mag man auch annehmen, dass die Eckzähne vorhanden sind, und dass die ersten Prämolaren fehlen, mangelt auf jeder Seite ein Zahn. Dieser Stelle entsprechend findet sich jederseits am harten Gaumen eine Vorwölbung, von welcher die eine durch einen zufälligen Spalt eröffnet ist: man sieht in der Tiefe einen Zahn, und das ist der dislocirte. Dieser Zahn ist überhaupt nicht bestimmt, auszutreten; er ist frühzeitig so sehr von dem Platze verschoben worden, dass er nicht mehr in der gewöhnlichen Weise in die Erscheinung treten würde.

Wenn man nun dem entsprechend den Unterkiefer betrachtet, so ergibt sich ein analoger Defect. Ich komme hier noch nicht zu der regelmässigen Zahl der Zähne; allein hier kann nicht zweifelhaft sein die Deutung: wir haben in der Mitte 4 regelmässige und zwar ziemlich entwickelte Schneidezähne, dann kommen 2 etwas kleine Eckzähne, dann jederseits 3 Zähne, die also dem einen Prämolaren und den ersten Backzähnen entsprechen müssen, und endlich sieht man noch in der Tiefe einen nicht zu Tage getretenen Zahn, der ungefähr dem Weisheitszahne entspricht. Hier fehlt ganz unzweifelhaft jedenfalls ein Prämolar.

Wir haben also eine ganz defecte, anomale Zahnbildung, und es ist das ein neues Moment, um darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Fall von blosser prognather Bildung handelt, sondern um eine durch und durch defecte Einrichtung. Ich möchte namentlich Hrn. Schaaffhausen bitten, einmal diesen Schädel und den anderen Prognathen von Camburg, dessen Prognathismus ich anerkannt habe, zu vergleichen, und die Verhältnisse der Nase, insbesondere auch die Dimensionen der Basis cranii anzusehen. Ich habe neulich die Maasse mitgetheilt und nachgewiesen, dass bei der Cretine ein ausserordentlicher Defect in Bezug auf die Längenverhältnisse der Basis cranii vorhanden ist, nicht blos absolut, so dass also das jugendliche Alter das erklären könnte, sondern auch relativ. Die Verhältnisse der Schädelkapsel, die Nasenbildung, die ganze Gestaltung des Gesichts sind derart, dass Hr. Schaaffhausen anerkennen wird, dass sie vollständig dem gewöhnlichen, gemeinen Typus, des Cretins nicht blos des deutschen, sondern des Cretins überhaupt entsprechen. Ein Umstand, der für die Betrachtung der Prognathie des Cretinen-Schädels vom besonderen Interesse ist, ist die absolut gleiche Niveaustellung, welche die hinteren Flächen der Zähne mit der Fläche des Gaumens haben, eine Erscheinung, die in dieser Weise normal wohl nirgends, selbst nicht bei den extrem prognathen Rassen gefunden wird. Ich bedaure also recht sehr, dass ich dabei stehen bleiben muss, den Schädel wirklich für einen solchen zu erachten, der alle guten Merkmale des Cretinismus an sich trägt. Hätte ich gewusst, dass wir heute noch darauf zu sprechen kommen würden, so wäre es vielleicht möglich gewesen, aus dem hiesigen anatomischen Museum wirkliche Cretinenschädel aus dem Saalthale zu bekommen. Soviel kann ich sagen, dass alle mir bekannten exquisiten Cretinenschädel genau diesem Typus entsprechen, und wenn ich einverstanden bin, dass dieser Schädel ein noch jugendlicher ist, so bin ich doch der Meinung, dass seine Grössenverhältnisse auch relativ klein sind. In dieser Beziehung wollte ich noch bemerken, dass eine Nachmessung, die wir vorgenommen haben, ergeben hat, dass Klopfleisch etwas zu wenig die Hirse gerüttelt hat.

(Ruf: Er hat sie zu stark gerüttelt, er hat ja mehr gehabt!)

etwas zu wenig gerüttelt hat, wir sind um 70 Ctm. niedriger gekommen als er, nur auf 1260 Ctm. Indess, ich muss anerkennen, dass das nur ein approximatives Maass ist, da man bei so defecten Schädeln nicht ganz genau messen kann.

Im Uebrigen wollen wir hoffen, dass wir uns im Wege der literarischen Besprechung über die Friesen verständigen werden.

Hr. Schaaffhausen: Ich möchte nur noch Weniges bemerken. Ich halte das Gebiss für ein regelmässig entwickeltes. Es ist bekannt, dass der Durchbruch der Eck- und vorderen Backenzähne nicht so gleichmässig ist, wie das gewöhnlich geschildert wird. Im Oberkiefer haben die Eckzähne und die Prämelarven noch nicht gewechselt, was gewöhnlich im 10. und 11. Jahre geschieht. Im Unterkiefer stehen beide Backzähne des Milchgebisses noch. Der zweite echte Backzahn, der im 12. Jahre erscheint, hatte erst die Alveole, aber nicht das Zahnfleisch durchbrochen. Ich gebe zu, dass die Bildung der Nasenwurzel und die Zahnstellung im Oberkiefer etwas Cretinenhaftes an sich hat, aber so wenig die bedeutende Entwicklung des Schädelraumes für ein kaum zwölfjähriges Kind es gestattet, den Schädel für mikrocephal zu erklären, eben so wenig hat der Cretinismus die Prognathie desselben hervorgebracht.

Hr. Virchow: Ich hatte, bevor ich hieher kam, die Ehre, dem 50jährigen Jubelfeste desjenigen Vereins beizuwohnen, der am längsten hier in Thüringen die Sache vertritt, für welche wir jetzt wirken, nemlich des unter dem Namen „voigtländischer" bekannten und in dem höchsten Punkte des alten Voigtlandes, in Hohenleuben, wenigstens ideell residirenden Vereins. Ich komme eben daher und ich bin beauftragt, Ihnen nicht nur im Namen dieses Vereins die freundlichsten Grüsse zu sagen, sondern auch mit einigen Worten die Aufmerksamkeit auf seine Existenz zu lenken, und von den Schätzen, die er besitzt, Ihnen einige specimina vorzuführen. Es ist das wohl der seinen äusseren Verhältnissen nach originellste Verein, den wir in Deutschland haben. Seine Mitglieder wohnen zerstreut; ihre Wohnsitze reichen von Planen im Voigtlande bis in die verschiedenen Reuss'schen Hauptstädte hinein, und doch hat er immer daran festgehalten, in dem kleinen Marktflecken Hohenleuben, ganz getrennt von allen Hauptstrassen, namentlich von der Eisenbahn, seinen Sitz zu bewahren. Der Fürst von Reuss-Kostritz hat diesen Entschluss wesentlich gefördert, indem er die Ruinen des alten Schlosses Reichenfels, welches äusserst romantisch an einem der prächtigsten Abhänge Thüringens, in einem wundervollen alten Tannenwalde gelegen ist, dem Vereine für seine Sammlungen übergeben hat. Diese sind also, wie der heilige Gral, ganz von der Welt abgesondert auf dem Reichenfels, und dieser selbst ist wieder getrennt von Hohenleuben, so dass man nichts mehr Romantisches und Anziehendes sehen kann. Nun ist der Verein in seiner 50jährigen Thätigkeit so glücklich gewesen, zu allen Zeiten sehr thätige, eifrige und sorgsame Mitglieder zu haben. Die Sammlungen sind gegenwärtig unter der Leitung des Hrn. Kaufmanns Eyssel von Gera neu geordnet und in einer solchen Sauberkeit gehalten, dass sie wohl als ein Muster bezeichnet werden können.

Ich habe mir erlaubt, um Ihnen Anhaltspunkte für die Beurtheilung zu bieten, aus den Sammlungen dreierlei Punkte auszuwählen. Dieselben dürften ein besonderes Interesse desshalb haben, weil sie in mancher Beziehung wesentliche Verschiedenheiten von den süddeutschen Funden darbieten; wir können daher an ihnen den süddeutschen Mitgliedern zeigen, was Mitteldeutschland und zum Theil Norddeutschland liefern.

Das erste, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit richten möchte, ist eine Sammlung von Gegenständen, welche von einem der sogenannten Schlacken- oder Brandwälle herstammen, wie wir sie in Böhmen, in der Lausitz und in Sachsen haben. Solche Wälle bestehen aus dem verschiedensten Material: aus Basalt, Dolerit, Quadersandstein, Granit, manchmal rein, manchmal gemischt. Hie und da finden wir auch Stellen, wo man künstliche Lehmmauern aufgebaut und zusammengeschmolzen hat. Sie sehen auch hier verschiedene Steinarten, die zu einem Klumpen zusammengeschmelzen sind. Betrachtet man sie genauer, so erkennt man, dass an verschiedenen Stellen noch die Ab- und Eindrücke von dazwischengeschobenen und geschlagenen Hölzern zu sehen sind. Die Schlag- oder Hiebflächen sind so scharf, dass ich daraus folgere, dass man dazu Eisen gebraucht hat. Nun ist die Stelle, um die es sich hier handelt, insoferne ausgezeichnet, als in ihrer unmittelbarsten Nähe die erste überhaupt in dieser Gegend errichtete christliche Kirche im Voigtlande, die zu Veitsberg, im Jahre 974 erbaut wurde. Die Wahrscheinlichkeit, dass hier ein heiliger Platz war und dass derselbe schon früher bewohnt gewesen ist, liegt daher ausserordentlich nahe. Der Ort befindet sich unmittelbar am Ufer der Elster, eine Stunde von Weida, das jetzt Eisenbahnstation auf der Linie Gera-Eichicht ist. Der nächste Ort ist Gressdrachsdorf. Die Fundstelle selbst ist eine Hochebene, an deren scharf abfallendem Rande ein hervorragender Felsen sich befindet, der scheinbar Stufen hat und seit alter Zeit den Namen „Teufelskanzel" trägt. Unmittelbar daneben ist ein grösserer Hügel, der Dachshügel, in dem man schon im Jahre 1854 gegraben und einen Theil dessen gefunden hat, wovon Sie heute die Hauptrepräsentanten vor sich sehen.

Das Interessanteste darunter ist ein Ring aus feinem Golddraht, dann Bronzen, namentlich Celte und Lanzenspitzen, geschliffene Steinwaffen aus Kieselschiefer. Es sind ferner Unsummen von Kohlen gefunden worden; von einem einzigen Besitzer wurden 90 Schäffel noch brauchbare Holz-(Tannen-) Kohlen und ebensoviel Asche zu Tage gefördert. Ferner hat man zahlreiche, zum Theil zerschlagene, zum Theil noch unversehrte Knochen von Hausthieren und grosse Quantitäten von zerschlagenen Thongeräthen gefunden, und zwar Alles das in solcher Reichhaltigkeit, dass die Höhe der Culturschichte an vielen Stellen 6—7 Ellen oder bis 14 Fuss betragen hat. Aus den verschiedenen

Thonscherben ergibt sich, dass hier nicht etwa eine, sondern verschiedene Generationen gelebt haben müssen; diese Scherben lassen sich ziemlich genau classificiren. Sie beweisen, dass die Benützung der Stellen bis zum Ende der heidnischen Zeit gedauert hat.

Ich mache sodann auf eine andere Stelle, nemlich Rockendorf, aufmerksam, einen Ort, der etwas weiter westlich im Saalthale bei Pösneck gelegen ist. In unmittelbarer Nähe befindet sich ein sogenanntes altes Schloss, das nach der Beschreibung einem Burgwall entspricht. Nicht weit davon, in Rein's Thal, gibt es ein Gräberfeld mit Leichenbrand, aus dem eine Masse von ornamentirten Gefässstücken gesammelt ist. Ich halte dieses Gräberfeld für älter, das alte Schloss für eine slavische Ansiedelung. Die an seinen Stellen gefundenen Thonscherben zeigen sehr deutlich jene Stempeleindrücke am Boden und jene Verzierungen des Bauches und Henkels, welche dem Burgwalltypus der östlichen Provinzen entsprechen.

(Hr. Virchow zeigt die verschiedenen Fundgegenstände.)

Der dritte Punkt, von dem ich eine Auswahl von Fundgegenständen vorlege, ist ein früher vielbesprochenes Gräberfeld von Ranis. Auch hier liegen nahe bei einander ein Urnenfeld mit gebrannten Knochen und Reihengräber mit Leichenbestattung. Die letzteren sind die wichtigeren. Sie haben als Beigaben sowohl Bronze, als Eisen gebracht, allein unter den Bronzen mancherlei, was man sonst der reinen Bronzezeit zuzurechnen geneigt ist. Zahlreiche Bernsteinringe, blaue Glasperlen und buntes Email sind daneben gefunden. Unter den Bronzen verzeichne ich namentlich grosse Hals- und Armringe, Celte verschiedener Art, namentlich sehr glatte und löffelförmig ausgelegte Formen, nemlich Fibeln. Letztere zeigen eine weit nach Hannover und Mecklenburg heranfreichende Form, welche dadurch characterisirt ist, dass der Draht um die Endaxe spiralförmig aufgewunden ist, dass der Bügel eine breite, stark gebogene Platte bildet und am Ende sich zurückschlägt in einen dünnen Stiel, der in einen grösseren Knopf mit zugespitztem Ende ausläuft. Weiter östlich wird diese Form immer seltener, und sie dürfte einen der Wege der alten Cultur anzeigen. Rückwärts glaube ich sie bis nach Italien zurückverfolgen zu können. Was aber von höchster Wichtigkeit ist, das ist der Umstand, dass dieselben Fibeln, wenngleich stark verrostet und verdorben, sich auch von Eisen finden. Zugleich hat man eiserne Waffen ausgegraben, namentlich ein zusammengebogenes Schwert mit doppelter Schneide, ein kurzes Schwert mit ganz kurzem Griff. Ferner zahlreiche Bügel und Reifen von Gefässen. — Endlich recht merkwürdige Thongefässe von feiner, glatter, schwarzer Oberfläche mit sauberer Ornamentik.

Diese Reihengräber weisen in ihren Beigaben, namentlich in der Ornamentik, auf eine andere Zeit hin, als diejenige, die uns sonst in Süd- und Mitteldeutschland gewöhnlich entgegentreten. Ich bin der Meinung, dass sie einer älteren Periode, der vorfränkischen, angehören. Insoferne hat die Kenntniss der hier vorkommenden Schädelformen ein höheres Interesse, als wenn es sich um gewöhnliche Reihengräber handelte.

Ich konnte 5 Schädel untersuchen, von denen 2 als weibliche, 2 als männliche bestimmt wurden, während der fünfte zweifelhaft ist, jedoch mehr männliche Charactere zu besitzen scheint. Ich fand im Mittel einen

Längenbreiten-Index von	75,0,
Längenhöhen-Index von	75,6,
Nasen-Index von	45,2,

also eine nicht mehr streng dolichocephale, ziemlich hohe Schädelform mit leptorrhiner Bildung. Die beiden weiblichen Schädel sind unter einander mehr verschieden, als die weiblichen und männlichen Schädel von einander abweichen. Denn es besitzt von den ersteren

	der Schädel Nr. 390	der Schädel Nr. 116
einen Längenbreiten-Index von	72,7	79,7
„ Längenhöhen-Index von	73,2	78,1
„ Nasen-Index von . . .	43,6	46,8

Der letztere ist also fast hypsibrachycephal und sein Nasen-Index nähert sich schon der oberen Grenze der Leptorrhinie, während der erstere dolichocephal ist und sowohl sein Höhenindex, als sein Nasenindex niedrige Zahlen darbieten. Lässt man den Schädel Nr. 116 aus der Rechnung, so erhält man Mittel, welche sich den Zahlen der Reihengräber aus der fränkischen und alemannischen Zeit sehr annähern; jedenfalls ist die Verschiedenheit nicht so gross, dass man zu der Annahme genöthigt würde, es sei das Volk, welches die Reihengräber von Ranis hinterlassen hat, genetisch verschieden von den Stämmen, welche in späterer Zeit die Reihengräber von Ranis und in Mitteldeutschland anlegten.

Hr. Dr. Riecke spricht zur Keltenfrage und versucht durch eine grosse Anzahl von Beispielen die keltische Abstammung vieler Orts-, Fluss- und Bergnamen nachzuweisen und folgert daraus, dass die Deutschen früher Kelten waren. Seine Methode der Forschung ist bekannt und in vielen Schriften niedergelegt (bei C. B. Griesbach in Gera erschienen). Wir können deshalb auf eine Mittheilung des Vortrages verzichten.

Hr. Fraas: Meine Herren! Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Ich möchte Ihnen nur auf Wunsch des Hrn. Vorsitzenden Mittheilung aus einem fremden Lande machen, das denn doch in enge Berührung mit unserem Lande gekommen ist und noch in einer solchen steht. Ich hatte im vorigen Jahre die Gelegenheit, das alte Culturland der Phönizier gründlich zu durchstöbern, von welchem ja das Abendland ebenso Zuchtthiere und

Pflanzen überkommen hat, als wie ein Stück geistiger Cultur. Phönizien bietet in seinen Bergen wiederum Anknüpfungspunkte an unsere Länder, die mich in das höchste Erstaunen versetzt haben. Sie kennen meine Passion für die Höhlen. Dieser konnte ich nun einmal freien Lauf lassen, am Fusse des Libanon und in den Bergen, die ich wochenlang durchzog und wo ich eine Anzahl Höhlen besuchte. Der Höhlen und Grotten sind es Tausende, so dass man zu ihrer Untersuchung eigentlich schon Monate und Jahre zubringen könnte; in denjenigen, welche ich untersucht habe, habe ich aber eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den unserigen gefunden, namentlich in der Art und Weise, wie am Libanon und in unseren deutschen Bergen die alten Höhlen bewohnt sind. Es hatte schon vor mehr als einem Jahrzehnt Herzog von Luynes darauf hingewiesen, dass die Höhlen in der sog. Hundsgrotte Ras el Kelb an den Quellen des Hundsflusses ähnliche Feuersteinmesser bergen, wie in der Auvergne. Leider wurde von den französischen Reisenden nicht weiter nachgegraben und was Lartet darüber veröffentlicht*) hat, beschränkt sich darauf, dass er Thiere gefunden habe, die dort noch existiren, z. B. den arabischen Steinbock. Er hatte also nicht näher nachgesehen, war durch die Resultate nicht befriedigt, macht aber darauf aufmerksam, dass die Feuersteinmesser auf eine alte Zeit hinweisen, in welcher bereits die Hausthiere am Libanon eingeführt gewesen wären. Dem ist nun nicht ganz so. Es ist mir nach kurzem Graben und Suchen gelungen, in erster Linie Stücke vom Rhinoceros zu finden, von Bos primigenius, Bos bison, auch von Ursus, ich will aber nicht sagen, von spelaeus. Die specifischen Erkennungsmerkmale des spelaeus sind gerade am Unterkiefer, den ich aber nicht erhalten habe, ich will ihn daher nur schlechtweg Ursus nennen. Der Bär, der Anerochs und das Rhinoceros sind die eigentlichen leitenden Thiergestalten für unsere deutschen Höhlen; sie sind es geradeso am Libanon, wie an der schwäbischen Alb. Was neu ist und nicht übereinstimmt, das sind Thierformen, die ich nicht anders bezeichnen kann, denn als die Vorfahren unserer Hausthiere. Dass wirklich die Ziege neben dem Steinbock in grosser Anzahl dort liegt, ist eine unbestreitbare Thatsache. Es ist übrigens nicht ganz unser Schaf und Ziege, die wir cultiviren, aber ich möchte sie Capra oder Ovis primigenius nennen. Es sind das eben Formen, die wohl in ganz ähnlicher Weise die Mutterformen und Stammformen für die Hausthiere des Abendlandes sind, und es stimmt auch die ganze Annahme der Culturgeschichte damit überein, dass wir unsere Hausthiere dorther bekommen haben.

Eines der wichtigsten Merkmale des Fundes in den dortigen Höhlen ist nun, dass das Conglomerat, in welchem die Feuersteinmesser, die Knochen und Zähne liegen, ein — ich kann es nicht anders ausdrücken — mit den dortigen Moränen zusammenhängendes Gebilde ist. Es zieht sich am Fusse des hohen Sannin, der heutzutage noch zehn Monate des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist, ein Schuttwall herum, gerade so wie in den Alpen, so dass Jeder, der die Moränen gesehen hat und eine solche Landschaft kennt, auf den ersten Blick sagen muss, dass wir es mit Moränenschutt zu thun haben, der vom Fuss des Hochgebirges ausgeht. Wenn wir unsere deutschen Moränenlandschaften näher ansehen, so ist stets charakteristisch, dass die Moränen an den Thalrand wie angeklebt sind. Die Action des Gletschers ist dadurch nie mit der Action des Wassers zu verwechseln, das Wasser lässt den Schutt auf dem Grunde liegen und füllt die Thalsohle mit an. Ganz anders die Moräne. Hier sind die Schuttmassen an die Thalränder angeklebt und überspringen bald rechts bald links das Thal immer gerade an dem günstigsten Flecke. Man glaubt, sie stürzen wieder ein und hätten im Laufe der Jahrhunderte herunter rutschen müssen, sie bleiben aber oben hängen. Sie sind die Trümmer derjenigen Felsen, welche im oberen Laufe des Thales noch in die Luft ragen, die auf dem Rücken der Gletscher vorwärts geschoben wurden, um beim Abschmelzen als Schutt angeklebt am Thalrande liegen zu bleiben. Diese Moränenschuttmassen decken nun die Höhlen zu. Es ist das Wadi Djôs (Nussbaumthal), das, wie ich glaube, kaum vor mir ein Europäer genauer untersucht hat, aus dessen Höhle ich die allerschönsten Feuersteinmesser*), den Bärenkiefer und die verschiedenen Capra- und Ovisarten herausgenommen habe. Die Höhle ist mit einem solchen Schutte von Moränen zugedeckt, dass ein Jeder, der mit unbefangenen Augen vor der Höhle steht und den Moränenschutt am Rande hin verfolgt, sagen muss, dass diese Höhle vor dem Gletscherzug schon von Menschen bewohnt gewesen sein musste, welche hier die Steine geschlagen und die Thiere geschlachtet haben. In welche Zeit das hineinreicht, will ich hiemit natürlich nicht aussprechen. Dass heutzutage noch Eis und Schnee auf den Höhen des Libanon existirt, davon überzeugt sich Jedermann; ob sie nicht vielleicht ein- oder zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung noch in die Thäler herabhingen, darüber enthalte ich mich jeglichen Urtheils. Es wird wohl Niemanden einfallen, die Eiszeit in den verschiedenen Ländern der Erde in eine und dieselbe Periode verlegen und etwa sagen zu wollen, dass die Eiszeit am Libanon und in Schwaben dieselbe gewesen sei. Die Eiszeit wird im Hochgebirge, in den Alpen, eine verhältnissmässig kurz vergangene sein. Wir wissen, dass in der Schweiz sehr viele Pässe im Mittelalter noch vergletschert waren, dass die Eismassen über sie weg- und tief ins Thal herunterhingen. Wir haben im

*) Essai sur la géologie de la Palestine par Louis Lartet pag. 252.

*) Die Fundstücke werden vorgezeigt.

Libanon 3000 Meter hohe Bergspitzen, welche die ewigen Sammler der Niederschläge sind. Wir könnten also möglicherweise in einer noch nicht weit hinter uns liegenden Zeit die Gletscher annehmen. Aber der Umstand, dass wir in unseren deutschen Landen sowohl in den Höhlen als in den Schottergebirgen übereinstimmend mit den Funden am Libanon die Reste von Mammuth, Rhinoceros, Bär u. s. w. finden, weist doch darauf hin, dass auch jene Thiere vielfach als präglacial und die Menschen, welche Feuersteine geschlagen haben, als in diese Zeit hineinragend angesehen werden müssen. Ich habe mit einer gewissen Aengstlichkeit mir erlaubt, in der letzten Nummer des Correspondenzblattes (Nr. 8. 1876) über die Höhle Ofnet bei Utzmemmingen als einen schon in präglacialer Zeit von Menschen besuchten Hyänenhorst mich auszusprechen. Denn auch hier machen die Verhältnisse auf mich denselben Eindruck, als ob schon vor der Uebergletscherung des Landes Menschen mit den Urthieren zusammengelebt hätten, und dass bei der nachfolgenden Vereisung der Gegend, die immerhin nur partiell gewesen sein mag, Menschen und Thiere sich in die gemässigte Zone hinüber lebten.

Dr. **Zittel**: Ich möchte mir erlauben, an die Mittheilungen des Hrn. Fraas noch einige ganz kurze Bemerkungen anzufügen, die mit den eben gehörten Thatsachen in innigem Contacte stehen. Sie haben eine Anzahl von behauenen Feuersteinen in Händen, die Hr. Fraas im Meränenschutt des Libanon gefunden hat. Ich kann bemerken, dass ich vor 3 Jahren in der libyschen Wüste und zwar etwa 4 Tagereisen von der äussersten Oase entfernt, ganz ähnliche Feuersteine gefunden habe, zwar nicht in sehr grosser Menge, aber mehrere auf einem Platze beisammen. Ich gestehe, dieser Fund erschien mir so seltsam, dass ich kein besonderes Gewicht auf ihn legte. Ich getraute mir nicht zu sagen, hier haben wir wirkliche Spuren von Menschen, die einst in diesem Theile der Wüste gewohnt, der jetzt wenigstens für Leute, die nicht mit grossartigen Hilfsmitteln reisen können, ganz unzugänglich ist. Nun zeigte ich aber doch diese Feuersteinsplitter verschiedenen Kennern, ich brachte sie ferner vor 2 Jahren auf den internationalen Congress nach Stockholm, und damals erklärten Alle, auch die Geologen, dass wir hier unzweifelhaft behauene Feuersteine vor uns haben. Die Thatsache scheint noch dadurch eine weitere Bestätigung zu erhalten, dass jetzt Schweinfurth mir aus der arabischen Wüste, also aus dem östlichen Theile von Egypten eine grosse Anzahl solcher Feuersteinsplitter zusendete und neben diesen auch noch Feuersteinknollen, die Ihnen alle bekannt sind, und Stücke, die man als Nuclei bezeichnet und von denen sich mit voller Sicherheit sagen lässt, dass sie den Kernstein bilden, aus welchem man diese Feuersteinsplitter hergestellt hat. Auf Grund meiner Erfahrungen halte ich diese Feuersteinsplitter unbedingt für bearbeitet; man gewinnt, wenn man in der Wüste gereist hat, eine ziemliche Erfahrung über die Form, in welcher sich die Feuersteine durch die natürliche Zersplitterung in Stücke ablösen; ich habe aber nie derartige Stücke in Folge von natürlicher Ablösung oder Zersplitterung unter dem Einflusse der Atmosphäre gefunden, und so möchte ich denn im Gegensatze zu Hrn. Schweinfurth die Anschauung aussprechen, dass wir in diesen Feuersteinen wirklich bearbeitete Objecte vor uns sehen, und gestehen, dass ich sowohl den Scepticismus von Schweinfurth zu weit gehend erachte, als auch den unseres neuen Hrn. Präsidenten.

(Hr. v. Dechen bejaht, dass dies behauene Feuersteine seien.)

Ueber Schädelmessung. *)

Hr. v. **Ihering**: Meine Herren! Ich wollte mir erlauben, einige Mittheilungen über die Horizontalebene des Schädels zu machen, und werde mich dabei in Anbetracht der Kürze der Zeit beschränken.

In Bezug auf die Horizontalebene liegen die Verhältnisse derart, dass 2 Fragen vorliegen, einmal die Frage, in welcher Weise der Schädel in der Horizontalen ruhe, und dann zweitens, wie diejenigen, welche die Horizontale für Messungen brauchen, dieselbe an den Schädel zu legen haben.

In der 1. Frage ist eine Einigung nicht möglich; das ist eine rein wissenschaftliche Untersuchung, und der Weg, den Schmidt eingeschlagen hat, ist entschieden der richtige.

Anders steht es mit der 2. Frage.

Für Diejenigen von uns, die der Ueberzeugung sind, dass zwei rechtwinklig zu einander stehende Ebenen den Ausgangspunkt für alle weiteren Maasse bilden und alle Maasse auf die Horizontalebene zurückgeführt werden müssen, liegt die practische Aufgabe vor, sich über die Horizentalebene zu einigen; denn es hat sich in übereinstimmender Weise bei Allen, die darüber gearbeitet haben,

*) Die Discussion über diesen Gegenstand wurde eingeleitet durch einige Bemerkungen Hrn. v. Ihering's gegen den von Hrn. Gildemeister vorgeschlagenen Weg, die Hauptdimensionen des Hirnschädels ohne Rücksicht auf die Horizontalebene zu messen. Herr Gildemeister hatte nämlich eine gedruckte Antwort auf den Artikel v. Ihering's „Zur Frage der Schädelmessung" (Correspbl. 1876 No. 8) den Theilnehmern der Generalversammlung zustellen lassen, in welcher seine im Correspbl. 1876 No. 4 u. 5 schon veröffentlichte Anschauungen aufs Neue mitgetheilt wurden. Wir verzichten auf einen Abdruck jenes Flugblattes schon um desswillen, weil eine Vereinbarung über ein Messungsschema nicht gelungen ist. Aus der Discussion geht jedoch die Nothwendigkeit einer Einigung mit solcher Evidenz hervor, dass die weitere Erörterung dieser Angelegenheit durch das Correspondenzblatt unerlässlich scheint.

herausgestellt, dass eine absolute Horizontalebene nicht zu finden ist. Den Ausführungen des Hrn. Schaaffhausen, der in der Horizontalebene nur den Ausdruck der Gemüthsstimmung sieht, kann ich mich nicht anschliessen; dann hätte man also bei der Tasse Café am Morgen eine andere Horizontale, als am Abend, wenn man hinter einem Glas Bier sitzt!

Hr. Schmidt hat also nachzuweisen versucht, dass die Horizontale von dem unteren Rande der Orbita ausgehend, nach hinten eine etwas höhere Richtung nehme, als es nach meiner Methode der Fall ist, dass sie mit dem Anfang des Jochbogens zusammenfalle. Aber es giebt wieder andere Köpfe, für welche meine Horizontale die richtige ist. Da also individuelle Differenzen bestehen, wie auch die Messungen von Schmidt dargethan haben, so ist es geboten, dass wir uns einigen. Da nach meiner Methode schon zahlreiche Messungen vorliegen, und die von mir empfohlene Horizontale von den verschiedensten Seiten Annahme gefunden hat, so glaube ich, liegt kein Grund vor, davon abzugehen. Ich muss noch mit einigen Worten auf die Bemerkungen des Hrn. Schaaffhausen zu sprechen kommen, der vorhin die Meinung aussprach, dass die in Dresden getroffene Einigung überhaupt nicht anerkannt werden könne. Ich muss zunächst sagen, dass wir uns über das Messungssystem nicht geeinigt, sondern nur ein Schema entworfen haben. Dieses Schema ist nicht etwa in der Weise, wie es von Hrn. Spengel und mir entworfen wurde, sondern modificirt angenommen worden, indem der damals anwesende Herr Virchow eine Reihe von Maassen hinzufügte, und so ist es ein combinirtes, von der Gesellschaft anerkanntes Messsystem geworden. Ich habe damals bei der Demonstration des Apparats meine Ansicht ausführlich dargelegt; Hr. Schaaffhausen war auch damals zugegen, wie diese ganze Aufstellung von Maassen, bei der namentlich Hr. Virchow betheiligt war, zu Stande kam. Ich muss entschieden die Bedeutung der Dresdener Beschlüsse aufrecht erhalten. Damit ist natürlich keineswegs entschieden oder gesagt, die deutsche Gesellschaft wünscht nach diesem Schema ihre Maasse allgemein zu haben und nimmt keine anderen an; im Gegentheile, ich glaube, dass wir aus diesem Dilemma durch den Compromiss herauskommen, dass wir beide Maasse nehmen. Wenn Hr. Schaaffhausen meint, es lägen nach dem neuen Verfahren keine Untersuchungen vor, so möchte ich ihn daran erinnern, dass eine ganze Reihe von Maassen vorliegt, wie der Katalog und die Arbeiten von Spengel, die Papua-Untersuchungen von Meier und andere. Mit der Beibehaltung der alten Maasse wird nichts erreicht, weil eben die Maasse untereinander nicht vergleichbar sind. Desswegen möchte ich daran festhalten, dass wir doch diesen Compromiss schliessen und neben den alten Maassen, die von Manchen festgehalten werden, auch noch die neuen annehmen mögen.

Hr. **Schmidt** (Essen): Ich muss, meine Herren, mit ein paar Worten auf die Dresdener Versammlung zurückkommen, deren Resultat zu verschiedenen Artikeln Veranlassung zu geben scheint. Wenn Sie den Bericht über die Dresdener Versammlung zur Hand nehmen, werden Sie darin ein Messungsschema finden unter der Ueberschrift „neues gemeinsam vereinbartes Messungsschema“. Es war am 3. Tage der Versammlung, welche durch die vorhergehenden Sitzungen schon ziemlich ermüdet war. Hr. v. Ihering demonstrirte die beiden Messapparate des Hrn. Spengel und setzte auseinander, dass uns nur ein Schema, was auf mathematische Principien zurückzuführen sei, nützen könne. Hr. Virchow erkannte auch bereitwillig den Fortschritt an, der darin liege, nach genauen mathematischen und geometrischen Principien zu messen, und wünschte zum Schlusse noch, dass einige Maasse hinzugefügt werden möchten, die bisher wenig Berücksichtigung gefunden haben, Maasse, die sich auf die Höhe des Gesichts von der Nase bis zum Oberkiefer, und auf der Höhe der Nase und Breite des Gesichts bezögen. Hr. v. Ihering erklärte sich damit einverstanden, auch diese Maasse in dieses Schema einzuverleiben. Es wurde uns das Messungsschema vorgelegt und wir erkannten mit einander das Princip an, ohne dass wir uns darüber aussprachen oder auch Beschlüsse über das Messverfahren machten. Daher kommt es auch, dass keiner der Herren, welche auf der Dresdener Versammlung waren, seine Schädel nach diesem Messungsschema misst, ausser Hr. Virchow, der beide behufs Vergleichung mit den früheren Maassen annimmt. Hr. Schaaffhausen, der auch bei der Versammlung war, nimmt sie nicht an; ich gestehe, ich messe nicht danach, weil mir nicht klar geworden ist, was das beste Schema ist. Soviel über das vereinbarte Messungsschema.

(Hr. Schmidt demonstrirt hierauf die neuen Einrichtungen des Apparats von Hrn. Lucae.)

Hr. **Virchow**: Es scheint mir, dass man von beiden Seiten zu einigermaassen extremen Resultaten kommt. Auf der einen Seite nämlich habe ich mich von Anfang an zu der Nothwendigkeit bekannt, ein horizontales Maass für gewisse Verhältnisse zu acceptiren, weil ich sonst nicht begreife, wie es möglich sein soll, auch nur zu annähernd vergleichbaren Ergebnissen zu gelangen. Auf der anderen Seite scheint es mir nicht, dass ein Bedürfniss vorliegt, die Horizontale in der Ausdehnung anzuwenden, wie Hr. v. Ihering wünscht. Insoferne habe ich von Anfang an eine vermittelnde Position eingenommen. Ich möchte jedoch vor allen Dingen bemerken, dass es sich hier mehr um die Nothwendigkeit handelt, die Horizontale festzuhalten, als sie zu bekämpfen. Persönlich bin ich gerade in der letzten Zeit immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, dass wir bis dahin den Höhenverhältnissen einen etwas zu geringen Werth beigelegt haben. Die Sache wird sich durch die

Resultate klären, indessen bin ich in der Lage, durch die Güte des Hrn. Gildemeister, der eine Partie von Schädeln aus Bremen mitgebracht hat, ein Paar recht exquisite Schädel vorzulegen und daran zu erläutern, was ich sagen will. Das hier sind die Chamäcephalen. Nun werden Sie mit mir einverstanden sein, dass ein solcher Schädel, wenn man daneben einen anderen Schädel, gleichviel welchen, setzt, als das am Meisten Typische, eine auffällige Niedrigkeit zeigt. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass zugleich eine gewisse Compensation in der Breite eintritt; manche Schädel sind aber schmal und manche kürzer, so dass sie in den Längen- und Breitenverhältnissen grössere Variationen haben, während in dem Höhenverhältnisse das eigentlich Beständige dieses Typus liegt. Daraus deducire ich, dass dieses constatirte Verhältniss dasjenige ist, welches wir in den Vordergrund schieben müssen. Wenn wir aber an einem solchen Schädel die Höhe messen wollen, so kann man vielerlei Maasse bekommen. Wenn man sich nicht darüber verständigt, was als Höhe genommen werden soll, so bekommen wir Differenzen, welche sich um Centimeter bewegen. Wir müssen also nothwendiger Weise fragen, wie soll man den Schädel stellen, um zu bestimmen, was seine Höhe ist, und diese Höhe muss doch zum wirklichen Horizont eine verticale sein. Ich muss also irgend eine Art von Betrachtung dieses Schädels finden, wie ich ihn mit dem Horizont parallel aufstelle. Hr. Schaaffhausen wird sich dieser Nothwendigkeit wohl nicht entziehen können. Ich differire jedoch in diesem speciellen Falle von Hrn. v. Ihering darin wieder, dass es mir nicht so sehr darauf ankommt, die graphische Darstellung des Schädels gewissermassen in Zahlen zu übersetzen und den tiefsten Punkt des Schädels zu finden, um sagen zu können, von diesem allertiefsten Punkte bis zu dem höchsten habe ich eine gerade Höhe von so- und soviel. Ich suche nach einem Maasse, welches ich — und ich möchte Sie in dieser Beziehung bitten, meine Betrachtungsweise genau zu prüfen — auch auf den lebenden Menschen anwenden kann. Bei dem Lebenden haben wir keine andere Möglichkeit, ein Höhenmaass aufzustellen, als wenn wir von dem Ohre ausgehen, und das Maass feststellen, was ich auriculare Höhe genannt habe. Diese Höhe bestimme ich jetzt auch immer an den Schädeln; wie weit das gut oder schlecht sein wird, kann ich nicht mit voller Bestimmtheit sagen, es wird sich später erweisen, wie viel oder wie wenig Werth es hat, ich thue es aber jetzt constant. Es ist das einzige Maass, was die Möglichkeit gewährt, an dem lebenden Menschen eine Höhenmessung vorzunehmen. Es bleibt dabei nichts weiter übrig, als eine constante Horizontalstellung zu wählen oder die Linie von Hrn. v. Ihering, die eine sehr bequeme ist. Wir können sie auch im Sinne des Hrn. Schmidt ein wenig verrücken.

Nun ist für die macerirten Schädel aber meiner Meinung nach allerdings die Mitte des vorderen Randes vom Foramen magnum das bessere Maass, weil es sich unmittelbar an die Wirbelsäule anschliesst und die axialen Verhältnisse sich hier am besten übersehen lassen. Daher suche ich noch ein zweites Höhenmaass in der Weise, dass ich von dem höchsten Verticalpunkte bis zum vorderen Rande der Gehöröffnung heruntergehe. Ich kann das in manchen Fällen mit dem Schiebinstrumente machen, aber hier z. B. bei diesen Schädeln wird es gänzlich unmöglich, und ich messe dann mit einem Zirkel mit beweglichen Armen. Es ist gar kein Zweifel, dass der neu demonstrirte Apparat von Spengel die Fixirung ausserordentlich begünstigt. Indess mit einiger Uebung kann man soweit visiren, dass man mit dem Zirkel mit mobilen Armen diese Verhältnisse feststellen kann. Ich möchte somit glauben, dass man, wenn es sich darum handelt, ein Maass zu haben, welches in irgend einer Weise für den lebenden und für den todten Kopf applicabel ist, eine Horizontale braucht, um daran die Verticale zu bestimmen.

Was die übrigen Verhältnisse angeht, so bin ich auch in Bezug auf die Längenbestimmung insoferne ein wenig abweichender Ansicht, als ich finde, dass es für unsere Betrachtungsweise sehr wünschenswerth ist, die Mitte des Nasenfortsatzes unmittelbar zwischen den Stirnwülsten als festen Punkt anzunehmen. Ich fixire diesen Punkt und messe von da bis zu der grössten Wölbung der Oberschuppe. Nun erkenne ich aber die Berechtigung vollständig an, dass man die Mitte der Stirnwölbung nimmt oder von der Glabella ausgeht. Für jedes dieser Maasse lässt sich etwas sagen, und ich habe mich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, möglichst viele Maasse zu nehmen, und wenn ich meine Tabellen anlege, so viele verschiedene Messungen zu machen, dass ich fast jeder Methode gerecht werde. Das können wir aber nicht überall thun, und es wäre wünschenswerth, sich zu verständigen, wie wir in der Regel die Länge messen wollen bei denjenigen Schädeln, für welche wir nur wenige Maasse zusammenstellen können.

(Hr. Virchow zeigt an den Karten das Längenmaass nach v. Ihering und nach seiner eigenen Methode.)

Wir bekommen immer ein Längenmaass, aber jedes ist auf eine andere Grundlage gestellt. Wie gesagt, ich bin sehr gerne bereit, alle diese verschiedenen Methoden anzuwenden. Ich halte es zur Zeit nicht für wünschenswerth, wenn jetzt schon ganz fix festgestellt würde, es soll jedes der verschiedenen Maasse so genommen werden und nicht anders; im Gegentheil, ich wünschte, wir gingen eine Zeitlang mit einer möglichst grossen Reihe von differenten Methoden vorwärts Aber darüber sollten wir uns verständigen, dass jeder dann auch gewisse andere Dinge mitmisst. Denn wenn jeder

bloss sein Maass gibt, so ist zuletzt gar keine Vergleichung mehr möglich. Wie soll es möglich sein, aus den Maassen des anderen seine Comparationen zu finden, wenn sich nicht Jedermann entschliesst, neben seinen Maassen ein paar andere zu geben? Erst wenn das geschieht, werden wir in der Lage sein, dass wir je nach den Umständen späterhin diese verwerthen können. Die Schwierigkeit, die Zahlen früherer Messungen zu verwerthen, liegt darin, dass man sich einer exclusiven Messmethode bedient hat, bei der man häufig nicht einmal mehr sehen kann, was man gemessen hat.

Hr. **Schaaffhausen**: Ich habe nicht mehr viel zu sagen, da ich meinen Standpunkt in dem Vortrage, den ich zu Anfang der heutigen Sitzung gehalten wie ich wohl glaube, sehr klar dargelegt habe. Ich erkenne an, dass diese Auseinandersetzungen an sich von hohem wissenschaftlichen Interesse sind. Die Aufgabe einer richtigen Schädelmessung wird uns noch länger beschäftigen, aber sie ist für unseren Gesammtkatalog nicht von praktischem Werthe. Es ist eine vollständige Verirrung, wenn man glaubt, dass der Gesammtkatalog ein System der Schädelmessung sein soll. Er soll nur dem Forscher den Nachweis in die Hand geben, wo er das Material für seine Forschungen oder Messungen findet. Wenn wir aber jetzt für die bereits eingelieferten und noch einzuliefernden Beiträge nicht nur die gewünschten 22 Maasse des Programmes empfehlen, sondern auch noch neue nach einem anderen Messsysteme genommene Maasse wünschen, so sehe ich nicht ab, wie wir zu Ende kommen. Die Angelegenheit des Gesammtkatalogs ist durch einstimmigen Beschluss der Commission erledigt. Es bleibt nur übrig, dass die Herren von Ihering und Spengel, oder wer sich überhaupt für das neue System interessirt, bei den Herren, die noch Beiträge zu liefern haben, ihren Einfluss geltend machen; ich will selbst dazu beitragen, aber für den Gesammtkatalog eine vollständige Uebereinstimmung aller Maasse herzustellen, ist eine Unmöglichkeit, da fast die Hälfte des Gesammtmaterials geordnet ist.

Ich habe mich stets dagegen verwahrt, dass während der Zeit, wo der Katalog zusammengestellt wird, ein neues Messsystem für denselben in Vorschlag kommt.

Wenn wir an den Lebenden messen werden, werden wir eher zu einer Verständigung kommen; dann ist es auch leichter, sich über die Horizontale zu einigen.

Ich glaube auch nicht, dass von Beschlüssen in diesem Sinne hier die Rede sein kann; ich nehme aber sehr gerne den Wunsch entgegen, dass bei den künftigen Beiträgen die Höhe auch nach der Ihering'schen Methode gemessen werde. Irgend einen Zwang auszuüben, liegt nicht in der Idee des ganzen Unternehmens. Ich habe, von den früheren Vorstandsmitgliedern unterstützt, das Programm aufgestellt, das überall vertheilt worden ist und nach dem verschiedene Messungen gemacht worden sind. Die Commission hat meine Ansicht über die Ausführung des Planes als richtig anerkannt, und wir gehen auch mit dem Drucke der bereits vorhandenen Beiträge vor. Sie müssten denn die Commission nicht mehr anerkennen und die ganze Angelegenheit in andere Hände geben wollen. Aber wenn das fortgesetzt werden soll, was wir begonnen, dann ist die Sache nur so zu machen, wie ich wiederholt es dargestellt habe.

Hr. Dr. **Spengel**: Meine Herren! Einer Aufforderung des Hrn. Generalsecretärs zufolge wollte ich mir erlauben, Ihnen einige Instrumente, die theils nach meinen Angaben, theils nach den Angaben des Hrn. Virchow von dem Mechaniker Wichmann in Hamburg gebaut sind, zu demonstriren.

Ehe ich dazu schreite, möchte ich Ihnen kurz auseinandersetzen, was mit diesen Instrumenten, speciell mit dem Craniometer, gemessen werden soll. Ich habe zu diesem Zwecke diese Abbildungen hier entworfen und will sie Ihnen nun kurz erläutern.

(Hr. Dr. Spengel gibt nun die Erläuterungen seiner Abbildungen und demonstrirt sodann seinen Craniometer. Bei der Erklärung über das Verfahren, die Höhe zu messen, bemerkt der Vortragende, dass er in jenen Fällen, in denen der hintere Rand des Hinterhauptsloches tiefer steht, als der vordere, den hinteren Rand wähle.)

Hr. **Virchow**: Ich will nur in Bezug auf einige wiederholt hervorgetretene constitutionelle Bedenken meines Collegen Hrn. Schaaffhausen einige Worte erwidern. Er sagt immer, wir können das doch den Herren nicht vorschreiben. So weit können wir es ihnen vorschreiben, dass wir sagen, wenn ihr uns in unseren Bestrebungen unterstützen wollt, so ersuchen wir euch, die Maasse in folgender Weise aufzunehmen und uns mitzutheilen. Wir werden Niemanden vorschreiben, wie er an sich messen soll, allein, wenn die Gesellschaft ein Verzeichniss aufstellt und drucken lässt, welches dazu dienen soll, in ganz Deutschland parallele Aufzeichnungen herbeizuführen, dann scheint es mir wirklich nicht möglich zu sein, dass jeder Einzelne sich seine Maasse selbst construirt, es ergibt sich vielmehr die Nothwendigkeit, dass wir den Herren das Onus auferlegen, sich bestimmter gleichmässiger Messmethoden zu bedienen. Hr. Spengel hat Ihnen eben gesagt, einmal messe er von dem Hinterrande und ein andermal von dem Vorderrande des Foramen magnum. Das ist aber doch etwas ausserordentlich Erhebliches. Wenn alle Herren, die mit mir übereinstimmen, von dem Vorderrande des Foramen magnum messen und v. Ihering eine Reihe von Messungen vom Hinterrande bringt, so kann das doch unmöglich eine parallele Aufstellung werden. Ich bin bereit, auch vom Hinterrande zu messen und jedesmal zwei

Maasse zu nehmen; ich kann aber nicht leugnen, nachdem ich Jahrelang das vordere Maass benützt habe, würde es mir äusserst lieb sein, auch in Zukunft mein Maass verwerthen zu können, so gerne ich auch bereit bin, das andere hinzuzunehmen. Aber wir können doch in jedem Augenblicke die Herren bitten, uns ihre Maasse in diesem bestimmten Sinne zu geben.

In Bezug auf die übrigen Maasse wollte ich nur noch das besonders betonen, was Hr. Spengel mit Recht urgirt hat. Es ist absolut unmöglich, über die Länge des Vorder oder Hinterkopfes, namentlich des letzteren, irgend eine Angabe zu machen, die vergleichbar wäre, wenn man nicht weiss, wie gemessen worden ist.

Hr. Schaaffhausen sagt, es komme ja nicht viel darauf an. Ich kann ihm versichern, es kommt viel darauf an. Das sind Dinge, die endlich einmal geordnet werden müssen, wenn wir nicht zu immer neuen Schwierigkeiten kommen wollen. Ich glaube auch nicht, dass wir in Deutschland Widerstand finden werden, wenn wir dem einen oder anderen zumuthen, den Schädel anders zu messen, als er es sonst gewohnt ist.

Ich möchte Hrn. Schaaffhausen dringend bitten, die Sache nochmals in der Commission zu verhandeln und namentlich in Erwägung zu ziehen, ob es nicht vorzuziehen wäre, mindestens für die Höhenmaasse eine bestimmte Horizontale anzunehmen. Ich erkläre mich aber durchaus bereit, ihm meine Zahlen zu liefern in dem Sinne, wie er sie verlangt.

Hr. v. Hölder: Wenn ich mir erlaube, mich bei dieser Discussion zu betheiligen, so geschieht es nur, um meine Erfahrungen in der Craniometrie in kurzen Worten mitzutheilen. Denn nach dem, was Hr. Virchow und v. Ihering gesprochen haben, bleibt mit in principieller Beziehung nichts übrig, als zu constatiren, dass ich ihre Ansicht theile. Wenn man messen will, muss man nach mathematischen Grundsätzen messen, d. h. man muss die Masse rechtwinkelich oder parallel mit einer beliebigen Grundlinie nehmen. Darüber, glaube ich, kann es überhaupt keine Meinungsverschiedenheit geben, wenigstens sind alle Mathematiker und practischen Geometer darin einig, dass man jeden Körper, wenn man ihn überhaupt messen will, senkrecht oder parallel mit einer Grundlinie messen muss. Etwas anderes ist es, wie man diese Linie wählen will. Meiner Ansicht nach ist jene Linie, die vom Gehörgang aus bis zur Mitte des unteren Randes der Orbita geht, diejenige, welche am leichtesten zu messen ist und die besten und practisch am leichtesten verwerthbaren Resultate gibt.

Ich habe früher einen Theil meiner Messungen nach der Göttinger Grundlinie angestellt, — ich bin aber sehr bald darauf gekommen, dass die Stelle der linea infratemporalis, d. h. der Verlängerung des Jochbogens nach hinten, in vielen Fällen schwankt oder dass sie sich gar nicht sicher finden lässt. Ich habe daher eine Tangente an den oberen Rand des Gehörganges angelegt und von diesem Punkte aus nach der Mitte des unteren Augenhöhlenrandes die Grundlinie gezogen. Sobald mir das Ihering'sche Verfahren bekannt wurde, dessen bleibende Verdienste ich hiermit ausdrücklich anerkenne, habe ich eine grosse Anzahl von Schädeln nach ihm gemessen und gefunden, dass die Differenzen zwischen der von mir angenommenen Grundlinie und der Ihering'schen meist in die zweite, nur selten in die erste Decimale fallen; solche Differenzen kann man füglich ignoriren. Ich habe also gefunden, dass es zulässig ist, dass der eine die Mitte, der andere den oberen Rand des Gehörgangs, und der dritte, was ich übrigens für weniger gut halte, die linea infratemporalis nimmt. Die Differenzen sind sehr gering und werden sicherlich die Vergleichbarkeit der verschiedenen Maasse nicht zu sehr beeinträchtigen.

Auf einen Punkt möchte ich die verehrte Versammlung noch aufmerksam machen. Unsere Maasse sind für den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft brauchbar und erwünscht. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass sich die Methode der Craniometrie mit der Zeit zu einer grösseren Vollkommenheit entwickeln wird, und in diesem Falle sind alle unsere Maasse unbrauchbar. Unsere Nachkommen haben dann von unserer grossen Arbeit nur sehr wenig Früchte; bilden wir aber, natürlich immer mit Zugrundelegung irgendwelcher Horizontalen, die man angeben muss, die Schädel ab, so orientirt sich jeder rasch darin, und man kann dann an unseren Abbildungen alles Wünschenswerthe finden. Ich möchte daher Jeden, der sich mit craniologischen Dingen beschäftigt, bitten, so viel wie möglich Abbildungen zu geben, und wenn es nur lineare sind, denn ohne diese haben die Arbeiten, die bald überlebt sind, wenig Werth.

Hr. Zittel: Meine Herren! Es bleibt mir nach der Erledigung unserer Tagesordnung nur noch die höchst angenehme Pflicht über, unserem Hrn. Geschäftsführer für die ausgezeichnete, mühevolle und aufopfernde Thätigkeit den wärmsten Dank unseres Vereins auszusprechen; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, wenn wir jetzt mit voller Befriedigung auf die vergangenen Tage zurückblicken können, dass wir dies nicht zum geringsten Theile den Bemühungen unseres Herrn Geschäftsführers zu danken haben.

Damit erkläre ich die VII. Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für geschlossen.

(Schluss der Sitzung 2 Uhr 15 Minuten.)

Bei der Redaction bis zum 16. October eingelaufen:

Archiv für Anthropologie. Organ der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Bd. IX. Braunschweig 1876. Inhalt des 2. und 3. Heftes: VI. Dr. Hostmann und das nordische Bronzealter, zur Beleuchtung der Streitfrage. Von Sophus Müller. — VII. Entgegnung auf die vorstehenden Bemerkungen des Hrn. Sophus Müller zu meiner „Beurtheilung der nordischen Bronzecultur und des Dreiperiodensystems". Von L. Lindenschmit. — VIII. Die Lindenthaler Hyänenhöhle und andere diluviale Knochenfunde in Ostthüringen. Von Dr. K. Th. Liebe in Gera. — IX. Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle. Von L. Lindenschmit. — X. Etruskisches. Von Rector Genthe in Corbach (Waldeck). — XI. Zur Kritik der Culturperioden. Von Christian Hostmann. — Kleinere Mittheilungen: 1) Erwiderung des Hrn. Dr. Hamy in Paris auf die „Berichtigung" von Hrn. Dr. A. B. Meyer.) 2) Erwiderung von Hrn. L. Rütimeyer auf die Mittheilungen von den Herren Professoren Steenstrup und Dr. v. Frantzius. — Referate. 1) Zeitschriften und Bücherschau.

Andree Richard: Schädelcultus. Aus den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1875.

Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Organ der Münchener anthropologischen Gesellschaft. Herausgegeben von J. Kollmann, F. Ohlenschlager, J. Ranke, N. Rüdinger, J. Würdinger, K. Zittel. I. Bd. 1. und 2. Heft. Mit 17 lith. Tafeln. München 1876.

Béla Szechenyi: Funde aus der Steinzeit im Neusiedler Steinbecken. Buda-Pest 1876. Mit zahlreichen Holzschnitten.

Berendt Her. D. C. Remarks of the centres of ancient civilization in Central America. Sep.-Abdruck aus dem Bull. of the Am. Geogr. Societ. Session 1875—76. No. 2.

Cartailhac Em. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Revue mensuelle illustrée. 12me année. Toulouse 1876.

Catalogue de l'exposition préhistorique arrange a l'occassion de la VIIIème Session a Buda-Pest. Par le Dr. Jos. Hampel. Mit 178 Holzschnitten. 1876.

Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens. Festgabe des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Im Auftrage des Vereins zusammengestellt von C. Groos. Hermannstadt 1876.

Hayden v. F. V. (U. S. Geologist-in-Charge.) U. S. Geological and Geographical Survey of the territories. Vol. II No. 1. Washington 1876.

Jeitteles L. H. Die Stammväter unserer Hunderassen. Wien 1877.

Jung Julius: Die Anfänge der Romaenen. Kritisch-ethnographische Studie. Sep.-Abdr. a. d. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. Jahrg. XXVII. Wien 1876.

Keller Franz Dr. Die rothe römische Töpferwaare mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur. Heidelberg (Carl Groos) 1876.

Lenhossék Jos. v. Az emberi Koponyaisme, Cranioscopia. Deutsch: Die menschliche Schädelkenntniss, Cranioscopie. Budapest 1875.

Mestorf J. Ueber hölzerne Grabgefässe und einige in Holstein gefundene Bronzegefässe. Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein.

Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. VI No. 4 und 5.

Montelius O. Führer durch das Museum vaterländischer Alterthümer in Stockholm. Uebersetzt von J. Mestorf. Mit 162 Holzschnitten. Hamburg. Meissner.

Ratzel D. Friedrich: Die chinesische Auswanderung. Breslau 1876. (Kern's Verlag.)

Revista de Anthropologia. Organ official de la Sociedad antropologica espanola. Cuaderno 2°. Tomo II.

Revue scientifique de la France et de l'étranger. August und September. 1876.

Romer F. Discour du Secretaire-général au Congrès international a Buda-Pest le 4 Sept. 1876.

Saxonia. Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde. Herausgegeben von Dr. ph. Moschkau. II. Jahrgang 5—7.

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte. Sitzung vom 15, 19. Januar, und 19. Februar 1876.

Sparschuh D. N. Kelten, Griechen, Germanen. Eine Sprachstudie. Der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmet. München (Lindauer) 1876.

Spengel J. W. Ein Beitrag zur Kenntniss der Polynesier-Schädel. Mit 4 Tafeln. Separat-Abdruck aus dem Journal des Museum Godeffroy Heft XII.

Tubino Francisco M.: Los aborigines ibericos. Sep.-Abdr. aus der Revista de Antropologia. Madrid 1876.

Photographien von Afrikanern.

Von den in Carl Hagenbeck's Handelsmenagerie in Hamburg während dieses Sommers ausgestellten afrikanischen Eingeborenen habe ich durch den Photographen Hattorf neun photographiren lassen, nämlich

5 Hemran, Vertreter der Bujabs;
2 Tekruri-Neger aus Wadai;
1 Galin-Neger;
1 Neger unbekannter Herkunft.

Von allen sind je zwei Aufnahmen, Brustbilder en face und en profil in Cabinetformat, von zweien der Hamran ferner ganze Figuren en face, in Cabinetsformat angefertigt. Diese Collection von im Ganzen 20 Bildern — darunter 2 leider etwas fehlerhafte — bin ich bereit, an Liebhaber um 30 Mark abzugeben.

Dr. J. W. Spengel. Hamburg. Kirchenallee 44.

Verzeichniss anthropologischer Mess- und Zeichen-Apparate

aus dem

Optischen Institut von Adolph Wichmann, Hamburg, Johannisstr. 17.

I. Mess-Apparate.

1. **Craniometer** nach Spengel. Preis in einfacher Kiste mit Schiebdeckel M. 225.
2. **Stangenzirkel (Reise-Craniometer)** nach Virchow. Preis ohne Etui M. 45.
3. **Tasterzirkel** nach Virchow. Preis ohne Etui M. 21.
4. **Tasterzirkel** aus Eisen und ohne zusammenlegbare Schenkel, je nach der Grösse M. 12—21.
5. **Maassstab** nach Virchow. Preis ohne Etui M. 12. — Preis ohne Charnier und Etui M. 9.
6. **Bandmaasse.** Millimetertheilung auf eine stählerne Feder geätzt, durch Federkraft in eine metallne Kapsel einzurollen. Ein Meter lang. Preis M. 6.
7. **Einfaches hölzernes Besteck** mit Reisecraniometer (No. 2), Tasterzirkel (No. 3), Maassstab (No. 5), Bandmaass (No. 6) und einem gewöhnlichen Zeichenzirkel. Preis M. 75.
8. **Millimeterrädchen.** Ein Messingrädchen von 10 Centimeter Peripherie, in halbe Centimeter getheilt, mit stählernem Stiel und Griff aus schwarzem Holz. Dient zur Messung concaver Bögen am Schädel, sowie zur Messung von Curven an Zeichnungen. Preis M. 13. 50.

II. Zeichen-Apparate.

9. **Lucae'scher Zeichen-Apparat,** modificirt nach Spengel. Preis in einfacher Kiste M. 45.
10. **Orthoskop** nach Lucae. Gusseiserner Fuss. Fuss roh lackirt: Preis M. 18. — Fuss polirt und lackirt: Preis M. 21.

Schluss der Redaction am 20. October.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt
von
Professor **Kollmann** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erscheint jeden Monat.

Nro. 12. München, Druck von R. Oldenbourg. **December 1876.**

Die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut im Königreich Württemberg.

Der Vorsitzende Hr. Fraas theilt in der Sitzung der württembergischen anthr. Gesellschaft vom 6. Nov. 1876 die Leistungen im Verlaufe des Sommers mit und führte zuerst die Resultate der württembergischen Schulerhebungen über die Farbe der Augen, Haare und Haut in 3 Karten vor Augen, welche das K. stat.-topogr. Bureau hatte fertigen lassen. Die Resultate sind kurz folgende: Von 285,089 Schülern von 7—14 Jahren oder 15,15% der Gesammtbevölkerung des Landes sind 91,116 oder 32% blauäugig, 93,822 oder 33% grauäugig, 99,883 oder 35% braunäugig. Fasst man die blauen und grauen Augen als helle Augen den braunen gegenüber zusammen, so ist die Helläugigkeit über 65% der Landesbevölkerung verbreitet. In Bayern ergab sich 1 Procent mehr, nämlich 66%. Die Unterschiede in den 4 Kreisen sind sehr unerheblich, indem der Jagstkreis 65,5, der Schwarzwaldkreis 65, der Donaukreis 64,4, der Neckarkreis 64 Prozent aufweist. Die helläugigsten Oberämter sind Blaubeuren mit 69, Waiblingen, Freudenstadt, Oberndorf, Crailsheim, Künzelsau, Schorndorf und Geislingen mit 68%. Am wenigsten helle Augen sind in den Oberämtern Horb und Saulgau zu treffen, nämlich 61%. — Die Haare betreffend ergaben sich 176,142 oder 61,8% blonde Haare, 102,765 oder 36% braune, 4554 oder 1,6% schwarze Haare. Die brandrothen Haare wurden besonders notirt und solche an 1995 Schülern oder 0,6% befunden. Fasst man blonde und rothe Haare als helle zusammen und die braunen und schwarzen als dunkle, so ergeben sich für jene 62,4%, für diese 37,6. Der Jagstkreis ist mit 63,4, der Neckarkreis mit 63,1, der Schwarzwaldkreis mit 62,4, der Donaukreis mit 60,2%, betheiligt. Hellhaarige Oberämter sind Marbach, Besigheim, Geislingen mit 70%, Maulbronn, Künzelsau, Neuenbürg, Sulz und Mergentheim mit 67%; dunkelhaarige Oberämter sind Kirchheim mit nur 44% hellen, Tuttlingen, Ehingen, Leutkirch, Riedlingen mit 42%. Das eigenthümliche Resultat, die Farbe der Haut betreffend, erscheint in Württemberg wohl ebenso ungenau zu sein, wie in Bayern. Es ergaben sich nämlich 256,456 oder 90% weisshäutige, 28,288 oder 10% braunhäutige Schüler. Abgesehen von der Misslichkeit der Erhebung der Hautfarbe in den Schullokalen scheint ein gewisses Widerstreben der Erhebungsorgane gegen die Dunkelhäutigkeit zu bestehen. Der Gegensatz von Stadt und Land, der auch im übrigen Deutschland konstatirt wurde, drückt sich in Württemberg in ähnlicher Weise aus, wie überall. Es herrscht allenthalben in den Städten das dunkle Element vor, während auf dem Lande das helle Element überwiegt. So hat z. B. Stuttgart 39% dunkeläugige gegen 35% im Lande, die Stadt Kirchheim 43 gegen 37 im Bezirk, die Stadt Tuttlingen 42 gegen 36 im Bezirk, Ravensburg 42 gegen 38, Aalen 39 gegen 35, Rottenburg 39 gegen 34, Tübingen 38 gegen 33, Heilbronn 37 gegen 36. In Ulm und Esslingen bleibt Stadt und Bezirk gleichwerthig. In Reutlingen allein kehrt sich das Verhältniss um 35 in der Stadt gegen 38 im Bezirk. Aehnlich auch mit den Dunkelhaarigen: Stuttgart 40% gegen 37% im Land, Stadt Kirchheim 51 gegen 44 im Bezirk, Rottenburg 49 gegen 43, Reutlingen 45 gegen 40, Heilbronn 44 gegen 40, Cannstatt 43 gegen 40, Tübingen 43 gegen 37 u. s. w. Stadt und Land sind sich gleich in Göppingen, Ulm und Ludwigsburg, während Hall 41 gegen 43 aufweist. Die israelitische Jugend wurde besonders aufgenommen, nämlich 1995 Schüler bei einer Gesammtbevölkerung von 12,881 Juden im Lande. Unter

100 gezählten israelitischen Schülern sind 20 blauäugig, gegen 32 im Lande, 28 grauäugig gegen 33, 48 hellängig gegen 66, 52 braunäugig gegen 35. Blondhaarig sind 31,5, rothhaarig, 0,9, braunhaarig 57, schwarz 10,6. Es fallen hienach die meisten schwarzhaarigen und rothaarigen in diese Kategorie. Die meisten braudrothen Haare sind in Brackenheim, Herrenberg und Welzheim zu treffen, die wenigsten in Tübingen und Laupheim. Was die Kombinationen betrifft, so ergaben sich unter 100 Blonden 40 blau-, 35 grau- und 25 braunäugige, unter 100 Rothhaarigen 39 blau-, 28 grau- und 33 braunäugige, unter 100 Braunhaarigen 20,2 blau-, 28,3 grau- und 50,5 braunäugige, unter 100 Schwarzhaarigen 70 braun-, 29,8 grau, 0,2 blauäugige. Zum Schluss wies Redner auf die vorläufig bei der Versammlung der deutschen Anthropologen in Jena mitgetheilten Resultate der Schulstatistik des gesammten deutschen Reiches hin, wornach die kartographische Darstellung eine allmälige Dunklung der Bevölkerung von Norden nach Süden nachweist, die in fast regelmässigen Gürteln sich kundgibt. — Nach einem kurzen Bericht über die Jenenser Versammlung theilte der Vorsitzende noch die Resultate über Ausgrabungen mit, die derselbe auf der Höhe zweier isolirter Berge des Lochensteins bei Balingen und des Goldbergs im Ries veranstaltet hatte. Die Resultate waren überraschend, indem an beiden Punkten Knochen von Hausthieren und Wild zentnerweise zu Tage kamen, zugleich mit prähistorischen Instrumenten von Stein und Bein, auf den Lochen aber auch mit Bronce und Eisen. Die ersteren erinnern auffallend an die Funde in den Pfahlbauten im Federsee und Bodensee. Ob diese Bergeshöhen wirkliche Wohnplätze waren, auf welchen die alten Einwohner in ähnlicher Weise Schutz suchten, wie auf den Seen, oder ob sie nur vorübergehend etwa als alt heidnische Opferplätze besucht wurden, werden hoffentlich spätere Ausgrabungen darthun.

Zur älteren Archäologie.

In der 1590 zu Dresden erschienenen: „Meissnische Chronica: darinnen fürnemlich von den Bergkwerken des Landes zu Meissen gehandelt wird — u. s. w. — vnd endlich von allen Metallen vnd Metallarien, Das ist: Den jenigen Erdgewechsen, so man zu den Metallis zu rechnen pfleget, welche im Lande zu Meyssen gefunden werden, geschrieben durch Petrum Albinum, M., Churf. Sächs. Registratorn und Secretarien“ findet sich pag. 177 im XXIII Tittel, nach der Beschreibung der fürnemesten Erden im Land zu Meyssen, das Folgende, das für neuere Untersuchungen von Interesse sein wird.

„Wir haben an diesem Ort auch vrsach von den Erdtöpffen zuschreiben, den derselben auch zu Sebmideberg sein gegraben worden, Item bey Clöden. So werden sie auch im Lande zu Tyriagen gefunden, welcher wir billich auch biemit erwebnen sollen, wegen der nahen Nachtbarschaft, vnd verwandtnus, weil Tyringen dem Lande zu Meyssen gleich als incorporirt. Sie werden aber Zwergtöpffe daselbst von den einwohnern genennet, vnd auf eim Berge der Seeberg genant, nicht weit vom Schossstein, welcher derer von Witzleben ist, gegraben. Fabricius in „Hodaeporico Chemnicensi: Posthac ansatas Sebergi inquirimus ollas Montis, & ut perhibent, pygmaeis vascula quondam Triticeus coleret dum terras, forte relicta etc. Item nicht weit von uns in Niderlausitz, welches Land auch weilandt ein lange zeit zu Meyssen gehöret, grebt man sie an etlichen orten. Erstlich im Casebenberg bey der Stadt Senfftenberg, welches noch heutiges tages dem löblichen Haus zu Sachsen zustendig. Item nicht weit von Guben und Lohesperg, welches jtzo Behmisches Lehen, hernach bei Luben, zwo meilen von Luccaw. Item bei Tribel am Buchholtzerberg, vnd gegen der Schlesien eine halbe meil vom Sagen am Guckelberg, desgleichen an eim ort in der Schlesie, zwischen dem Boher und Neys. Wie denn auch zwischen Bergsdorff und Grens, welches der Antor Pisonis obseruirt.

Die Lausitzer, bey Luben, nennen sie gewachsene Töpffe, denn eins theils des gemeinen Volcks daselbst nicht anders dencken, als sollen sie in der Erde gewachsen seyn, gleich wie sie sich in Tyringen nicht anders bereden lassen, als haben sie die Zwerg gebraucht aad hinder sich verlassen, welche vorzeiten vmb den Seeberg in den Hölen sollen gewohnet haben, wie denn auch ein theil der Märcker vnd Lausitzer bey Luben fast der meinung sein, vnter welchen etliche so alber das sie denken, es sollen die Zworge noch leben, diese Gefess teglich machen, vnd also an die örter setzen.

Die Tyringischen haben gemeiniglich einen engen Hals vnd weiten Bauch, Eins theils mit einem zweyen auch drei Henckeln. Die Lubbenischen, sollen nicht allein Töpffe sein und Krüge, sondern auch Handbecken, Kacheln, Krensleia etc. Vnd ohwol die meisten in der grösse sein, das etwan ein Nössel eingehen möcht. Hat man doch bisweilen etliche ausgegraben, da in einen in die fünffhalb oder fünff stübichen gangen, wie denn auch die Schmiedebergischen vnd Clödnischen, ziemlich gross sein sollen. Seind alle vberall gemeiniglich mit Steinen, bisweilen mit etwas anders zugedeckt.

Man grebt sie sonsten an mehr örten als im Land zu Hessen bey Giesa, ein Dorf Dudershoffen, Item bey Reinisch Zahern, vnd seind an beyden örten solche gegrabene Töpff rot, gleich wie die Senfftenbergischen graw sein, vnd die man in Sachsen zu Fertoslehen vnter der Schulenberger gebiet, in einem Weinberg ein halbe meil vom Schlos Schricka find, gelb oder rötlich sein, welche ohn zweiffel aus weissen Thon gemacht vnd gebrant sein. Monsterus schreibt auch, das im

Land zu Poln hey den Flecken Nochaw vnd Paluky solche Hafen gefunden werden.

Die Lausitzer vmb Luhen sein der meinung, das sie nur im Sommer können gegrahen werden, derhalben das sie ansserhalb der Sommerzeit in die 15. 18. 20. Schuch tieff in der Erden liegen söllen, Im Sommer aher vnd hald vmb Pfingsten nicht vher Ella tieff, derhalben sie vmb dieselbe zeit mit Eisengruhstückeln vnd scheiten hinans gehen, mit welchor sie einer halhen Ela oder tieffer in die Erde stossen. Wenn sie nun fühlen, wo die Töpffe order Gefesse stehen, denn es, weil sie mit Steinen bedeckt, im stechen wohl kaum empfunden werden, vmhgrahen sie sie, weil sie aher weich, lassen sie dieselhen also vmhgrahen ein weil stehen, bis sie hart werden, sonsten kan man sie nicht gantz heraus bringen, sondern sie zermahlen sich wie ein Asch. Cromerus schreiht in seiner Polnia lib. 1 also davon: Est in maiore Polonia prope Sremnm oppidum collis, vbi (res incredibilis sed a multis confirmatur) ollae, nmphorae, cacabi, & aliarum figurarum vasa fictilia sponte nascuntur, & sub terra effodiuntur mollia, in aërem autem prolate durescunt. Vidi vnnm atque alterum, quod inde erutum esse dicebatur, rude nec satis bene conformatum. Soviel nun von dieser Töpffe örter da sie gefunden werden, auch von der Leute opinion. Item von der gestalt, vnd zum theil art wie sie gegrahen werden."

Nach einem Nachweise, dass sie nicht in der Erde gewachsen, auch nicht von den Zwergen gemacht sein können, heisst es pag. 179 weiter: „Wie es aher Agricola dafür helt, so sind es eigentlich Töpffe, darinnen die alten Heyden dieser Lande jhrem Brauch nach, die Aschen von den verhrannten Todten vergrahen. Vnd hierzu können diese rationes oder argument angezogen werden. Erstlich weil man in allen, so zugedeckt sind, Aschen. auch in eins theils Kolen, in eins theils Ringe findet, vnd jrret gar nichts, das die so in Tyringen gefunden werden, viel elter anzusehen sein, als die Lausitzer, denn die vrsach ist, das das Volck der Lausitzer, langsamer als jene zum Christlichen Glauhen, gehracht worden. Zum andern, so werden sie meistes theils in den Hübeln gefunden, davon man aus den Historien sonsten nachrichtung hat, das die Heyden ihre Begrebnus an solchen orten gehaht. Zum dritten, bin ich neben dem berichtet gewesen, das an etlichen orten als zu Schmideberg, wenn sie sein gegraben worden, hat man in solchen Hüheln eine gantze Reye grosse runde Stein, gleich als in einem Circkel zum schutz herumb gesetzt gefunden. Derwegen ich mich im Jar 1587 im Herbst, die wahrheit zuerkündigen, solhst vnterstanden etliche solcher Hügel, so nicht fern von dem Städtlein Zanaw, bei dem Dorff so man Wergzanaw oder hesser Bergzanaw nennet, auff und durchgraben zu lassen, da ich denn in des meisten theils solche Reyen oder Circkel von grossen Feldtsteinen, vnd im mittelsten Circkel die Urnas mancherley form, aher weil sie vielleicht von der vietrifft vnd wind am Saade sehr entblöset, meistes theils zuhrochen vnd voll Sande oder Erden gefunden, darnehen gleichwol in etlichen Aschen, Beyn vnd Kohlen gewesen. Dieses aher ist sonderlich zumercken, das ich kleine Näplein dabey gefunden, fast in der form, wie man die Kässnäplein macht, doch unten kewlich, auff deren jeden an einer seiten ein Löchlein mit einem Daumen eingedruckt, das mans desto besser hat halten mögen. Solche habe ich und Magister Osswaldus Vogel, Superintendens zur Zanaw, mein lieber Gevatter vnd vertrawter Freund, für diejenigen Vrnulas angesehen, darein man die Treuen der weinenden oder praeficarum, so vorzeiten zu den exeqnijs oder bestetigung der verstorhenen, mit Gelde sein gedinget worden, gesamlet. Werden von etlichen Plendisteria genennet.

In dem grösten Hühel oder Berg aber so fast mitten vnter den anderen, deren in 16 oder mehr gewesen, funden wir erstlich eines Lachters tieff, ein gantz Menschen Gebein in der ordnung, wie das Cadaver war hegrahen worden, an welchem die schinbein grosserer lenge, auch die Kinbacken noch gar voll frischer weisser Zeen. Vnter welchen noch eines Lachters tieff etliche grosse Feldwacken lagen, mit breite Steinen bedackt, dazwischen ein grosser hanffen gar schone weis grawlichte Aschen, welche etwas fette anzugreiffen gewesen." Albinus sagt dann, dass die Hügel, welche wie Backöfen hoch und rund sind, für Begräbnissstätten, dagegen die breiten und nicht hohen für Wachthügel oder speculae zu halten seien, und fährt pag. 180 fort: „Das die Töpff aher an einem ort weichor seyn, als an einem andern, vad in der Lufft dürr werden, ist ohne Zweiffel die vrsach, dass sie nicht aus einerley Thon vnd Materi gemacht sein. Denn diejenigen so ich ausgraben lassen, alle hart gewesen, ob sie schon wegen der Feuchtigkeit vnd alters etwas mürhe, darauff sie doch an der Lufft härter werden. So weis man das gleichfalls an etlichen orten die Werckstücke, welche gar weich gegraben werden, hernach in der Lufft so hart werden, das man sie nicht mehr arbeiten kann, derwegen man sie stracks in dem Steinbruch so bald sie gewonnen sein, also formiren muss, wie man sie haben will. Ich las es derwegen dabey bleihen, das es urnae mortuarum sein, Denn dergleichen monumenta von Glässern vnd sonsten mehr gefunden werden etc. In Tyringen hat man auch steinerne solche Töpffe gegrahen nicht ferne von Nordhausen, darinnen die Asche wegen des orts gelegenheit vnd natur fast in Stein verwandelt worden. Gleich wie in Italien vher diese Irrdische vnd steinerne Töpffe auch Glässerne, wie newlich erwehnet worden, gegrahen werden, von welchen Agricola am ende des 7 Buchs de natura fossilium."

Bonn, Sept. Ad. Gurlt.

In's Freie.

(Schluss des Art. aus No. 6 und 8.)

Unter den Resten aus vorgeschichtlicher Zeit verdienen noch die folgenden ein hohes Interesse. Wir zählen dieselben auf und verweisen auf den Eingang des Artikels in No. 6, S. 41, und besonders No. 8, S. 63, wo jene Hauptfragen mitgetheilt wurden, deren Beantwortung der Berliner anthropologische Verein in seinem Organe als unerlässlich bezeichnet hat.

g. Thierische und pflanzliche Reste.

Funde von Skeletten oder einzelnen kenntlichen Theilen der ausgestorbenen, verdrängten oder noch vorhandenen Thiere (z. B. Mammuth, Nashorn, Moschusochs, Lemming, Hahn, Rennthier, Elch, Hirsch, Reh, Ur, Wisent, Bär, Wolf, Hund, Katze, Luchs, Biber, Schwein, Schwan, Huhn, Anerhahn, Schildkröte, Stör, Lachs, Karpfen, Schnecken, Muscheln). — Welche Thiere hierunter waren nachweislich von Menschen getödtet oder verwundet? Welche sonstige menschliche Spuren dabei festgestellt (Schlingen, Schleudersteine, Wurfpfeile, Speerspitzen, Harpunen, Reusen, Angelhaken, Netze etc.)? — Futterreste, Mageninhalt, Kothballen u. s. f. sind zu beachten.

Baumstämme, Zweige, Blätter, Früchte, Nüsse, Moose, Flechten etc., wie sie sich namentlich auf dem Grunde noch vorhandener oder ehemaliger Gewässer (in Torfmooren u. dgl.) vorfinden. Angabe, welche menschlichen Spuren hierbei festgestellt wurden.

Sammler, Sammlungen, Literatur.

Durchaus erwünscht ist die Angabe der in dem Bezirk vorhandenen Sammler und der öffentlichen oder privaten Sammlungen unter Mittheilung der Kataloge oder Aufzählung wenigstens der hauptsächlichsten Fundstücke.

Urkunden, Chroniken, handschriftliche oder gedruckte Notizen oder Auszüge aus älteren Werken oder solchen modernen, welche schwer zugänglich sind oder, weil hauptsächlich andere Gegenstände behandelnd, leicht übersehen werden, ebenso Zeitungsausschnitte, Brochüren, Bücher, Karten, Pläne, Abbildungen etc., welche sich auf die zu I. gedachten Gegenstände beziehen, sind, wenn auch nur leihweise mitgetheilt, willkommen. Mindestens wird eine Angabe darüber erbeten.

Der besonderen Aufmerksamkeit und Beantwortung empfehlen wir noch schliesslich folgende für die Würdigung der Alterthumsreste wichtige Punkte:

a. Es ist genau anzugeben, ob in der Fundstelle, welche der Einsender beschreibt,
   1. Stein- und Bronze-Sachen, oder
   2. Stein- und Eisen-Sachen, oder
   3. Stein-, Bronze- und Eisen-Sachen, oder
   4. Bronze- und Eisen-Sachen, oder
   5. nur Stein-Sachen, oder
   6. nur Bronze-Sachen, oder
   7. nur Eisen-Sachen

   nachgewiesen sind und zu 1 bis 4, welche Umstände dafür sprechen, dass die aus den verschiedenen Stoffen gefertigten Sachen gleichalterig seien.

b. Bei Steingeräth, ob die Aexte, Keile, Pfeilspitzen etc. geschliffen, polirt oder nur roh zugeschlagen sind.

c. Gegenstände aus Edelstein, Silber, Gold, reinem Kupfer, Zinn, Blei, Zink, feinen Legirungen, Glasflüssen, Schmelz, Mosaik sind besonders hervorzuheben.

d. Desgleichen alle mit schriftartigen Zeichen, Runen, Buchstaben, Kreuzen etc. versehenen Gegenstände.

e. Nicht minder alle Münzen, von denen griechische, römische, byzantinische, arabische, mittelalterliche Hohlmünzen (Bracteaten) und barbarische Nachahmungen (Wendenpfennige etc.) besonderes Interesse haben.

f. Bei Urnen ist zu beachten, aus welchem Material sie gefertigt sind (ob aus grobem oder feinem Thon, ob Sand darunter gemengt und die Gefässe aus freier Hand oder auf der Drehscheibe (Töpferrad) gefertigt sind. Ferner die Farbe, Bemalung; ob Glasur oder nicht vorhanden. Grösse und Form. — Rand, Boden, Henkel und Griffe, und ob die letzteren über den oberen Rand des Gefässes hervorragen oder nicht. Art der Verzierungen, ob auf dem Deckel, Hals, Bauch und Boden; Gesichtsurnen, Thierbildungen, Pflanzenbilder, erhabene oder vertiefte Verzierungen eingedrückt, eingeschnitten oder eingeritzt. — Runen, schriftartige Charactere.

g. Auch von blossen Scherbenhaufen ist die Mittheilung solcher Stücke, welche irgend welche Verzierung aufweisen, von Interesse.

h. Bei den öfters in ehemaligen Gewässern (Mooren) oder Gräbern gefundenen Schwertern, Schildbuckeln, Helmen etc. ist anzugeben, ob dieselben augenscheinlich absichtlich zusammengerollt, verborgen, zerbauen oder sonst auffallend beschädigt sind. —

Kollmann.

Schluss der Redaction am 23. December



